

URMILA GOEL

DAS INDERNET

*Eine rassismuskritische
Internet-Ethnografie*



[transcript] Kultur und soziale Praxis

Urmila Goel
Das Indernet

Urmila Goel, geb. 1970, lehrt und forscht an der Humboldt-Universität zu Berlin in den Bereichen Europäische Ethnologie, Gender Studies und kritische Migrationsforschung. Die Kulturanthropologin habilitierte mit dieser Ethnografie über das Internet an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Sie forscht zu auf Indien verwiesenen Menschen im deutschsprachigen Europa.

Urmila Goel

Das Indernet

Eine rassismuskritische Internet-Ethnografie

[transcript]

Gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2020 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Urmila Goel**

Umschlaggestaltung: Vanessa Zallot

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5009-9

PDF-ISBN 978-3-8394-5009-3

<https://doi.org/10.14361/9783839450093>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Abkürzungsverzeichnis	7
Dank	9
Zur Orientierung	13
Aufbau des Buchs	13
Lesehinweise	15
Prologe: Das Indernet ist	17
Prolog 1: Eine Projektdarstellung (2001)	17
Prolog 2: Eine Forumdiskussion (2004-05)	18
Prolog 3: Ein Gespräch mit der Redaktion (2017)	27
Theoretische und methodische Grundlagen	37
Eine rassismuskritische Perspektive	37
Eine Ethnografie	45
Das Sammeln der Mosaiksteine	54

Mosaik des Indernets

Das erste Mosaik: Ein Raum der Zugehörigkeit	71
1.1. Einleitung: Das einmalige Indernet	71
1.2. Natio-ethno-kulturell Gleiche	73
1.3. Ein Raum der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit	86
1.4. Grenzen der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit	106
1.5. Das heteronormative Indernet	152
1.6. Fazit und Ausblick zum ersten Mosaik	181
Das zweite Mosaik: Das Gemeinschaftszentrum	187
2.1. Einleitung: Ein Internetportal	187

2.2. Die Räume des Internets	198
2.3. Kategorisierungen von Nutzenden.....	244
2.4. Kommunikation und Information	268
2.5. Mediale Aufmerksamkeit	290
2.6. Fazit und Ausblick zum zweiten Mosaik.....	302
 Das dritte Mosaik: Vom Community-Portal zur Facebook-Seite	 307
3.1. Einleitung: Die Geschichte des Internets	307
3.2. Die Gründung des Internets.....	311
3.3. Der Aufbau des Netzwerks	326
3.4. Das Community-Projekt.....	336
3.5. Das professionelle Internetportal.....	352
3.6. Stagnation	371
3.7. Internet 2.0	387
3.8. Fazit und Ausblick zum dritten Mosaik	405
 Zum Abschluss: Jenseits des Internets	 413
 Epilog: Generation Internet	 425
 Bibliografie	 429

Abkürzungsverzeichnis

BJP	Bharatiya Janata Party
CMS	Content Management System
DIG	Deutsch-Indische Gesellschaft
FAQ	Frequently asked questions
FB	Facebook
HSS	Hindu Swayamsevak Sangh
HTML	Hypertext Markup Language
IM	Instant Messaging
IT	Informationstechnik
msn	The Microsoft Network
PIO	Person of Indian Origin
PM	Private Message
RSS	Rashtriya Swayamsevak Sangh
RSS-Feed	Dateiformate für Web-Feeds
URL	Uniform Resource Locator
VHP	Vishva Hindu Parisad
WWW	World Wide Web

Dank

Dieses Buch ist das Ergebnis eines Prozesses, der schon vor dem Jahr 2000 begonnen hat und im Jahr 2020 mit dieser Veröffentlichung ein Ende findet. Über diesen langen Zeitraum bin ich sehr vielen Menschen zu Dank verpflichtet – vielen mehr, als ich hier namentlich nennen kann und sicher auch mehr, als ich erinnern kann.

Vor allem gilt mein Dank den Indernet-Redakteur_innen, -Nutzenden und -Beobachtenden, denen ich bei meinen Recherchen on- und offline begegnet bin. Sie haben mir Einblicke ins Indernet gewährt, Interviews gegeben und mit mir diskutiert. Sie haben es mir ermöglicht, diesen virtuellen Raum besser zu verstehen. Ich danke ihnen für ihre Zeit, Offenheit, Freundlichkeit, ihr Engagement und auch für ihren Widerspruch. Mein besonderer Dank gilt der Redaktionsleitung, die mein Projekt von Anfang an unterstützt hat und ohne die dieses Buch so nicht hätte entstehen können.

Zudem danke ich den engagierten studentischen Transkripteur_innen der Interviews: Navina Khatib, Alina Khatib, Thomas Steller, Kamila Haluszczak, Katarzyna Fus und Leonie Mechelhoff, die sich durch die schwankende Qualität der Kassettenaufnahmen gekämpft haben, sowie Lisa Wollmannstetter, die das Gespräch mit der Redaktion über das Manuskript transkribiert hat. Mareile Pasko danke ich nicht nur für das Transkribieren, sondern auch für ihre engagierte Unterstützung des Forschungsprojekts als studentische Mitarbeiterin an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) und ihre Analysen von Material im Rahmen einer Hausarbeit und ihrer Bachelor-Arbeit. Die Zusammenarbeit war eine Freude. Das gilt auch für Ioana Alexandra Florea, die gleichzeitig mit Mareile das Indernet teilnehmend beobachtet hat.

Danken möchte ich außerdem all den anderen Studierenden der Kulturwissenschaften an der Viadrina, mit denen ich von 2004 bis 2006 gemeinsam die Rassismus- und Internetforschung erkundet habe, von denen ich mit den Gender Studies bekannt gemacht wurde und deren empirisches Forschen ich begleiten durfte.

Dass ich überhaupt an der Viadrina und über das Indernet forschen konnte, verdanke ich Werner Schiffauer, der meine Projektidee von Anfang an unterstützt hat. Er hat mir geholfen, einen erfolgreichen Antrag bei der VolkswagenStiftung

zu stellen, hat mir einen Arbeitsplatz an der Viadrina gestellt, mir über viele Jahre in seinem Kolloquium einen Ort für wissenschaftlichen Austausch gegeben, mich darin bestärkt, das Projekt zu einer Habilitation auszubauen und mich dabei begleitet. Vielen, vielen Dank.

Zu diesem Forschungsprojekt bin ich auf Umwegen und durch viele verschiedene wissenschaftliche Anregungen gekommen, für die ich mich bedanken möchte: David Heathfield (Southampton) hat mich mit Wissenschaftstheorie in Kontakt gebracht und meinen Glauben an positivistische Wissenschaft erschüttert. Werner Menski (London) hat mich zur Auseinandersetzung mit der Migration aus Südasien nach Deutschland inspiriert. Herman Kulke (Kiel) hat mir indische Geschichte und insbesondere die Kritik am Hindu-Nationalismus nahegebracht. Sudipta Kaviraj (London) hat mich mit postkolonialen Perspektiven auf Indien vertraut gemacht. Ohne diese Anregungen wäre dieses Buch nicht so entstanden.

Christiane Brosius (Heidelberg) danke ich für die Zusammenarbeit bei der Herausgabe von »masala.de« und dafür, mich mit Werner Schiffauer in Kontakt gebracht zu haben. Beate Bartoldus (Bonn) danke ich für ihre Unterstützung bei meinem Schritt zurück in die Forschung. Merle Kröger (Berlin) verdanke ich die Aufnahme in das Projekt ImportExport und viele spannende Diskussionen. Jannis Androutsopoulos (Hamburg) danke ich für wissenschaftlichen Austausch und das Überlassen eines Interviewtranskripts. Mark McLelland (Wollongong) danke ich dafür, mir ein Fellowship an der University of New England in Armidale ermöglicht zu haben. Devleena Ghosh, Heather Goodall und vielen anderen in Sydney danke ich für die nette Aufnahme am Centre for Transforming Cultures und den produktiven Austausch. Knut Jacobsen (Bergen) danke ich für einen Arbeitsplatz, an dem ich das Konzept für dieses Buch entwickelt habe. Radhika Gajjala (Bowling Green) danke ich für ihre Unterstützung. Zudem danke ich allen Konferenzveranstaltenden und -teilnehmenden sowie den Kolloquiumsteilnehmenden an der Viadrina, die es mir ermöglicht haben, über das Projekt zu diskutieren, sowie all den Buchherausgebenden, dank derer ich meine Ideen zu Papier bringen und der Diskussion stellen konnte. Ich danke Beate Binder (Berlin) und Anika Keinz (Frankfurt (Oder)), die mich unterstützt haben, das Manuskript fertigzustellen. Schließlich danke ich Paul Mecheril (Bielefeld) und Heike Greschke (Dresden), die mich im Verlauf des Projekts begleitet und unterstützt und sich als externe Gutachtende für meine Habilitation bereit erklärt haben.

Für finanzielle Unterstützung danke ich der VolkswagenStiftung, die von 2004 bis 2006 das Forschungsprojekt »Die virtuelle zweite Generation« gefördert hat. Dem Asia Centre der University of New England in Armidale (Australien) danke ich für ein dreimonatiges Fellowship im Jahr 2006, das es mir ermöglicht hat, Material auszuwerten. Der Viadrina danke ich für zwei dreimonatige Habilitations-Abschluss-Stipendien in den Jahren 2014 und 2016, die den Abschluss realistisch haben werden lassen. Zudem danke ich meiner Großmutter Sophie Neuling und

meinen Eltern Erika und Balbir Goel für ihre finanzielle Unterstützung, die es mir ermöglicht hat, während meiner freiberuflichen Tätigkeit an der Habilitation zu arbeiten. Das Buchmanuskript konnte ich fertigstellen, während ich als Vertretung der Alexander von Humboldt-Professorin Sharon Macdonald am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin angestellt war. Für einen Zuschuss zur Open-Access-Publikation danke ich dem Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

Jennifer Sophia Theodor danke ich für das Lektorat. Meiner studentischen Mitarbeiterin Ulrike Mausolf danke ich dafür, dass sie mich im Sommer 2019 von aller anderen Arbeit abgeschirmt hat, und für das finale Korrektorat. Wie mit Mareile war auch die Zusammenarbeit mit Uli eine Freude. Vanessa Zallot danke ich für die Gestaltung des Buchcovers.

Den Kolleg_innen und Studierenden des Instituts für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin danke ich dafür, dass sie es mir als Quereinsteigerin seit 2015 ermöglicht haben, mich in die Grundlagen der Europäischen Ethnologie einzuarbeiten, mich immer weiter mit verschiedenen Denkansätzen bekannt machen und einen produktiven Diskussionsraum bieten.

Meinen Eltern und Freund_innen, die mich über all diese Jahre begleitet haben, danke ich für ihre Unterstützung.

Schließlich danke ich Kathleen Heft, die das Projekt fast von Anfang an mit klugen Gedanken, kritischen Einwüfen, geduldigem Korrekturlesen, engagierten Diskussionen und auf viele andere Arten unterstützt hat.

Vielen Dank an alle, die mir dieses Projekt ermöglicht haben, und von denen ich lernen durfte.

Zur Orientierung

Aufbau des Buchs

Drei Mosaike des Indernets

Dieses Buch ergründet, wie der virtuelle Raum Indernet sich entwickelt hat und angenommen wurde. Hierzu lege ich drei Mosaike des Indernets. Die Mosaiksteine hierfür habe ich gezielt gesucht oder zufällig gefunden. Einige haben sich mir aufgedrängt, andere habe ich mitgenommen, obwohl sie eher unauffällig waren. Manche wurden mir gezielt überreicht, viele andere habe ich übersehen. Die gesammelten Steine habe ich gesäubert und geschliffen, um sie genauer betrachten und archivieren zu können. Einige blieben mir im Gedächtnis und ich konnte sie jederzeit wieder heraussuchen, andere sind in den Tiefen meines Archivs verschwunden. Die Steine, die ich nun hervorhole, um Mosaike zu legen, sind also eine Auswahl, teils bewusst und teils zufällig gewählt. Die Mosaike, die im Laufe dieses Buches entstehen, sind meine Arrangements, die zum Nachdenken über Projekte wie das Indernet anregen sollen.

Das erste Mosaik hat sich aus meinem rassismustheoretischen Zugang entwickelt und fokussiert den Aspekt der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Es zeichnet nach, wie es dazu kam, dass junge Menschen, die im deutschsprachigen Europa sozialisiert und dort als indisch wahrgenommen wurden, diesen virtuellen Raum geschaffen haben und wie sie ihn genutzt haben. Dabei stelle ich zunächst die besondere Bedeutung des Indernets für natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige dar und analysiere dann, wie es als Raum der Zugehörigkeit funktionieren konnte. Dieses Bild ergänze ich durch eine Analyse der Normsetzungen und Abgrenzungen im Indernet, die Gefühle der Zugehörigkeit erst ermöglichten. Ich biete so eine Analyse der »dynamics of objectification« (Miller und Slater 2000, 10-14), also der Prozesse der Identifikation durch den Umgang mit dem Internet.

Das zweite Mosaik bricht im Anschluss daran die Engführung auf die natio-ethno-kulturell Geanderten auf und nimmt stattdessen die Vielfalt des Indernets in den Blick. Hierfür fokussiere ich insbesondere die räumliche Ausgestaltung des Internetportals. Mithilfe des Bilds eines Gemeinschaftszentrums stelle ich dar, wie im Indernet unterschiedlichste Angebote, Nutzende und Nutzungsarten koexistie-

ren konnten und trotzdem ein Gefühl der natio-ethno-kulturellen Gleichheit bestand. Dieses Mosaik setzt sich aus vier Teilen zusammen: Der erste beschreibt die Räume des Gemeinschaftszentrums und ihre Nutzung. Der zweite stellt verschiedene Kategorisierungen von Nutzenden dar. Der dritte lenkt die Aufmerksamkeit auf die zentralen Angebote von Internetportalen: Kommunikation und Information. Der vierte nimmt die mediale Aufmerksamkeit, die das Indernet erfahren hat, in den Blick. Es geht in diesem Mosaik damit um die »dynamics of mediation« (ebd. 14-16), also um den Umgang der Menschen mit dem Internet als Medium.

Das dritte Mosaik fokussiert die Zeitlichkeit des Indernets. Es setzt sich aus einer Reihe von Fragmenten zusammen, die das Indernet in verschiedenen Phasen seiner Entwicklung beschreiben. Diese zeichnen dabei jeweils seinen sozialen, gesellschaftlichen und technischen Kontext nach. Dieses Mosaik führt vom Gründungskontext über die erfolgreiche Netzwerkarbeit zur Etablierung als Community-Projekt und seiner Professionalisierung. Anschließend erlaubt es einen Blick auf die Phase der weitgehenden Stagnation und schließlich auf den Neustart des Indernets im Web 2.0. So verbindet das Mosaik eine Analyse der »dynamics of mediation« mit einer der »dynamics of positioning« (ebd. 18-21), also einer Analyse des Umgangs der Nutzenden damit, dass das Internet sie neu in der Welt positioniert.

Für diese drei Mosaiksteine habe ich aus den vielen gesammelten Steinen zum Teil die gleichen und zum Teil unterschiedliche Steine ausgewählt. Vor allem aber habe ich die Mosaiksteine anders angeordnet, um andere Perspektiven auf das Indernet zu ermöglichen. So sind die Mosaiksteine miteinander verbunden und ergänzen sich, folgen aber gleichzeitig jeweils einem anderen Gestaltungsprinzip und gehen nicht ineinander auf. Zudem gibt es noch ungenutzte Steine und noch andere Arten des Zusammenlegens, die andere Perspektiven auf das Indernet eröffnen können. Die drei Mosaiksteine ergeben also kein umfassendes, abschließendes Bild des Indernets. Sie sind Produkte meiner Zugänge, Interessen und theoretischen Verortungen.

Der Rahmen für die Mosaiksteine

Um die Mosaiksteine besser verstehen zu können, sind ihnen drei Prologe und ein Grundlagen-Kapitel vorangestellt.

Die drei Prologe bieten verschiedene Perspektiven auf das Indernet und reflektieren den Forschungsprozess. Im Prolog 1 gibt eine Beschreibung des Portals aus dem Jahr 2001 eine Idee davon, was das Indernet war bzw. sein wollte. Eine kommentierte Forumdiskussion zum Forschungsprojekt aus den Jahren 2004 und 2005 zeigt in Prolog 2, wie die Nutzenden das Indernet wahrgenommen und mit mir über mein Forschungsprojekt diskutiert haben. Ein Gespräch mit der Redaktion über das Manuskript zu diesem Buch aus dem Jahr 2017 ist die Grundlage für Prolog 3. Er setzt sich kritisch mit meiner Analyse auseinander, diskutiert un-

sere Kollaboration im Forschungsprozess und lässt mich und die Redakteure über unsere jeweiligen Projekte reflektieren.

Im Kapitel zu theoretischen und methodischen Grundlagen stelle ich meine rassismuskritische Perspektive dar, reflektiere über das ethnografische Forschen rund um das Indernet und beschreibe, wie ich die Mosaiksteine gesammelt und bearbeitet habe.

Zum Abschluss des Buches biete ich eine kurze Zusammenfassung der Mosaiksteine und diskutierte, was aus ihnen über die Produktion natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit, über Möglichkeitsräume online und das Forschen im, zum und durch das Internet gelernt werden kann.

Am Ende des Buches steht ein Epilog, der auf der Basis eines E-Mail-Austauschs mit der Redaktion um die Jahreswende 2016/17 entstanden ist und eine Reflexion über die Erstellung des Manuskripts ermöglicht.

Lesehinweise

Wege durch das Buch

Das Buch kann je nach Interesse unterschiedlich gelesen werden. Die Mosaiksteine und Prologe haben jeweils eigene Fokusse und Argumentationen. Sie können einzeln und in beliebiger Reihenfolge gelesen werden. Wie bei einem Internetportal sind die verschiedenen Teile aber miteinander verbunden und verweisen auf vielfältige Weisen aufeinander. Um einen Überblick über die drei Mosaiksteine zu bekommen, können jeweils die einführenden Kapitel, in denen der jeweilige Fokus motiviert wird, und das jeweilige Fazit, in dem die Erkenntnisse des Mosaiks zusammengefasst sind, gelesen werden.

Ich empfehle, die Lektüre mit der Projektdarstellung in Prolog 1 zu beginnen, um eine Idee davon zu bekommen, was das Indernet war. Abschnitt 2.1.2 bietet ergänzend eine Beschreibung, wie das Internetportal mit Navigationsleisten, Fenstern und Rubriken aufgebaut war.

Begriffe

Im Abschnitt »Produktive Bezeichnungen« (S. 43) setze ich mich mit der Schwierigkeit auseinander, angemessene Begriffe zu finden. Ich benutze in diesem Buch sowohl Begriffe aus dem Indernet und den Interviews als auch analytische Begriffe. Beide sind auf ihre Weise passend und ungenügend. Ich verzichte darauf, alle aus analytischer Perspektive problematischen Begriffe mit Anführungsstrichen zu markieren, und hoffe, dass meine Analyse sowohl ihre Unzulänglichkeit als auch ihre Bedeutung deutlich macht.

Gendern

Ich habe mich für den Gender-Gap, also die Lücke mit Unterstrich, entschieden, um auch nicht-binären Geschlechtsidentitäten Raum zu geben. Wenn hierbei grammatikalische Formulierungen zu kompliziert werden, nutze ich in der Regel Artikel, Pronomen etc. in weiblicher Form, ohne dabei eine weibliche Identität zu unterstellen. Dabei bin ich allerdings bewusst inkonsequent, um das Irritationspotential geschlechtersensibler Sprache zu nutzen.

Bei manchen Begriffen ist die inklusive Schreibweise nicht sinnvoll, weil sie eine Inklusivität suggeriert, die nicht existiert. Daher übernehme ich Kategorisierungen aus dem Feld zum Teil in der männlichen Form und konzipiere die Standard-Nutzer/in (vgl. 1.3.2) als Normvorstellung binär.

Anonymisierung

Das Indernet und seine Akteur_innen sind überschaubar. Meine Interviewpartner_innen sind daher identifizierbar. Um eine Identifikation zu erschweren, habe ich verschiedene Anonymisierungspraktiken gewählt. Manche Interviewte haben mehrere Pseudonyme bekommen, damit verschiedene Informationen über eine Person nicht zusammengeführt werden können. Zudem habe ich teilweise biografische Details geändert. Bei leicht identifizierbaren Personen wie den Gründern des Indernets, der Redaktionsleitung und besonders auffälligen Nutzenden habe ich zum Teil auf Pseudonyme verzichtet und nutze stattdessen Buchstaben. Diese verweisen innerhalb von Kapiteln auf die gleiche Person, zwischen den Kapiteln wechselt die Zuweisung aber. X ist damit in einem Kapitel die eine Person und in einem anderen Kapitel eine andere.

Zur Frage der Anonymisierung findet sich mehr im Abschnitt »Forschungsethische Herausforderungen« (S. 46) sowie im Abschnitt »Transkripte interpretieren« (S. 66).

Prologe: Das Indernet ist ...

Prolog 1: Eine Projektdarstellung (2001)

Das Jugendforum der Deutsch-Indischen Gesellschaft (DIG) hatte Anfang der 2000er Jahre die Aufgabe, Empfehlungen für die Jugendarbeit der DIG auszuarbeiten. In seinem Abschlussbericht hat es dafür verschiedene Projekte von jungen als indisch wahrgenommenen Menschen in Deutschland vorgestellt. Auf der Basis eines Textes der Indernetredaktion, verbunden mit eigenen Beobachtungen und unter Verwendung der mir damals wichtigen Begriffe schrieb ich als Teil des Jugendforums den folgenden Text¹:

»Das Indernet wurde von drei jungen Indo-Deutschen im Juli 2000 gegründet. Das Indernet ist eine junge indo-deutsche Internet Community und ein Portal, das sich [...] Indernetzwerk [...] nennt. Da immer mehr Menschen im heutigen Informationszeitalter den Sprung ins Internet wagen, sieht sich das Projekt als Informations- und Kommunikationsmöglichkeit auf globaler Ebene. Das Indernet geht trilingual an den Start: Hindi, Deutsch und Englisch. Das Ziel vom Indernet ist es, Menschen im Internet zusammenzubringen, die Kommunikation untereinander zu fördern, Projekte vorzustellen und über das Land Indien an sich zu informieren. Das Indernet bildet ein Portal, das eine große Anzahl von Webseiten miteinander vernetzt, um einen Informationsgehalt auf hoher Ebene herzustellen. [...] Die Zielgruppe ist primär die Generation junger, in Deutschland lebender Indo-Deutscher. Doch prinzipiell kann jeder mitmachen, der Spaß daran findet und bereit ist, sich zu engagieren. Dabei spielt es keine Rolle, welche Herkunft, Religion oder welches Alter man besitzt. So gibt es auch deutsche Mitglieder und solche aus Indien, England, USA oder der Schweiz. Eine Mitgliedschaft im Indernet kostet nichts. Interessierte können sich ganz einfach über ein Onlineformular anmelden, die Daten werden vertraulich behandelt. Wer Mitglied ist, erhält in regelmäßigen Abständen den Infobrief, der über aktuelle Projekte, indienrelevante Veranstaltungshinweise oder Tipps informiert. [...] Die Idee besteht darin, zu verschiedenen Themenbereichen selbst verfasste oder gefundene Artikel zu schrei-

1 Dies ist ein leicht überarbeiteter Auszug aus Cherian et al. (2001, 28-29).

ben und mit Links aus dem Internet zu erweitern. Aus diesem Grunde wurde im Dezember 2000 eine offizielle Redaktion gegründet, die permanent und mit klar verteilten Aufgaben an dem Indernet arbeitet. Das Indernet bietet verschiedene Möglichkeiten der Kommunikation: Neben den bestehenden E-Mail-Kontakten wurde mit einem Gästebuch, in das sich die Leute eintragen und andere Menschen ansprechen können, angefangen. Der nächste Schritt war die Einrichtung eines Forums: jeder, dem ein bestimmtes Thema am Herzen liegt, über das er diskutieren möchte, kann seine Meinung in das Forum schreiben und anderen Menschen die Möglichkeit bieten, darauf zu antworten – so können Diskussionen initiiert werden. Die Krönung [...] scheint der eigene Chat, der es ermöglicht, sich in Echtzeit von überall aus auf der Welt auszutauschen. Über die Pinnwand dürfen die Menschen kostenlose Kleinanzeigen aller Art loswerden. Eine eigene Domain und die damit verbundenen Onlinekosten finanzieren sich nicht von selbst. Da es keine Mitgliedsbeiträge gibt, ist das Indernet auf Sponsoren angewiesen. Zurzeit sind zwölf Jugendliche von 16 bis 24 Jahren in der Redaktion engagiert, weitere Jugendliche arbeiten frei mit. Das Indernet verfügt über 130 Mitglieder aus allen Altersklassen.«

Prolog 2: Eine Forumsdiskussion (2004-05)

Auf der Suche nach Bildern

Im Frühsommer 2004 war ich auf der Suche nach sprachlichen Bildern über das Indernet. Anfang Mai 2004 stellte ich unter der Überschrift »Das Indernet ist...« folgende Frage im Indernet-Forum:

»... eine Trinkhalle (Achtung für alle Nicht-Rheinländer: Eine Trinkhalle ist ein Kiosk!) in der man vorbeischauen, Leute treffen, im Stehen was trinken und sich eine Zeitung mitnehmen kann. Oder doch nicht? Was ist das Indernet? Ich bin gespannt auf Eure Bilder!«

Wie immer, wenn ich im Indernet-Forum schrieb, nutzte ich meinen Nick urmel und die Signatur: »Ich bin hier dienstlich. Mehr zu meinem Forschungsprojekt ›Die virtuelle zweite Generation‹ auf www.urmila.de/forschung«. Die Lesenden konnten sich so über mich und mein Forschungsprojekt informieren und erfuhren, worauf sie sich einlassen, wenn sie mir antworteten. Mein Post war allerdings nicht recht verständlich, wie die erste Antwort von Top-Posterin A² am gleichen Tag zeigte:

2 Ich bezeichne die Postenden als Top-Postende, wenn sie zu dem kleinen Kreis gehörten, die durch eine besonders hohe Anzahl von Posts auf dem Indernet auffielen (vgl. 2.3.3). In diesem Thread ist auffällig, dass sich fast nur Top-Postende beteiligten. Ich übernehme die Gender-Zuschreibungen, die sich aus ihren Nicks bzw. den Profilbeschreibungen ergaben.

»Vielleicht bin ich, naja, aber doofe Frage, was willst du jetzt wirklich von uns? Bilder?« Ich versuchte, meine Frage deutlicher zu formulieren:

»Hmm, da habe ich mich wohl mehrdeutig ausgedrückt. Ich suche nach sprachlichen Bildern. Wie kann man das Indernet beschreiben? Als Trinkhalle oder als Haltestelle oder als little India oder als... (Alle die Bilder habe ich in Interviews schon bekommen) Das Indernet ist klar mehr als nur eine Internetplattform.«

Viel geholfen hat diese Erläuterung allerdings nicht. Es kamen keine weiteren Reaktionen. Ich dachte, dass dieser Versuch erfolglos bleiben würde. Sechs Wochen später kam aber doch ein erster inhaltlicher Kommentar von Top-Poster B: »Das Indernet ist besser als shaadi.com, habe ich hier zumindest manchmal den Eindruck.« Das war zwar kein sprachliches Bild aber doch ein Kommentar zum Indernet. Das internationale Internetportal shaadi.com nannte sich selbst »The World's Largest Matrimonial Service«. Auf Shaadi konnte sich jede_r, die irgendwo auf der Welt auf der Suche nach eine_r indischen Partner_in war, ein Profil anlegen und so in Kontakt mit möglichen Partner_innen kommen. Viele der Interviewten nutzten Shaadi oder kannten Personen, die es nutzten. Bs Kommentar spielte darauf an, dass auch auf dem Indernet das Flirten und die Suche nach der passenden Partner_in sehr präsent waren (vgl. 1.5.4).

Ich war froh, dass meine Anfrage endlich eine Reaktion bekommen hatte. Daher reagierte ich einen Tag später auf B: »Magst Du shaadi.com nicht? Oder warst Du noch nicht erfolgreich?« B ließ sich dadurch zwar nicht herausfordern, aber einen Tag später kommentierte Top-Posterin C: »Naja, ich sag mal, dass man das Indernet nicht beschreiben kann, aber wenn man das Indernet beschreiben will, dann muss man eine Kavita benutzen!« Ich weiß nicht, was eine Kavita ist, und auch nicht, warum ich damals nicht nachfragte. Vielleicht war ich nicht online. Vielleicht war ich so froh, dass ich noch eine Antwort bekommen hatte, dass es mir egal war, dass ich sie nicht verstand. Wie dem auch sei, der Thread begann, sich zu entwickeln. Am nächsten Tag bekam ich tatsächlich das erste Bild zum Indernet und zwar eines, das schnell weitere Reaktionen provozierte. Top-Posterin D schrieb: »Treffpunkt für verirrte Inder in Deutschland.« Top-Posterin C reagierte mit: »Wat wer bist du denn?« und Posterin E schrieb: »Haye, D, wat für verirrte? Also das Indernet ist doch eigentlich lustig, wo man einfach schreiben kann, was man will und wann man will. Ist doch supi oder? Aber ein so richtiges ›Bild‹ fällt mir nicht ein!« Typisch für Forendiskussionen gingen jetzt mehrere Diskussionsstränge durcheinander. Zum einen ging es weiter um das Indernet, zum anderen um Ds Kommentar. Auf Top-Posterin Ds Antwort: »du darfst es auffassen wie du willst«, erwiderte Posterin E einen Tag später: »genau das mache ich!« Nach diesem kurzen Austausch war allerdings erstmal wieder Schluss.

Erst über ein halbes Jahr später (Anfang 2005) reaktivierte B den Thread und brachte einen neuen Vergleich: »Das Indernet ist ein Messenger!« Damit bezog

sich B auf Instant Messaging (IM), also auf eine andere Art der Internetkommunikation. Ein Internetforum wie jenes des Indernets, hat eine Webpräsenz, auf der alle Beiträge gespeichert sind und jederzeit gelesen werden können. Dies ermöglicht asynchrone Kommunikation. Die Antwort auf einen Post kann jederzeit erfolgen. Daher konnte es auch in diesem Thread mehr als sechs Monate dauern, bis der nächste Beitrag geschrieben wurde. IM hingegen ist eine Internetanwendung, die ausschließlich synchron benutzt werden kann. Mit seinem Vergleich nahm B wohl darauf Bezug, dass das Forum häufig zur zeitnahen Kommunikation genutzt wurde. Mehrere Nutzende waren gleichzeitig online und reagierten direkt auf die jeweils anderen Beiträge. Mich interessierte, wieso B nach so langer Zeit und gerade zu diesem Zeitpunkt den Thread reaktivierte. Da wir ein paar Tage vorher im Indernet-Chat miteinander geredet hatten, entschloss ich mich, ihm eine private Nachricht zu schicken: »Hi, wie bist Du denn jetzt wieder auf meinen alten Thread gestoßen?« B antwortete mir einen Tag später per privater Nachricht: »Ai, bin auf deinen Thread gestoßen, weil mich die Beiträge der letzten Tage sehr an Messenger-Kommunikation erinnerten, ergo das Indernet = Messenger!« Ihm war mehr als ein halbes Jahr nach dem letzten Post noch bewusst, dass es diesen Thread gegeben hatte. Er suchte ihn heraus, als ihm etwas zum Indernet auffiel. Während ich mich so im nichtöffentlichen Bereich direkt an B gewandt hatte, wurde Top-Poster F durch Bs Beitrag zu einem Kommentar im Forum motiviert: »Portal für Desis im deutschsprachigen Raum.« Ähnliche Beschreibungen hatte ich in meinen Interviews gehört. Auffällig war Fs Wahl des Begriffs Desi. Dieser wurde aus Großbritannien nach Deutschland importiert und bezeichnet Menschen, die biografisch mit Südasien verbunden sind.

Über das Forschungsprojekt

Nachdem mein Thread durch B wiederbelebt worden war, bekam er noch am selben Tag eine Wendung, die den Blick auf mich als Forscherin lenkte. Top-Posterin G schrieb: »... ein Sammelbecken an Anschauungsmaterial für Wissenschaftler, die unbedingt objektiv belegen wollen, dass Indisch-Sein, Deutsch-Sein und Indisch-Deutsch-Sein völlig verschiedene Dinge sind. Anders sein macht Spaß.« Ich fühlte mich von G herausgefordert und missverstanden. Schließlich sollte mein Forschungsprojekt ethnische Zuschreibungen hinterfragen. Ich fragte nach: »Wollen wir Wissenschaftlerinnen das?« In der darauffolgenden Stunde nutzten wir das Forum wie einen Messenger: Unsere Beiträge folgten schnell aufeinander. G antwortete: »Ich denke schon, sonst müsstet ihr Wissenschaftlerinnen ja nicht immer nach dem werten Befinden und unserer Beziehung zu unserer Herkunft fragen. Bist ja nicht die Erste hier, die in diesem Forum zu Analysezwecken unterwegs ist.« Woraufhin ich erwiderte: »Nicht die erste, aber am dauerhaftesten. Über die Wissenschaftler im Allgemeinen hast Du natürlich recht, aber selbstverständlich

gehöre ich nicht zu denen. Ich will sie ja gerade widerlegen. Ich glaube ja, wir sind Andere Deutsche – ein Konzept von Paul Mecheril.« Unser Gespräch nahm Bezug darauf, dass immer wieder Forschende und Studierende verschiedener Fachrichtungen versuchten, das Indernet für Forschungszwecke zu nutzen. Ich wurde durch eine Nutzerin herausgefordert, erklärte mich, ging in spielerischem Ton mit und wartete Reaktionen ab. Gs nächster Beitrag aber versetzte mir einen Schock. Auf einmal sah ich mich auf der Anklagebank, als ich las:

»@urmel: Habe mir gerade deine Seite angesehen. Und ganz ehrlich, das ist schon ziemlich heftig, was du schreibst. Schließlich ist das hier eine mehr oder weniger anonyme Angelegenheit. Woher weißt du, dass die Kommentare die Persönlichkeit der User widerspiegeln? Mal abgesehen davon, dass hier eigentlich immer nur die gleichen Leute posten. Von der Vielzahl der 600 bis 800 Teilnehmer ist hier wenig zu spüren. Und auch die Konflikte, von denen du sprichst, kann ich so nicht bestätigen. [Im Folgenden zitierte G von meiner Website zum Forschungsprojekt, ug] ›Politische Debatten sind in der Regel nur durch geringe Kenntnis, einen geringen Reflexionsgrad und oberflächliche Argumentation gekennzeichnet. Einige NutzerInnen beeindrucken durch wortgewaltige Argumentationen und scheinbares Sachwissen, ohne dass die Glaubwürdigkeit überprüft wird. Regelmäßig treten Konflikte entlang ethnischer, sprachlicher oder religiöser Abgrenzungen auf.«

G hatte sich den Internetauftritt meines Forschungsprojekts angesehen, wo zu diesem Zeitpunkt vor allem Auszüge aus meinem Forschungsantrag zu finden waren. Ich las aus ihrem Beitrag vor allem eine Kritik an meinen Interpretationen heraus. Zudem hatte ich das Gefühl, dass meine Art der Feldforschung kritisiert und meine Forschungsethik in Frage gestellt wurde. Ich fühlte mich angegriffen, fragte mich, ob die Kritik gerechtfertigt sein könnte, und musste einen Weg finden, mich dazu zu verhalten. Noch bevor ich reagiert hatte, postete G noch eine Antwort auf meinen vorherigen Post. Sie fragte in Bezug auf das Konzept Andere Deutsche kritisch und passend: »Was ist denn ein anderer Deutscher? Und was vor allem ist dann ein Deutscher?« Ich reagierte zuerst auf ihre Kritik an meinem Forschungsprojekt. Dabei blieb ich ausweichend und vorsichtig:

»Recht hast Du, zumindest zum Teil. Der Text stammt noch aus meinem Forschungsantrag von vor zwei Jahren. Da habe ich inzwischen einiges dazu gelernt. Unter anderem habe ich über 60 Interviews rund um das Indernet geführt. Meine Analyse bezieht sich also nicht nur auf das Forum. Habe auch gerade meinen Jahresbericht geschrieben, in dem ich einige Aussagen meines Antragtextes korrigiere, das stelle ich demnächst online.«

Zum Konzept Andere Deutsche konnte ich selbstbewusster Stellung nehmen:

»Mecheril (1997, 177) versteht unter Anderen Deutschen ›Menschen, die wesentliche Teile ihrer Sozialisation in Deutschland absolviert haben, und die Erfahrung gemacht haben und machen, aufgrund sozialer oder physiognomischer Merkmale nicht dem fiktiven Idealtyp des oder der ›Standard-Deutschen‹ zu entsprechen, weil ihre Eltern oder nur ein Elternteil oder ihre Vorfahren als aus einem anderen Kulturkreis stammend betrachtet werden‹.«

G antwortete:

»Hmm, das dachte ich mir schon, aber mit dem Begriff Standard-Deutscher kann ich nix anfangen. Ich glaube, den gibt's genauso wenig wie den Standard-Inder. Womit wir wieder bei Konflikten und Gemeinsamkeiten wären. Nun ja, ich muss jetzt los. Ich hoffe, du findest die Wahrheit, dann sind wir alle wieder ein bisschen schlauer.«

Gs Auseinandersetzung mit dem Thema war für mich interessant. Die Konzepte Andere Deutsche und Standard-Deutsche waren zentral für meine theoretische Herangehensweise. Ich musste noch lernen, sie verständlicher zu machen. Durch die Kritik an meinem Forschungsprojekt war ich allerdings in einer defensiven Haltung. Gs letzten Satz las ich als Herabwürdigung meiner Arbeit, dich mich noch mehr verunsicherte. Währenddessen waren andere Nutzende durch unsere Diskussion motiviert worden, auf meine Webseite zu gehen. Top-Poster H kommentierte, was er dort las:

»urmel-website hat folgendes geschrieben: ›Die Mitglieder der zweiten Generation erfahren hier [im Indernet, ug] ein Gefühl des gegenseitigen Verstehens, der Zugehörigkeit und Gemeinschaft, das sie so kaum aus der physischen Welt kennen, das das Gefühl der Isolation überwindet und das sie an den ethnisch definierten virtuellen Raum bindet.‹ Oi, geile These, wir sind alle Inderfreaks, die in der Realität keine Freunde haben.«

Bevor ich auf H reagierte, antwortete ich erstmal G und versuchte, das Konzept des Standard-Deutschen genauer zu erklären:

»@G: Genau, es gibt weder Standard-Deutsche noch Standard-Inder, aber es gibt die Vorstellungen von ihnen. Und damit werden wir immer wieder konfrontiert, wenn wir nicht indisch oder deutsch genug für irgendjemanden sind. Es geht also in Mecherils Konzept nicht darum, dass es Inder oder Deutsche gibt, sondern dass Leute andere so behandeln, als ob es sie gäbe und das hat dann Folgen. Ein bisschen um die Ecke gedacht.«

Dann ging ich auf H ein:

»@H: Nee, so ist das nicht gemeint. Ich glaube ja, dass die meisten Indernet-Nutzer, außer vielleicht F, hauptsächlich außerhalb des Indernets leben. Die Frage

ist nur: Warum gehen sie hier online? Und da ist dann meine These, dass man außerhalb des Indernets nicht so viel über Bollywood reden, Inderwitze machen und keine dummen Sprüche über arranged marriage hören kann. Das ist mit gegenseitigem Verstehen gemeint.«

Beim Übertragen der Diskussion in dieses Buch sehe ich, dass H von Inderfreaks gesprochen hat. Damals scheine ich auf das Konzept Internetfreaks reagiert zu haben. Ich hatte wohl vermutet, dass der Post sich auf die verbreite internetskeptische Sicht bezog, dass Internetnutzende emotional verarmt seien. Nun schaltete sich auch Top-Poster I ein: »Naja, also ich würde ja eher behaupten, dass die Leute hier posten, weil sie hier ernsthaft über gemeinsame Probleme reden können und keine blöden Sprüche über heilige Kühe/Zwangsverheiratung oder Inder allgemein gerissen werden.« Ich konnte derweil ein paar Stunden nicht reagieren, da ich gerade auf dem Weg von meinem Arbeitsplatz nach Hause war. Zu meiner Erleichterung reagierte Top-Posterin J für mich und stellte klar: »@I: glaub, Urmel hat nicht wirklich was Anderes gemeint wie du«. Hierauf reagierte I mit: »hören ist nicht gleich machen hören ist nicht gleich machen hören ist nicht gleich machen. Okay, jetzt habe ich´s kapiert. Man müsste die Posts hier vielleicht wirklich mal besser lesen.« Ich dankte J: »@J: Danke für das Übersetzen!« Am Abend machte ich einen meiner seltenen Einträge ins Feldtagebuch:

»B hat meinen alten Thread ›Das Indernet ist...‹ reaktiviert. G hat etwas ganz interessantes, durchaus Richtiges zu WissenschaftlerInnen geschrieben. Ich habe reagiert. Sie hat bei mir nachgelesen und Aussagen von mir angegriffen. H dann auch. Da bin ich in Rechtfertigungsdruck gekommen, ein unangenehmes Gefühl. Zwischendurch bin ich zurück nach Berlin gefahren. Da hatte mich auch I missverstanden, aber J hat erklärt. Ich lese Skepsis über WissenschaftlerInnen raus. Wäre auch meine Erwartung gewesen, aber im direkten Kontakt gab es keine Probleme. Es ist wohl eine Frage des anonymen Raums.«

Am nächsten Tag ging die Diskussion weiter. G kommentierte: »Nun gut, das Phänomen ist bekannt, aber warum interessiert sich die Wissenschaft nicht dafür, wie ich mich als deutsch-indischer Bayer in Hamburg fühle? Und inwiefern ich mich dort von einem anderen Bayer unterscheide.« Die Lage schien etwas entspannter, ich versuchte in meiner Reaktion, mein Forschungsinteresse und Vorgehen weiter zu erklären und sie als Interviewpartnerin zu gewinnen:

»Ich interessiere mich erst mal für alles. Ich beobachte, was ich so on- und offline sehe und mache meine Interviews. Aus dem Material entwickle ich dann, was wirklich für die Leute wichtig ist. Das könnte dann sein, dass die regionale Herkunft in Deutschland, das Studienfach, die sexuelle Orientierung, oder was auch immer, wichtiger ist als eine Verbindung zu Indien, oder genauso wichtig, oder weniger, ... Es geht mir nicht darum, eine Theorie zu erarbeiten und schon gar

nicht zu pauschalisieren. Ich will beobachten und berichten. Grob gesagt, geht es mir bei meinem Forschungsprojekt darum, dass zurzeit immer gegen Parallelgesellschaften geschimpft wird. Von außen betrachtet, könnte man das Indernet für eine solche halten. Durch meine genaue Analyse will ich das Schreckgespenst Parallelgesellschaft aufbrechen und zeigen, dass man Leute nicht so einfach auf eine Identität festlegen kann und nur, weil jemand das Indernet benutzt, ist er noch kein separatistischer Inder, der sich nicht integrieren will. Wie Du Dich als deutsch-indischer Bayer in Hamburg fühlst, würde mich auch interessieren. Jedes Interview mehr bringt mir nicht die Wahrheit, aber eine weitere Perspektive.«

Aber G ließ mich ins Leere laufen: »Muss dich leider enttäuschen. Bin kein deutsch-indischer Bayer in Hamburg. War nur ein Beispiel.« Ich versuchte, spielerisch zu reagieren und mich dabei auch aus der Defensive heraus zu bewegen: »Bist Du Dir sicher? Bzw. wie definiert sich ein deutsch-indischer Bayer in Hamburg?« Vielleicht wollte ich sie auch in Verlegenheit bringen, den von mir wahrgenommenen Spieß umdrehen? Ein wenig schien ich die Kurve bekommen zu haben, die nächste Antwort von G nahm ich als weniger konfrontativ wahr:

»Gute Frage, aber in Hamburg bin ich nun mal definitiv nicht ergo kann ich kein deutsch-indischer Bayer in Hamburg sein. Schließt natürlich nicht aus, dass ich mich eines Tages so fühlen könnte, aber dann möchte ich bitte eine andere Bezeichnung dafür, da ich mich ja auch über meine regional-ethnischen Grenzen definiere.«

Damit war das Gespräch erst einmal zu Ende und hinterließ mich mit einigen Selbstzweifeln an meiner Art der Feldforschung und Interpretation. Der Tag brachte noch einen Zwischenruf aus dem Süden Deutschlands von K: »zählt auch ein schwäbischer Inder?« Am Abend schrieb Poster L: »habe mal deine Forschung grob durchgelesen und sehe mich größtenteils in der Forschung wieder...« Das beruhigte mich etwas, nicht alle waren also so konfrontativ wie G. Sie beschäftigte mich aber weiterhin. So schrieb ich an diesem Abend in mein Feldtagebuch: »G war meine Gegenspielerin im Thread. Ich wüsste gerne mehr über sie. Sie ist erst seit vier Monaten dabei, hat relativ viel gepostet. Sie hat Ahnung und ist selbstbewusst. Ich glaube, sie ist schon älter.« Damit lag ich nicht so falsch, wie ich anderthalb Jahre später feststellen sollte, als ich ihr bei einem Forentreffen offline begegnete. G hatte Indologie studiert und stand zu dem Zeitpunkt vermutlich schon im Berufsleben. Sie verfügte durch ihr Studium über fundiertere Indienkenntnisse als ich. Bei dem Forentreffen stellte ich zudem fest, dass ich G schon vor vielen Jahren persönlich kennengelernt hatte. Sie wusste die ganze Zeit, mit wem sie diskutierte, während ich sie online nicht zuordnen konnte. Die Anonymität der Internetinteraktion hatte in diesem Fall die Machtasymmetrie zwischen der Forscherin und der Beobachteten etwas umgekehrt. Aber als G am nächsten Tag auf L und seine po-

sitive Einschätzung meines Projekts einging: »Echt, von L habe ich da gar nichts gelesen«, war mir noch nicht bewusst, wer G war. Ihren Kommentar konnte ich immer noch nicht stehen lassen und reagierte mit: »Du solltest Identitäten nicht so festschreiben. Was Du alles in das L rein interpretierst.« Doch G behielt trotz meiner Bemühungen das letzte Wort: »Sollen muss ich überhaupt nix.«

Zurück zum Vergleich

Mehr als zwei Tage, nachdem B das Indernet mit einem Messenger verglichen hatte, wollte er nun zum Thema des Threads zurück und stellte seinen Vergleich noch einmal zur Debatte: »musst du ja auch net! und diesmal mein voriges Statement als Frage: Kann man überhaupt das Indernet mit einem Messenger vergleichen?« Aber so einfach lässt sich ein Diskussionsverlauf nicht ändern, L musste noch auf G reagieren: »man *g* weißt doch, wie ich das meinte«. Danach bekam aber auch B eine Antwort. F kommentierte: »Nein eh net, Messenger ist ein chat tool, während das hier ein Forum ist.« Einen Tag später versuchte B, seine Aussage zu konkretisieren: »aber hier im Forum wird doch oft genug gechattet oder nicht?« Von J, die in der Diskussion über mein Forschungsprojekt vermittelt hatte, bekam B nun Unterstützung: »in letzter Zeit schon«. A konnte dem nicht folgen und widersprach: »also, hmmm hier wird nicht gechattet, manchmal schreibt man so Beiträge und nach 5 Min, 5 Stunden, 5 Tagen oder 5 Wochen schreibt mal wer wieder zurück, während dessen im Messenger antwortet man meistens sofort zurück.« Dies motivierte den schwäbischen Inder zu einem weiteren Zwischenruf: »du hast es erfasst Schlaule«. A reagierte einen Tag später: »du hast es verstanden, Schlauer«. B blieb währenddessen bei seinem Vergleich und argumentierte am nächsten Tag: »Man antwortet im Messenger sofort zurück, sofern man immer noch drin und nicht offline ist! Und ich denke mal, dass man unter diesen Umständen hier im Forum auch sofort zurück antwortet! Außerdem ähneln so manche Beiträge hier eher einem Dialog aus einem Messenger-Chat oder nicht?!« Vermutlich erwartete B in einem Forum eine stärkere thematische Ausrichtung als er sie im Indernet vorfand. Der gerade zitierte Austausch zwischen K und A könnte ein Beispiel für Bs These sein. J unterstützte B in seiner Argumentation weiter: »@B: schau doch nicht so verwirrt, dem ist so, du hast schon Recht«. Einen weiteren Tag später lenkte auch F, der vorher auf die unterschiedlichen Internetanwendungen eingegangen war, ein: »Ja er hat recht, weil solche wie ich, die momentan nix zu tun haben oder vor dem PC arbeiten, haben ja schnell mal die Möglichkeit, alle paar Stunden die Page zu checken und zu antworten.« Mit diesem Beitrag war der Thread erst einmal zu Ende. Ein paar Bilder waren formuliert, ein Vergleich und vor allem mein Forschungsprojekt diskutiert worden.

Und ganz was Anderes

Zwei Wochen später nutzte Poster M den Thread, um seinen Ärger über F zu artikulieren:

»Wobei, F, ich jetzt echt mal meine Meinung dich bezüglich loswerden muss: Es gibt wirklich keine Diskussionen, wo du dich nicht einmischen musst. Hast du nichts Anderes zu tun? Da fragt jemand z.B., wo es in Hamburg indische Läden gibt und da antwortest du als Österreicher »tut mir leid, da kann ich dir nicht helfen«. Der Thread ist für solche gedacht, die auch wirklich eine hilfreiche Antwort geben können und nicht wie du »Hans Dampf in allen Gassen« sind. Du solltest dir mal überlegen, ob man dich noch für ernst nimmt. Und ich glaube wie Urmel wirklich, dass du außerhalb dieses Forums nichts zu tun hast. Schließt sich jemand meiner Meinung an?«

Top-Poster N stimmte M zu: »lol, aber schon harte Worte«. Ich allerdings musste mich davon distanzieren, dass meine Äußerung für eine Kritik an F missbraucht wurde: »Einspruch! Habe F nie unterstellt, dass er kein Leben außerhalb des Indernets hat. Habe nur gesagt, dass er ein ziemlich intensives hier hat. Und ernst nehme ich ihn auch.« Auch F konnte den Angriff nicht stehen lassen und kommentierte ausführlich:

»Also ich antworte als Inder, nicht als Österreicher. Ich mische mich nur ein, weil es mir Spaß macht und weil ihr ja keine Ordnung habt. Beziehe mich da vor allem auf die Newcomer. Seit ca. einem halben Jahr hat sich das Ghetto hier verschlimmert. Hmm also die, die mich ernst nehmen können, machen das und die, die es nicht wollen, müssen es nicht, ich zwingen niemand. Ich lebe mein Leben, so wie ich es will und nicht wie du es willst. Und hey, ich antworte meistens auf dumme Kommentare dumm zurück, meistens. Und ach ja, auf einen, der nicht so oft online ist und ab und zu mal was schreibt, hör ich eh nicht. Für das würde es ja Moderatoren geben. Also nimm das Ganze hier, was ich nun geschrieben habe nicht ernst, ist nicht böse gemeint. So, wünsch dir noch einen schönen Tag, hat ja erst angefangen. Freu mich auf deine Antwort.«

F hatte sich schon seit einiger Zeit im Forum als Wahrer der Ordnung gezeigt. Er kommentierte, wenn Postende einen Thread zu einem Thema eröffneten, zu dem es schon einen gab, oder wenn sie mehrere Threads zum gleichen Thema eröffneten. Er übernahm so inoffiziell die Funktion eines Moderators, den es zu diesem Zeitpunkt nicht gab. Mein Eindruck war, dass dies von etlichen anderen regelmäßig Postenden geschätzt wurde, auch wenn sie seine Ermahnungen ironisch kommentierten.

Hierauf folgten noch ein paar Posts, die nichts mit meiner Frage zu tun hatten. Top-Posterin O kommentierte: »jemand, der hier im Forum nett und freundlich und kommunikativ ist, verhält sich sicherlich genauso auch außerhalb des Fo-

rums.« Top-Poster I antwortete: »Nö, ich bin im Alltag ein richtiges Arschloch. lol« und einen Tag später kommentierte A: »ja, das ist er!«

Der Thread endete Ende Februar 2005 mit einem letzten Beitrag von G: »I, das in dem SLK kannst nur DU gewesen sein«. Ein Post, der vermutlich nur für G und I verständlich war. Dass dieser Thread damit zu Ende war, kann ich nur deshalb mit Sicherheit sagen, weil ein neues Forum eingerichtet wurde und der Thread damit verschwand.

Prolog 3: Ein Gespräch mit der Redaktion (2017)

Im März 2017 habe ich mit den drei Redakteuren A, B und C über meine diesem Buch zugrundeliegenden Habilitationsschrift gesprochen. Ich fragte sie, wie es für sie war, mein Manuskript zu lesen:

A: »Wir haben ja grundsätzlich immer Kontakt gehabt und du hast immer darauf hingewiesen, jetzt kommt ein neuer Vortrag, da in einem Journal kommt ein Artikel. Ich war nicht überrascht über das, was ich gelesen hatte. Ich habe mich eher gewundert, warum es so lange gedauert hat. Man denkt sich, es ist vielleicht gestorben. Dann plötzlich kam dieses Buch. Das erste, was ich gedacht habe: es ist sehr interessant, es ist gut zu lesen. Obwohl es mich so am Anfang ein bisschen erschlagen hat, aufgrund der Anzahl der Seiten. Ich meine 550 Seiten. Mir ist dann auch klargeworden, dass du das wirklich von Anfang an begleitet hast. Du hast von 2000 bis 2017 kontinuierlich irgendetwas notiert oder irgendetwas dokumentiert. Da kommt schon eine Menge zusammen. Das kann man sich gar nicht vorstellen, dass wir so viel gemacht haben. Da sind so Teile, die habe ich übersprungen. Ich habe mir größtenteils die Interviews angeguckt. Ich fand das interessant, dass du das in drei Mosaik gelegt hast. Für mich war die Entwicklung des Indernets [vgl. das dritte Mosaik] am spannendsten, weil es die geschichtliche Aufarbeitung für mich war: Wie war das damals? Ich habe einen nicht unbeachtlichen Teil vergessen, weil es einfach so lange her ist. Dann kommt das alles wieder hoch. Ich habe mich ertappt, dass ich mir unsere alten E-Mails nochmal angeschaut habe. Dann gab es ein paar kritische Themen. Wenn man stark emotional an das Indernet gebunden ist, hat man natürlich eine andere Sichtweise als jemand, der das als Forscherin betrachtet. Stichwort Rassismuskritik, Hindunationalismus, Heteronormativität. Das heißt, wie siehst du, oder wie sieht man eigentlich das Indernet von außen. Die Kritik der Modi³-Freundlichkeit oder dass Hindunationalismus Platz hat [vgl. 1.4.8]. Ich habe mich ein bisschen angegriffen gefühlt, das sage ich ganz ehrlich. Aber ich habe es dann auch differenziert

3 Narendra Modi war Premierminister Indiens und gehörte der hindunationalistischen BJP an.

betrachtet, mit dir diskutiert [vgl. Epilog] und dann festgestellt: Es gibt Raum für Hindunationalismus, es gibt Raum für Rassismus, wo man differenzieren muss zwischen Nutzerinnen und Nutzern und der Redaktion. Das, was die Redaktion macht oder was sie beabsichtigt, muss nicht zwangsläufig das Nutzerverhalten widerspiegeln. Das wird manchmal vermischt. Das ist meine Kritik, dass du das Gesamt-Indernet in einen Topf packst, ohne die Redaktion und das, was an Artikeln erschienen ist, mit dem, was in den Foren gepostet wurde, was ja nicht von uns ist. Klar haben wir uns auch privat ...«

B: »Das wollte ich gerade sagen. Wir haben gerade am Anfang viel privat in Foren geschrieben. Wo wir eine persönliche Meinung mit eingebracht haben, die wir aber in der Redaktionsarbeit nicht mit eingebracht haben.«

C: »Ich war auch sehr aktiv im Forum unterwegs. Ich habe das immer klar getrennt. Zwischen Redaktion und privat unterwegs sein. Ich war einerseits als Inder der zweiten Generation im Forum unterwegs, habe mich auch an Diskussionen beteiligt. Und hatte auch die andere Sichtweise als Redaktion, wenn die Leute mal wieder zurechtzuweisen waren. Aber das als Moderator und nicht hier »Leute, ich gehöre zu der Redaktion«. Das wussten die meisten Leute gar nicht.«

UG: »A hat gesagt, er fand die Beschreibungen, die ich gemacht habe, nicht unbedingt immer glücklich. Wie war das für dich?«

C: »Ich habe das Manuskript gelesen und insgesamt: Super-Arbeit. Ich fand den Part mit den Forenbeiträgen sehr spannend, weil das die Zeit von damals reflektiert hat. Weil ich im Forum sehr intensiv unterwegs war. Lustigerweise kamen mir einige Beiträge wieder in den Sinn, die du als Zitat gebracht hast. Da sind Passagen, wo ich mir gedacht habe: Das hatte dich damals beschäftigt, dazu hast du auch was gesagt. Das war für mich eine sehr interessante, intensive Reflexion. Nach zwölf, dreizehn Jahren, das schwarz auf weiß mal zu lesen. Was ich auch sehr interessant fand, wo du die Entstehung vom Indernet beschreibst. Bis zum indischen Filmfestival [vgl. 3.6.4] und Facebook [vgl. 3.7.3]. Wobei ich sagen muss, das Filmfestival kam mir dann doch zu kurz. Weil wir schon seit Stunde null dabei sind. Ich weiß noch, wie ich da im Filmbüro Baden-Württemberg, im Büro mit Oliver Mahn zusammensaß, als wir die Partnerschaft angefangen hatten. Das kam mir leider ein bisschen zu kurz, weil da auch viel Arbeit darin steckt als Indernet. Und auch die Neuzeit. Es war schon eine Art Momentaufnahme: 2004, 2005, 2006, durch die Interviews. Ab 2010 hat mir doch ein bisschen was gefehlt. Und gerade das Hindunationalistische, das ist mir auch aufgefallen, dass du das auseinandergenommen hattest.«

UG: »Wenn ich mich richtig erinnere an dein Feedback, das du mir zugeschickt hast, hattest du eine Kritik an meiner Analyse zum heteronormativen Indernet [vgl. 1.5].«

C: »Irgendwo meine ich, im Manuskript gelesen zu haben: ›das Portal für Heterosexuelle«. Das fand ich so ein bisschen provozierend. Das ist ja ein Raum für Alle. Dann gab es noch eine Passage, wo du geschrieben hattest, der Frauenanteil zum Beispiel beim Indernet, dass das auch ein bisschen zu kurz gekommen ist [vgl. 1.5.2]. Wir hatten zum Beispiel Usha's Corner, wenn ich mich noch richtig erinnere.«

A: »Nicht, dass du jetzt denkst, dass ich jetzt nur Kritikpunkte anbringe. Das eine, was mir aufgefallen ist, es gibt einige Sachen, einige Fakten, die mir gefehlt haben. Das habe ich auch im E-Mail-Kontakt mit dir angesprochen. Ich habe das Gefühl, dass wir mehr hätten kommunizieren sollen oder müssen [vgl. Abschnitt »Zusammenarbeit mit der Redaktion« (S. 54)]. Ich habe so manchmal gedacht, das ein oder andere hätte ich dir doch mit ein oder zwei Sätzen erzählen können. Dann hättest du die Informationen gehabt. Stattdessen kommen dann Interpretationen raus, die für mich nicht real sind. Weil es nicht so passiert ist.«

UG: »Hast du ein Beispiel dafür?«

A: »Irgendetwas war zum Thema Finanzen [vgl. S. 241-242]. Das war natürlich so ein kritisches Thema, was wir damals in der Redaktion diskutiert hatten. Das war so, dass du dann natürlich interpretiert hast, so wie: ›die Redaktion erteilt Redeverbote«, ›eigentlich machen sie gute Arbeit, ich habe aber ein schlechtes Gefühl dabei«. Irgendetwas war mit Vertrauen.«

B: »Diktator«

A: »Genau: ›verhält sich wie ein Diktator«. Wo ich gesagt habe, hätten wir mal über das Thema gesprochen, hättest du vielleicht unsere Sichtweise verstanden. Ich frage dich ja auch nicht: ›Was verdienst du?«. Das war für mich etwas, das privat war. Da hatte ich gehofft, dass man das akzeptiert oder toleriert. Statt dann die Interpretation reinzubringen, irgendwas stimmt da nicht. Oder irgendetwas ist dahinter.«

UG: »Die Stelle mit dem ›ich habe ein schlechtes Gefühl« und ›Diktator«, das war ein Zitat aus meinem Feldtagebuch. Das heißt, das ist nicht Teil der Analyse, sondern das ist, wo ich wiedergebe, was ich damals gefühlt habe. So kam das damals bei mir an und dann analysiere ich das. Das ist gar keine Aussage über euch, son-

dern eine Aussage über mich. Aber die ihr ganz offensichtlich anders aufgefasst habt beim Lesen, als Aussage über euch.«

A: »Kam so für mich auf den ersten Blick rüber. Erst in der Diskussion mit dir, du bist ja auf meine Punkte per E-Mail eingegangen, habe ich das besser verstanden. Ich habe dir gegenüber die Kritik geäußert, dass ich manchmal das Gefühl habe, dass bisweilen das Indernet in eine Ecke gedrängt wird. Das ist nur etwas für Heteros. Oder das ist ein Indernet, was Richtung Hindunationalismus geht. Was aber nicht das widerspiegelt, was wir in der Redaktion uns eigentlich zum Ziel gesetzt haben. Auf der einen Seite muss ich mich natürlich kritisch fragen: Warum ist das so rübergekommen? Warum gibt es diesen Raum? Ich will nicht leugnen, dass es den Raum dafür gab, hauptsächlich in den Diskussionsforen. Vielleicht haben wir in der Hochphase nicht gut genug das Forum moderiert. Das ist ein Personalproblem. Aber das Risiko, dass man einen Raum bietet. Wenn jemand jetzt dieses Buch liest, bekommt er vielleicht einen falschen Eindruck von dem, was wir eigentlich mit Indernet machen wollten, was wir mit Indernet eigentlich erreichen wollten. Das ist ein Punkt, den ich kritisch angemerkt habe.«

B: »Das finde ich auch interessant, weil allgemein Nationalismus ist ein sehr aktuelles Thema überall, auch in Bezug auf Nachkömmlinge von Einwanderern. Auch in Indien ist es ein aktuelles Thema. Das finde ich interessant, weil das sich von damals rüber trägt ins Jetzt und was das jetzt für eine Aktualität hat. Auch in Deutschland ist der Nationalismus auf dem Vormarsch. Mit AfD und Erdoğan und so weiter. Also überall. Deswegen finde ich, das hat eine sehr große Aktualität, die es vielleicht damals, obwohl es ein Thema war im Indernet, gesellschaftspolitisch gar nicht so hatte.«

A: »Das zweite war der Artikel über Modi in Deutschland [vgl. S. 391-392]. Das war für dich nicht kritisch genug. Wir haben darüber berichtet, wir wollten allerdings auch nicht mehr machen. Ich würde mich gegen den Vorwurf wehren, wir hätten Hofberichterstattung gemacht. Weil das ist etwas, wo ich vielleicht etwas empfindlich bin, weil das war ganz sicher nicht der Fall. Ich habe eine sehr differenzierte oder auch eine kritische Meinung gegenüber Modi. Wir haben ihn gesehen. Ich fand es teilweise sehr erschreckend, das Auftreten von Modi in Deutschland. Das war Propaganda vom Feinsten, was da so abgegangen ist. Was ich aber interessant fand, ist, dass die Deutschen, die da im Publikum saßen, wie Gabriel und Merkel, die haben das gar nicht verstanden, was da gerade abgeht. Ich fand das sehr erschreckend.«

C: »Ging mir genauso.«

A: »Deswegen sage ich ganz klar: Ich habe da eine differenzierte Sichtweise. Ich will nicht sagen, dass alles, was er dort tut, nicht im Sinne von Indien ist. Oder grundsätzlich alles, was er tut, schlecht ist. Aber er ist nun einmal von der BJP, er hat de facto jemanden von der Shiv Sena in der Regierung drin. Wobei das, glaube ich, vorher auch schon einmal war, aber es ist so. Ich weiß nicht, wie das jetzt mit dem Moslemanteil ist in der Regierung. Das sind kontroverse Sachen, über die man dann diskutieren kann. Über die ich mir auch meine Gedanken mache, wo ich aber nicht möchte, dass das Indernet in einen falschen Zusammenhang gebracht wird.«

UG: »Warum hast du keinen Artikel geschrieben, in dem du sagst, das wirkte wie gekauft, oder das, was du jetzt erzählst.«

A: »Wenn ich das jetzt betrachte, hätte ich so einen Kommentar schreiben sollen. Oder können. Ich wusste damals, ich schreibe einen Bericht über die Messe. Über den Besuch von Modi. Aber letztendlich liegt das auch am Zeitfaktor und nicht daran, dass ich Angst hatte, das zu posten. Das ist aber nicht nur hier an der Stelle so gewesen, sondern das war öfters beim Indernet, bei vielen Artikeln so, die ich geschrieben hatte. Man hätte im Nachhinein sicherlich mehr machen können. Kritischer sein können. Keine Frage.«

B: »Das Problem dabei ist auch, dass man dazu neigt, über Dinge zu schreiben, für die man sich interessiert, und deswegen die Berichterstattung vielleicht ein bisschen einseitig rüberkommt. Es gibt keine redaktionelle Kontrolle, im Sinne von: dann brauchen wir jetzt ein Gegengewicht, um eine neutrale Meinung oder eine objektive Meinung darzustellen.«

UG: »Der E-Mail-Kontakt, den wir über Weihnachten hatten [vgl. Epilog], hat dazu geführt, dass ich das Manuskript an Stellen verändert habe. Zum Beispiel an der Stelle. Da habe ich Sachen rausgenommen, noch ein bisschen was verändert, Sachen abgeschwächt.«

A: »War das so, weil du gesagt hast, das ist zu hart formuliert? Oder weil du sagst, kann man so nicht schreiben? Du bist ja sonst sehr kritisch.«

UG: »Die Informationen, die ich über unseren E-Mail-Kontakt gekriegt habe, haben dazu geführt, dass ich Sachen anders einschätze oder anders formulieren würde. Nicht einfach nur ›Du willst das nicht, also mache ich es nicht‹, sondern die Kommunikation mit dir lässt mich es anders schreiben.«

A: »Also hat der Kontakt mit uns seit Weihnachten auch dazu geführt, dass du an einigen Stellen Sachen anders siehst?«

UG: »Gerade zu Modi habe ich tatsächlich eine andere Perspektive auf euch dadurch gekriegt. Weil das ist ja so: Durch das Material und die Art und Weise, wie ich das Material gesammelt habe, und dass ich seit 2006 keine Zeit mehr hatte, Interviews zu führen [vgl. Interviews (S. 63)]. Nicht nur einfach nicht die Zeit hatte, die Interviews zu führen, sondern keine Zeit hatte die Interviews zu transkribieren und zu analysieren. Ich hatte schon viel zu viel Material. Dadurch fehlt mir natürlich viel. Oder anders herum: Für die Jahre 2004 bis 2006 kann ich recht empathisch sein, weil ich viele Leute persönlich erlebt habe und ein Gefühl dafür habe. Seit 2007 ist das meiste wenig empathisch, weil ich überwiegend das, was ich virtuell beobachten konnte, wahrgenommen habe. Das ist eine viel distanziertere Sache. Das heißt, die Analyse seit 2007 ist eine viel Distanziertere. Da hat die Kommunikation, die wir hatten, natürlich dazu geführt, dass ich empathischer sein konnte und es anders formulieren konnte. Deswegen habe ich Sachen geändert.«

A: »Weil du zusätzliche Informationen bekommen hast?«

UG: »Ja, und weil das Vertrauen anders da ist. Virtuelle Medien betonen Differenz in der Kommunikation. Wenn es eine Störung gibt, kann die sich richtig ausbreiten, weil die ganzen nonverbalen Sachen, die wir jetzt zum Beispiel dabei haben – Nicken, Körperhaltung – die fehlt. Das heißt, dass eine rein virtuelle Kommunikation eher dazu führt, dass man seine eigene Meinung bestätigt, oder dass man, wenn man eine Abneigung empfunden hat, oder einen Kritikpunkt, dass der sich verstärkt. Wir hatten ja zwischendurch auch mal Konflikte. Es gab den einen Artikel, wo du identifizierbar warst. Wo ich mir das selber auch anziehe, dass da ein Problem war. Danach war eine Unsicherheit bei mir. Als Forscherin war ich abhängig von euch. Ich habe einen Antrag geschrieben, um dieses Forschungsprojekt zu machen. Als es bewilligt war, war meine erste Sorge: Was mache ich, wenn die Redaktion mir nicht zustimmt? Es hing alles daran, dass ich eure Unterstützung kriege. Ich war als Forscherin permanent von euch auch abhängig. Aus dieser prekären Situation als Forscherin projiziere ich auch was. Was macht ihr damit? Was denkt ihr, wenn ich etwas Kritisches sage? Da es an einzelnen Stellen auch Konflikte gab, kann sich das leicht hochschaukeln. Deswegen war die Kommunikation, die wir jetzt hatten, sehr schön für mich und wirklich vertrauensaufbauend.«

A: »Das mit dem Vertrauen ist sehr interessant. Du hast Informationen gesammelt und teilweise auch interne Informationen von uns bekommen. Zu denen wir zugestimmt haben, das war jetzt nicht das Problem. Aber diese Sache mit dem Geld,

mit den Finanzen. Wo du systematisch versucht hast, die Redaktion zu befragen [vgl. S. 241-242]. Das hat mich irgendwann ein bisschen genervt. Wo ich vielleicht auch eine große Distanz aufgebaut habe. Das ist möglich. Aber ich fand es gut, vielleicht mit der differenzierten Sichtweise nach vielen Jahren, so ein bisschen entspannter zu gucken. Was ich sehr positiv finde, weil wir kennen uns sehr lange, du hast uns aus wissenschaftlicher Sicht sehr lange beleuchtet und begleitet. Positiv oder kritisch. Ich fand das immer sehr interessant. Auch aufgrund meines Forscher-Backgrounds, finde ich es eigentlich immer schade, wenn man jemanden, der forschen will, nicht unterstützt. Deswegen fand ich das auch wichtig, den Dialog wieder aufleben zu lassen oder dich dabei, soweit es geht, zu unterstützen. Ob du jetzt die volle Unterstützung von uns bekommen hast oder dir mehr gewünscht hättest, weiß ich nicht. Wir haben, soweit es uns möglich war, versucht das zu unterstützen, ohne dich zu beeinflussen. Das finde ich noch wichtig. Weil, es könnte ja auch sein, dass man denkt, die machen so viel, damit du möglichst viel und gut über uns schreibst. Aber das Risiko sind wir auch eingegangen, es könnte ja auch sein, dass du das total zerreißt. Das Risiko war auch da, aber das muss man eingehen.«

UG: »Das fand ich von Anfang an das Faszinierendste, dass ihr euch dem geöffnet habt. Weil ihr gar nicht wusstet, was dabei rauskommt am Ende. Vielleicht aber zu den Finanzen, weil du es nochmal angesprochen hast. Das war gar nicht etwas, wo ich von alleine darauf gekommen bin, sondern weil das so ein Thema war in der Community, was immer wieder hochkam. Deswegen wäre es für mich spannend gewesen, tatsächlich einen Einblick zu haben, weil dann hätte ich auf die Kritik anders gucken können. Dadurch, dass ihr es geschlossen gehalten habt, konnte ich überhaupt nicht einschätzen, ob die Kritik, die von außen kommt, berechtigt ist oder nicht. Ich habe gedacht, großen Reibach macht ihr mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nicht. Aber das wurde zum Thema, weil die anderen darüber gesprochen haben und weil ihr explizit nicht darüber gesprochen habt. Eine Frage ist noch offen. Hindunationalismus und warum ich da so viel darauf geguckt habe. Ich habe es an Stellen immer wieder geschrieben, dass es einfach etwas ist, was mich sehr beschäftigt hat. Deswegen habe ich sehr darauf geguckt. Es war ein Thema, das mir sehr wichtig war, unter anderem auch, weil ich zu Zeiten von Ayodhya in Indien war. Ich habe in meinem Studium ganz viel dazu gemacht. Das war mir auch zu Zeiten, als ich die Interviews und die Beobachtung gemacht habe, bewusst, dass ich besonders offene Antennen dafür habe. Wenn ich da nur ein bisschen etwas sehe, dann reagiere ich darauf. Also, das ist einmal sicher, dass ich eine sehr hohe Sensibilität für alles Hindunationalistische hatte und immer noch habe.«

A: »Das kommt auch so rüber in dem Buch.«

UG: »Deswegen habe ich da mehr darauf geachtet, als andere Leute das gemacht hätten. Ich hoffe, das im Buch auch beschrieben zu haben. Für mich geht es um das Subtile. Gerade in Zeiten von AfD. Offene, rassistische, rechte Einstellungen sind schlimm, auf jeden Fall. Aber die Frage ist, wie solche offenen Positionen an die Macht kommen können. Wie kann es funktionieren, dass etwas, was man gar nicht unbedingt will oder was nicht offen politische Meinung ist, trotzdem eine Tragweite bekommt. Das war mein Interesse, diesen Raum, den ich nicht als einen hindunationalistischen Raum wahrgenommen habe, aber wie der den Raum bietet, dass so etwas gehen kann und dass man sich darin stärken kann. Also kommt meine Hypersensibilität aus einer großen Angst vor dem, was passieren kann. Wissend um das, was in Indien alles an Gewalttaten passiert. Warum ich vielleicht auf die Berichterstattung von der Hannover Messe so stark reagiert habe: Ich habe die Facebook-Gruppe »Indians in Germany« abonniert. Die sind sehr pro-Modi. Nach dem Wahlsieg habe ich irgendetwas Kritisches gepostet. Da wurde mir gesagt, das darf ich nicht posten, weil das politisch ist. Ich dachte: »alles, was ihr postet, ist doch politisch.« »Indians in Germany«, die ich wirklich als hindunationalistisch unterstützend zumindest empfinde. Dann habe ich euren Beitrag als einen wahrgenommen, der sich nicht besonders kritisch damit auseinandersetzt, sondern eher so mitgeht. Gleichzeitig hatte ich meine ganzen queerfeministischen, säkularen, politisch links-aktiven Inder_innen, die ständig, jeden Tag posten, wie schlimm es in Indien gerade ist. Ich glaube, dass ich aus dieser Gleichzeitigkeit eine Hyper-Awareness entwickelt habe, über was gerade in Indien abgeht an Verfolgung, Pressefreiheits-Einschränkung, Wissenschaftsfreiheits-Einschränkung. Beim Schreiben habe ich auch überlegt: Wieviel Raum gebe ich dem? Ich hatte eigentlich Material für ganz viel mehr. Es ist ein relativ langer Abschnitt geworden zu Nationalismus. Ich habe das Gefühl, es ist etwas, das ist mir politisch auch total wichtig ist. Es geht mir gar nicht darum zu sagen, ihr als Indernet seid hindunationalistisch, sondern: Was passiert da in Sachen Nationalismus in der zweiten Generation? Wie kann so ein Raum genommen werden? Wie passiert das? Was hat das auch mit Moderation zu tun? Ich habe euch immer so verstanden: Ihr seid unpolitisch. Meine These wäre aber, auch aus meinem Wissenschaftsverständnis, unpolitisch gibt es eigentlich nicht.«

B: »Richtig, klar. Jeder Mensch ist politisch.«

UG: »In dem Moment, in dem ich mich nicht bewusst gegen Sachen stelle, unterstütze ich den Mainstream oder den Status quo.«

B: »Ich weiß, worauf du hinauswillst. Du willst auf die Außenwirkung hinaus. Wir als reflektierende Menschen lassen mit uns diskutieren. Ich gebe zu, dass ich vielleicht eine Zeit lang auf Facebook, Dinge gepostet habe, wo man so sagen könnte:

›Oh, der sympathisiert vielleicht mit den Hindunationalisten‹. Weil ich eine andere Sicht von der indischen Geschichte habe, als die weitläufig säkulare Meinung. Aber trotzdem lasse ich mit mir diskutieren und bin auf jeden Fall nicht für Sachen zu haben wie Rassismus oder Diskriminierung. Gerade im Internet ist alles sehr selektiv, was du vorher meinstest. Man sagt ja nur das, was man gerade sagen will. Deswegen entsteht da auch so eine selektive Wahrnehmung. Obwohl wir vielleicht etwas gegen Modi haben oder uns viele Dinge wahrscheinlich auch Sorgen bereiten, sahen wir vielleicht nicht so den Bedarf, da etwas zu sagen. Da braucht man halt irgendetwas, was einem gerade aufstößt.«

UG: »Eine These aus dem Buch wäre auch: das Indernet konnte nur so erfolgreich sein, weil es nicht zu sehr angeeckt ist [vgl. 1.6.1]. Wenn es eine stärkere politische Meinung, egal in welche Richtung, gehabt hätte, hätte es gar nicht so diese verbindende Wirkung gehabt.«

B: »Genau. Wir hatten immer einen Anspruch, politische Dinge reinzubringen, oder auch akademische Dinge. Aber ich glaube das Tragende war immer das Triviale. Es war immer Party, Bollywood, und so weiter. Wenn wir dann plötzlich uns als politisch aktive Plattform entpuppt hätten. Vielleicht hätten die Leute das ignoriert und hätten trotzdem ihre Bollywood-Fotos und so weiter angeguckt und Party gemacht. Aber vielleicht hätten sie sich auch gedacht: ›Was ist hier eigentlich los?‹ Das wäre dann vielleicht nicht mehr so offen gewesen für alle Seiten. Man könnte zum Thema Nationalismus auch die Theorie aufstellen, dass überhaupt die Gründung einer solchen Plattform an sich schon nationalistisch ist. Dass gar nicht die Frage ist, ob irgendetwas hindunationalistisch ist.«

UG: »Meine These ist, es ist ein Ergebnis von Rassismus in Deutschland, weil Menschen hier auf Indien verwiesen werden und sich deswegen mit Indien auseinandersetzen müssen [vgl. 1.6.1]. Eine Möglichkeit sich damit auseinanderzusetzen ist, zu sagen: ›Ich nehme Indien positiv an.‹ Eine andere Möglichkeit wäre zu sagen, so etwas wie Kanak Attak: ›Ich gehe gegen Rassismus.‹«

B: »Das würde ich überhaupt nicht unterschreiben. In meinem Leben hat Rassismus nie eine Rolle gespielt. Ich glaube, es ist eher so eine Identitätsfindungs-Sache.«

A: »Ich glaube, das ist eine der treibenden Kräfte gewesen. Das war ja die Sache mit der Generation Indernet [vgl. Epilog].«

B: »Ob der Bedarf heute überhaupt da ist?«

A: »Ich glaube nämlich: Nein.«

B: »Weil es gibt jetzt andere Möglichkeiten, gerade über Facebook, mit Indien und indienrelevanten Themen in Kontakt zu treten.«

C: »Im Jahr 2000 hatte man nicht so viele Informationen über Indien im Internet gefunden. Du hast regelrecht nach Themen suchen müssen. Die Jugend von heute, die haben einen ganz anderen Zugang zu Informationen heutzutage. Die Bedürfnisse liegen woanders.«

A: »Weil mein Sohn, der irgendwann in das Alter kommt, in dem wir waren als wir das Indernet gegründet haben, wird sich ganz anderen Fragen stellen als wir. Der wird sich nicht fragen: Bin ich nun Deutscher oder Inder oder sonst was?«

B: »Meinst du nicht?«

A: »Ich glaube nicht, dass es die Frage gibt, dass er ein Identitätsproblem hat. Ich glaube das nicht. Vielleicht lasse ich mich eines Besseren belehren. Er wird sich nicht mit denselben Fragen beschäftigen wie wir im Jahr 2000.«

C: »Ja, es wird schon anders sein.«

A: »Deswegen ist das Indernet als Plattform für ihn vielleicht gar nicht mehr interessant. Oder man müsste es anders gestalten, oder man müsste es anders konzipieren, völlig neu orientieren, damit die dritte Generation ...«

Theoretische und methodische Grundlagen

Eine rassismuskritische Perspektive

Rassismus als Analyseperspektive

Mecheril (2004a, 179) folgend, verstehe ich »Rassismus als Perspektive der Analyse von Phänomenen sozialer Unterscheidung«, bei der eine machtvolle Unterscheidung zwischen Uns und den Anderen (ebd. 185) in den Blick genommen wird. Dies ist eine stellungnehmende, bewertende und normative Perspektive in dem Sinne, dass sie Rassismus ablehnt und dagegen vorgehen will (ebd. 179). Die Perspektive Rassismus unterscheidet sich von anderen machtkritischen Untersuchungsperspektiven durch die spezifische Konstruktion von Wir und Nicht-Wir, die Ausgangspunkt der Analyse ist. Im Rassismus wird diese Dichotomie in Hinblick auf natio-ethno-kulturelle Zuschreibungen getroffen. Dabei erfolgt die Rassifizierung von Menschen auf Basis bestimmter (willkürlicher, aber nicht beliebiger) physiognomischer und sozialer Attribute (vgl. ebd. 193). Die Konstruktion von Differenz wird in der Rassismustheorie als Mittel zur Machterlangung und -sicherung verstanden. Erst die machtvolle Unterscheidung konstruiert und positioniert nicht nur die Anderen, sondern auch das Wir (vgl. ebd. 187).

Rassismus produziert Wissen, das die konstruierte Differenz plausibilisiert, naturalisiert, legitimiert und (re)produziert (vgl. ebd. 187-188). Dabei wird der zugeschriebenen Differenz von physiognomischen und sozialen Merkmalen auch eine Differenz von Mentalitäten zugeordnet (vgl. ebd. 193-194). Der Prozess der Rassifizierung ist dabei immer ein historisch-spezifischer (vgl. ebd. 191), sodass von jeweils spezifischen Rassismen gesprochen werden kann (vgl. Rommelspacher 1998, 40-51). Mecheril und Rigelsky (2010) sprechen für den deutschsprachigen Kontext von einem Ausländerdispositiv, das flexibel festschreibt, wer die Anderen sind und wie sie zu behandeln sind. Das Konstrukt der Anderen ist dabei kein unschuldiges, wertfreies, mit dem Wir gleichwertiges (vgl. Hall 2004). Die Konstruktion von Uns und den Anderen ist in eine hierarchisierende soziale Ordnung eingebunden (vgl. Mecheril 2004a, 186). Sie ist verbunden mit der Abwertung der Anderen (vgl. ebd. 194) und gewaltvollen Ausgrenzungspraxen (vgl. Terkessidis 2004, 99). Die Differenz ermöglicht, plausibilisiert und legitimiert die Deprivilegierung der Anderen

und die Privilegierung des Wir (vgl. Mecheril 2004a, 193). Rassismus hat damit nicht in erster Linie mit den Anderen und schon gar nicht mit ihrem Wesen zu tun, sondern mit dem Wir. Zentrales Element des Rassismus ist es, das Wir zur Norm zu erklären und zu privilegieren und gleichzeitig diese Position der Privilegierung möglichst weitgehend zu verschleiern (vgl. Eggers et al. 2005; Tißberger et al. 2009). Die rassistische Unterscheidung bestätigt und (re)produziert die Verhältnisse der Dominanz (vgl. Mecheril 2004a, 187), macht sie durch eine internalisierte Norm akzeptabel (vgl. Rommelspacher 1998, 36) und stabilisiert so die Dominanzkultur (Rommelspacher 1998). Die Dethematisierung der machtvollen Position ist Bestandteil der Wirkungsweise von rassistischen Dominanzverhältnissen (Mecheril 2004a, 199). Jene, die dem Wir zugehören, können diese Machtverhältnisse ignorieren, die Anderen jedoch müssen die ausgrenzenden Konsequenzen für sich tragen, machen alltäglich Rassismuserfahrungen und müssen eine Form des Umgangs damit finden (vgl. Terkessidis 2004; Mecheril 2003; Paske 2006). Eine Art des Umgangs kann sein, negative Rassismuserfahrungen zu negieren. Es muss daher zwischen den Erklärungsmustern der von Rassismus Betroffenen und der Analyse aus einer rassismustheoretischen Perspektive differenziert werden.

Letztere versteht Rassismus als allgemeine strukturelle Ordnung der Gesellschaft (vgl. Mecheril 2004a, 193) und nicht primär als Einstellung von Individuen. Rassismus wird wirksam, wenn die nötige gesellschaftliche Macht vorhanden ist, um die Unterscheidungspraxis umzusetzen (vgl. ebd. 194). Für die (Re)produktion von Rassismus ist es zudem nicht notwendig, dass diese intentional und bewusst erfolgt (vgl. ebd. 187). Die Naturalisierung der Differenz zwischen Wir und Nicht-Wir, das produzierte Wissen über diese Differenz sowie das Ausländerdispositiv sorgen dafür, dass die Unterscheidungspraxen legitim und plausibel erscheinen, und damit permanent als selbstverständlich (re)produziert werden. Die Rassismuserfahrungen der Rassifizierten sind trotzdem allgegenwärtig. Sie können Mecheril (2003, 69-71) folgend massiv oder subtil sein, sie können institutionell oder individuell vermittelt werden, sie können kommunikativ, imaginativ oder medial erfahren werden, sie können die eigene Person, jemand Nahestehendes, die gesamte zugeschriebene Gruppe oder eine Stellvertretende derselben betreffen.

Natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit

Bei dieser Unterscheidung zwischen Wir und den Anderen geht es um die Frage, wer fraglos zu einem natio-ethno-kulturellem Kontext zugehört und wer nicht. Dabei basiert sowohl die Logik des Rassismus als auch jene der Nationalstaaten, wie Mecheril (2004a, 195-196) ausführt, auf der Schaffung von Eindeutigkeit, also der klaren und zweifellosen Dichotomie von Wir und den Anderen. Die Logiken gehen von eindeutigen Zugehörigkeiten und Identitäten aus. Jede Vermischung bzw. Uneindeutigkeit widerspricht ihnen (vgl. ebd. 212; Hall 2004, 119-120).

Mecheril (2003) analysiert im Detail, wie in einer durch Rassismus geprägten Gesellschaft natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit als eindeutig definiert ist (vgl. ebd. 118-251) und was dies für Menschen bedeutet, die nicht der Logik der Eindeutigkeit entsprechen. Das Wir wird durch einen fiktiven Prototyp imaginiert:

»Die prototypische Vorstellung etwa, was es heißt, ein Deutscher zu sein (und das heißt: wie ein Deutscher aussieht, wie er sich gebärdet, welche Vorlieben und Empfindsamkeiten er hat und was ihm Wohlbehagen bereitet), existiert als unwirkliche, nicht benennbare, gleichwohl praktisch wirksame, phantasmatische Struktur, die die Leerstelle zwischen Symbol und Bezeichneten füllt. Der Prototyp bewohnt den Zugehörigkeitskontext als geteilte, aber unexplizierbare Phantasie darüber, was es heißt, »wie wir« zu sein.« (ebd. 211-212)

Diese Idee eines Prototyps, der in der kollektiven Vorstellung existiert, auch wenn er nicht wirklich beschreibbar ist und den Mecheril (ebd. 10) auch als fiktive/n Standard-Deutsche/n bezeichnet, ist für meine Analyse zentral. Mecheril (ebd. 212) führt zu der Beschaffenheit des Prototyps aus:

»Diese prototypische Vorstellung entsteht vor dem Hintergrund von kontextuell spezifischen Lebensbedingungen und einer Geschichte des kollektiven Umgehens mit diesen Bedingungen; er mag auch – ohne dass dies freilich notwendig wäre – mit Beobachtungen durchschnittlicher Handlungsindikatoren korrelieren, er ist aber beides nicht, weder verdichtetes Abbild der Lebensbedingungen noch Repräsentation eines mittleren, durchschnittlichen, also unwirklichen Handelns der Gruppe.«

Der Prototyp des Wir ist zwar kontextspezifisch, er ist aber kein Abbild eines real existierenden Wirs. Er ist zwar eine normierende Vorstellung, aber nicht die Normalität des Einzelnen. Mecheril fasst dies wie folgt zusammen:

»Das Maß, das anzeigt, dass wir einander ähnlich und diese uns unähnlich sind, ist kein konkretes Maß, sondern die aus einer unendlich erscheinenden Reihe von Vergleichen gebildete, zu einem Mythos auf hohem Niveau der Abstraktion festgezurte, zugleich diffuse Vorstellung dessen, was und wer wir sind.« (ebd. 212)

Mecheril (ebd. 195-196) argumentiert, dass gerade diese Unbestimmtheit den Prototyp so wirksam sein lässt, denn sie lässt die Imagination eines Wir zu, ohne durch Nachfragen und Zweifel in Frage gestellt werden zu können. Jene aber, die als signifikant vom Prototyp abweichend angesehen werden, werden als Andere definiert. Sie können nach der Logik der Eindeutigkeit nicht zum Wir gehören und müssen damit zumindest diskursiv aus Deutschland verwiesen werden (vgl. Terkessidis 2004, 180-185). Für jene, deren Lebensmittelpunkt Deutschland ist, die sich dem deutschen Kontext verbunden fühlen (vgl. Mecheril 2003, 218-251), dort wirksam

sein wollen (vgl. ebd. 161-217), dort als Mitglied anerkannt werden wollen (vgl. ebd. 138-160) und keinen anderen Zugehörigkeitskontext haben, in dem sie sich diese Privilegien sichern können, ist die Verweisung besonders gewaltvoll. Mecheril (2003) widmet sich in seiner Analyse daher gerade diesen, die er als natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörige bezeichnet. Mehrfachzugehörig sind sie, weil sie nicht nur mit einem, sondern mit mehreren natio-ethno-kulturellen Kontexten assoziiert werden (vgl. ebd. 26). Für die Indernet-Redaktion und -Nutzenden wären dies neben Deutschland auch Indien und vielleicht noch die Schweiz, Österreich, Pakistan, Großbritannien oder ein anderes Land aus dem britischen Kolonialreich. Die verschiedenen Zugehörigkeitskontexte sind allerdings nicht gleichbedeutend, wie Mecheril mit der Klammer in (Mehrfach-)Zugehörige deutlich macht:

»Hierbei ist es jedoch so, dass für (die meisten) in Deutschland lebende(n) natio-ethno-kulturelle(n) Andere(n) ›Deutschland‹ der Alltagszusammenhang und insofern der praktisch bedeutsame Kontext ihres Aufenthalts und Lebens ist. [...] Die Einklammerung zeigt an, dass die vorliegende Arbeit sich weniger mit einem von einem Außenstandpunkt als gleichgewichtig und gleichbedeutend bezeichnbaren Aufenthalt in zwei (oder mehr) natio-ethno-kulturellen Kontexten beschäftigt, sondern mit Zugehörigkeitswirklichkeiten in einem Handlungs- und Aufenthaltsraum, der ›Deutschland‹ genannt wird.« (ebd. 27)

Der oder die anderen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontexte sind, wie Mecheril weiter ausführt, von anderer Bedeutung:

»Der je andere natio-ethno-kulturelle Kontext ist für Andere Deutsche hierbei aufgrund von Zuschreibungen, aufgrund von genealogischen Wissen um Herkunft und Abstammung, kraft Erzählungen (etwa der Eltern), durch Phantasmen und Auffüllungen von Leerstellen, aufgrund von Besuchen und zurückliegenden, aber auch geplanten Aufenthalten, kraft des Umstandes, eine prinzipielle Perspektive (etwa der Zuflucht) zu sein, bedeutsam. Er ist gegenwärtig aufgrund physiognomischer Zeichen und kultureller Fertigkeiten, aufgrund eines Habitus und einer Disponiertheit, die für alle ersichtlich ›Anderssein‹ indizieren.« (ebd. 27)

Mecheril argumentiert ausgehend von der Annahme, dass das Leben vor allem an einem Ort stattfindet. Deutschland wird als Alltagskontext angenommen. Der oder die anderen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontexte sind weniger präsent, spielen im Alltag aber eine Rolle, insbesondere indem sie die natio-ethno-kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigen in Deutschland zu natio-ethno-kulturellen Anderen werden lassen. Zudem nimmt Mecheril auf das von ihm zusammen mit Thomas Teo (vgl. Mecheril und Teo 1994) entwickelte Konzept der Anderen Deutschen Bezug und grenzt damit weiter ein, wen er unter natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen versteht:

»Mit der Bezeichnung wollten wir Erfahrungen und Lebenssituationen von Menschen in den Blick nehmen, die in Deutschland leben, aber keine konventionelle ›deutsche Geschichte‹ aufweisen, weil sie zwar in Deutschland aufgewachsen sind, jedoch als Fremde angesehen werden. Andere Deutsche sind Menschen, die ihre Lebensmitte in Deutschland haben [...] die aber soweit von einem fiktiven, prototypischen Bild des oder der Standard-Deutschen abweichen, dass sie als zu weit abweichend und folglich nicht legitim zugehörig wahrgenommen und behandelt werden.« (Mecheril 2003, 10)

Im Zentrum von Mecherils Analyse natio-ethno-kultureller (Mehrfach-)Zugehörigkeit stehen also nicht jene Menschen, die als Erwachsene von einem natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontext in einen anderen migriert sind und damit eine eigene Erinnerung an das Leben im anderen Kontext haben und dort auch sozialisiert wurden, sondern Menschen, für die der deutsche Zugehörigkeitskontext prägend war. Mecheril versteht dabei das Konzept Andere Deutsche als forschungsparadigmatischen Begriff und nicht als Beschreibung einer Identität (vgl. Mecheril 2004b). Wie mir unter anderem die Reaktionen der Top-Posterin G (vgl. Prolog 2) gezeigt hat, ist der Begriff Andere Deutsche in mehrfacher Hinsicht problematisch. Zum einen rekurriert er auf einen natio-ethno-kulturellen Begriff und (re)produziert so dessen Logik, zum anderen (re)produziert er durch den Begriff Andere das alltägliche Otherring (vgl. Castro Varela und Dhawan 2004, 66-69). Als politische Positionierung und zur Irritation der Vorstellung des Prototyps ist die Nutzung des Begriffes Deutsche unabhängig von Staatsbürger_innenschaft, zugeschriebener Herkunft und Kultur allerdings wirksam. Natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörige als Deutsche zu bezeichnen, widerspricht der rassistischen Logik der Eindeutigkeit.

Obwohl bzw. gerade weil sich Andere Deutsche mit Deutschland verbunden fühlen, dort wirksam und anerkannt werden wollen, machen sie aufgrund von Verweisungen negative Zugehörigkeitserfahrungen (vgl. Mecheril 2003, 130-131), die rassistisch begründet sind. Eine positive Zugehörigkeitserfahrung kann nur jene machen, die sich sowohl zugehörig fühlt als auch als zugehörig anerkannt wird. Die Gefühle von Verbundenheit und die Bemühungen der Rassifizierten, dazuzugehören, können also niemals ausreichen, um Zugehörigkeit herzustellen. Solange sie als Andere konstruiert werden, wird ihnen fraglose Zugehörigkeit verwehrt bleiben. Auch wenn die alltäglichen, banalen, subtilen Rassismuserfahrungen die Existenz der Rassifizierten in der Regel nicht gefährden, führen sie doch zu einem prekären Status, der eine Verunsicherung, eine Bedrohung und die Möglichkeit von existenziellen Konsequenzen in sich trägt. Natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörige wissen (auch wenn sie es verdrängen können), dass sie unabhängig von formellen Mitgliedschaften wie der Staatsbürger_innenschaft (vgl. ebd. 148-151) »keine ›eigentlichen‹ Mitglieder sind« (ebd. 299), dass sie unabhängig von ihren

Bemühungen »maskierte Fremde« (ebd. 300) und »natio-ethno-kulturelle Bittsteller« (ebd.) bleiben. Ihre prekäre Situation führt dazu, dass sie sich immer wieder mit natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitsfragen beschäftigen müssen, dass sie Zugehörigkeitsarbeit (vgl. ebd. 335) leisten müssen. Die Analyse dieser Zugehörigkeitsarbeit stellt die zentrale Perspektive dieses Buches dar.

Verflochtene Machtverhältnisse

In ihren Analysen zu Zugehörigkeit und Identität von Kindern von Migrant_innen in Großbritannien warnt Anthias (2008; 2009) davor, sie stabilen Gruppen zuzuschreiben. Sie argumentiert, dass bei der Analyse immer das Zusammenspiel verschiedener Machtverhältnisse bzw. Intersektionalität (vgl. Binder und Hess 2011) bedacht werden muss. Das bedeutet für Anthias (2008; 2009), dass nicht nur natio-ethno-kulturelle Zuschreibungen untersucht werden dürfen, sondern auch ihre Verbindungen mit anderen machtvollen Konstruktionen (z.B. Geschlecht, Klasse, Behinderung) berücksichtigt werden müssen. Rommelspacher (1998) hat zur Analyse verflochtener Machtverhältnisse das Konzept der Dominanzkultur entwickelt, die »als ein Geflecht verschiedener Machtdimensionen zu begreifen [ist, ug], die in Wechselwirkung zueinander stehen« (ebd. 23). Machtverhältnisse wie Rassismus, Heteronormativität (vgl. Hartmann et al. 2007), Klassismus (vgl. Kemper und Weinbach 2009), Ableismus (vgl. Köbsell 2015) oder Ossifizierung (vgl. Heft 2020) bedingen sich gegenseitig, können sich gegenseitig verstärken oder gegeneinander ausgespielt werden (vgl. Rommelspacher 1998, 102-114). Der Blick auf das Geflecht der Machtverhältnisse lässt erst die komplexe Interdependenz verschiedener Privilegierungen und Deprivilegierungen sichtbar werden, die jede Einzelne positioniert. Es gibt keine einfache Dichotomie der Machtlosen auf der einen und der Machtvollen auf der anderen Seite (vgl. ebd. 26), jede Einzelne kann beides gleichzeitig sein.

Anthias (2009, 11) weist darauf hin, dass auch intersektionale Ansätze dazu neigen, Menschen in festgeschriebene und dauerhafte Gruppen einzuteilen. Sie plädiert daher dafür, Intersektionalität als heuristisches Mittel für die Analyse zu nutzen und sich dabei den spezifischen Kontext genau anzusehen. Hierfür entwickelt sie die Analyseperspektive der »translocational positionality«:

»The concept of translocational positionality addresses issues of identity in terms of locations which are not fixed but are context, meaning and time related and which therefore involve shifts and contradictions. As an intersectional frame it moves away from the idea of given ›groups‹ or ›categories‹ of gender, ethnicity and class, which then intersect [...], and instead pays much more attention to social locations and processes which are broader than those signaled by this.« Anthias (2008, 5)

Mit meiner Analyse des Indernets versuche ich etwas Ähnliches. Ausgehend vom sozialen Raum Indernet will ich mir kontextspezifisch anschauen, wie junge Menschen Fragen von Zugehörigkeit verhandeln. Aufgrund meiner rassismustheoretischen Perspektive fokussiere ich dabei zwar auf natio-ethno-kulturelle Zuschreibungen, versuche diese aber in ihrer Verbindung mit anderen Machtverhältnissen zu analysieren und schaue mir explizit den räumlichen und zeitlichen Kontext an.

Produktive Bezeichnungen

Bezeichnungen können sowohl Kategorisierungen durch Andere als auch Selbstbezeichnungen sein. Sie beeinflussen sich gegenseitig (vgl. Jenkins 1994), wobei die Kategorisierungen den Selbstbezeichnungen vorausgehen (vgl. Mecheril 2004a, 187). In Bezeichnungen spiegeln sich Machtverhältnisse wider.

Dies geschieht auch im Forschungsprozess, da dieser Bezeichnungen entwickelt, (re)produziert und festschreibt (vgl. Mecheril et al. 2003). Während ich versucht habe, in den Interviews für dieses Buch zuschreibende Fragen möglichst zu vermeiden, komme ich beim Schreiben zum Problem der Bezeichnung. Wie bezeichne ich jene, über die ich hier schreibe? Bisher habe ich versucht, auf natio-ethno-kulturelle Begriffe zu verzichten, und auf den Rassifizierungsprozess hingewiesen, wenn ich von als indisch wahrgenommenen Menschen geschrieben habe. Damit war ich allerdings weit weg von den Selbstbezeichnungen der Interviewten. In den Interviews und auf dem Indernet dominierten sowohl in den Selbst- wie Fremdbezeichnungen ganz klar natio-ethno-kulturelle Bezeichnungen wie Inder/innen, Deutsche oder Kombinationen von diesen. Wenn ich diese Selbstbezeichnungen übernehme, (re)produziere ich natio-ethno-kulturelle Logiken. Wenn ich hingegen andere Bezeichnungspraxen nutze, entferne ich mich von jenen, über die ich schreibe. Aus diesem Dilemma gibt es kein Entkommen, denn »[j]ede Bezeichnung [ist, ug] in ihrer Art (un)angemessen, weil sie (nur) bestimmte Aspekte fokussiert« (Mecheril 2003, 9). Es ist unmöglich, die richtige kontextunabhängige Bezeichnung zu finden. Die Herausforderung ist daher, eine dem jeweiligen Kontext angemessene zu wählen und sich gleichzeitig ihrer Beschränktheit und Produktivität bewusst zu sein.

In diesem Buch wechsle ich zwischen Bezeichnungspraxen bzw. zwischen Kategorien der Praxis und jenen der Analyse (vgl. Brubaker 2004, 31-33). Mein Denken und Schreiben ist durch meinen theoretischen Zugang geprägt. Aus diesem entspringen Kategorien der Analyse, die normalisierte Lesegewohnheiten irritieren können. Hierzu gehört auch, dass ich mich für eine Form von heteronormativitätskritischem Schreiben entschieden habe¹. Gleichzeitig nutze ich aber auch

1 Mit dem Gender Gap wie in Inder_innen sollen nicht nur alle denkbaren Geschlechtsidentitäten (wie Mann und Frau) sondern auch jene, die wir nicht denken können oder wollen (die Lücke in unserem Denken), eingeschlossen werden. Ich nutze diese Schreibweise um Lese-

Kategorien der Praxis, um mit deren Relevanz im Feld umzugehen. Dabei gehe ich nicht davon aus, dass es zum Beispiel Inder_innen (der zweiten Generation) als Gruppe gibt, wohl aber davon, dass diese imaginiert und als solche angerufen werden² und diese Praxis analysiert werden muss (vgl. ebd. 10).

gewöhnheiten zu irritieren und bin dabei bewusst inkonsequent (vgl. Abschnitt »Gendern«, S. 16).

2 Dabei stellt sich die Frage, wie diese Anrufung zu gendern ist. Obwohl ich davon ausgehe, dass sie meist zweigeschlechtlich gedacht wird, werde ich meist den Gender-Gap nutzen, um draufhinzuweisen, dass zu den Angerufenen auch solche jenseits der Zweigeschlechtlichkeit gehören (vgl. Abschnitt »Gendern«, S. 16).

Eine Ethnografie

Ethnografie im, zum und durch das Internet

Pacagnella (1997) beschrieb enthusiastisch die Vorteile der virtuellen Ethnografie: die automatische Datenarchivierung, keine Beeinflussung der Beobachteten durch die Forschende, Forschung von Zuhause aus und das alles kostengünstig. Sein grenzenloser Enthusiasmus genauso wie die große Skepsis einiger anderer Forschenden in dieser Zeit sind mittlerweile einem nüchterneren Umgang mit dem nicht mehr so neuen Medium Internet gewichen. So spricht zum Beispiel Hine nicht mehr von einer spezifisch virtuellen Ethnografie (vgl. Hine 2000), sondern von einer allgemeineren Ethnografie für das Internet (vgl. Hine 2015). Die Alltäglichkeit des Umgangs mit dem Internet, die Anfang der 2010er zu verzeichnen ist, unterscheidet sich für Hine (2015) so sehr vom Umgang mit dem damals neuen Medium in den späten 1990ern, dass neue Analyseansätze und Methoden entwickelt werden müssen. Die selbstverständliche Integration von virtuellen Medien in alltägliche Praxen spiegelt sich auch vermehrt in ethnografischen Arbeiten wider, die sich mit diesen zumindest am Rande beschäftigen müssen. So wird eine Auseinandersetzung mit diesem Forschungsfeld langsam in ethnografische Methoden-Handbücher aufgenommen (z.B. Koch 2014) und es entstehen spezialisierte Handbücher (z.B. Boellstorff et al. 2012). Dabei spielen die sozialen Medien (vgl. Schmidt 2011) mit ihren eigenen Logiken eine immer größere Rolle (vgl. Miller 2011). Der beginnenden Etablierung von ethnografischen Methoden ging die Veröffentlichung zahlreicher Ethnografien zu virtuellen Räumen bzw. Internetnutzung Ende der 2000er/Anfang der 2010er Jahre voraus³. Diese Studien unterscheiden sich in ihrem konkreten Forschungsgegenstand ebenso wie im methodischen Vorgehen. Dabei gibt es sowohl Arbeiten, in denen sich das ethnografische Forschen auf kurze Beobachtungen und ein paar Interviews beschränkt (diese nennen sich häufig medienethnografisch), als auch Studien, die auf einem dauerhaften, häufig mehrjährigen Aufenthalt im (virtuellen) Feld beruhen. Hine (2015) und Boellstorff et al. (2012) widmen sich letzterem Zugang.⁴

Eine zentrale Frage des ethnografischen Forschens im, zum und durch das Internet ist, was genau der Untersuchungsgegenstand ist. Mich prägten bei meinem Forschungsdesign Miller und Slater (2000), die als ihren Forschungsgegenstand definierten: »the way in which a communicative technology is encountered from, and rooted in, a particular place« (ebd., 4). Anders als Miller und Slater (2000) interessierte mich aber nicht primär der physische Ort der Internetnutzung (bei Miller

3 Unter anderem McGlotten (2013), Bozdog (2013), Miller (2011), Dombrowski (2011), Kuntsman (2009), Greschke (2009), Braune (2008) und Shahani (2008).

4 Siehe Fleischhack (2019) für eine Diskussion zum aktuellen Stand der digitalen Anthropologie/Ethnografie.

und Slater war dies Trinidad), sondern das soziale Netzwerk, das rund um einen virtuellen Raum entstanden war (vgl. Gajjala 2004; Shahani 2008; Kuntsman 2009; Greschke 2009). Eine vollkommen getrennte Betrachtung von online und offline ist ethnografisch nicht produktiv (vgl. Miller und Slater 2000, 1-5). Die Aufgabe der Ethnografie liegt vielmehr darin, die Komplexität des Untersuchungsgegenstands zu erfassen und eine dichte Beschreibung zu liefern (vgl. ebd., 1-22; Hine 2015, 87-88). Dafür ist es notwendig, langfristig zu beobachten und mit den Beobachteten zu interagieren, um sich so irritieren zu lassen und Fragen zu erzeugen (vgl. Miller und Slater 2000, 21; Hine 2015, 55-56). Es reicht nicht aus – wie Pacagnella (1997) suggerierte – zu archivieren, was online passiert. Es ist notwendig, selbst zu erleben, um analysieren zu können (vgl. Hine 2015, 55-56). Dabei stellt die teilnehmende Beobachtung online andere Anforderungen als jene offline und diese verändern sich laufend mit der Weiterentwicklung der Internettechnologien (vgl. Boellstorff et al. 2012, 65-91). Zudem, so argumentiert Hine (2015, 60), wird beim Forschen im, zum und durch das Internet die kunstvolle⁵ Konstruktion des ethnografischen Feldes besonders deutlich, da es noch weniger als im geografischen Raum eindeutige Grenzen gibt und Räume auf multiple Arten miteinander verbunden sind. Nach Hine (ebd. 58-70) soll sich daher das Feld und seine Grenzen im Laufe der Feldforschung entwickeln, in dem bedeutenden Beziehungen gefolgt wird (vgl. Miller und Slater 2000, 1-22). Die Grenzen des Feldes bzw. die Zusammensetzung verschiedener Felder müssen hierbei von den Forschenden in Abhängigkeit von ihren theoretischen Interessen bestimmt werden (vgl. Hine 2015, 65).

Hartmann und Krotz (2010, 240) sprechen von Critical Cyberculture Studies, wenn Forschungsprojekte Machtungleichheiten berücksichtigen. Mittlerweile gibt es eine ganze Reihe von Arbeiten, die diesem Feld zuzurechnen sind. Mich haben vor allem jene Studien beeinflusst, die feministische und postkoloniale bzw. rassistuskritische Untersuchungsperspektiven verbunden haben⁶.

Forschungsethische Herausforderungen

Da viele virtuelle Räume leicht zugänglich sind und es kaum auffällt, wenn Forschende sich für Forschungszwecke dort aufhalten, kommt es immer wieder dazu, dass Beobachtungen durchgeführt werden, ohne die Beobachteten darüber zu informieren und sich ihre Zustimmung einzuholen. Damit wird gegen grundlegende forschungsethische Standards verstoßen. Schon Anfang der 2000er Jahre hat Döring (2003, 237-242) als wesentliche Anforderungen an die Online-Forschung

5 Hine (2015, 60) spricht von »artful construction«. In dieser Formulierung steckt sowohl, dass das Feld geschickt abgesteckt werden muss, als auch, dass dies ein künstlicher und ein gestaltender Schritt ist.

6 Insbesondere Gajjala (2004) und Kuntsman (2009), aber auch Shahani (2008), Kolko et al. (2000) oder Goggin und McLelland (2009).

formuliert, dass erstens informierte Zustimmungen eingeholt werden, zweitens Beeinträchtigungsfreiheit gewährleistet wird und drittens eine Anonymisierung erfolgen muss. Mittlerweile ist die Diskussion zu den spezifischen forschungsethischen Anforderungen für ethnografisches Arbeiten online weit vorangeschritten. Boellstorff et al. (2012, 129-150) widmen ihnen ein Kapitel ihres Handbuchs. Dabei gehen sie vom Prinzip der Fürsorge aus (vgl. ebd. 129-131), das über Dörings Prinzip der Beeinträchtigungsfreiheit hinausgeht. Sie leiten dies aus dem asymmetrischen Machtverhältnis zwischen Forschenden und Beforschten ab. Daher argumentieren sie, dass die Beforschten nicht nur keinen Schaden durch die Forschung erleiden dürfen, sondern aus ihr einen Vorteil ziehen sollten. Die Forschenden müssten daher mit Fingerspitzengefühl, Sensibilität und Behutsamkeit vorgehen. Von diesem Grundprinzip leiten sich dann die forschungsethischen Anforderungen der informierten Zustimmung, der Minimierung von institutionellen und rechtlichen Risiken, der Anonymisierung, des Umgangs mit Täuschung der Informant_innen sowie mit Sexualität und Intimität, der Entschädigung, des Verlassens des Feldes und der angemessenen Darstellung ab (vgl. ebd. 131-150). An dieser Stelle werde ich vor allem auf die Fragen der informierten Zustimmung und der Anonymisierung eingehen, weil sie mich im Rahmen des Forschungsprojektes besonders beschäftigt haben.

Für die Frage der informierten Zustimmung ist vor allem entscheidend, ob virtuelle Räume und die Interaktionen in ihnen als öffentlich oder privat angesehen werden (vgl. Döring 2003, 238; Hine 2000, 23-24; Snee 2013). Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten. So argumentiert Gajjala (2002, 182-183), dass die von ihr untersuchte Mailing-Liste keinen sicheren privaten Raum darstellte. Da aber die Nutzenden davon ausgingen, dass es einer sei, müsse die Forscher_in abwägen, ob es legitim sei, sie als öffentlichen Raum zu behandeln, und ob sie eine Genehmigung brauche (vgl. Bozdag 2013, 86). Auch Kuntsman (2009, 27) hat sich, obwohl die von ihr beobachtete Webseite – wie das Indernet – als öffentlich eingeschätzt werden kann, eine Erlaubnis eingeholt und hat versucht so viele Nutzende wie möglich über ihre Forschung zu informieren. Rutter und Smith (2005, 90) weisen darauf hin, dass das Wissen der Postenden um unbekannte Lesende nicht bedeutet, dass ihre Äußerungen forschungsöffentlich sind. Die Frage der Öffentlichkeit von virtuellen Räumen ist nicht eindeutig, sie wird zwischen den Nutzenden immer wieder neu verhandelt und erfordert von den Forschenden, dass sie sich positionieren und mit den Beobachteten verständigen (vgl. Döring 2003, 238; Hine 2000, 24). Dies gilt auch dann, wenn der Widerspruch Einzelner ausreichend sein kann, um ein Forschungsprojekt scheitern zu lassen (vgl. Döring 2003, 238; Gajjala 2002).

Dabei geht es auch um die Entscheidung, welche und wie viel Informationen über die eigene Person und das Forschungsprojekt transparent gemacht werden (vgl. Greschke 2009, 56-57; Kuntsman 2009, xvi-xvii; Hine 2015, 71-73). Rutter und Smith (2005, 88-89) argumentieren, dass den Forschenden eine besondere Verant-

wortung zukommt, da sie die meiste Zeit unsichtbar sind und daher aktiv dafür sorgen müssen, dass sie wahrgenommen werden. Sie selbst haben dies durch einen auf ihre Forschungstätigkeit hinweisenden Namen und eine Signatur versucht (vgl. ebd. 89). Auch ich habe in meiner Signatur auf meine Forschungstätigkeit hingewiesen und einen Link zu meiner Forschungswebseite angegeben (vgl. Prolog 2). Aber diese Versuche der Sichtbarkeit sind unzureichend. Nutzende können sie nur wahrnehmen, wenn die Forschenden aktiv posten und diese Posts auch gelesen werden. Daran ändert auch nichts, wenn Forschenden – wie mir – von der Redaktion die Forschung erlaubt und zu Beginn des Forschungsprojekts ein Artikel über das Vorhaben im redaktionellen Teil gepostet wurde. Nur jene, die den Artikel gelesen oder mit mir interagiert haben, wussten von mir. Für neue oder seltene Nutzende war ich unsichtbar. Anders als in physischen Räumen konnten sie nicht wahrnehmen, dass ich in der Ecke saß und alles aufmerksam verfolgte. Die Offenheit virtueller Räume und die große Fluktuation ihrer Nutzenden sind der wesentliche Grund, warum nicht alle Nutzenden über das Forschungsprojekt informiert und ihre Genehmigung eingeholt werden können (vgl. Döring 2003, 238; Hine 2000, 24; Rutter und Smith 2005, 89). Aber gerade, wenn eine umfassende informierte Zustimmung unmöglich ist, ist es die Verantwortung der Forschenden, sich mit dieser forschungsethischen Frage intensiv auseinanderzusetzen und einen kontextadäquaten Umgang zu entwickeln.

Anonymisierung ist eine Möglichkeit, sowohl jene, die der Forschung zugestimmt haben, als auch jene, die ihre Zustimmung nicht gegeben haben, vor ungewollten Folgen zu schützen (vgl. Bozdag 2013, 86). Damit kann das Risiko verkleinert werden, Informationen zu veröffentlichen, die Beforschte in unangenehme Situationen bringen oder negative Konsequenzen nach sich ziehen können (vgl. Boellstorff et al. 2012, 136). Grundsätzlich ist es dabei, Pseudonyme nicht nur für Offline- sondern auch für Online-Identitäten zu nutzen (vgl. ebd. 137; Döring 2003, 240-242; Hine 2000, 24). Zudem kann es auch notwendig sein, kollektive Identitäten und Orte zu ändern, da aus ihnen Informationen zu Individuen abgeleitet werden können (vgl. Boellstorff et al. 2012, 137-139). Hierzu kann auch gehören, die URLs von Interneträumen und Diskussionen nicht anzugeben (vgl. Döring 2003, 241; Kuntsman 2009, 13), da über diese sonst leicht mehr Informationen über die einzelnen Informant_innen zusammengesetzt werden können. So verwendet Greschke (2009) einen fiktiven Namen für den von ihr untersuchten Internetraum. Wie bei allen anderen Anonymisierungen führt dies zu einem Informationsverlust. Zwischen den Anforderungen einer aussagekräftigen Beschreibung und der Notwendigkeit des Schutzes der Privatsphäre der Informant_innen muss daher kontextspezifisch abgewogen werden. Zudem ist Anonymisierung – gerade bei öffentlich zugänglichen Quellen im Internet – kaum vollständig möglich (vgl. Joinson 2005, 26; Boellstorff et al. 2012, 139). Miller (2011) entscheidet sich bei seiner Darstellung von zwölf Facebook-Nutzenden-Porträts daher zur Verschleierung seiner

Informant_innen: »made extensive changes in detail and combined materials from different participants within individual portraits in order to protect the anonymity of those who participated in the study« (ebd. xi). Um die Anonymität noch stärker zu gewährleisten, hat er (ebd. xv) die Informant_innen nach der Studie zusätzlich in Facebook entfreundet und sich somit aus ihrem Umfeld verabschiedet (vgl. Boellstorff et al. 2012, 139-140).

Im Abwägen zwischen Informationsdichte und forschungsethischen Anforderungen habe ich einen geringen Grad der Verschleierung gewählt (vgl. Shahani 2008, 154; Bruckman 2002, 230): Den Namen Indernet behalte ich bei, gebe aber nicht die URL des Internetportals an⁷. Namen, Nicks und persönliche Informationen habe ich verändert. Wörtliche Zitate ändere ich minimal, damit sie nicht so leicht von Suchmaschinen gefunden werden können. Details, von denen ich annehme, dass sie Individuen schaden könnten, habe ich weggelassen. Dabei ändere ich die Informationen zu einzelnen Personen desto mehr, je mehr ich befürchte, dass die von mir zusammengestellten Informationen ihnen schaden könnten. Dies gilt zum Beispiel für einen schwulen Interviewten, der durch meine Arbeit nicht geoutet werden wollte. Es gilt aber auch für Redakteur_innen, die mir interne Informationen gegeben haben, oder für Personen, die mit anderen in einem Konkurrenzverhältnis standen. Ich möchte vermeiden, dass Informationen, die mir vertraulich gegeben wurden, einzelnen Personen zugeordnet werden können und dies Konflikte befördert. Dies erfordert ein hohes Maß an Sorgfalt, da Beteiligte Informationen leichter zuordnen können als Dritte (vgl. Boellstorff et al. 2012, 137-139). Ein Redakteur erklärte, nachdem er die diesem Buch zugrundeliegende Habilitationsschrift gelesen hatte, dass mir die Anonymisierung nur teilweise gelungen ist:

»Bei einigen Zitaten erkennt man am Redestil ganz gut, wer sie sind. Andere Redakteure erkenne ich eher daran, über was sie erzählen und natürlich darin, welche Infos Du dazu lieferst. Bei einigen Veranstaltern bin ich mir allerdings manchmal nicht sicher. Ich finde es sehr spannend, das anhand von Sprechstil und Kontext herauszufinden. Ich bin jedoch sicher, dass der »normale« Leser das niemals erkennen und auseinanderhalten wird.«

Weil er mit den Redakteur_innen über viele Jahre einen so engen Kontakt hatte, ist es mir kaum möglich, Informationen so zu anonymisieren, dass er Aussagen gar nicht zuordnen und keine Annahmen über Personen hinter Pseudonymen machen kann. Bei jenen, mit denen er weniger Kontakt hatte, ist es mir besser gelungen. Gelingen ist es mir zum Teil auch dadurch, dass ich einzelnen Interviewten

7 Eine völlige Anonymisierung des virtuellen Raumes wie bei Greschke (2009) ist mir nicht möglich, da ich in früheren Publikationen auch URLs angegeben habe und mich auf Literatur beziehe, die die URL des Indernets explizit benennt.

mehrere Pseudonyme gegeben habe, um zum Beispiel zwischen privaten Aussagen und Aussagen als Redakteur_in zu unterscheiden. Wenn wie im Fall der Gründer die Anonymisierung nahezu unmöglich war, habe ich Personen mit Buchstaben bezeichnet und diese in verschiedenen Passagen unterschiedlich genutzt. So verbergen sich zum Beispiel hinter X verschiedene Personen, und eine Person hinter verschiedenen Buchstaben. Einer der Redakteure erklärte im Gespräch über das Manuskript (vgl. Prolog 3):

»Dass ich mehrere Identitäten hatte, ist mir erst spät aufgefallen. Weil das einfach nicht passt. Man denkt ja erst einmal immer schön in diesen Schubladen und da denkst du, das ist jetzt der. Dann merkst du, das stimmt nicht, das habe ich doch gesagt. Man erkennt ja schon seine eigenen Passagen wieder. Du hast die schon so weit vom Sprachstil übernommen. Anhand dessen konnte ich irgendwann realisieren, dass es tatsächlich mehrere Identitäten gibt. Aber ich habe bestimmt nicht alle... irgendwann habe ich es auch aufgegeben. Ich wollte den Text letztendlich lesen und nicht gucken, wo bin ich jetzt und wer bin ich, sondern einfach den Text lesen.«

Forschen zu natio-ethno-kulturell Ähnlichen

Riegel und Kaya (2002) sowie Andersson (2005, 100-103) zeigen auf, wie natio-ethno-kulturelle Nähe und Distanz zu den Informant_innen unterschiedliche Zugänge verschaffen und damit unterschiedliche Erkenntnisse generieren, die jeweils legitim sind (vgl. Clifford 1986, 9). Dabei weist Andersson (2005, 102) darauf hin, dass nicht nur die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, sondern auch andere Kategorien wie Geschlecht oder Alter die Nähe und Distanz zu den Beobachteten bestimmen. Dies stellen auch Ganga und Scott (2006) fest, die sich auf der Basis von natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontexten als mit ihren Informant_innen gleich imaginiert hatten, dann aber in den Interviewsituationen feststellten, dass sie in Bezug auf Klasse oder Generation als anders wahrgenommen wurden. Sie argumentieren, dass ihnen die natio-ethno-kulturelle Nähe ermöglicht, die sonst durch die Dominanz der natio-ethno-kulturellen Dichotomie verschleierte Verschiedenheit wahrzunehmen. Auch Gajjala (2004, 20) zeigt, wie als natio-ethno-kulturell gleich wahrgenommene Forschende anders interagieren können als andere. So wurde ihre Forschung in einem als südasiatisch definierten virtuellen Raum erst dann zum Problem, als eine andere Forschende, die nicht als südasiatisch wahrgenommen wurde, über diesen Raum arbeiten wollte und damit eine allgemeine Diskussion über Forschung in Gang setzte. Gajjala (ebd. 29-30) zeigt auch, wie sie von einer Gleichen, die sich aktiv am virtuellen Raum beteiligte, zu einer Anderen wurde, als sie anfang über diesen Raum zu forschen. Es ist also auch der Forschendenstatus, der Distanz erzeugt, selbst wenn die Forschende vorher Teil der Gemeinschaft war. Auch Kuntsman (2004) illustriert, dass die Unterschei-

dung zwischen zugehörig und fremd nicht eindeutig ist. Sie beschreibt, wie sie sich in dem von ihr untersuchten virtuellen Raum gleichzeitig als zugehörig und als fremd empfunden hat. Dies gilt auch für meinen Bezug zum Indernet.

Das Indernet habe ich als Raum für als indisch markierte Menschen, die im deutschsprachigen Europa sozialisiert wurden, wahrgenommen. Natio-ethno-kulturell gehörte ich damit zum Indernet. Das bedeutete aber nicht, dass ich von den Interviewten als ihnen ähnlich angesehen wurde. So bekam ich in einem Interview ein überraschtes »Ach, die kennst du? Ja, das sind wir« auf meine Frage, ob ihre Familie Ahmadis seien. Die Interviewte hatte offensichtlich nicht erwartet, dass ich diese religiöse Gruppe kenne. Tatsächlich kannte ich sie auch nicht durch meine Sozialisation, sondern durch mein Studium. Am deutlichsten wurde mir meine Außenseiterrolle in einem anderen Interview. Ich hatte mit einer Interviewpartnerin und ihrer Familie, die mich schon seit Jahren aus indisch definierten Zusammenhängen kannte, zu Mittag gegessen. Während des Essens sprach sie ihren Bruder mit seinem Namen an. Er kommentierte das, da sie ihn sonst mit Dada (älterer Bruder) anredete. Hierauf sprach ich die Interviewpartnerin im Interview an. Sie erklärte, es gebe Situationen in denen sie den Namen ihres Bruders statt der Bezeichnung Dada benutzte:

»Aber das habe ich echt gerade überhaupt nicht gemerkt. Normalerweise sag ich es dann, wenn man beispielsweise draußen ist und in einem Umfeld ist, wo mehrere andere Personen sind, die nicht wirklich zu dem familiären Kontext Zugang haben, dann ist man schon geneigt zu sagen: »Raju, kannst du mal bitte«, weil die sonst denken, »Warum nennt die denn ihren Bruder Dada, der heißt doch anders«. Um zu vermeiden, dass dann irgendwelche Fragen kommen, oder so, sag ich dann direkt Raju, und gut ist es.«

Sie benutzte den Namen ihres Bruders, wenn sie mit Menschen zusammen war, die durch die andere Bezeichnung irritiert gewesen wären und sie in Erklärungsdruck bringen konnten (vgl. Battaglia 1995). Sie versuchte, dies zu vermeiden, indem sie sich den in Deutschland gängigen Normen anpasste. Mich schien sie unbewusst als Vertreterin der Norm wahrgenommen zu haben. Ihren Bruder irritierte sie damit aber.

Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ist sehr viel komplexer als dies die Dichotomie zwischen Wir und den Anderen nahelegt. Zudem unterschieden mich noch weitere Aspekte von den Machenden und Nutzenden des Indernets. Nicht nur nahm ich eine Forschenden- anstelle einer Nutzendenperspektive ein, ich war auch viel älter, hatte andere (politische und akademische) Interessen und einen anderen Bezug zu natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeiten als Viele. Ohne mein Forschungsinteresse hätte ich das Indernet wohl nicht genutzt. Um die Bedeutung der verschiedenen Differenzen in den Blick zu bekommen, ergänzten Beobachtungen studentischer Hilfskräfte (vgl. Paske 2005; Florea 2005) meine Beobachtung

des Indernets. Zum einen fühlten Mareile Paske und Ioana Alexandra Florea sich natio-ethno-kulturell nicht zugehörig und blickten so mit einem distanzierteren Blick auf das Beobachtete. Zum anderen waren sie von Status und Alter viel näher an den Postenden und fühlten so eine stärkere Verbundenheit, als ich sie empfand. Diese verschiedenen Perspektiven führten zu interessanten Diskussionen und halfen mir, meine Positionierung bewusster wahrzunehmen.

Repräsentation der Interpretation

Zu den forschungsethischen Anforderungen von Boellstorff et al. (2012, 149-150) gehört die angemessene Darstellung der Beforschten. Sie argumentieren, dass auch wenn jede Ethnografie eine Interpretation ist, nicht alle Interpretationen gleich angebracht sind.

Ich gehe davon aus, dass Wissen immer situiert ist (vgl. Haraway 2007). Die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion hängt zudem von den Paradigmen ab, denen die Forschenden folgen (vgl. Kuhn 1970; Lakatos und Musgrave 1974). Die Forschenden erzeugen dabei die Sachverhalte, über die sie schreiben (vgl. Broden und Mecheril 2007, 16). Durch ihre handwerkliche Tätigkeit produzieren sie Fiktionen (vgl. Clifford 1986, 6-7). Sie konstruieren Wahrheiten, die durch Ausschlüsse gekennzeichnet sind (ebd.).

Mit Hilfe von Mecherils (2003, 32-56) Beschreibung, wie aus empirischem Material ein wissenschaftlicher Text wird und wie Material und Text zusammenhängen, will ich hier das Verhältnis dieses Buches zum Indernet verdeutlichen. Mecheril (ebd. 40-49) argumentiert, dass das empirische Material den wissenschaftlichen Text, den er Interpretationstext nennt, ermöglicht. Es generiert ihn und regt die Entwicklung von Ideen, Vermutungen und Spekulationen an. Letztere bewegen sich dabei vom Material weg, kommen aber immer wieder darauf zurück. In Verbindung mit dem Vorwissen, den Interessen und den persönlichen Verortungen der Forschenden entsteht eine eigene Dynamik in der Entwicklung des Interpretationstextes. Es stellen sich thematische Foki ein, die weder notwendig noch willkürlich sind. Das empirische Material und die theoretische Auseinandersetzung befruchten sich wechselseitig. Dabei begrenzt das Erfordernis der Konsistenz und Kohärenz der wissenschaftlichen Argumentation zunehmend die Freiheitsgrade der Ideen, Vermutungen und Spekulationen. Das Ergebnis des Prozesses ist eine Als-ob-Beschreibung, eine Geschichte, die durch ihre Plausibilität überzeugen muss und an dieser gemessen wird. Dabei sind die Interpretationstexte performativ und repräsentierend (vgl. ebd. 50). Sie erzeugen einen bestimmten Eindruck und präsentieren eine bestimmte Lesart. Hierfür trägt die Forschende die Verantwortung.

Ich verstehe mein Vorgehen während des Forschungsprojektes ebenso: Ich habe die von mir gesammelten Mosaiksteine und die theoretischen Ansätze auf mich

wirken lassen, habe mir mit den letzteren Werkzeuge geschaffen, um die Mosaiksteine zu bearbeiten und zu Mosaiken zusammenzusetzen. Ich habe Steine zur Seite gelegt und bin wieder auf sie zurückgekommen. So haben sich Bilder entwickelt. Teile haben sich aneinandergesetzt und ich habe mich von ihnen leiten lassen. Zum Teil musste ich von Bildideen wieder ablassen, weil das entstehende Mosaikfragment mich nicht weiterbrachte. Zum Teil hatte ich schnell ein wichtiges Fragment vor Augen. Beim Schreiben zwingt mich die Anforderung von Kohärenz und Konsistenz dazu, die Mosaiksteine so zusammenzufügen, dass es für die Lesenden plausibel erscheint. Dazu gehe ich immer wieder zu meiner Sammlung zurück und das Bild verändert sich laufend in Nuancen oder auch grundlegend. Dabei sind die Mosaiksteine, die ich hier präsentiere, meine Lesart, meine Interpretationen. Es sind Interpretationen, die mir plausibel erscheinen und die ich zur Diskussion stellen will. Es sind Interpretationen, die aus den Mosaiksteinen, dem gewählten theoretischen Zugang und meiner sozialen Positionierung entstanden sind.

Das Sammeln der Mosaiksteine

Die Zusammenarbeit mit der Redaktion

»Als ich das von dir gehört habe mit dem Forschungsprojekt, war ich echt überrascht. Ich meine, ich wusste zwar schon, dass du das Indernet kennst und dass du es vielleicht auch mal – weil du ja in dem Bereich Südasiaten in Deutschland forschst – erwähnen würdest. Aber als einzelnes Projekt, da war ich echt baff. Da habe ich gedacht, das ist echt eine Ehre für uns. Das kam auch so in der Redaktion rüber.« (Gründer X)

Im Frühjahr 2004 hatte ich die Redaktion kontaktiert, da ich offiziell mit dem Forschungsprojekt anfangen und nicht weiter ohne Zustimmung das Indernet beobachten wollte. Die Kontaktaufnahme war meinerseits mit Sorge verbunden (vgl. Greschke 2007, 35): Was würde ich machen, wenn mir die Redaktion nicht die Erlaubnis für das Projekt geben sollte? Ich hatte schließlich meine berufliche Zukunft für die nächsten Jahre auf diesem Projekt aufgebaut und das durfte nicht scheitern (vgl. Broden und Mecheril 2007, 21). Ich war daher sehr erleichtert, als mir die Gründer nicht nur ihre Zusammenarbeit zusagten, sondern ich auch feststellte, dass die Redaktion ein großes Interesse an meiner Arbeit hatte.

Zunächst vereinbarten wir ein Treffen mit der Redaktion, in dem ich mehr über mein Projekt erzählen sollte und erste Fragen stellen konnte⁸. Da die Redaktion über ganz Deutschland verstreut lebte, kamen zu dem Treffen nur drei der zu dem Zeitpunkt aktivsten Redakteur_innen. Ich erfuhr viel über die internen Abläufe in der Redaktion, die Einschätzungen meiner Gesprächspartner über die Nutzenden des Internetportals, dessen Erfolg und Probleme. Zudem diskutierten wir ihr und mein Interesse an der Forschung und sie empfahlen mir Interviewpartner_innen. Kurz darauf veröffentlichten sie einen Artikel, in dem ich nach Interviewpartner_innen suchte, auf der Indernet-Startseite und ich begann mit meinen Interviews der Redaktion. Meine Interviewanfragen wurden freundlich erwidert. Bei den Treffen herrschte eine angenehme und offene Atmosphäre und ich stellte meistens fest, dass die Interviewten vor dem Interview Informationen über mich von meinem Hauptansprechpartner bekommen hatten. Ich notierte im April 2004: »X ist mein Gatekeeper zur Redaktion. Er ist ihr Sprecher, gibt Informationen, leitet sie gefiltert weiter, gibt interne Anweisungen und hat eine eigene Agenda.« Zu Beginn wurden meine Bitten um Informationen schnell erfüllt. Mit den Jahren, die sich das Forschungsprojekt hinzog, nahm die Kommunikation (von beiden Seiten) erheblich ab und schlief fast völlig ein. Nach Beendigung meiner Projektförderung im Jahr 2006 war ich in andere Projekte eingebunden und investierte

8 Im weiteren Verlauf des Buches verweise ich auf dieses Treffen als Redaktionsinterview.

weniger Arbeit in die Beziehungspflege. Nach der Umwandlung des Portals in einen Blog und eine Facebook-Seite im Herbst 2011 (vgl. 3.7) befreundete ich etliche (ehemalige) Redakteur_innen erfolgreich über Facebook (FB). Seitdem mache ich über FB Informationen über mein Forschungsprojekt zugänglich, verfolge die Aktivitäten von (ehemaligen) Indernet-Redakteur_innen und kontaktiere gelegentlich ehemalige Interviewpartner_innen.

2004 hatte ich gegenüber X meine Angst, keine Zustimmung von der Redaktion zu bekommen, ausgedrückt: »Ich meine, da könnte am Ende irgendwie herauskommen, dass ich das Indernet total verreiße und sage ...« Hier unterbrach X mich: »Es kann ja auch sein, dass du dann sagst, das ist jetzt gar nichts ...« und ich führte weiter aus: »... die widersprechen sich alle und die sind größtenwahnsinnig. Ich meine, das kann auch eine Gefahr sein, ihr öffnet euch mir gegenüber ...« X antwortete:

»Ist ja klar, wir wollen nicht, dass wieder jemand sagt, wir wollen uns ausgrenzen. Wir wollen schon offen sein. Jeder hat das Recht auf freie Meinungsäußerung. Wenn jemand über uns sagt, das gefällt uns nicht oder die widersprechen sich, dann kann er das sagen. Was in erster Linie wichtig bei der ganzen Sache ist – für mich persönlich –, dass wir beachtet werden, überhaupt, dass du auf die Idee kommst, da ein Forschungsprojekt zu machen. Das heißt, dass wir schon ein bisschen was erreicht haben. Genau das ist auch ein wichtiger Punkt.«

Dies war die Basis für unsere weitere Zusammenarbeit. Es kam vor, dass wir unterschiedliche Meinungen hatten und dass dies von Redakteur_innen geäußert wurde. Aber es gab nie einen Versuch, direkten Einfluss auf meine Veröffentlichungen zu nehmen. Generell wurde mir in der Zeit von 2004 bis etwa 2006 viel Wohlwollen entgegengebracht. X erklärte:

»Für uns war es ja auch neu. Wir haben uns überlegt, wie weit willst du gehen, was willst du haben, wie weit willst du forschen. Wir haben dann erst mal auf deine Äußerung gewartet, wie bringst du das rüber, wie ist dein Horizont, wie denkst du. Aber wir haben gesehen, gut ist es. Gerade durch deine Webseite.«

Nachdem ich die erste Fassung meiner Habilitationsschrift fertig gestellt hatte, schickte ich diese Ende 2016 an die Redaktion. Hierdurch entstand ein E-Mail-Austausch (vgl. Epilog), auf dessen Grundlage ich einige Passagen umformulierte. Im März 2017 traf ich mich mit drei Redakteuren, um über mein Manuskript zu sprechen (vgl. Prolog 3).

Eine beobachtende Lurkerin

Nachdem ich im November 2000 die Gründer des Indernets bei einem Seminar (vgl. 3.3.4) kennengelernt hatte, begann ich Ende Dezember, in größerem Umfang Teile des Internetportals zur Dokumentation auszudrucken. Ich interessierte mich

vor allem für die interaktiven Teile (vgl. 2.2.3; 2.2.4) sowie für einige Artikel (vgl. 2.2.2). Ich beobachtete den virtuellen Raum nun regelmäßig und druckte Forendiskussionen, Gästebucheinträge und Artikel aus. In der Anfangszeit interessierte mich vor allem, wie die Indernet-Nutzenden und -Redaktion sich zu Fragen nation-ethno-kultureller Identität äußerten (vgl. das erste Mosaik). Erst später fing ich an, eine größere Bandbreite an Themen zu verfolgen. Im Oktober 2001 registrierte ich mich als Mitglied und bekam ab diesem Zeitpunkt den Infobrief per E-Mail zugeschickt. Nach dem offiziellen Beginn des Forschungsprojekts im Jahr 2004 begann ich, Teile des Indernets elektronisch zu speichern anstatt alles auszudrucken. Von nun an dokumentierte ich jede Änderung der Startseite, in unregelmäßigen Abständen die Forenübersichten und die verschiedenen Rubriken sowie ständig Forendiskussionen, die ich für besonders relevant für das Forschungsprojekt hielt. Ich war, abgesehen von wenigen Ausnahmen, mindestens einmal täglich auf dem Indernet. Dies setzte ich auch nach dem Auslaufen der Projektförderung im Sommer 2006 fort. Je mehr ich allerdings in andere Projekte eingebunden war und je weniger auf dem Indernet passierte (vgl. 3.6), desto weniger Aufmerksamkeit steckte ich in die Beobachtung des Internetportals. Im Herbst 2011, kurz vor seinem Neustart als Blog und FB-Seite (vgl. 3.7), wandte ich mich ihm wieder verstärkt zu. In den fast 20 Jahren der Beobachtung des Indernets haben sich bei mir auf diese Weise große Mengen an Daten (sowohl auf Papier als auch elektronisch) angesammelt, die ich auf unterschiedliche Arten und nach unterschiedlichen Kriterien archiviert habe. Ich war daher auf meine Erinnerung und den Zufall angewiesen, um einzelne Mosaiksteine herauszusuchen. Zum Teil konnte ich das Material durch Recherche in Internetarchiven ergänzen, zum Teil fiel mir auf, dass auch die dort archivierten Materialien nicht fehlerfrei waren. Everett (2009) spricht in Bezug auf die Kurzlebigkeit von Internetinhalten von der »hyper-ephemerability of cybertext« (ebd. 11), die es notwendig macht, alle Quellen sofort herunterzuladen und zu speichern.

Meine Beobachtung des virtuellen Raums ohne Interaktion lässt sich als teilnehmende Beobachtung einer Lurkerin beschreiben:

»Da das Lurken eine etablierte soziale Praktik in öffentlich zugänglichen internet-basierten Kontexten ist, erlaubt die nicht-teilnehmende Beobachtung Zugang zu den Dimensionen des computervermittelten sozialen Lebens, die sich einem Lurker eröffnen, und die in gewisser Weise auch an ihn adressiert sind. Das heißt, lurken ist eine Praktik des Feldes selbst, die deshalb auch von den Forschenden praktiziert werden kann.« (Greschke 2007, 17)

Wie ich später in Interviews erfuhr, war das unsichtbare Lesen und Beobachten des Indernets eine Praktik vieler Nutzender (vgl. 2.3.5). Meine Beobachtung als Lurkerin war eine teilnehmende, da ich mich aktiv in den virtuellen Raum begab, mich darin bewegte und ihn erlebte (vgl. Hine 2015, 55). Ich fühlte mich von bestimm-

ten Beiträgen oder Rubriken angesprochen und von anderen nicht. Ich freute mich über Bestimmtes und Anderes ärgerte mich. Mit der Zeit entwickelte ich ein Gefühl für das Indernet, gewöhnte mir bestimmte Wege durch das Internetportal an und wurde mit dem Raum und seinen Nutzenden vertraut. Ich wusste, was ich zu erwarten hatte, welche informellen Regeln galten und merkte es, wenn etwas anders als sonst war. Im Februar 2005 notierte ich zur selbstgewählten Moderationstätigkeit eine Vielposter_in: »Ich merke, dass ich die Regeln auch kenne und mehr und mehr gutheiße, da ich das Forum kenne. Für Neue ist das aber alles nicht so schnell sichtbar. Es kann wie eine geschlossene Gesellschaft wirken.« Ich hatte das Gefühl, mich sehr gut auszukennen, auch wenn mir gelegentlich auffiel, dass ich vieles doch nicht mitbekam. So merkte ich zum Beispiel nicht, dass Nutzende in einem Thread mit dem Namen »Abschweifer's Finest« – der mich nicht interessiert hatte – über mein Forschungsprojekt diskutierten. Auch stellte sich eine gewisse Distanz ein, wenn ich aufgrund einer urlaubsbedingten Abwesenheit nicht im Indernet gewesen war. Ich brauchte dann eine Weile, um mich online wieder wohlfühlen. Diese Phase des Eingewöhnens beschreibt auch Paske, die während meiner längeren Abwesenheit Ende 2004 ein Forentagebuch führte. Nach etwa drei Wochen schrieb sie:

»Durch die täglichen Besuche auf dem Indernet brauche ich immer weniger Zeit, um dem Diskurs folgen zu können. Wenn ich es mit meinem ersten Besuch vergleiche, bei dem ich in zwei Stunden nicht alle Posts habe lesen können, muss ich jetzt nur noch die letzten zwei, drei Einträge in den Threads lesen, um auf dem Laufenden zu bleiben.«

Irritationen entstanden aber auch ohne eine zwischenzeitliche Abwesenheit, wenn zum Beispiel die Redaktion die Struktur der Seite änderte (vgl. Bozdag 2013, 111-113) oder sich die aktiv Postenden veränderten. So notierte ich im Juni 2005:

»Die Zahl der NutzerInnen scheint wirklich zugenommen zu haben. Es gibt neue regelmäßige Poster und die neuen nerven mich, insbesondere Y. Ständig postet sie irgendwas und bringt so meinen geordneten Raum durcheinander. Meine alten Regeln zum Durchschauen passen nicht mehr. Ständig stoße ich auf Posts von ihr und die nerven mich. Der Raum verändert sich mit den NutzerInnen. Ich finde mich nicht mehr so zurecht, nicht mehr so vertraut, da ist jemand eingedrungen, das gefällt mir nicht.«

Einträge machte ich in mein 2004 begonnenes Feldtagebuch nur dann, wenn mir etwas besonders auffiel, was eher selten war. Ab dem Neustart des Indernets in den sozialen Medien disziplinierte ich mich mehr und dokumentierte häufiger meine Eindrücke. Wenn die Aktivitäten allerdings ähnlich blieben, wurden meine Einträge auch wieder weniger. So ist mein Feldtagebuch weniger ein Abbild der Alltäglichkeit des Indernets als eines seiner Veränderungen.

Anders als mein eigenes Feldtagebuch stellte ich jeden neuen Eintrag der Feldtagebücher von meinen studentischen Mitarbeitenden Paske (2005) und Florea (2005) in Absprache mit den Autorinnen zeitnah auf meine Webseite. Paske begann zudem einen Thread auf dem Indernet, um ihre Beobachtungen öffentlicher zu machen und sie zu diskutieren. Spätestens hiermit trat sie aus der Position der lurkenden Beobachterin heraus. Sie notierte:

»Das Beobachten empfinde ich seitdem irgendwie auch gegenseitig. Dadurch, dass ich meine Berichte online stellen lasse, bin auch ich öffentlich und muss mit der Kritik umgehen, die mir entgegengebracht wird. Manches war sehr konstruktiv und hat mir neue Denkanstöße gegeben, so dass ich jetzt überlege, wie ich meine Methoden verbessern kann.«

Sichtbar werden

Meine Webseite war ein wichtiges Mittel, um meine Forschungstätigkeit sichtbar und transparent zu machen. Hier konnten Interessierte nicht nur die Feldtagebücher von Paske und Florea lesen, sondern auch meine Veröffentlichungen und von Anfang an allgemeine Informationen zum Forschungsprojekt. Etliche meiner Gesprächspartner_innen haben sich auf der Webseite informiert und sich kritisch mit dem dort Gelesenen auseinandergesetzt (vgl. Prolog 2). Auch meine Suche nach Interviewpartner_innen auf der Startseite des Indernets, die auch in einem Infobrief verschickt wurde, diente primär der Öffentlichkeitsarbeit. Ich wollte durch den Artikel mein Forschungsprojekt bekannt machen und gleichzeitig zeigen, dass die Redaktion davon wusste und es unterstützte. Ich erwartete nicht, dass sich viele darauf melden würden⁹, und mir war klar, dass dieser Artikel nur eine begrenzte Aufmerksamkeit erreichen würde. Um meine Anwesenheit als Forscherin noch auf anderen Wegen sichtbar zu machen, benutzte ich immer den gleichen Nick und eine Signatur, die auf meine Forschung hinwies (vgl. Prolog 2). Zumindest wenn ich mich aktiv an Diskussionen in den Foren beteiligte, wies ich mich damit als Forscherin aus. Auch wenn ich mich im Chat einloggte, nutzte ich den bekannten Nick. Bei den wenigen Chatgesprächen, die ich führte, wies ich auf meine Forschungstätigkeit hin und fragte zum Teil explizit nach, ob meine Anwesenheit ok ist. Zum Teil wurde ich von anderen Chattenden auch erkannt und angesprochen. Im Forum waren es vor allem die Velpostenden (vgl. 2.3.3) und jene mit denen ich schon Kontakt hatte, denen bewusst war, dass ich als Forscherin unterwegs war.

9 Es meldeten sich insgesamt vier Nutzende des Indernets bei mir. Darunter waren ein Partyveranstalter sowie eine Inderin der zweiten Generation aus der Schweiz. Zudem meldeten sich zwei Nutzende aus der Dominanzgesellschaft, die meine Perspektive auf das Indernet erheblich erweiterten. Interessant ist, dass auch Reggi (2008), die über das Forum nach Interviewpartner_innen suchte, überwiegend Reaktionen von Nutzenden bekam, die nicht zur primären Zielgruppe des Indernets (vgl. 2.3.2) gehörten.

Eine Vielposter_in schrieb in einer Diskussion: »Dass du hier dein Unwesen treibst, war mir schon lange klar. Man sah dich auch ab und zu als Geist, hast dich eingeloggt, aber nix geschrieben. Auch ich beobachte, nur schreib ich kein Buch.«¹⁰ Für aufmerksame Nutzende war ich auch ohne aktive Beteiligung sichtbar. Es gab aber immer wieder Postende, die überrascht waren, wenn Diskussionen über mein Forschungsprojekt aufkamen.

Der Wechsel des Indernets in die sozialen Medien (vgl. 3.7) führte ab 2011 zu einem Wandel in der Sichtbarkeit. Während auf dem Blog (vgl. 3.7.2) fast alle Lesenden (so auch ich) für die anderen unsichtbar waren, konnten in FB (vgl. 3.7.3) Kommentierende und Likende auf ihre Profile zurückverfolgt werden. Gleichzeitig bestand für die individuellen Profile die Möglichkeit, gezielt einzustellen, wer was zu sehen bekam. Nach meinem Eintritt bei FB vermerkte ich auf meinem Profil, dass ich zum Indernet forschte und verlinkte meine Webseite. Jene die meine Freundschaftsanfragen akzeptierten (oder mich aktiv befreundeten), konnten entscheiden, wie viel ihrer Aktivitäten ich beobachten konnte.

Interaktionen online

Insgesamt war meine aktive Teilnahme an Diskussionen auf dem Indernet gering. Zu Beginn des Forschungsprojekts im Frühsommer 2004 startete ich ein paar Threads (vgl. Prolog 2). Damit erhöhte ich meine Sichtbarkeit, erhielt etwas Feedback und kam in Kontakt mit Postenden, die ich um Interviews bitten konnte. Im Sommer 2005 kam es in Paskes Thread zu ihrem Feldtagebuch durch eine gezielte Provokation von mir zu einer intensiveren Auseinandersetzung der Postenden mit unseren Beobachtungen, den von uns benutzten Konzepten und den Zielen unseres Forschungsprojekts. Gleichzeitig wurde (von uns unbemerkt) außer im Thread »Abschweifer's Finest« auch in »Big Brother is watching you« über unsere Beobachtungen diskutiert. Eine Vielposter_in schrieb:

»Beobachtung (wissenschaftlich oder nicht) des Forums ist mir egal, muss meines Erachtens auch nicht auf der Startseite stehen, da ja nicht die Indernet-Redaktion diesbezüglich tätig ist. Ist ja ein öffentliches Forum, in dem jeder ohne Anmeldung lesen kann. Analysen des Verhaltens der User hier und/oder Rückschlüsse auf deren Persönlichkeit/Denkweise aufgrund der Beiträge hier sehe ich jedoch etwas anders, vor allem wenn das dann ohne Einverständnis der »Analysierten« veröffentlicht wird.«

Diese Auffassung wurde von mehreren anderen explizit geteilt. Es wurde auch kritisiert, dass einzelne Postende zitiert wurden. Sowohl Paske als auch ich diskutier-

10 Ein Interview, das ich in einem anderen Forschungsprojekt viele Jahre später führte, zeigte mir, dass auch Nutzende, mit denen ich keinen direkten Kontakt hatte, meine Aktivitäten verfolgten.

ten aktiv mit den Postenden sowie untereinander über die vorgebrachte Kritik. Wir bemühten uns in der Folge verstärkt, unsere Quellen zu anonymisieren, um Rückschlüsse auf einzelne Postende möglichst zu vermeiden.

Wie leicht es möglich ist, eine bekannte Postende auch bei Nicht-Nennung ihres Namens zu erkennen, illustrierte eine Diskussion im Forum. A schrieb: »Ich würde gern nächstes Mal vorab informiert werden, wenn etwas über mich veröffentlicht wird!« Woraufhin B antwortete: »lol, irgendwie habe ich mir halbwegs gedacht, dass du das bist«. Damit war B nicht alleine. Andere Nutzende hatten, so wie ich, A auch erkannt. Zu meiner Erleichterung ging es in diesem Fall nicht um eine Veröffentlichung meines Forschungsprojekts, sondern um eine Seminararbeit einer anderen Universität¹¹. Die Studierende hatte verdeckt eine Chatkonversation geführt und diese ohne Nennung des Nicks veröffentlicht¹². Aus den Angaben zur Person, die in dem Gespräch gemacht wurden, war es für jene, die die Vielpostenden gut kannten, leicht, A zu identifizieren. Besonders problematisch war dieser Fall, da sich die Studierende in dem Gespräch nicht als Forschende zu erkennen gegeben hatte und keine Erlaubnis für den Abdruck eingeholt hatte. Für A war dies verletzend, wie er mir per privater Nachricht mitteilte:

»Ich weiß leider nicht mehr, ob ich den Dialog direkt mit ihr geführt hatte oder sie nur Dritteilnehmer war (falls ich das alles tatsächlich nicht in einem privaten Chatfenster geschrieben hab). Auf jeden Fall waren es sehr persönliche Informationen – anonym hin oder her – deren Veröffentlichung ich so niemals zugestimmt hätte. Ich werde einfach nichts mehr dazu posten, so dass Neulinge, die auf eure Seite und auf das Indernet stoßen, die Story nicht mehr in Verbindung bringen können. Aber die Aktion wird mein Chatverhalten grundsätzlich verändern, indem ich mich noch distanzierter und oberflächlicher anderen Usern gegenüber verhalten werde. Was ein Vorurteil vom Chat wiederaufleben lässt. Vertrau niemandem im Chat zu sehr!«

Dieser Fall hat mir deutlich gemacht, wie leicht es ist, jemanden durch Veröffentlichungen zu verletzen. Ich bemühte mich nach diesem Vorfall noch stärker als vorher, Aussagen zu anonymisieren. Zudem wies ich in privaten Interaktionen rund um das Indernet verstärkt darauf hin, dass ich Forscherin bin. Trotzdem veröffentlichte ich hier private Mitteilungen wie die obige, ohne noch einmal explizit um Genehmigung gebeten zu haben¹³, wenn ich davon ausgehe, dass dies keine negativen Folgen für die Zitierten haben wird.

11 Diese hatte ich allerdings auf meiner Webseite hochgeladen und damit öffentlich gemacht.

12 Nachdem mir dies bewusst wurde, habe ich in Absprache mit A das Chatprotokoll aus der hochgeladenen Arbeit entfernt. Später habe ich die Arbeit ganz offline genommen.

13 A kann ich nicht mehr um Genehmigung bitten, da ich nur den Nick kenne und diesen nur über das Forum, das es nicht mehr gibt, kontaktieren konnte.

Die weiter oben zitierte Kritik, dass Analysen des Verhaltens nicht erwünscht waren, stellt mich allerdings vor ein größeres Dilemma. Denn dies (wenn auch nicht eine Analyse von identifizierbaren Personen) ist ein Ziel des Forschungsprojekts. Ich hoffe sehr, dass ich genug Feingefühl entwickelt habe, um abzuwägen, was noch vertretbar ist und wo ich zu weit in die Rechte der Beobachteten eingreife. Unsere direkten Reaktionen auf die geäußerte Kritik wurden positiv aufgenommen. Von einigen wurde unsere Arbeit mit freundlichem Interesse verfolgt, so zum Beispiel: »Weiter so, Mareile! Dir fallen in deinen Beobachtungen die gleichen Dinge auf wie mir!«

Ein Versuch im Sommer 2005, die Forumsnutzenden aktiv in eine Präsentation während eines internationalen Symposiums¹⁴ einzubeziehen, funktionierte nur zum Teil. In unserem Thread wurde zwar viel gepostet und dies wurde auch auf einer Leinwand während des Symposiums gezeigt, wir konnten allerdings die Teilnehmenden des Symposiums nicht dazu motivieren, sich auch zu beteiligen. So blieb die Diskussion einseitig und damit tendenziell ein Vorführen der Indernet-Nutzenden.

Neben den Forendiskussionen zum Forschungsprojekt habe ich mich im Sommer 2006 gelegentlich in Threads mit Fragen an die Redaktion gewandt. Selten habe ich mich engagiert an Diskussionen beteiligt. Aus Forschungsinteresse hatte ich im Frühsommer 2004 eine Diskussion zur Wahl in Indien und im darauffolgenden Dezember eine zu Homosexualität in Indien begonnen (vgl. 1.5.5). Letztere war der einzige Thread, den ich verdeckt initiiert hatte, in dem ich mich aber später auch offen beteiligte. Im Sommer 2004 merkte ich, dass mir unterstellt wurde, Threads nur aus Forschungsinteressen zu eröffnen.¹⁵

Weil ich das Gefühl hatte, mir auch den Chat ansehen zu müssen, besuchte ich diesen, obwohl mich sonst nichts dahinzog und mir aus forschungsethischen Gründen nicht ganz wohl dabei war. Von den etwa 25-mal, die ich den Chatraum betreten habe, war etwa in der Hälfte der Fälle keiner da oder es fanden keine öffentlichen Interaktionen statt. In einem Viertel beobachtete ich nur und in dem anderen Viertel beteiligte ich mich aktiv. Dabei erkannten mich einige und ich führte mehrere Gespräche über das Forschungsprojekt, auf die wir zum Teil bei anderen Gelegenheiten zurückkamen.

Durch all diese Interaktionen sowie drei Artikel (zu Homosexualität in Indien sowie Reiseeindrücken) wurde ich mehr als eine nur lurkende Beobachterin. Ich erhöhte meine Sichtbarkeit (vgl. 2.3.4), wurde ansprechbar und bekam neue Einblicke in das Indernet.

14 Neben Mareile Paske, Iona Alexandra Florea und mir war noch Thomas Steller aktiv hieran beteiligt.

15 In dem konkreten Fall stimmte das nicht. Ich bereitete ein Jugendseminar vor und wollte dafür das Indernet nutzen. Für mein Forschungsprojekt war der Thread nicht weiter bedeutend.

Offline beobachten

Die Nutzenden des Indernets organisierten in den Jahren 2005 und 2006 in unregelmäßigen Abständen regionale Forentreffen. Eines wurde von einer Interviewten organisiert und ich nahm nach Absprache mit ihr daran teil. Etwas später sprach mich die Organisator_in eines anderen Forentreffens an, ob ich kommen wolle. Ich fragte im Thread nach, ob alle damit einverstanden wären. Eine Poster_in meinte, als Privatperson könne ich gerne kommen, als Forscherin aber nicht. So bin ich nicht hingefahren. Bei einem späteren Forentreffen kontaktierte ich die Organisator_innen und wurde von ihnen unter der Bedingung, dass ich im Forum ein allgemeines Einverständnis einhole, herzlich eingeladen. Diesmal gab es im Forum keine Widerstände, obwohl die gleiche Person, die mich zuvor nicht als Forscherin dabeihaben wollte, auch zu diesem Forentreffen kam. Mich verunsicherte das und so nahm ich an diesem Treffen sehr viel distanzierter und vorsichtiger teil als bei dem Ersten. Die beiden von mir besuchten Forentreffen habe ich mit ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden erlebt. Mir bekannte Postende habe ich offline kennengelernt, andere zum ersten Mal bewusst getroffen. Wir sprachen bei den Treffen über das Indernet, mein Forschungsprojekt und andere Themen. Viele Einzelheiten kann ich darüber allerdings nicht berichten, da beide Treffen leicht erkennbar sind und nur wenige Personen teilgenommen haben, weshalb ich deren Anonymität nicht wahren könnte. So benutze ich das, was ich bei den Forentreffen erlebt und erfahren habe, vor allem als Hintergrundinformation.

Das Indernet hat nur wenige Offline-Veranstaltungen selbst organisiert. Es gab eine Party und ein Fußballturnier, die stattfanden bevor ich mit dem Forschungsprojekt offiziell begonnen hatte und an denen ich nicht teilnahm. Im Herbst 2004 sollte ein Speeddating stattfinden. Ich fragte die Redaktion, ob ich als Beobachterin dabei sein könne. Die Veranstaltung wurde allerdings abgesagt, bevor ich eine Antwort auf meine Anfrage bekommen hatte. In Reaktion auf den Tsunami, der im Dezember 2004 Teile Indiens verwüstet hatte, organisierte die Redaktion im Februar 2005 eine Benefizveranstaltung. Ich fuhr zu der Veranstaltung, nahm an ihr teil, beobachtete was passierte und nutzte den Abend für viele informelle Gespräche – insbesondere mit Redakteur_innen.

Um die Verankerung des Indernets offline zu beobachten, waren diese Veranstaltungen allerdings nicht zentral. Sie stellten für die meisten Nutzenden nur einen kleinen Teil ihres Erlebens dar. Wichtiger war es für das Forschungsprojekt, am Leben von als indisch wahrgenommenen jungen Menschen in Deutschland teilzunehmen und zu sehen, welche Rolle das Indernet hierin spielte. Hierfür konnte ich auf meinem Engagement in der Jugendarbeit (seit 1994) aufbauen und meine Netzwerke nutzen. So traf ich sowohl bei öffentlichen Anlässen als auch im privaten Kontext auf (potentielle) Nutzende des Indernets. Bewusst ging ich einige Male zu indischen Partys, die eine wichtige Rolle für das Indernet und seine Nutzenden

spielten (vgl. 3.3.5). Vor allem aber traf ich – und treffe jetzt noch – zufällig auf Personen, die in der einen oder anderen Weise mit dem Indernet zu tun hatten, und erfuhr dadurch mehr über meinen Forschungsgegenstand.

Interviews

Je intensiver ich mich mit dem Indernet und der Ethnografie im und zum Internet auseinandersetzte, desto mehr erkannte ich, dass es zum Erfassen der Komplexität eines virtuellen Raums und zu seiner Kontextualisierung notwendig ist, Informationen zu sammeln, die online nicht zu sehen sind (vgl. Mackay 2005). Meine ersten Interviews zeigten mir, dass ich durch sie erfahren konnte, was für mich unsichtbar online passierte und wie sich das Indernet in das Leben der Redakteur_innen und Nutzenden einfügte. Denen, über die ich schreiben wollte, gaben Interviews zudem die Gelegenheit, ihr Handeln selber zu interpretieren und für mich zu kontextualisieren (vgl. Boellstorff et al. 2012, 92-94). Dabei ist klar, dass die Interviewsituation eine spezifische Repräsentationsart produziert. Ich erfuhr nicht unvermittelt etwas über die Praktiken und Sichtweisen der Interviewten, sondern vor allem etwas über ihr Reden darüber. Es war faszinierend für mich, welches Vertrauen mir in den Face-to-Face-Interviews entgegengebracht und was mir alles erzählt wurde. Die meisten Interviews verliefen in einer angenehmen Atmosphäre, bei der ich das Gefühl hatte, dass auch die Interviewten das Interview als angenehm oder zumindest als nicht belastend empfanden. Zumeist entwickelten sich die Interviews zu einem netten Gespräch, das, auch nach dem ich das Aufzeichnungsgerät ausgestellt hatte, weitergeführt wurde.

Die Interviews eröffneten mir unterschiedliche Perspektiven auf das Indernet. Neben der Redaktion und den Nutzenden befragte ich Webmaster anderer Portale, Journalist_innen, Partyveranstaltende und Nicht-Nutzende. Jedes dieser Gespräche produzierte Mosaiksteine, die die von mir entworfenen Mosaikfragmente verfeinerten, grundlegend veränderten oder neue Arrangements motivierten.

Ich begann meine Interviews mit der Redaktion und konnte im Laufe des Jahres 2004 die drei Gründer sowie sämtliche aktiven und ehemaligen Redakteur_innen befragen. Zudem interviewte ich eine freie Redakteur_in und zwei freie Mitarbeitende, die für das Indernet übersetzten. Einige kannte ich schon vorher, andere kontaktierte ich auf der Basis der Absprache mit der Redaktion. Mit einigen verliefen die Interviews in sehr freundschaftlicher und vertrauter Atmosphäre, mit anderen distanzierter, aber immer freundlich und (weitgehend) offen. Die beiden amtierenden Redaktionsleiter (vgl. 3.5.3) interviewte ich zweimal, wobei ich die zweiten Interviews vor allem für kritisches Nachfragen benutzte. Zudem stellte mir der Linguist Jannis Androutsopoulos die Aufzeichnung eines Interviews mit einem der Gründer zur Verfügung, das seine Studierenden geführt hatten. Insbesondere mit der Redaktionsleitung, aber auch mit anderen Redakteur_innen, hatte

ich während des Forschungsprojekts weitere Kontakte per E-Mail, Telefon, bei persönlichen Begegnungen und später per FB.

Von den insgesamt 85 Interviews, die ich führte, machten jene mit der Redaktion etwa ein Viertel aus. In 66 Fällen traf ich mich mit den Interviewten persönlich. Davon zeichnete ich 57 auf. Zumeist traf ich mich alleine mit meiner Interviewpartner_in, manchmal waren aber auch andere Personen anwesend und in drei Fällen interviewte ich mehrere Personen gleichzeitig. In der Regel vereinbarte ich mit den Interviewten einen Termin, reiste zu ihnen und traf sie an einem von ihnen ausgesuchten Ort. Dies war in den meisten Fällen entweder bei ihnen zu Hause oder in einem öffentlichen Café. Meist trafen wir uns für mindestens zwei Stunden, nur in wenigen Fällen waren die Treffen aufgrund von Termindruck oder fehlendem Gesprächsstoff kürzer. Zum Teil, insbesondere wenn ich sie schon länger kannte, verbrachte ich mit der Interviewten mehr Zeit, traf manchmal Familienangehörige und konnte so Einblicke in das private Umfeld bekommen. Weil sich kein Treffen organisieren ließ oder die Interviewten ein solches nicht wollten, führte ich zudem zwei Telefon- und elf E-Mail-Interviews. Dazu kamen sechs Interviews per privaten Nachrichten im Forum, wenn die Interviewten mir entweder keine anderen Kontaktdaten geben oder ganz anonym bleiben wollten. Bei diesen virtuellen Interviews war es viel schwerer eine angenehme Gesprächssituation herzustellen, bei der die Interviewten ins Erzählen kamen und nicht nur kurze an Fakten orientierte Antworten gaben (vgl. Kivits 2005). So waren die meisten Interviews per E-Mail oder privater Nachrichten kurz und gaben nur oberflächliche Einblicke. Die Interviewten konnten komplexen oder unangenehmen Fragen viel leichter ausweichen als in einer persönlichen Begegnung. In drei Fällen konnte ich trotzdem sehr ergiebige virtuelle Interviews führen, wobei eines sich über fünf Monate hinzog und mir einen detaillierten Eindruck in die Nutzungspraktiken meiner Gesprächspartner_in gab.

Die allermeisten Interviews führte ich im Laufe des Jahres 2004, so dass dieses Jahr meine Wahrnehmung und Repräsentation des Indernets besonders prägt. Ergänzt wurden sie durch gelegentliche informelle Kontakte mit Menschen, die etwas zum Indernet zu sagen hatten, sowie durch Interviews, die ich in anderen Zusammenhängen führte und die für dieses Forschungsprojekt relevant wurden. Mehr als die Hälfte der Interviewten kannte ich durch meine Tätigkeit in der Jugendarbeit im Rahmen der DIG schon vor dem Forschungsprojekt. Bei etlichen, die ich vorher noch nie getroffen hatte, hatten wir schon voneinander gehört oder gelesen. Es waren nur wenige Fälle, in denen sich zwei völlig Unbekannte in der Interviewsituation trafen.

Gezielt kontaktierte ich sechs Webmaster von anderen deutschsprachigen Internetportalen, die Informationen zu Südasien oder für als indisch wahrgenommene Menschen anboten (vgl. 3.2.4; 3.3.6). Mich interessierte, wie sie ihre Seiten im Bezug zum Indernet sahen sowie wie die verschiedenen Internetportale und

ihre Machenden sich ähnelten und unterschieden. Da die Ankündigung und die Berichterstattung von indischen Partys einen wesentlichen Teil des Indernets ausmachten (vgl. 2.2.5), kontaktierte ich zudem acht Partyveranstaltende und/oder als indisch wahrgenommene DJs und Musiker_innen. Ich interviewte zwei als indisch wahrgenommene Bundestagsabgeordnete, um zu sehen, ob es Bezugspunkte zum Indernet gab. Zudem kontaktierte ich vier Journalist_innen, die entweder über das Indernet berichtet hatten oder es beobachteten, sowie vier Forschende, die sich mit als indisch wahrgenommenen Menschen beschäftigten und von denen zwei versucht hatten, über das Indernet Informationen zu gewinnen. Schließlich befragte ich fünf Personen, die ihm Rahmen der DIG aktiv waren, wie sie diese Selbstorganisation von als indisch wahrgenommenen jungen Menschen einschätzten. Bei einer indischen Party befragte ich zudem ein Ehepaar, das das Catering machte, und aus wirtschaftlichen Gründen am Indernet interessiert war. Mit einem guten Drittel macht die Gruppe der Aktiven und Beobachtenden einen bedeutenden Teil der von mir Interviewten aus.

Das restliche gute Drittel setzte sich aus unterschiedlichen Nutzenden zusammen. Ich interviewte dreizehn Personen, die mir als Postende aufgefallen waren. Die meisten kannte ich vorher noch nicht und kontaktierte sie über eine private Nachricht, nachdem sie mich schon in einer Diskussion wahrgenommen haben mussten. Knapp die Hälfte dieser Interviews erfolgte anonym über private Nachrichten. Siebzehn andere Interviewte waren mir online nicht aufgefallen, da sie gar nicht oder selten posteten. Hierzu gehörten drei von den Nutzenden, die sich auf meinen Aufruf auf der Startseite gemeldet hatten, sowie Menschen, die ich schon vorher kannte oder auf die ich verwiesen wurde. Einige besuchten das Internetportal täglich, andere nutzten das Indernet zum Zeitpunkt des Interviews kaum noch oder waren nie regelmäßige Nutzende gewesen. Zudem gelang es mir drei in Deutschland sozialisierte als indisch wahrgenommene Personen darüber zu interviewen, dass sie das Indernet nicht nutzten (vgl. Bozdag 2013, 90).

Die meisten der Interviewten wohnten in Deutschland, vier in der Schweiz, zwei in Großbritannien und eine_r in Österreich. Fast alle der Interviewten waren in Deutschland, der Schweiz oder Österreich sozialisiert und wurden dort als indisch wahrgenommen. Nur drei waren Migrant_innen aus Indien. Fünfzehn nahm ich als natio-ethno-kulturell fraglos zugehörig zur deutschen Dominanzgesellschaft wahr.

Entscheidend für den Ablauf der Interviews war, dass ich die meisten vorher kannte oder sie vor dem Interview schon etwas über mich erfahren hatten. Ich wurde als natio-ethno-kulturell zum Indernet zugehörig wahrgenommen und es war klar, dass ich über einen großen Wissensschatz über Dinge verfügte, die in Deutschland als indisch wahrgenommen werden. So konnte ich gezielt auf bestimmte (auch kontroverse) Ereignisse Bezug nehmen und dazu Stellungnahmen

provozieren. Es kann aber auch sein, dass ich als Insiderin zu bestimmten Themen keine oder wenig detaillierte Informationen bekam (vgl. Riegel und Kaya 2002).

Transkripte interpretieren

Von meinen Interviews habe ich 57 auf Audio-Kassette aufgenommen und diese von meinen studentischen Hilfskräften transkribieren lassen. Wir trafen zusammen die pragmatische Entscheidung, dass sie sich vor allem auf das Ausgesprochene konzentrieren sollten. Aufgrund der schlechten technischen Ausstattung und der begrenzten Zeit sollten sie sich nicht zu lange mit dem Festhalten von anderen hörbaren Aspekten des Interviews (wie Pausen, Lachen, gleichzeitiges Reden etc.) aufhalten. Die Transkripte weisen daher ein eher geringes Differenzierungsniveau auf.

Die Transkribierenden haben auf der Grundlage ihres Vorwissens und des für sie Hörbaren die von ihnen abgehörten Interviews interpretiert und diese Interpretation verschriftlicht. Ich habe danach ihre Transkripte gelesen und sie auf der Basis meines Vorwissens interpretiert. Dabei habe ich vor allem Begriffe ergänzt, die nicht verstanden worden waren, weil sie den Transkribierenden nicht vertraut waren. Außerdem habe ich Formulierungen geändert, die mir aufgrund meines Wissens sehr unwahrscheinlich erschienen, und diese Veränderungen zum Teil von den Transkribierenden noch einmal gezielt überprüfen lassen. Transkripte verstehe ich als eine Interpretation der Interviewsituation (vgl. Mecheril 2003, 35) und benutze sie als solche. Dabei waren die Transkripte nicht die erste Stufe der Interpretation. Sie begann schon bei meiner Auswahl der Interviewpartner_innen, der spezifischen Interviewsituation, meinen Fragen und meinem Hören sowie der Aufnahme des Geräts. Die aus den verschiedenen Interpretationsschritten hervorgegangenen Transkripte lieferten Mosaiksteine, die durch das Forschungsprojekt generiert wurden.

Wenn ich aus den Transkripten zitiere, glätte ich die Zitate sprachlich, übertrage sie vom Gesprochenen und Verschriftlichten in stärker normierte Schriftsprache. Dies tue ich, weil das gesprochene und verschriftlichte Wort sich als Text häufig als störrisch und widerspenstig erweist.

Die Transkripte nutze ich, um das Indernet, seine Nutzung und sein Umfeld besser zu verstehen. Dabei geht es mir nicht darum, einzelne Redakteur_innen, Nutzende oder Beobachtende vorzustellen. Informationen über meine Informant_innen gebe ich nur, insoweit sie für das Verständnis des Indernets wichtig sind. Dabei nutze ich verschiedene Stufen der Anonymisierung. Grundsätzlich gebe ich den Interviewten fiktive Namen und Nicks. Wenn ich weitere persönliche Informationen hinzunehme, ändere ich auch sonstige soziale Merkmale (wie z.B. Wohnort, Studienfach, Geschlecht) leicht ab, um ein Wiedererkennen möglichst weitgehend zu verhindern. Bei Interviewten mit klar zuordenbaren Funk-

tionen (z.B. die Gründer, Fach-Redakteur_innen, Webmaster, Bundestagsabgeordnete etc.) unterscheide ich zwischen Aussagen, die ihrer öffentlichen Funktion zuzurechnen sind und jenen, die der privaten Sphäre entstammen, und gebe ihnen hierfür verschiedene Pseudonyme. Zudem behalte ich die Differenzierungen zwischen Offline-Personen und Online-Nicks bei und nutze daher für Postende, die ich interviewt habe, (mindestens) zwei verschiedene Pseudonyme. Wenn ich auf eine Person mit Pseudonym verweise, übernehme ich in der Regel die Geschlechtszuordnung, die auf dem Indernet oder in der Interaktion vorgenommen wurde.

Der Einfluss des Sammelns auf das Beobachtete

Viele der Interviewten empfanden es als notwendig, sich auf das Interview vorzubereiten, indem sie sich das Indernet gründlich anschauten. Andere waren durch das Interview dazu motiviert, nachzuschauen, was in dem virtuellen Raum passierte. In vielen Fällen führte das Interview oder eine Online-Diskussion bei meinen Gesprächspartner_innen zumindest zeitweise zu einer bewussteren Wahrnehmung des Indernets und einer Reflexion des eigenen Bezugs zu diesem Raum. In manchen Fällen kam es zu einer Auseinandersetzung mit Konzepten aus meinem Forschungsprojekt. Etliche verfolgten das Forschungsprojekt und lasen die Veröffentlichungen auf meiner Webseite. Meine Analysen wurden so bei Manchen Teil des Wissens, mit dem sie sich auseinandersetzten und auf das sie sich gelegentlich bezogen. Als, zum Beispiel, eine Studierende_r in einem Post Informationen über die Integration von Inder_innen in Deutschland suchte, verwies eine Vielposter_in auf mich: »Urmilas Page (findest du bestimmt als link bei der Userin urmel) könnte dir vielleicht behilflich sein«. Das Forschungsprojekt hinterließ Spuren bei jenen, mit denen es in Kontakt kam.

Den direktesten Einfluss wird es auf die Redaktion und die Bekanntheit des Indernets gehabt haben. Im Laufe des Forschungsprojekts habe ich diverse Vorträge zum Indernet gehalten und viel publiziert. Damit wird das Forschungsprojekt kaum neue Nutzende oder verwertbare Kontakte produziert haben, es hat aber die Bekanntheit des Internetportals im wissenschaftlichen Bereich erhöht und verlieh dem Indernet dadurch mehr Bedeutung (vgl. 2.5.1). Die Redaktion interessierte sich zudem nicht nur für Werbung. Schon beim ersten Treffen hatte sie ihr Interesse an meinen Ergebnissen bekundet. Im Laufe der Zeit erhielt ich ab und zu Anfragen zu konkreten Ergebnissen, die sie für die Weiterentwicklung des Internetportals nutzen wollte. Ich musste sie aber weitgehend enttäuschen, da eine Auswertung meines Materials für diese Zwecke Ressourcen beansprucht hätte, die ich nicht hatte. Aus forschungsethischen Gründen konnte ich nicht einfach Material unverarbeitet weitergeben. Die Informationen, die ich ihr gab, waren für sie trotzdem nützlich, wie mir eine Redakteur_in erklärte: »Der Punkt ist, dass man von dir

ein bisschen Rückmeldung kriegt, die man sonst nicht kriegt. Das ist schon sehr hilfreich.«

Mosaïke des Indernets

Das erste Mosaik: Ein Raum der Zugehörigkeit

1.1. Einleitung: Das einmalige Indernet

1.1.1. Von und für die zweite Generation

»Das ist alles über das Indernet«, betonte Jay als er über die indische Musik- und Clubszene in Deutschland berichtete (vgl. 2.5.2; 3.2.3.; 3.3.5). Seine Begeisterung für das Indernet war besonders stark, aber auch in anderen Interviews mit Nutzenden, Redakteur_innen und Beobachtenden bekam ich immer wieder Superlative zu hören. Auf meine Fragen zur Bedeutung, dem Besonderen und dem Erfolg des Indernets hieß es: es sei das erste seiner Art, das Einzige, einmalig, das Größte. Lob und Bewunderung zogen sich in den Jahren 2004 bis 2006 durch meine Interviews sogar bei jenen, die kritisch auf das Internetportal blickten. Mir stellte sich so die Frage, was das Indernet so einmalig, so besonders gemacht hatte, was es von anderen Internetportalen für junge Menschen in Deutschland unterschied. Wenn ich die Interviewpassagen zur Bedeutung, zum Besonderen und Erfolg des Indernets durchsehe, scheint etwas Gemeinsames durch: Für die meisten Interviewten, die in Deutschland auf die eine oder andere Weise als indisch wahrgenommen wurden, sowie für etliche Beobachtende, war das Indernet besonders, weil es ein spezifisches Angebot für Kinder von Migrant_innen aus Indien/Südasiens in Deutschland/im deutschsprachigen Europa machte. Es ging dabei zum einen um Informationen über Indien, zum anderen ging es um Informationen über Indisches in Deutschland (vgl. 2.4). Die Informationen, insbesondere über Veranstaltungen in Deutschland (vgl. 2.2.5), waren dabei kein Selbstzweck, sondern standen für viele für ein weiteres Bedürfnis, das das Indernet bediente: Kommunikation (vgl. 2.4.2). Sowohl der Besuch von Veranstaltungen als auch das Nutzen der interaktiven Elemente Gästebuch, Foren und Chat (vgl. 2.2.3; 2.2.4) dienten dazu, in einen Austausch mit anderen zu treten, die als natio-ethno-kulturell gleich wahrgenommen wurden. Savitri erzählte:

»Das war schon eine sehr gute Möglichkeit, um Kontakte herzustellen und Leute zu finden, mit denen man auf derselben Wellenlänge liegt und die auch den

gleichen Hintergrund mit einem teilen, womöglich von den gleichen Problemen betroffen sind.«

Beschrieben wurde diese Gleichheit in verschiedener Form. Die Interviewten sprachen von der zweiten Generation, vom gleichen Hintergrund, von gleichen Interessen, von der Abwesenheit von Erklärungsbedarf. Einige sprachen explizit davon, dass das Indernet zur Aushandlung von Identität nutzbar sei. Unterstellt bzw. angerufen wurde von den Interviewten zumeist eine Ähnlichkeit von Interessen, Erfahrungen und Bedürfnissen aufgrund des geteilten Bezugs zu Indien/Südasiens. Das Indernet wurde sowohl als Zufluchtsort als auch als Sprachrohr der zweiten Generation beschrieben. Verschieden deutlich ausformuliert zog sich durch die Interviews das Bild des Raumes der zweiten Generation, der unabhängig von der Elterngeneration und der Dominanzgesellschaft von der zweiten Generation für die zweite Generation gestaltet wurde. Wichtig war dabei, dass dies ein deutschsprachiger Raum war, der sich auf gemeinsame Erfahrungen in Deutschland/im deutschsprachigen Europa bezog und dabei auch Grenzen überschritt (insbesondere jene der Eltern-Netzwerke). Für etliche Interviewte war auch wichtig, dass sich das Indernet einem modernen Indienbild verschrieben hatte (vgl. 2.4.3).

1.1.2. Zugehörigkeit fokussieren

Das Indernet war einmalig aus Gründen der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Daher werde ich in diesem ersten Mosaik aus rassismuskritischer Perspektive analysieren, wie ein indisch-definierter virtueller Raum für junge Menschen im deutschsprachigen Europa zu einem Raum der Zugehörigkeit werden konnte und welche Ein- und Ausschlüsse damit einhergingen. Ich verstehe natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit dabei nicht als etwas Gegebenes, sondern als etwas, das permanent imaginiert, verhandelt und hergestellt werden muss, und dabei Vorstellungen von etwas Essentiellem hervorbringt.

Hierfür stelle ich in diesem Mosaik zuerst dar, wie Zugehörigkeit unter den Redakteur_innen und Nutzenden des Indernets zum Thema wurde. Dann führe ich aus, wie das Indernet als Raum der Zugehörigkeit dienen konnte und wie dieser Raum in Bezug auf den Zugehörigkeitskontext Deutschland zu verorten war. Anschließend wende ich mich den Ab- und Ausgrenzungen zu, die vorgenommen wurden, um Zugehörigkeit zu gewährleisten. Hieran schließen sich Überlegungen dazu an, welche Rolle Geschlecht und Sexualität dabei spielten. Abgeschlossen wird dieses Mosaik mit einer kurzen Zusammenfassung seiner Stärken und Schwächen.

1.2. Natio-ethno-kulturell Gleiche

1.2.1. Unter Gleichen

Fatima erzählte mir, dass es das Indernet geschafft habe »eine Community aufzubauen, wo sich Gleichgesinnte treffen, aufhalten, unterhalten, kommunizieren, austauschen«. Die Bezeichnung »Gleichgesinnte«, Formulierungen wie »von meiner Sorte« mit »gleichem Hintergrund« oder »gleichen Problemen«, Betonungen von Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten begegneten mir auch in anderen Interviews immer wieder. Ich hatte sofort eine Vorstellung davon, was dieses Gleichsein sein könnte, füllte es mit meinen Erfahrungen und Sehnsüchten. Da die Interviewten, die Indernet-Nutzenden und ich allerdings in so vielen Dingen (Alter, regionale Herkunft, Ausbildung und Beruf, Interessen etc.) gar nicht gleich waren, analysiere ich in diesem Kapitel, welches Gleichsein hier angerufen wird.

Als Ausgangspunkt nehme ich dafür eine Erklärung von Nisha: »Dass man einfach aus dem gleichen Land kommt, dass man, weiß nicht, dass man vielleicht hier auch als Farbiger aufwächst, dass man vielleicht die gleichen Probleme hat im Land.« In dieser Erklärung steckt einiges der Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit des Gleichseins. Die erste Gemeinsamkeit war für Nisha, dass man »aus dem gleichen Land kommt«. Das könnte Deutschland sein, das Land in dem Nisha geboren und aufgewachsen war und lebte. Aus dem Kontext wird aber klar, dass sie hier nicht ihr Geburtsland meinte, sondern Indien: das Land, aus dem ihre Eltern nach Deutschland kamen. Dieser Verweis auf ein Herkunftsland zieht sich durch die Interviews. Die imaginierte gemeinsame Herkunft wurde, zum einen, mit Annahmen über gemeinsame biografische Erfahrungen verbunden. Diese bezogen sich nicht nur auf eine als ähnlich angenommene Migrationsgeschichte der Eltern, sondern auch auf die Vorstellung eines ähnlichen sozialen Status. So gab Debashish als biografische Gemeinsamkeit an, dass die Eltern »meistens auch studiert« hätten. Zum anderen wurde eine kulturelle Gemeinsamkeit angenommen. So überlegte Devraj, was denn das Gemeinsame in der Unterschiedlichkeit sein könnte und kam zu dem Schluss:

»Ich glaube, dass das bei den Indern allgemein so ist, da sie recht unterschiedlich zwar sind in ihren Ansichten und ihren Gewohnheiten, aber dieses Kulturelle irgendwie, dieser Hintergrund ist schon was, was dann doch was Gemeinschaftliches bedeutet.«

In Nishas Erklärung kommt noch ein anderes Land vor: das Land, in dem man aufgewachsen ist und in dem »man vielleicht die gleichen Probleme hat«. Auch diese imaginierten Gemeinsamkeiten ziehen sich durch die Interviews. Es ist zum einen die Annahme, dass die Indernet-Nutzenden die biografische Erfahrung teilen, in Deutschland aufgewachsen zu sein. Mary formulierte zum Beispiel: »um Inder

kennenzulernen, die einfach genauso geboren und aufgewachsen sind, wie man selbst«. Zum anderen ist es die Annahme, dass dies Aufwachsen in Deutschland mit Problemen verbunden ist. Fatima sprach hier von »Menschen mit Identitätskonflikt«, während Devraj es etwas weniger konflikthaft beschrieb: als Bedürfnis »über solche Themen wie: Wer bin ich? Wo komme ich her? mit Gleichgesinnten zu sprechen«.

Das Aufwachsen als »Farbiger« ist eine weitere Gemeinsamkeit, die Nisha sah. Hier trifft sie sich zumindest in der Begriffswahl mit Seba, der das Umfeld in seiner Kleinstadt als »recht eintönig« wahrnahm, »weil es nicht so viele gibt von den Farbigen«. Als aus Südasien Adoptierter suchte er den Kontakt mit Anderen, die wie er optisch auffielen. Auch Paul, der in einer Pflegefamilie aus der Dominanzgesellschaft aufgewachsen war, empfand es als »eine tolle Erfahrung, Leute zu sehen, die einem rein körperlich ähnlich sehen«.

Für Nisha waren alle diese drei Aspekte (aus einem anderen Land kommen, hier Probleme haben und Farbig-Sein) mögliche Grundlagen des Gleichseins. Auf dieser Basis lassen sich sehr unterschiedliche Gefühle der Verbundenheit (vgl. Mecheril 2003, 220) zusammenbringen: von Devraj, der kulturelle Gemeinsamkeit annahm, von Fatima, die Unterstützung in der Identitätsfindung suchte, und von Seba, dessen physiognomische Abweichung vom Standard-Deutschen seine Suche nach Gleichen begründete. Diese unterschiedlichen Annahmen von Ähnlichkeit fallen allerdings erst bei genauerer Betrachtung bzw. intensiverem Kontakt auf. Auf den ersten Blick, bzw. für den gelegentlichen Kontakt, erscheint die Anrufung der gemeinsamen biografischen Verbindung zu Indien als ausreichend für die Annahme von Gleichheit. Natio-ethno-kulturelle Gleichheit wird als Grundlage der Verbundenheit imaginiert (vgl. Bozdog 2013, 140).

Dabei ging es einigen auch darum, den Grad der Gemeinsamkeit zu ergründen. So schrieb mir Jabu in einer privaten Nachricht: »Ich nutze das Indernet, weil ich gerne andere Ansichten von Leuten mit einem ähnlichen (z.T. gleichen) kulturellen Hintergrund mit meinen eigenen Gedanken vergleiche«. Auch Hemnant, der in den USA aufgewachsen war, erklärte mir, seine Motivation sei unter anderem gewesen, zu erfahren, wie Menschen mit dem gleichen natio-ethno-kulturellen Hintergrund wie er, aber aufgewachsen in Deutschland, so seien.

Savitri fügte hinzu, dass das Indernet ihr ermöglichte, »über den Tellerrand zu gucken und Leute zu finden, zu denen man ansonsten in der richtigen Realität vielleicht gar nicht den Bezug gefunden hätte«. Ihr ging es dabei weniger darum, dass sie den Menschen sonst nicht begegnet wäre, sondern eher darum, dass ihr erst die Internetkommunikation ermöglicht hatte, die anderen als interessante Gesprächspartner_innen zu erkennen. Das Indernet hatte ihr so neue Möglichkeiten eröffnet. Savitri hatte zudem von der Bedeutung »derselben Wellenlänge« gesprochen. Eine solche, schwieriger greifbare Gleichheit fand sich auch in vielen anderen

Interviews. Natio-ethno-kulturelle Gleichheit wurde mit Verstehen und Vertrautheit (vgl. Mecheril 2003, 188-196) in Verbindung gebracht.

1.2.2. Thema Zugehörigkeit

Das Indernet war nicht nur besonders, wie Attiya formulierte, weil es »wirklich für Inder der zweiten Generation ist und nicht für unsere Eltern, unsere Tanten und Onkel«, sondern wie Robin sagte, weil »es von der zweiten Generation für die zweite Generation gemacht« wurde. Andere wie sie waren nicht nur die Zielgruppe, sondern auch die Produzent_innen des Portals. Das Indernet ermöglichte es Inder_innen der zweiten Generation, die wenig Kontakt mit natio-ethno-kulturell Gleichen hatten, zu erkennen, dass sie in dieser natio-ethno-kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit nicht alleine waren. In Grußworten zum dreijährigen Jubiläum des Indernets betonten dies mehrere Redakteur_innen. Eine_r schrieb: »Auf einmal gab es in Hannover und Hamburg, Remscheid und Stuttgart auch noch andere indische Jugendliche. Hoppla, es gibt ja noch mehr von meiner Sorte.«

Gerade in der Anfangszeit war in den Foren (vgl. 2.2.3) zu beobachten, dass Fragen der Zugehörigkeit eine große Rolle spielten. Eine Redakteur_in schrieb in ihrem Grußwort über diese Zeit: »Das Forum war nur mäßig besucht, doch die Themen, wie zum Beispiel »indische oder deutsche Staatsbürgerschaft?!«, »indische Jugendliche in Deutschland« und so weiter, weckten mein Interesse.« Auch in den redaktionellen Beiträgen in der Rubrik »Kultur und Gesellschaft« (vgl. 2.2.2) gab es zu diesem Zeitpunkt viele Beiträge zu Fragen der Identität und der zweiten Generation.

Neben den Verhandlungen von natio-ethno-kultureller (Mehrfach-)Zugehörigkeit gab es auch Diskussionen, die sich spezifisch auf den Zugehörigkeitskontext Indien richteten. Nach Indien wurden natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige in Deutschland in beiläufigen Bemerkungen (vgl. Jain 2013, 175) verwiesen (vgl. Terkessidis 2004, 180-185) und zu dem Zugehörigkeitskontext wurde ihnen Wissen und Kompetenzen zugeschrieben, über die sie nicht notwendigerweise verfügten (vgl. Battaglia 1995; Ang 2001). So diente das Indernet auch gerade dazu, Informationen über Indien (bzw. Südasien) zu bekommen (vgl. 2.4.4). In den interaktiven Foren stellten Nutzende Fragen zu Begriffen, Festen etc. Es wurde diskutiert was »richtige Inder« sind und über »Sprache als Schlüssel zu unserer Kultur?«. Im Frühjahr 2002 wurde auf der Pinnwand unter den Überschriften »Leben in Indien??« und »zurück nach Indien?!« darüber diskutiert, ob sich die Nutzenden ein Leben in Indien vorstellen könnten oder nicht. Mit solchen Diskussionen haben die Nutzenden ihre Zugehörigkeit zu dem ihnen zugeschriebenen Herkunftsland Indien verhandelt. Der Zugehörigkeitskontext Deutschland war dabei als Ort der Aushandlung präsent. In einigen Diskussionen ging es aber auch explizit um das Verhältnis zum Wohnort. So wurde 2001 in einer Forumsdiskussion gefragt »Wie

findet ihr Deutschland?«. In ihr wurde Deutschland mit anderen möglichen Wohnorten (Großbritannien und die USA) verglichen. Auch in den Interviews war Zugehörigkeit Thema, häufig implizit, zum Teil aber auch explizit. Chay schrieb:

»Weil dein Forschungsthema ›indische Identität‹ ist, will ich nun darüber etwas erzählen. Ich fühle mich weder Deutschland noch Indien zugehörig. Zwar interessiert mich Indien und ich freue mich, wenn ich Inder sehe, aber ich weiß, dass ich nicht dazu gehöre. Das gleiche gilt aber auch für Deutschland. Ich fühle mich diesem Volk hier ebenfalls nicht zugehörig. Ich fühle mich lediglich beiden Völkern nahe, jedoch von keinem der beiden wirklich akzeptiert. Es ist ein wenig wie eine einseitige Liebe, die nicht erwidert wird.«

Der Verweis auf die »einseitige Liebe«, deutet an, dass sich Chay zu beiden nation-ethno-kulturellen Kontexten verbunden und zugehörig gefühlt hätte, wenn ihm diese Zugehörigkeit denn zugestanden worden wäre. Da er durch die verweigernte Anerkennung seines Verbunden-Seins aber negative Zugehörigkeitserfahrungen (vgl. Mecheril 2003, 130) machte, fühlte er sich auch nicht zugehörig. So klar wie Chay haben nur wenige die doppelt verweigerte Zugehörigkeit formuliert. Es kam aber häufiger vor, dass die verweigerte Zugehörigkeit zu einem Kontext (meist Deutschland) als Grund für die Suche nach Zugehörigkeit zu anderen Kontexten (meist Indien bzw. das Indernet) genannt wurde. So erklärte Hemnant, dass er das Indernet für Informationen und zum Kennenlernen von Inder_innen nutzte, unter anderem mit dem Ziel:

»Vielleicht auch mal zu einer Party zu gehen, wo man andere Inder kennenlernen kann, um dieses Gefühl der Zugehörigkeit gewinnen zu können und Zugehörigkeit, glaube ich, spielt da eine wichtige Rolle. Ich bin jemand in dieser Community, der ich sonst wo nicht bin.«

Das Indernet war für ihn ein Mittel, um nicht nur online, sondern auch offline Räume zu entdecken, in denen er sich zugehörig fühlen konnte und einen Teil seiner Identität ausleben konnte, die sonst keinen Raum hatte. Für andere war das Indernet ein Ort, wo sie diesen Teil ihrer Identität überhaupt erst entdecken konnten. Alex berichtete:

»Ich habe gemerkt, dass mich die Seite auch anspricht. Insofern war diese Begegnung durch das Indernet, eine Begegnung mit einem Teil, der – ich will nicht sagen versteckt hatte – aber der noch nicht so ganz offen gelegen hatte.«

Etliche Interviewte erzählten mir, dass sie in ihrer Entwicklung durch verschiedene Phasen gegangen seien (vgl. Ang 2001). Die Selbstverständlichkeit der (Mehrfach-)Zugehörigkeit ging meist im Laufe der Kindheit verloren, es folgten je nach Person unterschiedliche Phasen der versuchten Assimilation in die Dominanzgesellschaft und solche der Suche nach Zugehörigkeit zum nation-ethno-kulturell An-

deren bzw. des Aushandelns einer hybriden Identität (vgl. Goel et al. 2012a). Hierbei konnte das Indernet und der Austausch mit den als gleich Imaginierten helfen. Eine der eindrucklichsten Beschreibungen war jene von Fatima:

»Da gab es auch Phasen, in denen ich schon fast Depressionen hatte, weil ich dachte: ›Oh nein, wohin gehöre ich?‹ So ein Identitätskonflikt, wo man nicht weiß: was bin ich? Du guckst in den Spiegel und siehst jemanden mit schwarzen Haaren. Dann gehst du raus, unterhältst dich und wenn du dich so hörst, denkst du: ›Ja, natürlich, für mich bin ich deutsch, wenn ich mich so höre.‹ Aber sobald dann, weiß nicht, es sind so Kleinigkeiten von anderen Leuten, auch von Freunden, kleine Bemerkungen wie ›Wie ist es denn so bei euch?‹, dann ist es wieder: ›Oh nein, ich bin doch anders.‹ Und dann habe ich auf dem Indernet Menschen mit Identitätskonflikt gefunden. Dann kann man sich austauschen, unterhalten, ein bisschen Survivaltraining: Wie macht man das so.«

Das Indernet hatte Fatima einen Raum geboten, in dem sie mit ihren Erfahrungen der prekären Zugehörigkeit nicht alleine war, in dem sie sich mit anderen in der gleichen Situation austauschen konnte und Unterstützung fand. Der Umgang mit Zuschreibungen von außen und die Suche nach der eigenen Identität wurden von einigen in den Interviews thematisiert, allerdings meist weniger dramatisch als von Fatima. Im Alltag, erzählten die meisten, kamen sie gut zurecht. Trotzdem genossen sie es, sich in das Indernet zurückziehen zu können und dort mit natio-ethno-kulturell Gleichen zusammen zu sein.

Ein wesentliches Motiv dafür formuliert Didi 2005 in einem Forumsbeitrag: »Andererseits gibt das Forum die Möglichkeit, einen Teil meiner Identität mit Leuten zu teilen, ohne groß zu erklären, um was es geht.« Dieses Motiv des Angenommen-Werdens oder noch eher Verstanden-Werdens, ohne erklären zu müssen, ist eines, das sich durch viele Interviews in unterschiedlichen Formulierungen zog. Die meisten führten das gegenseitige Verstehen darauf zurück, dass sie als Kinder von Migrant_innen aus Indien ähnliche Erfahrungen gemacht hatten (vgl. Miller und Slater 2000, 95). Samir erklärte:

»Ich denke es ist einfach der Punkt, dass man sich viel eher verstanden fühlt. Weil die andere Person genau weiß, wovon man redet. Wenn ich das jetzt dem Inder erzähle, dann versteht er mich vielleicht, aber er kann es nicht nachvollziehen. Das ist einfach der Punkt! Du weißt auch: Es gibt manche Sachen, die muss man selber erlebt haben, um sie wirklich auch zu verstehen, nicht nur um sie zu verstehen, sondern auch nachzuvollziehen.«

Die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen machten die Erfahrung, dass ihre habituelle Disponiertheit weder jener der Mitglieder der Dominanzgesellschaften noch jener ihrer migrierten Eltern glich. Während sich die Interviewten in der deutschen Dominanzgesellschaft (und ein paar auch in der indischen)

zurechtfanden, sich auskannten und handeln konnten, merkten sie immer wieder, dass ihre Erfahrungen nicht vollständig vermittelbar waren (vgl. Schiffauer 2002, 64). Vertrautheit und Verstehen stellten sich dann ein, wenn sie das Gefühl hatten, ihre Gegenüber würden die gleichen Erfahrungen machen und könnten daher die eigenen nachvollziehen (vgl. Mecheril 2003, 188-196). Samir sah diesen Bedarf vor allem »bei diesen typischen Inder-Themen, sag ich jetzt mal. Wo es um Religion geht. Wo es um Elternhaus, Herkunft, Partnersuche geht. Wo es um gewisse moralische Aspekte auch, also um moralische Sichtweisen geht.« Da Samir – wie viele andere auch – eine kulturelle Gemeinsamkeit unter natio-ethno-kulturell Gleichen annahm, sah er auch gerade in dieser Hinsicht die Notwendigkeit des Verstehens. Es gab unter vielen der Interviewten die gemeinsame (aus Erfahrungen geformte) Annahme, dass sich ihre familiäre Situation signifikant von den Situationen in Familien der Dominanzgesellschaften unterschied und Menschen aus der Dominanzgesellschaft nicht vermittelbar war. Sie erzählten mir, dass sie bestimmte Dinge (wie zum Beispiel elterliche Kontrolle von weiblichen Jugendlichen) nur anderen in der gleichen Situation erzählen würden. Sie begründeten das damit, dass sie immer wieder die Erfahrung gemacht hatten, dass ein Austausch über solche Dinge mit Menschen aus der Dominanzgesellschaft zu Unverständnis, Erklärungsdruck und Unwohlsein führte.

Bei diesem Bedürfnis, verstanden zu werden, ging es den Interviewten aber nicht primär darum, mit den als natio-ethno-kulturell gleich Imaginierten über Identitätsprobleme, familiäre Zwänge etc. zu reden. Die angenommene gemeinsame Erfahrung war vielmehr eine Grundlage, auf der diese Themen nicht notwendigerweise thematisiert werden mussten. Da sie keine Differenz darstellten, mussten sie auch nicht besprochen werden. Der Austausch unter natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen konnte daher entspannter sein. Paul fasste seine Erfahrung so zusammen:

»Warum ich mich freue, andere Inder zu treffen? Weil man einen ähnlichen Humor hat, dass man sich also auf Anhieb besser versteht, als wenn man mit Deutschen zusammentrifft. Also es gibt sicher auch Deutsche, mit denen man sich gut versteht, aber, wenn man als Ausländer lange in Deutschland gelebt hat, dann hat man auch ähnliche Erfahrungen gemacht. Gute und Schlechte. Und ich habe die Erfahrung gemacht, dass man untereinander irgendwie lockerer miteinander umgeht.«

1.2.3. (Keine) Rassismuserfahrungen

Aus Perspektive der kritischen Rassismusforschung ist der Hinweis von Paul, dass man als Ausländer ähnliche (schlechte) Erfahrungen mache, ein Anlass zu analysieren, wie Rassismus erfahren und verarbeitet wurde. Überhaupt ist aus die-

ser Analyseperspektive die Auseinandersetzung mit nicht-fragloser natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit ein Hinweis auf rassistische Strukturen in denen sich die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen orientieren und mit denen sie umgehen müssen. In den bisherigen Ausführungen habe ich daher kritische Rassismustheorie genutzt, um das empirische Material zu analysieren und einzuordnen. Eine solche Einordnung steht aber im Widerspruch zum Selbstbild der Interviewten. Diese betonten ganz überwiegend, dass sie keinen bzw. kaum Rassismus erführen (vgl. Goel et al. 2012a; Paske 2006; Goel 2006; Prolog 3).

Die wenigsten Indernet-Nutzenden waren explizit rassismuskritisch. Weder sie noch die Redaktion verstanden das Indernet als einen dezidiert anti-rassistischen Raum¹. Trotzdem war Rassismus in den Forendiskussionen ab und zu ein Thema, mal wurde er explizit in der Thread-Überschrift, mal im Laufe einer Diskussion angesprochen. Es ging um alltägliche Erfahrungen in der Schule, Türpolitiken von Diskotheken, den Arbeitsmarkt, Rechtsradikale etc. Dabei wurde die Einordnung der Erfahrungen meist kontrovers diskutiert. Aus den Forenbeiträgen und Interviews bekam ich den Eindruck, dass Rassismus überwiegend nicht als ein die Gesellschaft strukturierendes Phänomen, sondern als ein Problem einer Minderheit (der Täter_innen und der Opfer) sowie von Anderen (andere Regionen, Schicht, Herkunft etc.) angesehen wurde. Devraj erklärte in einer Diskussion:

»Doch mal abgesehen von ein paar Ballungszentren und Teilen des Ostens ist Deutschland kein von Grund auf ausländerfeindliches Land. Ich zumindest habe bis jetzt keine ernsthaften Probleme mit Ausländerhass gehabt, außer ein paar blöden Sprüchen (dann gibt es halt einen ebenso blöden Spruch von mir zurück).«

Wie in der Dominanzgesellschaft üblich sprach Devraj nicht von Rassismus, sondern von Ausländerfeindlichkeit und -hass. Diese Begriffe fokussieren nicht die strukturelle Dimension von Ausgrenzung, sondern die zwischenmenschliche Abneigung gegenüber einer Gruppe von Menschen, die nicht ins Land gehören (vgl. Heidenreich 2010; Terkessidis 2004, 15-43). Devraj erzählte von einer Begegnung von zwei Menschen, in der er durch Schlagfertigkeit Schaden von sich abwenden konnte. Ein größeres Problem von Ausländerfeindlichkeit erkannte Devraj nur in Bezug auf Ballungszentren und Teile Ostdeutschlands. Auch andere Interviewte, von denen keine_r in Ostdeutschland gelebt hatte, erklärten mir, dass sie ein Unwohlsein am ehesten in Bezug auf den Osten hätten. Dies entsprach dem Bild, das im Post-Wende-Deutschland von den sogenannten neuen Bundesländern entworfen wurde: wenn Deutschland ein Problem mit Rassismus habe, dann im Osten (vgl. Goel 2013a; Heft 2018).

1 Im Gegensatz hierzu stellt Bozdog (2013, 164-167) bei ihrer Untersuchung von marokkanischen und türkischen Diasporawebsites fest, dass dort Diskriminierung einen zentralen Aspekt der Identitätsartikulation und Verbundenheit darstellt.

Wenn Devraj, der in einer Kleinstadt aufgewachsen war, auf mögliche Probleme in (westdeutschen?) Ballungszentren verweist, könnte das ein Hinweis darauf sein, dass Devraj Ausländerfeindlichkeit für ein Problem der Anwesenheit vieler Migrant_innen und von sozial Marginalisierten hielt – auf jeden Fall aber als ein Problem von Anderen. Debashish, der auch in einer »gutbürgerlichen Kleinstadt« aufwuchs, betonte wie Devraj und viele andere der Interviewten, dass es in seinem Umfeld keine Probleme gab. Er erzählte, dass er erst bei einem Ferienjob in einer Fabrik erlebte, dass es auch offene Ausgrenzung gab:

»Dann merkte ich zum ersten Mal, die Leute lesen ja wirklich die Bild-Zeitung und glauben tatsächlich, was da so steht. Das war wirklich erschreckend. Da war ich schon 18 oder 19 Jahre alt. Da war gerade diese Überschwemmung gewesen, dann stand in der Bild-Zeitung ›Spenden für die Oder-Flut erbeten‹. Da meinten die Arbeiter: ›Wollen die von uns auch noch Spenden. Das Geld können sie doch den Asiaten kürzen. Die kriegen viel zu viel.‹ Ich stand da irgendwie so. Ich dachte, das sagt man nur aus Spaß. Aber die glauben es wirklich und sind wirklich so. Die denken tatsächlich so.«

Debashishs Erzählung illustriert sowohl seine Überraschung wie seinen Schock. Sie zeigt auch, dass er ähnliche Sprüche schon gehört hatte, sie in seinem gewohnten Umfeld aber nicht ernst nahm. Eine bedrohliche Form nahmen sie für ihn erst an, als sie von Arbeiter_innen kamen – von Menschen, mit denen er bis dahin wenig zu tun hatte. Soumil erkläre, dass Bekanntheit vor Rassismus schützen würde:

»Ich habe mich in der Kindheit doch relativ deutsch gefühlt, dadurch, dass ich in einem deutschen Umfeld aufgewachsen bin. Ich war bzw. meine Familie war durch die Stellung meines Vaters innerhalb der Firma, die in unserer Kleinstadt ansässig ist und die eigentlich das wirtschaftliche Leben dort bestimmt sowie durch meine Tätigkeiten als Trainer in diversen Sportvereinen und meine politischen Tätigkeiten in Parteien im regionalen Bereich eigentlich relativ bekannt, insofern habe ich auch nie Rassismus gespürt, weil mich eigentlich jeder auf der Straße gekannt hatte bzw. zuordnen konnte.«

Soumils Erzählung deutet darauf hin, dass Rassismus ein Problem hätte sein können, wenn er weniger gut etabliert oder unbekannt gewesen wäre. An einer anderen Stelle führte Soumil aus, dass kulturelle Besonderheiten seiner Eltern, im konkreten Fall die Kleidung seiner Mutter, Aufmerksamkeit produziert hätten. Er erklärte:

»Das hat dann aber keine Ressentiments hervorgerufen, sondern durch den Bekanntheitsgrad sind die Leute auf sie aufmerksam geworden, haben sie angesprochen, das waren sehr freundliche, man kann eigentlich sagen, gastfreundschaft-

licher Umgang, wobei es eigentlich keine Gastfreundlichkeit ist, weil wir dort 20 Jahre gelebt haben. Es war ein sehr harmonisches Umfeld.»

Anders als die kritische Rassismusforschung, die Fragen nach natio-ethno-kultureller Herkunft und kultureller Andersartigkeit als Reproduktion rassistischer Strukturen ansieht (vgl. Battaglia 1995; Mecheril 2003; Thattamannil 2012; Prasad und Goel 2012), empfindet Soumil – wie viele andere der Interviewten – sie als Ausdruck positiver Neugier und Interesse (vgl. Goel et al. 2012a). Dass er von gastfreundschaftlichem Umgang sprach und diesen Begriff selbst als inadäquate Beschreibung für seine Familie bezeichnete, deutet aber an, dass unter der harmonischen Decke mögliche Probleme steckten. Er, der sich als Kind »relativ deutsch« gefühlt hatte, zeigt durch seine Begriffswahl, dass dieses Deutsch-Sein trotz seiner Bekanntheit und Anerkennung im Ort nicht fraglos war.

Wenn ich in meiner Analyse eine rassismuskritische Perspektive einnehme, geht es mir nicht darum, die Perspektive der Interviewten zu ignorieren oder sie als falsch zu kategorisieren. Die rassismuskritische Perspektive hat sich mir während meiner empirischen Arbeit angeboten, da sie mir als einzige eine Erklärung dafür lieferte, warum auf dem Indernet so unterschiedliche Menschen zusammenkamen und sich dort als gleich imaginieren konnten. Während sie sich in Familiengeschichte, kulturellen und religiösen Praxen, Sprachkompetenzen etc. sehr unterschieden, war ihnen allen gemein, dass ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit zu Deutschland prekär war und sie auf Indien verwiesen wurden. Das heißt, die Interviewten, die nicht der Dominanzgesellschaft angehörten, zeigten als einzige Gemeinsamkeit, dass sie von der rassistischen Kategorisierung als Andere betroffen waren.

In den Interviews wurde überwiegend die Differenzierung zwischen Deutschen und Ausländern, Indern etc. übernommen, wobei lediglich die Begrifflichkeiten wechselten. Das Übernehmen der Begrifflichkeiten der Dominanzgesellschaft, das Leugnen von Rassismus und das Betonen von Normalität zeigen, dass die rassistische Differenzierung und Ausgrenzung auch von den als anders Kategorisierten als legitim und normal angesehen wurden. Viele übernahmen die Zuschreibung, dass sie eine andere Mentalität hätten, bzw. empfanden die Zuschreibung als positiv. Soumil erzählte:

»Im Arbeitsumfeld hat dieses Indisch-Sein sogar Vorteile. Gerade weil ich als Unternehmensberater in sehr schwierigen Verhältnissen arbeite – sprich: Kunden, bei denen es Veränderungen geben muss, auch auf persönlicher Seite, bei denen sehr vertrauliche Daten ausgetauscht werden – hilft dieses Anders-Sein, eine persönliche Beziehung zu seinem Partner auf der Unternehmensseite aufzubauen. Es öffnet eine Tür, indem die erste Frage nicht ist: ›Wie ist das Wetter? Wie war die Anreise? Haben Sie es gut gefunden?‹, sondern es kommt sehr häufig die Frage nach der Kultur, ›Warum sprechen Sie denn Deutsch so akzentfrei?‹, das öff-

net gleich eine Tür, eine persönliche Tür, um da eine Beziehung aufzubauen und das macht es für mich als Berater sehr viel einfacher, mit diesen Personen umzugehen. Das heißt ich behaupte, für mich hat dieses Indisch-Sein im Berufsleben mehr Vorteile als Nachteile. Hinzu kommt, dass natürlich die in Führungszeichen IT-Inder als eine sehr intelligente und sehr engagierte Berufsgruppe gezählt wird und das färbt natürlich ein Stück weit auf mich ab, auch wenn ich mit IT eigentlich nichts zu tun habe.«

Soumil störte sich nicht daran, dass seine Gegenüber aufgrund seines Aussehens Annahmen über ihn getroffen haben, die nicht oder nicht komplett seiner Realität entsprachen. Dass seine Gegenüber ihn dabei gleichzeitig zum Fremden machten (vgl. Terkessidis 2004, 173-179), ihn aus dem Land, in dem er geboren und aufgewachsen war, verwiesen (ebd. 180-185), ihn, indem seine beruflichen Fähigkeiten auf sein Indisch-Sein zurückgeführt wurden, entantworteten (ebd. 186-194) und ihn außerhalb der Norm positionierten (ebd. 195-197), war für ihn Teil seiner Normalität und nichts Bemerkenswerthes. Jain (2013) führt aus, wie es gerade beiläufige Floskeln im Alltag sind, die hegemoniale Normen reproduzieren und so die Subjektivierung von Inder_innen der zweiten Generation als Andere fördern. Da sie aber so beiläufig und alltäglich sind, scheinen sie den Einzelnen nicht der Rede wert. Dies kontrastiert, zum Beispiel, mit der Analyse von Chatterjee (2012a), die sich durch Projektionen von Zuschauenden in ihrer Professionalität als Tänzerin eingeschränkt sieht. Auch Thattamannil (2012) hinterfragt die Harmlosigkeit von Fragen.

Puwar (2004) folgend kann man Soumil als »space invader« bezeichnen. Space Invader sind Menschen, die sich in Räumen (z.B. der Welt der Unternehmensberatung) bewegen, aber nicht den idealtypischen Nutzenden dieser Räume entsprechen². Sie sind Eindringlinge und müssen deshalb besonders überwacht und kontrolliert werden (zum Beispiel durch Nachfragen zu ihrer Biografie, Kommentare zu ihrer Erscheinung etc.). Gleichzeitig müssen die Space Invader ihre Differenz in den Machtungleichheiten, das heißt ihr Anders-Sein, leugnen (vgl. ebd. 119), um als Zugehörige anerkannt zu werden. Um erfolgreich zu sein, müssen sie nach den Regeln ihres Umfelds spielen.

Sudhir hingegen wollte seine Ausgrenzungserfahrungen nicht leugnen, sondern etwas dagegen tun. Er war einer der wenigen Interviewten, der sich aktiv mit Rassismus auseinandersetzte. Er schuf verschiedene Räume für natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige mit der Zuschreibung Südasien (vgl. 3.2.3). In diesen wurde er allerdings damit konfrontiert, dass jene, die er als gleich betroffen von Rassismus imaginierte, das anders einschätzten. Eine Diskussion über einen Fernsehbeitrag eskalierte. Auf der einen Seite standen jene, die diesen als rassistisch

2 Puwar (2004) benennt dabei insbesondere Frauen und rassifizierte Minderheiten.

wahrgenommen hatten (dazu gehörte Sudhir), und auf der anderen jene, denen der Beitrag gut gefallen hatte. Sudhir versuchte sich die Auseinandersetzung zu erklären:

»Es gab einfach Leute, deren Eltern Mitglied bei der VHP³ sind und die haben irgendwie aus Opposition zu der Haltung ihrer Eltern vielleicht eher den Wunsch die Gesellschaft so zu sehen, dass die Deutschen ganz tolle Leute sind und dass es so was wie Rassismus nicht gibt. Jemand, der in Indien aufgewachsen ist, der ist vielleicht auch noch mit Rassismus in Indien konfrontiert als halbeuropäisch und halbindisch usw. Das ging dann natürlich ganz schnell darum: ›Ja klar, vielleicht gibt es Rassismus in Deutschland, aber der Rassismus in Indien ist sehr viel schlimmer!« oder ›Mein Vater ist genauso ein Rassist!«. Jedenfalls als wir zusammen in einem Raum saßen, hat sich ziemlich schnell gezeigt, dass eigentlich jeder, wirklich jeder, eine Geschichte dazu zu erzählen hatte und ganz unterschiedliche Strategien.«

Sudhir blieb bei der Überzeugung, dass Deutschland rassistisch geprägt war und Menschen, die auf Indien verwiesen wurden, Rassismuserfahrungen machten. Er wiederholte im Interview mehrere Erzählungen von anderen, die er als Rassismuserfahrungen einordnete. Dass andere dies anders sahen, erklärte er sich unter anderem mit deren jüngerem Alter. Er erklärte es aber auch damit, dass Erfahrungen nicht nur mit der deutschen Dominanzgesellschaft, sondern auch mit Eltern und Familie aus Südasien sowie in Südasien gemacht wurden. Schließlich argumentierte er, dass von Rassismus negativ Betroffene unterschiedliche Strategien des Umgangs damit haben. Dies arbeitet auch Mecheril (1994; 2003) heraus. Auch wenn unterschiedliche natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige den gleichen rassistischen Differenzierungs- und Ausgrenzungspraxen ausgesetzt sind, heißt dies nicht, dass sie diese gleich einschätzen und gleich damit umgehen. Je nach individueller Disponiertheit verfügen sie über unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten. In meinen Interviews zeigten sich vor allem die Strategien des Leugnens von strukturellen Ausgrenzungsmechanismen, der Deutung von Differenzierungspraxen als Interesse und Abbildung realer Differenz sowie des Ausnutzens der Zuschreibungen als Ressource.

1.2.4. Fazit: Gleich uneindeutig

Die Inder_innen der zweiten Generation, die sich auf dem Indernet trafen, waren sehr unterschiedlich. Die Erfahrungen von Seba, der aus Sri Lanka adoptiert wurde, unterschieden sich in vielerlei Hinsicht (kulturelles Umfeld und Praktiken,

3 Der Vishwa Hindu Parishad (VHP) ist Teil der hindunationalistischen Bewegung (vgl. Jaffrelot 1996).

Bildungsstand, sozioökonomischer Kontext etc.) von jenen von Soumil. Trotzdem wurde das Indernet als ein Ort der Gleichen angesehen und kann in Anlehnung an Mecheril als ein Zugehörigkeitskontext verstanden werden:

»Zugehörigkeitskontexte sind empirische Annäherungen an idealtypische Zusammenhänge, in denen sich Individuen als Gleiche unter Gleichen erfahren, in denen sie Handlungsmächtigkeit entwickeln und einbringen und denen sie schließlich verbunden sein können.« (Mecheril 2003, 25)

Auf dem Indernet entstand das Gefühl der Gleichheit. Die Nutzenden konnten sich als solche imaginieren, auch wenn sie unterschiedlich waren. Dies wiederum ermöglichte es ihnen, zu handeln. Sie konnten sich untereinander über Alltägliches, Nebensächliches und Grundlegendes austauschen. Diese Gespräche verliefen für sie mit dem Gefühl, dass die anderen sie verstehen würden, dass sie nachvollziehen könnten, wer sie waren und was sie meinten. Der Erklärungsdruck, dem sie sich sonst ausgesetzt sahen, war auf dem Indernet für sie abwesend. Nicht zuletzt deswegen fühlten sie sich mit den anderen und dem Raum Indernet verbunden. Mecheril führt zum Gefühl der Verbundenheit aus:

»Eine bedeutsame Voraussetzung intersubjektiver Verbundenheit findet sich in einem Phänomen [...]: faktisch-imaginäre Gleichartigkeit. Individuen fühlen sich anderen verbunden, weil und wenn zwischen ihnen und diesen anderen ein Verhältnis der Ähnlichkeit (des Habitus, der Erscheinung, des Handelns, der Lebensform, des Von-anderen-Unterscheidens, des Schicksals, der Herkunft, der Zukunft etc.) bedeutsam ist.« (ebd. 220)

Das Gefühl der Gleichheit basiert auf einem Zusammenkommen von Faktischem und Imaginiertem. So wurde auf dem Indernet die gleiche Herkunft (der Eltern) imaginiert. Wenngleich dies nicht für alle Nutzenden zutraf, so gab es doch ausreichend viele, von denen zumindest ein Elternteil aus Indien stammte und damit diese Imagination rechtfertigte. Gleichzeitig gab es eine ausreichende Ähnlichkeit in der Wahrnehmung, dass sie sich von den Deutschen unterschieden bzw. von ihnen unterschieden wurden – und dies in einer Art und Weise, die auf die Herkunft aus Indien zurückgeführt werden konnte. Das Internet und speziell das Indernet ermöglichte ihnen, andere wie sie selbst zu finden (vgl. Mandaville 2003, 146), und führte dann dazu, dass diese Gleichartigkeit hergestellt wurde und Neues entstand (vgl. ebd. 2003).

Die wenigsten Nutzenden des Indernets sahen sich dabei in psychologischen Problemlagen, wie sie zum Beispiel Döring (1999, 255-314) für marginalisierte Identitäten annimmt. Die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen konnten sich der Gesellschaft, in der sie lebten, verbunden fühlen, konnten in ihr handeln und mit sich im Reinen sein. Dadurch dass sie aber immer wieder erfuhren, dass ihre Zugehörigkeit nicht fraglos anerkannt wurde entwickelten sie ein Be-

dürfnis, Gleiche zu treffen (vgl. Mecheril 2003, 333-334). Die Gleichheit der natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen war dabei, dass sie sich in das natio-ethno-kulturelle Ordnungssystem nicht einordnen ließen (vgl. ebd. 323-324). Weder gehörten sie eindeutig zu dem Zugehörigkeitskontext Deutschland noch eindeutig zu Indien. Mit ihrer (Mehrfach-)Zugehörigkeit vereinten sie Nicht-zu-Vereinbarendes und störten damit die rassistische Logik von eindeutiger Zugehörigkeit. Ein Erklärungsansatz für den Erfolg des Indernets ist, dass dieses einen Raum hervorgebracht hat, in dem diese Perspektive die Grundlage der Gemeinsamkeit war (vgl. Kuntsman 2009; Gajjala 2008, 44). Die natio-ethno-kulturell Uneindeutigen waren hier normal und fraglos zugehörig. Sie waren gleich in ihrer Uneindeutigkeit.

1.3. Ein Raum der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit

1.3.1. Ein Raum der Zugehörigkeit

Mecheril (2003) spricht von drei Zugehörigkeitsaspekten: der symbolischen Mitgliedschaft (vgl. ebd. 138-161), der habituellen Wirksamkeit (vgl. ebd. 161-218) und der biografisierenden Verbundenheit (vgl. ebd. 218-251). Wenn alle drei Aspekte für das Indernet zutreffen, kann von einem Raum der Zugehörigkeit gesprochen werden.

Mitgliedschaft bedeutet laut Mecheril (ebd. 139), sich als Teil einer Gruppe zu fühlen. Dies tritt vor allem dann ein, wenn »ich in bestimmter Hinsicht wie jeder und jede andere bin«. Wie die Ausführungen bisher gezeigt haben, traf dieses Empfinden von Gleichheit für viele Nutzende des Indernets zu. Mecherils (ebd. 145) These, dass Mitgliedschaft als Eingangsberechtigung für soziale Räume funktioniert, ist für Internetportale allerdings nicht direkt zu übernehmen. Jede Person mit Internetzugang konnte das Indernet besuchen und Inhalte lesen. Lurkende Nutzende konnten nicht wahrgenommen und damit ihr Zugang nicht kontrolliert werden. In der Anfangszeit konnte zudem ohne Registrierung in den Foren, dem Gästebuch und dem Chat kommuniziert werden. Es gab keine offizielle Mitgliedschaft. Um Flames, also internettypische Beleidigungen und Eskalationen, zu kontrollieren schloss die Redaktion später das Gästebuch und führte eine Registrierung für die Foren ein (vgl. 2.2.3). Registrieren konnte sich allerdings jede_r, so häufig wie sie wollte, unabhängig vom Grad der Interaktion und ohne Konsequenzen. Auch das lässt sich daher nicht als ein Zeichen einer formellen Mitgliedschaft werten. Informelle Mitgliedschaft hat sich allerdings mit der Zeit eingestellt: Nutzende benutzten regelmäßig die gleichen Nicknames, bezogen sich aufeinander, entwickelten gemeinsam Regeln des Umgangs und verwiesen auf diese.

Formelle Mitgliedschaft ließ sich durch die Aufnahme in die Redaktion oder die Mitgliederliste erreichen. Um Mitglied der Indernet Community zu werden, musste man einen Antrag ausfüllen. Damit verpflichtete man sich, sich online zu beteiligen und Werbung für das Indernet zu machen. Man wurde auf der Mitgliederliste online eingetragen und in den Verteiler für den Infobrief aufgenommen. Für einige war dieser Schritt wichtig. Robin erklärte:

»Meine erste Sache war, dass ich mich damals registriert habe in diese Mitgliederliste und auch im Forum, dass ich ein Teil der Community dann bin, wenn ich das sagen kann. Ich fühle mich damit jetzt mehr verbunden, als wenn ich als Außenstehender sage: »Ok, das Indernet kenne ich, da schaue ich mal drüber.« Dann auch, dass ein Teil von mir aufgelistet ist.«

Die Mitgliederliste stellte für Robin (wie für andere) die Aufnahme in eine Gemeinschaft dar und war ein Zeichen für die Anerkennung ihrer Zugehörigkeit. Aus

dem gleichen Grund verweigerte Chris den Eintrag, als er von der Redaktion dazu aufgefordert wurde – er wollte keine Zugehörigkeit signalisieren. Durch dieses Angebot der formellen Mitgliedschaft wie durch das Ermöglichen einer informellen Mitgliedschaft bot das Indernet symbolische Mitgliedschaft und damit einen wesentlichen Zugehörigkeitsaspekt an.

Mecheril argumentiert, dass es nicht ausreicht sich als Mitglied zu fühlen, sondern dass es für die fraglose Zugehörigkeit zudem notwendig ist, dass man auch wirksam handeln kann. Zur habituellen Wirksamkeit führt er aus:

»Praktische Mitgliedschaft [...] verweist darauf, dass durch Mitgliedschaft bestimmte Handlungsweisen des Einzelnen im Rahmen des sozialen Kontextes ermöglicht werden. Weiterhin gehen [...] subjektiv angenommene oder intersubjektiv verbürgte Ansprüche auf bestimmte Handlungsräume und -möglichkeiten einher.« (ebd. 161)

Um wirksam sein zu können, muss man sowohl handlungsfähig sein, als auch das Recht haben, zu handeln (vgl. ebd. 197). Dazu ist es notwendig, dass die persönliche Disponiertheit, das heißt die Handlungsmuster und -möglichkeiten, die die Einzelne mitbringt, zu dem Raum, in dem die Handlung erfolgen soll, mit dessen impliziten Annahmen über die Disponiertheit von Handelnden, passen muss. Mecheril (ebd. 215-218) beschreibt dies mit dem Konzept der Disponiertheit-Kontext-Resonanz. Diese Resonanz, also das Zusammenpassen von individuellen Handlungsmustern und -möglichkeiten und der Gestaltung des Raumes, zeigt sich für das Indernet zum Beispiel im bereits diskutierten Motiv des Verstehens und der Vertrautheit. So erklärte mir Mary, warum das Indernet – und spezifisch der frühe Indernet-Chat – für sie interessant war:

Mary: »Das ist der Punkt, wo ich dann immer sag, ›ach gut, ich muss jetzt nicht anfangen von Tee trinken oder von den Gewändern oder so, das ist alles bekannt, man redet über etwas, was jeder kennt«. Natürlich ist interessant, dass die aus anderen Ecken gekommen sind, andere Dinge sehen oder wenn du andere Dinge gesehen und erfahren hast, aber schon die Gemeinsamkeit ihrer Indienidentität ist verwandt, also so, da das übliche eben.«

Urmila: »Also so eine Vertrautheit, die da war.«

Mary: »Ja und ohne Erklärungsbedarf! Und eben alltägliche Dinge, da ging es um Fußball.«

Mary stellte fest, dass die verschiedenen Chat-Teilnehmenden zwar unterschiedliche Hintergründe hatten, es aber die Gemeinsamkeit einer »Indienidentität« gab. Dies hatte zur Folge, dass über alltägliche Dinge wie Fußball geredet werden konnte, ohne Indisches erklären zu müssen. In dominanzgesellschaftlich geprägten Orten hingegen beschränkte die Wahrnehmung von Mary als indisch immer wieder ihre Möglichkeit des ungezwungenen alltäglichen informellen Austauschs. Ihre

Disponiertheit stand dort mit dem Kontext in Dissonanz (vgl. Dirim und Mecheril 2010, 128-132) und wurde daher durch Nachfragen thematisiert (vgl. Battaglia 1995). Auf dem Indernet hingegen passte ihre Disponiertheit, sie verstand sich mit den Anderen, ohne groß darüber reden zu müssen, und konnte diesen virtuellen Raum unbeschwert nutzen (vgl. Kuntsman 2009, 13). Attiya bezeichnete das Indernet gar als einen Zufluchtsort, weil sie sich dort nicht für einen Zugehörigkeitskontext entscheiden musste. Sie und Mary konnten dort sein, wie sie sich fühlten. Das aber bedeutet, dass die (Mehrfach-)Zugehörigen ihre habituelle Disponiertheit in diesen Raum einbringen und praktische Mitglieder sein konnten. Das Indernet ermöglichte ihnen habituelle Wirksamkeit.

Als dritten Zugehörigkeitsaspekt neben symbolischer Mitgliedschaft und habitueller Wirksamkeit führt Mecheril (2003, 218-251) die biografisierende Verbundenheit an. Es geht ihm dabei darum, dass der Zugehörigkeitsraum identitär bedeutsam für die Einzelnen ist (vgl. ebd. 225) und sie gleichzeitig Spuren in ihm hinterlassen (vgl. ebd. 218). Verbundenheit entsteht dabei aus dem Gefühl der Ähnlichkeit, wie sie im letzten Kapitel für das Indernet herausgearbeitet wurde. Ein bedeutender Aspekt ist dabei, »der eigenen Existenz durch Einordnung in einen größeren Zusammenhang Sinn zu verleihen« (ebd. 226). Dies bietet einen Analyseansatz für Debashishs Erzählungen. Er betonte, dass er sich selbst als gut integriert in Deutschland ansah und dies auch für Inder_innen allgemein annahm. Er erklärte:

»Hätte ich nicht gedacht, dass da so Kontaktbedarf oder auch sonst was ist. Das war dann auf einmal ein Aha-Erlebnis, dass ich so: ›Mensch, es gibt ja noch ganz viele andere, die so sind wie ich.‹ Ich hatte vorher auch gar nicht dieses Bewusstsein, so Inder richtig zu sein. Weil ich nur deutsche Freunde in erster Linie hatte. Das war dann schon interessant, das mal zu sehen. Das war dann auch die Motivation, dass man auf einmal total viele Leute kennenlernte, die auch alle Inder sind und irgendwie wie man selber, so ein bisschen.«

Bevor Debashish zum Indernet kam, hatte er kein Bedürfnis des Austauschs mit natio-ethno-kulturell Gleichen verspürt. Er fühlte sich dem deutschen Zugehörigkeitskontext zugehörig und war zufrieden damit. Die Begegnung mit natio-ethno-kulturell Gleichen im Indernet aktivierte seine indische Seite. Er begann, sich mehr als Inder zu fühlen (wie er an einer anderen Stelle ausführte). Für Debashish hatte das Indernet so »expansive potential« (Miller und Slater 2000, 11), es ließ ihn eine neue Vision von sich selbst entwickeln. Das Indernet hatte für Debashish identitäre Folgen, er positionierte sich aufgrund der Erfahrungen neu, nahm sich anders wahr, erweiterte seinen Freund_innenkreis, fand ein neues Kollektiv, in das er sich einordnete, und hinterließ durch seine aktive Teilnahme auf dem Internetportal seine Spuren (vgl. Kuntsman 2009, xv, 14). Für andere Nutzende, die sich schon vorher als Inder_innen (oder ähnliches) gefühlt hatten, ermöglichte das Indernet

»expansive realization« (Miller und Slater 2000, 10-11). Das heißt, sie konnten hier sein, wer sie meinten, eigentlich zu sein. Auch für sie hatte das Indernet damit identitäre Folgen, sie ordneten sich in einen größeren Zusammenhang ein und fühlten sich diesem verbunden. »Fraglose Verbundenheit mit einem natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontext resultiert [...] aus dem Prozess der Verflechtung der eigenen Lebensgeschichte mit dem Zugehörigkeitskontext«, argumentiert Mecheril (2003, 247). Solche Verflechtungen tauchten in den Interviews immer wieder auf: wenn Interviewte erzählten, dass das Indernet ihre Selbstverortung beeinflusst hatte, sie es als Unterstützung in einer Lebensphase erlebt hatten oder sie erzählten, dass sie darüber Freundschaften und intime Beziehungen geschlossen hatten.

Mecheril (ebd. 240-251) betont, dass bei der Verbundenheit zu einem Zugehörigkeitskontext auch der Faktor Zeit eine bedeutende Rolle spielt. Es muss Vorstellungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geben (vgl. ebd. 220). Bei einem virtuellen Raum, der erst im Jahr 2000 gegründet wurde, könnte man argumentieren, dass die Zeitspanne hier zu kurz ist, um von einer Vergangenheit zu sprechen, insbesondere da viele meiner Interviews bereits 2004 geführt wurden. Aber schon da fiel mir auf, dass viele der Interviewten häufig die Vergangenheitsform nutzten, wenn sie über das Indernet sprachen. Es gab bereits eine Erzählung über das gute alte Indernet. Mary erklärte:

»Also früher war es doch wirklich die Plattform für Jugendliche, um sich kennenzulernen, also aus Deutschland, und Plattform, um Inder kennenzulernen, die einfach genauso geboren und aufgewachsen sind, wie man selbst und eben dieses Kennenlernen ohne Erklärungsbedarf, was ich halt schon zu Anfang sagte.«

Für Mary hatte sich das Indernet, in den vier Jahren seines Bestehens geändert. Für sie war es damals besser, wenngleich sie betonte, dass es immer noch ein gutes Projekt sei. Die Redaktion veröffentlichte zudem zum dreijährigen Jubiläum des Indernets nicht nur Grußworte, sondern auch eine Rückschau auf die Entwicklung des Indernets bis zur »Neuzeit«. Dabei schrieben sie unter der Überschrift »Die alten Zeiten«:

»...die guten. Alles besser und so. Naja, darüber lässt sich streiten und wir meinen mit der Zeit kam auch der Fortschritt. Aber wie es im Indernet damals aussah, das könnt ihr hier nochmal sehen. Ein kompakter Blick auf die Geschichte eures Portals Nr.1.«

Wenn die Redaktion das Indernet beschrieb, war sie immer bemüht, eine kurze Geschichte des Indernets seit der Gründung mit den wesentlichen Entwicklungsschritten zu bieten. Mecheril (ebd. 244) spricht hier von der Erfindung von Geschichte und Geschichtlichkeit sowie Tradition, die es erst ermöglichen eine kollektive Identität zu erzeugen. Aus der vergewisserten Vergangenheit entstehe das Versprechen einer gewissen Zukunft. Diese tauchte in meinen Interviews wieder-

holt auf. Spätestens als Reaktion auf meine Frage entwickelten die Interviewten Zukunftsvisionen für den virtuellen Raum (vgl. 3.4.5). Dass er weiterbestehen würde, wurde dabei meist angenommen. Meine Beobachtungen zeigten mir zudem, dass langfristige Bindungen an den virtuellen Raum entstanden (vgl. 3.6.5).

Es lässt sich also argumentieren, dass das Indernet symbolische Mitgliedschaft, habituelle Wirksamkeit und biografisierende Verbundenheit für natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige mit den Zugehörigkeitskontexten Deutschland und Indien bieten konnte und so einen Raum der Zugehörigkeit darstellte. Verbundenheit wurde auf dem Indernet über die gemeinsamen Erfahrungen als natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige hergestellt. Das wurde allerdings nicht so formuliert und war wohl auch keine bewusste Entscheidung. Die benannte Gemeinsamkeit war die Verbindung zu Indien bzw. das Inder_innen-Sein. Der Zugehörigkeitskontext Indien stand im Mittelpunkt der Selbstdarstellung, der redaktionellen Beiträge und Diskussionen in den Foren.

Der virtuelle Raum Indernet unterschied sich wesentlich vom Zugehörigkeitskontext Deutschland. Dies tat er nicht nur, weil er fraglose natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ermöglichte, sondern auch weil seine Nutzenden in ihm ihre Freizeit verbrachten, während sie im Zugehörigkeitskontext Deutschland ihr alltägliches Leben (mit Ausbildung und Beruf, Familie, Freundschaften, Hobbies etc.) führten. Der Zugehörigkeitskontext Deutschland war für die meisten Nutzenden weit existenzieller (vor allem in materieller Hinsicht) als das Indernet. Das Indernet war eine Ergänzung aber keine Alternative.

Ein Raum der Zugehörigkeit mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft war das Indernet von 2001 bis 2007. Vor 2001 fehlte die Vergangenheit, ab 2007 gab es kaum noch Gegenwart und eine unsichere Zukunft. Die Bedeutung als Raum der natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen hatte schon vor 2007 abgenommen (vgl. 3.5). Das spiegelte sich in einem Forumseintrag von Anfang 2007 wider: »Warum schreiben derzeit ›gefühlte‹ mehr Nicht-Inder/innen im Indernet...?« Die Nutzenden fühlten sich nicht mehr unter sich und so konnte das Indernet nicht mehr als Zugehörigkeitsraum funktionieren. Mit der Umwandlung von einem Internetportal mit Foren zu einem Blog und einer FB-Seite wurde dies noch verschärft (vgl. 3.7).

1.3.2. Die Standard-Nutzer/in

Eine angenommene natio-ethno-kulturelle Gleichheit unter den Nutzenden des Indernets war notwendig, damit das Internetportal sich zu einem Raum der Zugehörigkeit entwickeln konnte. Schon zu Beginn des Indernets wurde das Portal allerdings auch von Menschen genutzt, die nicht der primären Zielgruppe (vgl. 2.3.2) entsprachen. Neben Inder_innen der zweiten Generation, fanden sich im virtuellen Raum Migrant_innen der ersten Generation (sowohl aus der Elterngeneration wie

neu Zugewanderte), Nutzende aus der deutschen Dominanzgesellschaft sowie verschiedene andere. Reggi (2010, 117-118) schließt aus dieser Vielfalt der Nutzenden, dass das Indernet nicht in Bezug auf Ethnizität untersucht werden sollte, sondern in Bezug auf die Heterogenität der Nutzenden (vgl. das zweite Mosaik). Mich interessiert in diesem Mosaik allerdings, warum, wie Reggi (ebd. 117) formuliert, das Indernet »auf den ersten Blick suggeriert, dass es sich hier um ein Netzwerk von und für InderInnen handelt«. Wieso konnten die interviewten Nutzenden des Indernets es als ihren Raum, in dem sie sich unter natio-ethno-kulturell Gleichen wählten, verstehen, wenn es auch andere Nutzende gab?

In Anlehnung an Mecherils Konzept des Standard-Deutschen argumentiere ich, dass diese Gleichheits-Annahme durch das fiktive idealtypische Bild einer Standard-Nutzer/in möglich wurde. Die Standard-Nutzer/in ist eine normierende Vorstellung darüber, wer das Indernet benutzte, die aber nicht notwendigerweise reale Nutzende beschreibt⁴. Sie ist eine diffuse Vorstellung, die es den Einzelnen durch ihre Unbestimmtheit ermöglichte, eine Gleichheit miteinander anzunehmen und Abgrenzungen zu anderen vorzunehmen. Grundlage war dabei die von der Redaktion angegebene Zielgruppe. So stand in der Beschreibung im Jahr 2000: »Unsere Zielgruppe ist primär die Generation junger in Deutschland lebender Inder«. Aus dieser Beschreibung, der Beobachtung der Online-Kommunikation und meinen Interviews schließe ich, dass die Standard-Nutzer/in ein/e natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige mit Zugehörigkeitskontexten Deutschland und Indien war bzw. in der Formulierung vieler Interviewter: eine Inder/in der zweiten Generation. Dabei ist Inder/in der zweiten Generation genau wie Deutsche/r oder Inder/in ein diffuser Begriff, der unterschiedlich gefüllt werden (vgl. Goel 2008c; 2011a) und gerade deswegen als Referenzpunkt dienen kann.

Auch fraglos Zugehörige zur deutschen Dominanzgesellschaft beschrieben das Indernet zumeist als Raum der Inder/innen der zweiten Generation. Detlef, ein Journalist mit dem Fokus Südasien, erzählte, dass im Chat am Anfang in Frage gestellt wurde, ob er dort sein dürfe. Dies erklärte er sich damit, dass das Indernet den Anspruch habe, eine Minderheitenseite zu sein. Eine andere Nutzer_in schrieb 2004 im Forum »Manchmal bin ich mir auch gar nicht so sicher, ob ich hier so »eindringen« darf, ich habe (soviel ich weiß) nämlich keinen Tropfen indisches Blut in mir, aber wenn ich es richtig gelesen habe, ist es ein Forum für jeden.«

Manche nutzten das Indernet, um mit der imaginierten Standard-Nutzer/in in Kontakt zu treten. So schrieb eine Nutzer_in 2006 im Forum: »Also ich würde unheimlich gerne mal indische Freundschaften aufbauen, obwohl ich selber keine Inderin bin. Vielleicht gibt es ja auch noch andere, die über Ihren eigenen Teller- rand hinaussehen wollen...?« Die Postende baute so eine Differenz zwischen sich

4 Da die Standard-Nutzer/in normative Vorstellungen repräsentiert, übernehme ich die heteronormative Zweigeschlechtlichkeit in der Schreibweise.

und den Inder_innen auf. Es ist allerdings nicht klar, ob sie sich an Inder_innen der zweiten Generation wandte oder einen anderen Begriff von Inder_innen hatte⁵. Von Seiten der Zugehörigen zur deutschen Dominanzgesellschaft mag eine andere Standard-Nutzer/in imaginiert worden sein (natio-ethno-kulturell eindeutig) als von Seiten der natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen (natio-ethno-kulturell uneindeutig). Eine Anfrage einer Forschenden wies zudem darauf hin, dass Beobachtende die Nutzenden des Indernets als über einen gemeinsamen Wissensschatz verfügend wahrnahmen. Sie bat mich, Forumsbeiträge und Signaturen, die weder in Deutsch noch in Englisch formuliert waren, zu übersetzen. Dabei verkannte sie nicht nur, dass ich keine indische Sprache kann, sondern auch, dass die Beiträge in unterschiedlichen Sprachen verfasst waren, die ich selbst dann nicht hätte verstehen können, wenn ich die Erstsprache meines Vaters sprechen würde.

Dass ein/e Inder/in der zweiten Generation als fiktive Standard-Nutzer/in angenommen wurde, zeigte sich regelmäßig in Forendiskussionen. Es wurde vor allem dann deutlich, wenn in Beiträgen die anderen Nutzenden selbstverständlich, ohne weitere Erklärung als Inder_innen der zweiten Generation angesprochen wurden. So postete eine Nutzer_in 2004 einen Fragenkatalog unter dem Titel »Sag mir wer du bist ...«. Darin fragte sie unter anderem:

»Wenn du schon geheiratet hast, ist es ein oder eine Inder/Inderin? Bzw. generell jemand aus deiner Nation? Wenn du mal heiraten willst, würdest du jemanden gleicher Nationalität bevorzugen? Warum bist du nach Deutschland, Schweiz usw. ausgewandert? Bzw. warum sind deine Eltern nach Deutschland, Schweiz usw. ausgewandert? Lebst du die indische Kultur in Deutschland, Schweiz, wo auch immer, aus?«

Bei diesen Fragen fällt auf, dass explizit verschiedene Wohnorte angegeben wurden. Es schien wichtig, diese Differenz zu berücksichtigen und Deutschland nicht einfach als gemeinsamen Wohnort zu unterstellen⁶. Gleichzeitig wurde ohne weitere Differenzierung eine indische Kultur angenommen und davon ausgegangen, dass die Nutzenden über eine Migrationsgeschichte verfügten. Inder_innen der zweiten Generation schienen die primären Adressat_innen dieses Fragenkatalogs, ohne dass dies explizit gesagt werden musste. Deutlich wird die Annahme, alle anderen Nutzenden wären auch Inder_innen der zweiten Generation, auch im Forumsthread »Deutsch-Inder und Oberklassenautos« aus dem Jahr 2006. In diesem

5 Da der Post in Deutsch geschrieben wurde, könnten tatsächlich Inder_innen der zweiten Generation gemeint sein. Wenn es um Kontaktaufnahme mit Inder_innen aus Indien ging, nutzten Postende aus der Dominanzgesellschaft meist Englisch.

6 Das Indernet war von Seiten der Redaktion klar auf Deutschland bezogen. Es fiel aber auf, dass unter den aktiven Nutzenden mehrere in der Schweiz und Österreich wohnten. Diese forderten gelegentlich ein, dass nicht einfach vom gemeinsamen Bezugsrahmen Deutschland ausgegangen werden sollte.

fragte eine Nutzer_in eine andere: »Deine Postings sind Sondermüll. Was bist Du nur für ein Inder?« Als »Sondermüll« wurde internettypisches, ausfallendes und beleidigendes Verhalten eines Trolls benannt (vgl. Döring 2003, 386), das keine besondere natio-ethno-kulturell Zuordnung aufwies. Die fragende Nutzer_in ging einfach davon aus, dass es sich um eine Inder_in handeln müsse.⁷

Mit der kollektiven Vorstellung der Standard-Nutzer/in gingen auch Annahmen über ähnliche Wissensstände bei anderen Nutzenden einher. Dies führte wiederholt zu Überraschungen, wenn diese Annahmen nicht erfüllt wurden. So fragte eine Nutzer_in eine andere »Kannst kein Hindi?«. Wie bei der Anfrage der Forschenden an mich, zeigte sich hier ein mehrfaches Missverständnis: zum einen gab es die Annahme, dass Hindi die indische Sprache sei, die Inder_innen können, und zum anderen, dass Inder_innen der zweiten Generation mit einer indischen Sprache aufwachsen. Die eigenen Erfahrungen wurden als gemeinsame Erfahrungen unterstellt. Ein bestimmter Wissensstand wurde als gegeben angenommen. Die Anonymität der Nutzenden ließ dann bei als signifikant wahrgenommenen Abweichungen vom Bild der Standard-Nutzer/in Zweifel über die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit einzelner Nutzender aufkommen. Dies zeigte sich auch bei einem Forentreffen, an dem ich teilnahm. Eine Anwesende fragte die anderen, ob Nutzer_in Fakir nun Inder_in sei oder nicht. Ein paar der Anwesenden hatten Fakir bei einem Forentreffen getroffen und hielten die Aussage von ihr, einen (abwesenden) indischen Vater zu haben, für glaubhaft. Allerdings erzählten sie auch, dass Fakir es auf dem Forentreffen schwer hatte, richtig angenommen zu werden, da sie zu wenig über Indien wisse. Der biologische indische Vater wurde hier zwar als ausreichender Beleg der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit angesehen, das fehlende Wissen aber als Defizit wahrgenommen.

Die fiktive Standard-Nutzer/in stellte die Normannahme im Indernet dar (vgl. Bozdag 2013, 121; Greschke 2009, 128). Fraglos zugehörig waren jene, die natio-ethno-kulturell (mehrfach-)zugehörig mit den Zugehörigkeitskontexten Deutschland und Indien waren. Sie konnten davon ausgehen, dass sie durch die Angebote des Indernets angesprochen werden sollten, dass sie gemeint waren, wenn es zu Interaktionen kam. Sie mussten nicht explizit benannt werden, sie mussten nicht nachfragen, es war klar, dass sie da waren und dazu gehörten. Diese Selbstverständlichkeit, Teil der Norm zu sein, unterschied das Indernet für die Nutzenden von anderen Räumen, in denen sie sich bewegten und in denen sie immer wieder als natio-ethno-kulturell Andere auffallen konnten. Die Vorstellung

7 Aus meinen Online- und Offline-Beobachtungen gehe ich davon aus, dass es sich bei der trol-lenden Nutzer_in um eine fraglos Zugehörige_n zur deutschen Dominanzgesellschaft handelte. Interessant ist aber nicht diese Offline-Identität, sondern die fraglose Zuschreibung als Inder_in online (die auch von anderen erfolgte, wie mir auf einem Forentreffen erzählt wurde).

der Standard-Nutzer/in bestimmte implizit auch, welche Angebote das Indernet machte, wie Themen verhandelt wurden und dass sich Deutsch als Hauptsprache durchsetzte⁸ (vgl. Stegbauer 2000, 33). Die Inhalte des Indernets waren vor allem für Menschen in Deutschland interessant, die biografisch mit Indien in Verbindung gebracht wurden. Sie wurden vor allem von solchen Menschen für andere gemacht, die sie als ähnlich imaginierten. Nutzende mit den Zugehörigkeitskontexten Schweiz oder Österreich anstatt Deutschland wichen so weit von der Norm ab, dass dies benannt wurde und sie merkten, dass sie nicht immer mitgemeint waren. Zumeist wurde ihre Zugehörigkeit allerdings anerkannt.

Das Indernet konnte durch Nutzende, die signifikant von der Standard-Nutzer/in abwichen, genutzt werden. Im virtuellen Raum Indernet war dies einfacher als in einem physischen Raum, da sie erst einmal unsichtbar waren. Bemerkbar wurden sie erst, wenn sie sich aktiv beteiligten, indem sie sich registrierten, chatteten, an Forendiskussionen teilnahmen oder in anderer Form Kontakt mit anderen Nutzenden oder der Redaktion aufnahmen. Bei dieser Interaktion waren dann nur ihre textlichen Äußerungen (mit Emoticons sowie später auch Signaturen und Avataren) sichtbar. Es fehlten andere sinnliche Wahrnehmungen des Sehens, Hörens, Fühlens und Riechens, was in den Internetstudien als Kanalbeschränkung analysiert wurde (vgl. Stegbauer 2000, 25; Döring 2003, 149-154). Ein Bild des Gegenübers wurde aufgrund der textlichen Äußerung entwickelt. Wenn es keine expliziten Hinweise darauf gab, dass die andere Nutzer_in signifikant von der Standard-Nutzer/in abwich, wurde sie als innerhalb der Norm angenommen (vgl. Döring 2003, 38; Nakamura 2002, 48, 105). Daher fielen viele Nutzenden nicht als abweichend auf, auch wenn sie keine Inder_innen der zweiten Generation waren. Fraglos Zugehörige der Dominanzgesellschaft konnten sich auf dem Indernet bewegen, ohne von jenen bemerkt zu werden, die sich unter natio-ethno-kulturell Gleichen glaubten. Das Bild der Standard-Nutzer/in musste durch sie nicht gestört werden, solange das Gefühl, unter Gleichen zu sein (durch Interaktion mit solchen, durch Angebote für diese, durch die geteilte Normannahme etc.), ausreichend erhalten blieb. Als sich durch eine Neuausrichtung des Indernets ab Mitte der 2000er Jahre (vgl. 3.5.6) die fiktive Standard-Nutzer/in änderte, wurde das Internetportal weniger interessant für Inder_innen der zweiten Generation.

1.3.3. Community

Die Standard-Nutzer/in war eine kollektive Imagination, die normierte, wer dazu gehörte und wer nicht. Jene, die sich selbst nicht als signifikant von der Standard-

8 Das Indernet war als trilinguales Portal gestartet (Deutsch, Englisch und Hindi). Die Hauptsprache von redaktionellen Beiträgen und Foreninteraktionen war aber Deutsch (vgl. 2.2.2).

Nutzer/in abweichend wahrnahmen und nicht als abweichend angesehen wurden, konnten sich als Teil derer verstehen, die zum Zugehörigkeitskontext Indernet dazugehörten. Sie gehörten zu einem gemeinsamen Wir und konnten sich als Teil einer Gemeinschaft fühlen. In den Interviews und auf dem Indernet war viel von Community die Rede (vgl. Kuntsman 2009, 15). Die Selbstbeschreibung des Indernets im Jahr 2000 begann mit: »Wir sind eine im Juli 2000 gegründete junge indische Internet Community«, per Mitgliedsantrag konnten Nutzende in die Community aufgenommen werden und im Jahr 2006 versprach das Portal »am Puls der Community« zu sein. Auf die Frage, ob es eine Community gebe, antwortete Binod:

»Ich glaube schon, es gibt eine Community. Es gibt erst mal die virtuelle Community. Das ist per Indernet oder läuft über andere Informationsseiten. Ansonsten gibt es regionale Communities, die sich hauptsächlich in den Großstädten versammeln, also München, Köln, Berlin, Heidelberg, Stuttgart.«

Auf die Frage, was er genau unter Community verstehe, antwortete er:

»Community meint, dass man mit seinesgleichen zusammen ist. Vielleicht indische Filme sich anschaut, zusammen kocht vielleicht. Wo man auch gerne Reisen zusammen unternimmt und ansonsten einfach mit seinesgleichen zusammen ist.«

Auch wenn Binod es an dieser Stelle nicht explizit benannte, wird insgesamt deutlich, dass er mit »seinesgleichen« natio-ethno-kulturelle Gleiche meinte. Es ging ihm also um natio-ethno-kulturelle Gemeinschaften off- und online, wobei unklar blieb, ob er zwischen virtuellen und physischen Communities einen grundsätzlichen Unterschied sah.

Virtuelle Communities waren Anfang der 2000er Jahre ein viel diskutiertes Thema in den Internetstudien⁹. Es wurde diskutiert, ob das neue Medium neue Gemeinschaften ermögliche oder nicht, was das Soziale im Internet sei, welche Grenzen es gäbe etc. Dabei ging es um ganz unterschiedliche virtuelle Räume (Online-Spiele, Fan-Seiten, Mailing-Listen, Newsgroups etc.). Schon früh wurde auch diskutiert, dass das Internet neue Möglichkeiten der Selbstdarstellung und Interaktion für marginalisierte Identitäten bot (z.B. Döring 1999, 255-314). Gleichzeitig wurde analysiert, welche Rollen Medien für (Gemeinschaften von) Migrant_innen spielten (vgl. Karim 2003a). Virtuellen Medien wurde dabei eine besondere Rolle zugesprochen (vgl. Karim 2003b, 13). Mandaville (2003, 135) argumentierte, dass von Migrant_innen produzierte Medien Räume der Kommunikation schufen, in welchen die Bedeutung und Grenzen von natio-ethno-kulturellen Gemeinschaften kontinuierlich geschaffen, debattiert und neu erdacht wurden. Auch die Aneignung

9 Z.B. Döring (1999, 369-417), Castells (2000, 385-394), Gräf (1997), Jones (1997, 13-18), Stegbauer (2001, 13-22 und 278-283), Watson (1997).

virtueller Räume durch Migrant_innen aus Südasien wurde früh analysiert und als eine Möglichkeit, Gemeinschaft zu schaffen, beschrieben¹⁰. Bei meinen Interviews und der Beobachtung des Indernets fiel mir auf, dass der Begriff Community meist selbstverständlich benutzt wurde, mir aber häufig nicht klar wurde, ob gerade eine natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft oder eine virtuelle Community gemeint war bzw. wie die beiden zueinander in Beziehung gesetzt wurden. Lovely schrieb mir:

»Ich finde schon, dass das Indernet es erreicht hat, eine Community zu bilden. Community = Gesellschaft. Ich meine es aber eher so, dass die zweite Generation Indians sich hier auf dieser Plattform treffen und Infos austauschen, sei es über Partys oder anderes.«

Das Indernet hatte in Lovelys Wahrnehmung etwas Neues hervorgebracht. Diese Community gab es vorher nicht. Sie knüpfte aber an bestehende natio-ethno-kulturellen Zuschreibungen an und war verbunden mit anderen Räumen (vgl. 3.2.3). Auch der Partyveranstalter Rajesh betonte, dass eine Community erst einmal entstehen musste und dass dies das Ziel sowohl des Indernets als auch seines Engagements war:

»Zunächst ging es darum, dass man eine Community bildet. Vor fünf Jahren gab es hier keine Community in Deutschland. Mittlerweile geht es eher darum, dass man diese Community bestätigt, dass man denen irgendwie Inhalte gibt, Diskussionspunkte gibt oder motiviert oder den Erhalt sichern kann.«

Dies passt zu Brubakers (2004) Argumentation, dass ethnische Gruppen nicht gegeben sind, sondern erst durch das Engagement von ethnopolitischen Unternehmer_innen entstehen (vgl. 3.3.7). Dass es Rajesh, um eine natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft ging, machte er auf Nachfrage nach seinem Community-Begriff klar:

»Es sind Inder der zweiten Generation, es sind Jugendliche, die auf jeden Fall einen gemeinsamen Link haben. Also, wenn es über Indien geht, dann geht man zunächst auf das Indernet, guckt nach, was in der Community los ist, was für Veranstaltungen gibt es, was kann ich heute irgendwie im Fernsehen über Indien sehen. Oder es gibt irgendwie einen neuen Film, gibt es da eine Rezension. Oder musikmäßig. Das ist wahrscheinlich für die Community schon eher wichtig, dass sie da einfach irgendwie ein deutschsprachiges Portal haben, wo die dann gucken können und lesen können, was läuft jetzt momentan in der Community, wo kann ich hingehen oder wo kann ich mir die neueste Musik kaufen oder was ist angesagt.«

10 Vgl. Mitra (1997), Mallapragada (2000), Gajjala (2003), Brosius (2004), Gajjala (2008, 39-42 und 44), Sharma (2008,135), Leung (2008, 10).

Community war ein Begriff, den Rajesh im Interview viel benutzte. Meistens nutzte er ihn, wenn er über die Zielgruppe seiner Partys und des Indernets bzw. über bestimmte kulturelle Szenen in den USA und Großbritannien sprach. Zentral für seinen Community-Begriff waren junge Menschen, die mit Indien verbunden waren, und populäre Desi-Kultur (vgl. Prolog 2). Seine Community stand so im Gegensatz zu den natio-ethno-kulturellen Zusammenschlüssen, die seine Elterngeneration geschaffen hatte und die sich eher an klassisch Indischem ausrichtete (vgl. Baumann 1996). Der Indernet-Redakteur Devraj bestätigte diese Ausrichtung:

»Wir wollten vor allem dem Leben der Community in Deutschland mehr Aufmerksamkeit schenken. Was passiert eigentlich kulturell? Indien ist nicht nur klassischer indischer Tanz, sondern es kommen auch andere renommierte Künstler nach Deutschland. Es werden in der Jugend solche Partys veranstaltet, wie wird hier gefeiert? Es gibt ja auch türkische Communities, es gibt – ich weiß nicht was – polnische oder russische oder irgendwie so etwas. Um der Gesellschaft in Deutschland das Wissen der Multikulturalität zu verleihen, würde ich mal so sagen bzw. auch wenn man jetzt pauschalisiert, Ausländern auch einmal ein positives Bild zu schenken, weil man – wie gesagt – sehr oft in irgendeine Schublade gesteckt wird.«

Devraj ging davon aus, dass es eine indische Community gab. Er fand aber, dass diese Community zu wenig bzw. die falsche Aufmerksamkeit erhielt. Mit dem Indernet wollten sie negativen Bildern entgegentreten (vgl. 2.4.3). Devraj sah das Indernet aber nicht nur als Repräsentation für die Community, sondern auch als von ihr abhängig:

»Für das Indernet ist die Community natürlich wichtig, weil sie der Nährboden ist. Eigentlich baut sich darauf letztendlich alles auf. Wenn keiner unsere Seite besuchen würde, brauchten wir sie auch nicht zu machen. Aus eigenem Interesse kann man das machen, aber irgendwann macht es auch keinen Spaß mehr. Für mich persönlich ist die Community insofern wichtig, um über solche Themen wie: Wer bin ich? Wo komme ich her? und solche Sachen auch mit Gleichgesinnten zu sprechen.«

Devraj argumentierte hier weniger als Rajesh in der Logik des ethnopolitischen Unternehmers. Bei ihm bekommt Community mehr die Bedeutung von Gemeinschaft als bei Rajesh. Inwieweit das Indernet eine Gemeinschaft darstellte, wurde unter den Interviewten unterschiedlich bewertet. In einer von mir initiierten Online-Diskussion schrieb Mogli:

»Im Zusammenhang mit dem Indernet finde ich, dass ›Raum für Kommunikation und Information‹ sowie ›gefühlte Community‹ soweit die treffendsten Beschreibungen sind. Vor allen Dingen im Forum lernt man Menschen der gleichen eth-

nischen Herkunft kennen, die dieselben Interessen haben, dieselben kulturellen Bräuche kennen oder dieselben Erfahrungen hierzulande gemacht haben. Ob jedoch dieses Portal das Bedürfnis nach Gemeinschaft befriedigen kann, das wage ich zu bezweifeln, weil mein Gemeinschaftsbegriff sich nicht nur auf das Geistige beschränkt.«

Für Mogli war das Indernet ein Ort des Austausches unter natio-ethno-kulturell Gleichen, ein Ort mit gefühlter Verbundenheit. Seine Einschränkung in Bezug auf Gemeinschaft verstehe ich so, dass ihm der virtuelle Austausch nicht ausreichte, um Gemeinschaft herzustellen. Ähnlich reagierte Mary auf meine Frage nach Community. Das Indernet sah sie zwar als eine »Nutzergemeinde«, in der aber jede_r für sich alleine bliebe. Neue Communities waren für Mary eher bei den Bad Boller Jugendseminaren (vgl. 3.2.3) entstanden, da durch den intensiven (auch thematischen) Austausch über ein Wochenende, eine dauerhafte Verbundenheit entstehen konnte. Auch Christiane blickte eher distanziert auf das Indernet:

»Obwohl ich mich jetzt nicht so in diese Community stellen würde – ich guck eher von draußen drauf –, denk ich mir, ist es doch ein wichtiges Medium, irgendwie ein Netzwerk zu bilden, weil doch das Internet immer mehr an Bedeutung zugenommen hat. Es einfach das billigste, das schnellste Mittel ist, Kontakt herzustellen, auch über Grenzen hinweg.«

Für sie war das Indernet ein hilfreiches Medium, um neue Kontakte herzustellen, aber kein Ort der besonderen Verbundenheit oder Gemeinschaft. Die verschiedenen Perspektiven auf den Community-Charakter des Indernets hängen sicher auch mit den unterschiedlichen Bezügen und Bedürfnissen zusammen, die einzelne Nutzende und Redakteur_innen zu natio-ethno-kulturellen Gemeinschaften hatten (vgl. 3.2.2). So war Christiane durch ihre Eltern nicht in eine indische Gemeinschaft eingebunden und schien diese auch nicht zu suchen. Mary hingegen war – wie viele andere Nutzende und Redakteur_innen – Teil einer der vielen Malayali-Communities in Deutschland (vgl. Goel 2008d) und eng eingebunden in diese Gemeinschaft von Migrant_innen aus dem südindischen Bundesstaat Kerala. Devraj – und etliche andere Nutzende und Redakteur_innen – gehörten zu einem Netzwerk von Bengalis (vgl. 3.3.2), die sich zu wichtigen Festen trafen, dort eine Verbundenheit entwickelten, aber alltäglich wenig mit anderen Menschen aus Indien zu tun hatten. Rajesh wiederum wuchs in einer Community auf, die sich rund um eines der indischen Konsulate in Deutschland entwickelt hatte. Auf dem Indernet trafen sich so junge Menschen, die Teil einer natio-ethno-kulturellen Gemeinschaft waren, mit jungen Menschen, die kaum bis keinen Kontakt zu anderen Menschen hatten, die Indien zugeschrieben wurden. Dementsprechend unterschieden sich ihre Bedürfnisse nach natio-ethno-kultureller Gemeinschaft. Einige hatten sich nach einer solchen geseht. Für sie war das Indernet eine überraschende Hori-

zonerweiterung und die Ermöglichung von Community. Andere fühlten sich in ihrer jeweilige natio-ethno-kulturellen Einbindung eingeeignet und wollten dieser entgegen (vgl. Miller 2011, 27). Neha erzählte:

»Ich lebe in Köln, das ist Segen und Fluch zugleich. Also in Köln kann ich nicht aus dem Haus gehen, ohne irgendwie Inder oder sogar speziell Malayalis zu treffen. Leute, die meine Eltern kennen, wohnen faktisch irgendwie eine Straße neben mir. Es gibt wahnsinnig viele und es ist schwer dem zu entgegen, wenn man ab und zu mal auf diese Partys geht oder man hat einen blöden Nebenjob im Callcenter und wer sitzt neben einem: irgendeine mit der man als Sechsjährige in Hopsten gespielt hat und dann guckt man sich so an und sagt, ich kenn dich irgendwo her, und die sagt, ja ich dich auch, und dann spielt man so ein bisschen Rätseln und sagt sich die Vornamen und die Stadt, wo man herkommt und dann denkt man: ah, wir waren doch in der Tanzgruppe bei der und der. Das ist mir schon ganz oft passiert.«

Neha brauchte das Indernet nicht, um natio-ethno-kulturell Gleiche zu treffen. Sie interessierte vielmehr, dass es ein neues Medium war, das von jungen Menschen für junge Menschen gemacht wurde. Das unterschied sie grundsätzlich von Seba, Paul oder Peter, die ohne ihre biologischen Eltern aus Südasien aufgewachsen waren. Es verband sie aber mit Attiya, der die religiöse Ahmadi-Gemeinschaft, der sie sich hätte anschließen können, zu eng war. Fatima hingegen war überzeugter Teil der Ahmadi-Gemeinschaft, so wie Sebastian und Nikhil zufrieden mit ihrer Einbindung in ihre Malayali-Communities waren. Chris und Richard wiederum waren von ihren Malayali-Eltern nicht in eine Gemeinschaft eingebunden worden. Abhängig von familiären Konstellationen, regionaler Herkunft der Elternteile aus Südasien, Wohnort in Deutschland, der Schweiz oder Österreich, spezifischer Migrationsgeschichte und individuellen Besonderheiten unterschieden sich die Nutzenden und Redakteur_innen des Indernets in ihrem Bezug zu natio-ethno-kulturellen Gemeinschaften und damit auch in ihrem spezifischen Interesse an einer Indernet-Community. Diese wiederum lebte davon, dass sich die Nutzenden aktiv einbrachten, wie es der Redakteur Bharat in seiner Erklärung des Indernets als Community-Seite formulierte:

»Die Seite bietet Informationen. Die Leute können sie konsumieren, aber sie können sich auch selber einbringen und sich auch Gehör verschaffen oder auf ihre Belange aufmerksam machen durch Foren, durch Gästebuch, durch Chat usw. Es ist auch sehr erwünscht, dass Nutzer Artikel schreiben und so weiter. Dass nicht nur immer vom Medium irgendwas kommt, sondern das die Leute von der anderen Seite auch was mit einbringen können. Natürlich aber auch Community, es schon auf eine Gruppe beschränkt ist und das die indische Gemeinde in Deutschland oder indische Gemeinschaft in Deutschland ist.«

Auf Nachfrage erläuterte er, dass er mit indischer Gemeinde »die in Deutschland lebenden Inder und ihre Kinder und Kindeskind« meinte. Die virtuelle Community war somit mit den Communities an physischen Orten verbunden, hatte aber ihre eigene Dynamik und entwickelte so Neues. Zu diesem Neuen gehörte, dass das Indernet einen Ort für eine sich entwickelnde indische Jugendkultur im deutschsprachigen Europa und ihre Repräsentation bot (vgl. Baumann 1996). Zu dem Neuen gehörte auch, dass Nutzende sich hier als Teil einer Gemeinschaft fühlen konnten und sie so als Vorstellung (re)produzierten. Dieses Neue führte zudem dazu, dass sie von Beobachtenden als eine homogene Gemeinschaft angesehen wurden und das Indernet als ihre authentische Stimme (vgl. 2.5.4) wahrgenommen wurde.

Community war somit der Ausgangspunkt, die Zielgruppe und das Ergebnis des Indernets. Das Indernet hatte wesentlichen Anteil daran, dass eine Gemeinschaft von Inder_innen der zweiten Generation imaginiert werden konnte. Dabei blieb Community – wie das Bild der Standard-Nutzer/in – diffus, nicht wirklich definierbar und damit ein Referenzpunkt für unterschiedliche Imaginationen und Konstruktionen.

1.3.4. Integration

Seine Beobachtungen der Community brachten den in Deutschland natio-ethno-kulturell fraglos zugehörigen Journalisten Manuel zum Nachdenken:

»Was mich schon ins Grübeln gebracht hat, ist, dass hier zu erkennen ist, wie hoch der Identifizierungsgrad mit der ursprünglichen Heimat ist. Was auch darauf verweist im Umkehrschluss, dass ganz offensichtlich die Integration in die neue Heimat nicht zu 100 Prozent abgedeckt ist und das natürlich Angebote, die eigentlich den Zusammenhalt untereinander stärken, doch dazu führen können, dass die Integration in die neue Heimat vielleicht erschwert wird. Könnte sein. Aber das ist mit Sicherheit kein Problem oder ein Verschulden, was den Machern vom Indernet anzukreiden ist, sondern die werden vielmehr mit der Gesellschaft und der Community leben. Also ich denke, dass das eher ein Problem unserer Gesellschaft ist.«

Manuel fand es grundsätzlich gut, dass das Indernet Gemeinschaft schuf. Die Auseinandersetzung mit dem Zugehörigkeitskontext Indien interpretierte er allerdings als völlige Hinwendung zu diesem und vermutete, dass die Indernet-Nutzenden sich nicht ausreichend auf den Zugehörigkeitskontext Deutschland einließen. Mit dem automatischen Zusammendenken von natio-ethno-kulturell Anderen bzw. deren Medien und dem Themenfeld Integration war Manuel nicht alleine. Göttlich (2000, 38-40) stellt bei der Auseinandersetzung mit Medien von Migrant_innen eine Obsession mit Integration fest und schlägt vor, den Fokus der Analyse auf Identitäten zu verschieben. Mehr als ein Jahrzehnt später kritisiert

Greschke (2012, 199) den methodologischen Nationalismus, der in solch einem Fokus auf Integration liegt. Bozdag (2013, 29) stellt fest, dass es immer noch typisch für qualitative Studien zu Medien von Migrant_innen sei, segregative und integrative Potentiale zu identifizieren. Güntürk (2000, 278-279) sieht in Medien von Migrant_innen auch eine Gefahr der Segregation, gesteht ihnen aber zu, dass sie Isolation entgegenwirken können. Dies ist nicht nur eine Perspektive der Wissenschaft, sondern auch der Politik, wie Karim (2003b, 15) feststellt: Regierungen würden Diasporamedien als Gefahr für Integration sehen. Auch Kissau und Hunger (2009, 9) sehen Migration und Integration als politisch äußerst brisant an und sehen vor allem die Medien der Migrant_innen im Zwielficht. Nicht nur Manuel kann sich kaum vorstellen, dass Menschen sich mehreren natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontexten gleichzeitig verbunden fühlen können. Die Hinwendung zu anderem wird in der Regel als Abwendung von der Dominanzgesellschaft angesehen und als Problem definiert. Im Gegensatz dazu sah keine der von mir interviewten Inder_innen der zweiten Generation Integrationsprobleme. Wenn sie sich explizit zum Thema Integration äußerten, stellten sie fest, dass die indischen Migrant_innen gut integriert seien (vgl. Goel et al. 2012a). Devraj erklärte:

»Bei den Indern ist das so, dadurch, dass eben nicht so viele da sind, gibt es keine – ich sage jetzt mal ganz überspitzt formuliert – Ghettoisierung. Es verteilt sich überall auf das gesamte Bundesgebiet, zumindest kenne ich es so, dass sich die Inder dann auch in einem deutschen Umfeld bewegen. Dadurch glaube ich oder ich habe sogar einmal eine Reportage gesehen, zu den am besten integrierten Migrantengruppen in Deutschland zählen. Sie haben kein Problem, sich hier zurechtzufinden, weil auch die indische Mentalität so ist, dass man nicht darauf pocht, ausschließlich nur seine eigene Sprache hier zu sprechen, sondern auch sagt, wenn ich hier schon bin, dann muss ich mich auch hier so benehmen, ich muss mich hier dann auch so verständigen können.«

Wie etliche andere Interviewte führte Devraj die gute Integration der Inder_innen auf deren vergleichsweise geringe absolute Anzahl zurück. Regionale Ballungen von Malayalis, wie sie Neha feststellte, benannte Devraj dabei genauso wenig wie die große Zahl indischer Migrant_innen in Großbritannien. Er sprach aber davon, dass die indische Mentalität (im Gegensatz zur türkischen) sich für Integration eignen würde. Die gute Integration steht also nicht für sich, sondern dient auch zur Abgrenzung gegenüber anderen und zur Aufwertung durch Vergleich. Devraj bediente hier das weit verbreitete Bild der indischen Community als Modellminderheit¹¹. Die Grundannahme bzw. der Wunsch, dass Migrant_innen aus Indien und ihre Kinder besonders erfolgreich seien, wurde auch in einer Forumsdiskus-

11 Vgl. Abraham (2008, 304-305), Nakamura (2002, 25), Sharma (2008, 136).

sion mit dem Titel »Was habt Ihr erreicht?« aus dem Jahr 2005 deutlich. Diese Diskussion wurde eröffnet mit:

»Hallo Leute, mich würde es echt interessieren, was die Inder in Deutschland so geschafft haben. Was macht Ihr denn so? Seid Ihr irgendwo Manager oder doch eher toilet cleaners? Wobei ich nicht sage, dass eines der beiden höher oder minderwertig wäre. Das würde mich echt interessieren. Kann man sicher Rückschlüsse draus ziehen.«

Dieser Beitrag wirkte erst einmal offen. Die Schreibende betonte, keine Hierarchie zwischen Berufen herstellen zu wollen. Aus einem weiteren Post wird allerdings deutlich, dass die Schreibende das Bild der Modellminderheit für Deutschland überprüfen wollte:

»@Fragender: Inder sind zwar auch nur Menschen. Aber in UK, Nordamerika, Südafrika etc. um nur einige zu nennen haben Inder überdurchschnittliche Leistungen erbracht. In UK, z.B. spielen die Inder eine sehr wichtige Rolle. Auch was akademische Leistungen betrifft. Wollte nur mal wissen, ob das in Deutschland auch so ist.«

Die Grundannahme dieses Beitrags scheint zu sein, dass indische Migrant_innen in der Regel überdurchschnittlich erfolgreich seien. Dabei wurden unterstützende Beispiele aus anderen Ländern herangezogen, während Beispiele in denen Migrant_innen aus Indien nicht so erfolgreich waren, nicht benannt wurden. Bodzdag (2013, 184-185) stellt auch für die von ihr analysierten Diasporawebseiten fest, dass dort rund um erfolgreiche Diasporaangehörige eine Diskussion von Integration erfolgt. In Bozdags Material und beim Indernet scheint ein diversitärer Integrationsbegriff vorzuherrschen (vgl. Goel 2011b, 295-296). Dieser ist nach Lanz (2009) eine Abkehr von einem Integrationsbegriff, der Parallelgesellschaften heraufbeschwor und kulturelle Assimilation verlangte (vgl. ebd. 106-109). Er nimmt gesellschaftliche Diversität vielmehr als gegeben hin und sucht vor allem nach gesellschaftlichen und ökonomischen Potenzialen von Migrant_innen (vgl. ebd. 109-11). In dieser Logik können die indischen Migrant_innen ihre kulturelle Differenz bewahren, solange sie einen positiven Beitrag zur deutschen Gesellschaft (durch Bildungsorientierung, beruflichen Erfolg etc.) leisten. Das Indernet bewegte sich mit seinen Beiträgen genau in diesem Bereich: Zugehörigkeit zu Indien stärken und gleichzeitig Anerkennung in Deutschland fördern. Spätestens 2006 übernahm das Indernet zudem die Sprache des Integrationsdiskurses und gab an, die »Integration indischer Mitbürger« unterstützen zu wollen (vgl. 2.4.1). Da alle von mir interviewten Redakteur_innen sich selbst, ihre Familien und die indische Community als gut integriert beschrieben, war dies entweder eine reine Marketing-Aussage oder bezog sich auf neu zugezogene Migrant_innen aus Indien.

1.3.5. Fazit: Ein deutscher Raum

In den ersten Jahren konnten Nutzende des Indernets zwischen drei Sprachen wählen (Deutsch, Englisch, Hindi). Dies führte dazu, dass viele das Indernet als ein transnationales und vielsprachiges Portal wahrnahmen (vgl. Goel 2008b). Tatsächlich war allerdings von Anfang an Deutsch die Hauptsprache des Portals, die Sprache, in der die meisten redaktionellen Beiträge verfasst wurden und in der der Großteil der Forumsdiskussionen stattfand. Der Redakteur Marcus begründete dies wie folgt:

»Logischerweise kann man eine Fremdsprache nicht so gut wie seine eigene Muttersprache. Ich will mich schon gerne in meiner Muttersprache ausdrücken, wenn ich einen Artikel schreibe, weil der rhetorisch ein bisschen interessanter sein und nicht nur einfach Fakten darlegen soll. Deswegen bietet sich die deutsche Sprache an und durch die Sprachbarriere sind die Computer-Inder schon mal ein bisschen raus.«

Für die allermeisten Inder_innen der zweiten Generation im deutschsprachigen Europa galt, wie für Marcus, dass Deutsch ihre Erstsprache war, die Sprache, in der sie ausgebildet wurden, die sie am meisten sprachen, häufig auch in ihren Familien. Deutsch war daher die Hauptsprache des Indernets. Die neu migrierten IT-Spezialist_innen aus Indien, die zwar eigentlich auch Zielgruppe des Indernets waren (vgl. 2.3.2), wurden durch diese Sprachwahl ausgeschlossen, was auch Redakteur Samir sah:

»Wenn du kein Deutsch kannst, oder nicht vernünftig, dann bringt dir das Portal nicht so viel, weil schon alles in Deutsch gehalten ist und wir von der Redaktion uns auf jeden Fall hier wohl fühlen und alles gut ist eigentlich. Wir sind ja deutsch letztendlich. Das ist ja auch das, was öfter im Forum diskutiert worden ist. Ich meine, wer sagt, der ist nicht Deutsch, der labert Blödsinn! Es stimmt einfach nicht. Sobald du hier geboren bist, bist du deutsch. Ende. Aus. Weil, du wirst ja beeinflusst. Wie viele Leute haben in Indien gelebt? Keiner oder ein verschwindend geringer Teil.«

Für Samir hing die Sprache Deutsch mit der Verankerung der Redaktion und der Nutzenden in Deutschland zusammen. Mehrere der Interviewten erklärten, dass gerade aus ihrem deutschen Umfeld und ihrer deutschen Prägung ihr Bedarf an einem indischen Raum wie dem Indernet entstand. So erklärte Nisha, dass sie täglich mit Deutschen Kontakt hätte, mit Inder_innen aber nicht. Einen virtuellen Austausch mit Deutschen brauche sie daher nicht, mit Inder_innen hingegen schon. Auch Bharat erklärte, dass das Indernet einen sonst nicht vorhandenen Zugang zu Indischem ermögliche:

»Die meisten Inder, die in Deutschland wohnen, sind in einem deutschen Umfeld und ihre Kultur ist auch hauptsächlich deutsch. Sie können durch das Indernet auf das Indische irgendwie zugreifen und deswegen ist das Indernet auch ziemlich indienorientiert und nicht so alltagslebenorientiert. Es geht um Indien, geht oft um indische Themen, aber es geht wenig um Alltagsthemen, weil dieses Indische im Alltag der hier lebenden Inder nicht so präsent ist«

Im Gegensatz zu Manuel erkannte Bharat in der Diskussion von indischen Themen auf dem Indernet keine Abkehr von Deutschland. Sie war für ihn vielmehr ein Zeichen dafür, dass das Indische im Alltag der Nutzenden fehlte. Es gab aber auch Nutzende, die wie Manuel eine Auseinandersetzung mit aktuellen deutschen Themen vermissten. So schrieb eine Nutzer_in 2005 im Nachrichtenforum: »Immer wenn ich mir so die neuesten Threads angucke, fällt mir was auf. Eine Frage schießt mir durch den Kopf: Interessieren keinen die Neuwahlen im Herbst?« Damit initiierte sie eine politische Diskussion über die Wahlen in Deutschland. Dies deutet darauf hin, dass ausbleibende Diskussionen zu deutschen Themen weniger an Desinteresse lagen, sondern daran, dass sie in diesem Kontext nicht begonnen wurden. Wie Bozdag (2013, 139) feststellt, werden Themen auch durch die Struktur der Foren vorgegeben. Dies stellte auch eine Nutzer_in fest und eröffnete 2005 einen Thread mit dem Titel »Deutschland Deutschland« mit folgendem Post:

»Mir ist aufgefallen, dass viele Themen, die unmittelbar Deutschland betreffen, in anderen Threads gezwungenermaßen rein gequetscht werden. Deswegen dieser Thread. Deutschland ist für viele von uns die erste Heimat und viele von uns schätzen die deutsche Kultur und gestalten sie mit.«

Dieser Beitrag belegt nicht nur die Verankerung der Nutzer_in in Deutschland, sondern auch, dass es Diskussionen auf dem Indernet zu deutschen Themen gab, diese aber schwerer zu führen und finden waren. Der eigene Raum bot auch die Möglichkeit über spezifische Themen der Inder_innen der zweiten Generation zu sprechen, wie Devraj erklärte:

»Der Sinn war einfach, dass gewisse Diskussionspunkte, die jemand innerhalb des Umfelds, in dem man lebt, also in diesem deutschen Umfeld, die man da nicht diskutieren kann, diese Identitätsgeschichten. Die kann man wiederum vielleicht auf dem Indernet und bei indischen Partys ausleben und diskutieren. Deswegen denke ich nicht, man könnte vielleicht denken, ihr grenzt euch aus, aber ich glaube nicht, dass das der Fall ist.«

Das Indernet und andere Räume der zweiten Generation dienten nach Devraj unter anderem dazu, Fragen der Identität zu thematisieren. Aus der Analyseperspektive Rassismuskritik würde ich eher von Fragen der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit sprechen. Diese Fragen entstanden im deutschen Umfeld, waren aber für

die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen dort kaum verhandelbar, da ihre Anliegen nicht verstanden wurden. Das Indernet bot für die Fragen einen Raum und stärkte damit die Nutzenden für ihr Alltagsleben außerhalb des Indernets. Das Indernet war damit ein Raum, der aufs Engste mit Deutschland verbunden und dort verankert war.

Nur wer mit diesem Zugehörigkeitskontext verbunden war, fand auf dem Indernet einen Raum für sich, wie Marcus erklärte: »Mit diesen Computer-Indern ist das auch so eine Sache. Die sind neu dazugekommen, die haben nicht wirklich vor, nach Deutschland zu immigrieren oder sich hier niederzulassen. Deswegen sind sie da schon ein bisschen raus.« In Marcus Einschätzung war es nicht nur die Sprachbarriere, die die neuen Migrant_innen vom Indernet fernhielt. Er nahm auch an, dass sich ihre Interessen von jenen der Inder_innen der zweiten Generation unterschieden und sie so auch von den Diskussionen ausgeschlossen waren.

Das Indernet war ein mit Deutschland verbundener Raum (vgl. Goel 2008b). Nicht nur die deutsche Sprache machte es dazu. Der Raum der Inder_innen der zweiten Generation war in Deutschland und in Reaktion auf Ereignisse dort entstanden (vgl. 3.2). Er war durch die Verhältnisse dort und die Erfahrungen, die die Redakteur_innen und Nutzenden dort machten, geprägt (vgl. Bozdag 2013, 163-188), da, wie Nakamura (2002, 107) argumentiert, die Interaktionen von Nutzenden online durch ihre Erfahrungen on- und offline geprägt sind. Dabei waren die Erfahrungen der Redakteur_innen und Nutzenden des Indernets sowie ihre Identitätsentwicklung, wie Anthias (2009, 12-13) ausführt, nicht einfach nur durch natio-ethno-kulturelle Zuschreibungen geprägt, sondern das Ergebnis einer bestimmten räumlichen, sozialen und zeitlichen Lokalisierung. Das Indernet ermöglichte es ihnen zu verhandeln, was es zu diesem Zeitpunkt und unter den gegebenen Verhältnissen bedeutete, Inder_in der zweiten Generation in Deutschland zu sein. Es gab ihnen auch die Möglichkeit, diese Identität zu leben (vgl. Aksoy und Robins 2003, 95; Miller und Slater 2000, 85-103). Es vernetzte Menschen in Deutschland miteinander sowie deutschsprachige Inder_innen der zweiten Generation rund um die Welt mit jenen in Deutschland (vgl. Goel 2008b). Es schaffte einen Raum der Zugehörigkeit für Menschen, die sich sowohl Deutschland wie Indien zugehörig fühlten und vor allem in Deutschland ihren Alltag verbrachten – ein Raum, der Neues denkbar machte.

1.4. Grenzen der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit

1.4.1. Wir und die Anderen

Das Gefühl der Zugehörigkeit braucht die Vorstellung eines kollektiven Wirs, zu dem sich die Einzelperson zugehörig fühlt und von dem die Zugehörigkeit der Einzelnen anerkannt wird (vgl. Anthias 2008, 6-9; Mecheril 2003). Das Indernet versprach ein solches Wir bzw. eine Community, in die die Redakteur_innen und Nutzenden aufgenommen werden konnten. Ein Wir kann aber nur in Abgrenzung zu Anderen definiert werden, es braucht Grenzen der Zugehörigkeit¹². Eine Community ist nur dann eine Community, wenn es auch jene gibt, die nicht zu ihr gehören. Das Indernet wollte aber inklusiv sein und niemanden ausgrenzen, wie die Selbstbeschreibung bis Mitte der 2000er zeigte:

»Unsere Zielgruppe ist primär die Generation junger, in Deutschland lebender In-der. Doch prinzipiell kann bei uns jeder mitmachen, der Spaß an der Sache findet und bereit ist, sich zu engagieren. Dabei spielt es also keine Rolle, welche Herkunft, Religion oder welches Alter man besitzt.«

Die Redaktion wollte keine natio-ethno-kulturellen Ausschlüsse produzieren. Die Grenzziehung, die sie für ihre Community zog, beruhte allein auf Interesse und Engagement. Trotzdem entwickelte sich die Vorstellung der Standard-Nutzer/in, die sich in der Gestaltung des Portals und in den diskutierten Themen niederschlug. Dies führte dazu, dass sich nur jene zugehörig fühlen konnten, die sich für diese Standard-Nutzer/in und ihre Themen interessierten. Im Folgenden analysiere ich, welche natio-ethno-kulturellen Grenzziehungen sich trotz der gewünschten Offenheit entwickelten – implizit und explizit, absichtlich und unabsichtlich, bewusst und unbewusst.

1.4.2. In der natio-ethno-kulturellen Logik

Bisher habe ich argumentiert, dass das Indernet viele Jahre als Raum für natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörige gedient hat. Die (Mehrfach-)Zugehörigkeit zeigte sich in Selbstverortungen wie jener von Jay, der sich als »Deutscher mit indischem, kulturellem Erbe, also Desi« bezeichnete. Die Nutzenden und Redakteur_innen des Indernets haben so die Logik der natio-ethno-kulturellen Eindeutigkeit unterlaufen und einen Raum geschaffen, der diese Logik in Frage stellte.

Selbstverortungen, die auf Deutschland ausgerichtet waren, waren allerdings selten. Das Indernet bezog sich in Gestaltung, Selbstbeschreibung und Themenwahl vor allem auf den Zugehörigkeitskontext Indien (vgl. Goel 2008a), der deut-

12 Vgl. Barth (1996), Cohen (1985, 11-15), Hall (2004, 116-122), Anthias (2008, 8).

sche Zugehörigkeitskontext kam eher implizit vor (vgl. Goel 2008b). Auch Jay bezeichnete sich an anderer Stelle als Inder: »Man ist Inder, das ist einfach so. Man ist einfach Inder. Die Gene sind da, das kann man einfach nicht verleugnen. Die sind einfach da. Man muss sich dem Schicksal fügen.« Jay verblieb hier – wie die meisten der Interviewten – nicht nur in der Logik von natio-ethno-kulturellen Zuordnungen, sondern schrieb ihnen auch – wie viele andere – eine biologische Natürlichkeit zu.

In Anlehnung an Brubaker (2004, 87) ist zu fragen, wieso Menschen ihre sozialen Erfahrungen in natio-ethno-kulturellen Begrifflichkeiten fassen und diese in alltäglichen Praxen reproduzieren. Der Rückgriff auf natio-ethno-kulturelle Kategorien erfolgt, so argumentiert Mecheril (2004a, 190), weil es gesellschaftlich anerkannt und anschlussfähig ist, mit diesen Kategorien Menschen zu differenzieren und Handlungen zu legitimieren. Jene, die als Andere angesprochen werden, lernen laut Gajjala (2002, 189), Erzählungen über sich selbst zu produzieren, die sich an hegemoniale Erzählungen anpassen. Mit diesen können die Geanderten Anerkennung von der Dominanzgesellschaft erhalten. Wie Velho (2010, 121) ausführt, sind die Anforderungen an Geanderte dabei jedoch unmöglich zu erfüllen, da sie sich gleichzeitig an die Dominanzgesellschaft anpassen und als natio-ethno-kulturell Andere erkennbar sein sollen. Selbst-Ethnisierung bzw. -Kulturalisierung, zum Beispiel die Selbstverortung als Inder_in, sieht Velho (ebd. 121) als eine Internalisierung der Zuschreibung als Andere (vgl. Hall 1992, 256). Mecheril (2012, 193–195) beschreibt den Prozess der Selbstethnisierung als »Doing Indianness«, sieht in den Erzählungen der Inder_innen der zweiten Generation allerdings auch »Doing Germanness«. Die meisten Geanderten gehen sowohl durch Prozesse der Assimilation wie der Selbst-Ethnisierung (vgl. Jain 2012), wenn auch nicht gleichzeitig. Terkessidis (2004, 202) versteht die Annahme einer Identität als natio-ethno-kulturell Andere auch als Abwendung vom Deutsch-Sein, da dieses durch rassistische Ausgrenzung verweigert wird.

Dass das Indernet einen positiven Bezug zum Zugehörigkeitskontext Indiens schaffte (Goel 2008a) und damit auch dazu beitrug, dass Nutzende sich stärker als Inder_innen fühlten, kann so als eine Folge von rassistischer Ausgrenzung angesehen werden. Allerdings war dies nicht die Selbstwahrnehmung der Redaktion (vgl. Prolog 3) und der meisten Nutzenden. Sie wehrten sich nicht gegen Rassismus, sondern suchten nach ihrer natio-ethno-kulturellen Identität bzw. wollten diese stärken. Sie entwickelten ihre (Mehrfach-)Zugehörigkeit durch alltägliche, unbewusste Praktiken. Werbner (1997, 4–5) spricht in solchen Kontexten von organischer Hybridität, die nicht auf Veränderung ausgerichtet ist. Die Redaktion und die meisten der Nutzenden stellten die Logik der eindeutigen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit nicht grundsätzlich in Frage, sondern versuchten, innerhalb dieser Logik einen Ort zu finden, an dem sie Anerkennung erfahren konnten. In Deutschland stand ihnen hierfür der Bezug zu einer indischen Identität zur Verfügung, die

sie auf dem Indernet positiv zu füllen versuchten (vgl. 2.4.3). Sie bedienten damit das Bild der natio-ethno-kulturell Anderen und wurden so wahrgenommen. Solche Wahrnehmungen zeigen sich in Forschungsarbeiten zum Zusammenhang von Migration und Internet, die in der Regel natio-ethno-kulturelle Identitäten als gegeben und entscheidend ansehen (z.B. Hunger und Kissau 2009). Greschke (2012, 199) sowie Hess (2010, 18, 20) kritisieren eine solche Ethnisierung der Forschungsperspektive und fordern eine transnationalere Perspektive, die auch andere Ungleichheitsfaktoren berücksichtigt.

Der Fokus auf natio-ethno-kulturelle Gemeinsamkeit wurde auch von Menschen kritisiert, die zur primären Zielgruppe des Indernets gehörten. So wehrte sich Chris dagegen, als Inder angesprochen zu werden und nutzte das Indernet nicht. Laras Kritik ging noch weiter:

»Mir ist nicht klar, warum ich mich auf eine Website begeben soll, die sich schon dem Namen nach vor allem an Menschen mit bestimmter Ethnizität wendet. Dazu muss ich sagen, dass ich der sogenannten ›second generation‹ und ihren diversen Versuchen, Netzwerke zu schaffen – und darunter habe ich für mich das Indernet frecher- und vielleicht ignoranterweise mal verbucht – generell eher misstrauisch gegenüberstehe. Oder weniger diplomatisch, dafür vielleicht noch zutreffender: ich reagiere allergisch darauf. Insofern ist mein fehlendes Interesse zu einem nicht unbeträchtlichen Anteil in einer Abneigung gegenüber der ›lasst-uns-second-generation-Netzwerke-gründen‹-Menschen, die ich kenne oder kennengelernt habe begründet, deren Haltung (oder fehlende Haltung) ich den armen Indernet-Machern einfach mal fieserweise unterstellt habe. Vielleicht führe ich das kurz noch aus: Bei wirklich den allermeisten Leuten, die mit mir über das Schaffen von irgendeiner Form von 2nd-Generation-Netzwerken gesprochen haben, habe ich eine politische/gesellschaftskritische Haltung vermisst, es ging fast immer um den schwammigen Begriff ›Kultur‹ am besten noch gepaart mit Vokabeln wie ›aufrechterhalten‹ oder ›weitertragen‹. Bei allen hatte ich das Gefühl, Motivation ist der Wunsch, einem exklusiven Club anzugehören, sich gut zu fühlen mit dem Gedanken, aufgrund von Ethnizität etwas Besonderes zu sein – Abgrenzung dabei sowohl gegenüber weißen Deutschen als auch, oder vielleicht gar noch mehr, gegenüber anderen Schwarzköpfen – oder schlicht kultureller Chauvinismus.«

Lara interessierte sich für Indien bzw. Südasien. Das Indernet war aber keine Option für sie, da ihm eine gesellschaftskritische Haltung fehle. Aus dem Rest des Interviews wird klar, dass sie damit eine Haltung meinte, die gesellschaftliche Ungleichheiten kritisierte und Solidarität unter Marginalisierten schuf (vgl. Paske 2006). Natio-ethno-kulturelle Gemeinsamkeit war für sie keine Basis für Verbundenheit und Gemeinschaft. Von den ethnopolitischen Unternehmer_innen (vgl. 3.3.7) wollte sie sich nicht so kategorisieren und für deren Zwecke nutzen lassen.

Menschen mit einer ähnlichen politischen Einstellung wie Lara werden das Indernet nicht genutzt haben und generell Zusammenschlüssen von Inder_innen der zweiten Generation ferngeblieben sein. Ihre Stimmen fehlten damit weitgehend auf dem Internetportal und es war auch für mich schwierig, sie als Interviewpartner_innen zu finden¹³. Das Indernet als Raum der zweiten Generation zu beschreiben, ist damit problematisch. Es wäre passender zu sagen, das Indernet war ein Raum von Inder_innen der zweiten Generation, die sich als solche identifizierten, auf dieser Grundlage eine Gemeinschaft schaffen wollten und dabei keine explizit gesellschaftskritische politische Haltung hatten. Oder: Das Indernet war ein Raum, der es ermöglichte, ihn als Raum der zweiten Generation zu imaginieren. Die Abwesenheit anderer Stimmen war dabei hilfreich.

1.4.3. Kriterien der Zugehörigkeit

Das Indernet war auch ein Ort, an dem Individuen austesten konnten, ob sie sich zugehörig fühlten oder nicht, und wo gemeinsam verhandelt wurde, was Indisch-Sein bedeutet. Die Verhandlungen liefen vor allem implizit darüber, dass bestimmte Erfahrungs- und Wissensstände vorausgesetzt und bestimmte Themen auf bestimmte Art und Weise besprochen wurden. Es gab aber auch explizite Verhandlungen der gemeinschaftlichen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. So postete eine Nutzer_in 2005 eine Liste zum Thema »Du weißt, dass Du Desi bist, wenn...«. Solche Listen machten damals ihre virtuellen Runden und nahmen (humoristische) Bilder über Inder_innen in der Diaspora auf. Auf dem Indernet initiierte die Liste eine Diskussion darüber, wie weit diese Bilder passten, und generierte weitere Bilder. Die Liste schloss an Erfahrungen und Zuschreibungen an und erzeugte für jene, die mit den Bildern etwas anfangen konnten, ein Gefühl der Zugehörigkeit.

Analysieren möchte ich hier eine Forumdiskussion unter dem Titel »Wie muss man drauf sein, um als indisch zu gelten?« aus dem Frühjahr 2002. Nutzer_in Ichfragmal startete diese mit: »Wann ist jemand für euch ein Inder? Muss er indische Filme mögen, indische Musik und muss alles über die indische Geschichte und Kultur wissen? Lasst mal hören!« Der Thread-Titel und die Eingangsfragen deuten darauf hin, dass Ichfragmal Indisch- bzw. Inder_in-Sein nicht als etwas ansah, das von alleine da war, sondern als etwas, das Anerkennung durch andere brauchte und dem diese Anerkennung auch verweigert werden konnte. Ichfragmal bot dabei Kriterien für Indisch- bzw. Inder_in-Sein an, die im Verhalten, kulturellen Vorlieben oder natio-ethno-kulturellem Wissen verortet waren. Biografische Kriterien wurden von Ichfragmal nicht benannt, entweder weil sie sie nicht als relevant ansah

13 Lara traf ich bei einer künstlerisch-akademischen Veranstaltung zu den Beziehungen zwischen Indien und Deutschland und kam zufällig mit ihr ins Gespräch.

oder vorausgesetzt hatte. Nutzer_in Indischer Held ging auf das Biografische in seiner Antwort ein:

»Da gibt es zwei Ansätze. Der natürliche und der kulturelle. Natürlich/biologisch kann sich jemand als Inder betrachten, der einen indischen Elternteil (eben Halbinder) bzw. Eltern indischer Herkunft/Rasse (z.B. auf Mauritius, Trinidad usw.) aufzuweisen hat. Doch was zählt ist die Kultur, und das Herz... Wer eine der beiden obigen Kriterien erfüllt, muss nicht zwangsläufig Inder sein. Er kann sich auch als z.B. Deutscher indischer Abstammung sehen bzw. als Halbinder: Deutscher mit einem indischen Elternteil. Wer aber natürlich/biologisch Inder ist und sich dazu noch mit der indischen Kultur identifizieren kann, wem beispielsweise Tränen in die Augen steigen, horcht er dem süßen Klang indischer klassischer Musik, wer vor Erquickung weinen muss, fährt er mit der Bahn, dem Ambassador, dem Tata-Bus, dem Tempo-Jeep, dem Maruti-Autöchen durch indische Landschaft, die Menschen und Tiere vorbeiziehend, indische Musik das Auto rockend, kleine Safranfahnen an den Tempeln sehend, gutmütige kleine Götter auf dem Armaturenbletern erblickend, die Aufschrift »Mera bharat mahan« (mein Indien ist großartig) auf den bunten Lastern lesend, der ist auch vom Herzen her Inder. Ein Herzensinder kann jedoch kulturell durchaus europäisch/deutsch/westlich sein (was die meisten hier wohl auch sind).«

Indischer Held machte erst einmal klar, dass Anspruch auf Inder_innen-Sein nur jene haben können, die dies biologisch über Herkunft begründen können. Mindestens ein Elternteil müsse indischer Herkunft sein, aber nicht notwendig direkt aus Indien kommen. Auch jene, deren Vorfahren aus Indien ausgewandert waren und der indischen Diaspora angehörten¹⁴, zählten für ihn dazu. Diese genetische Verbindung zu Indien war für Indischer Held zwar notwendige aber nicht hinreichende Bedingung für Inder_in-Sein. Zu den Genen musste noch die emotionale Identifikation mit Indien hinzukommen. Wobei er betonte, dass dies mit einer kulturellen Prägung durch den Zugehörigkeitskontext Deutschland einhergehen könne. Inder_in-Sein war für Indischer Held also nicht etwas Ausschließliches. (Mehrfach-)Zugehörigkeit war grundsätzlich möglich. Entscheidend für Indisch-Sein war die Verbindung von Herkunft und Hinwendung. Die Nutzer_in Guru schloss sich den Ausführungen von Indischer Held an und diskutierte als weiteres (ungenügendes) Kriterium die Staatsbürger_innenschaft:

»Indischer Held hat recht, was genetischen und kulturellen Hintergrund betrifft. Wenn mir jemand erzählen will, dass der indische Pass jemanden zum Inder macht, muss ich lachen (die Diskussion gab es schon mal). Es gibt Inder, die

14 Mit Mauritius und Trinidad verweist Indischer Held auf indische Gemeinschaften, die durch sklavenähnliche Arbeitsmigration zu Kolonialzeiten entstanden sind (vgl. Bates 2001).

sind es wirklich nur auf dem Papier, um dann lauthals ›proud to be an Indian‹ schreiben zu können. Gelächter. Es gibt übrigens genug Inder ohne indischen Pass, die weitaus mehr mit dem Herzen Inder sind.«

Guru bezog sich auf frühere Indernet-Diskussionen über die Rolle der Staatsbürger_innenschaft für natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und distanzierte sich klar davon, dass ein offizielles Dokument Indisch-Sein beweisen könne. Wie für Indischer Held war für Guru Indisch-Sein nur durch die richtige Kombination aus Herkunft und kultureller Verbundenheit erreichbar. Si_er sah dabei starke kulturelle Prägungen durch den Zugehörigkeitskontext Deutschland, die die Einzelnen kulturell (aber nicht biologisch) zu Deutschen machen konnten, und sprach sich gegen eine Vereindeutigung aus. In der Annahme der kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit sah Guru sogar eine Bereicherung und kam zum Ende des Beitrags nochmal auf das Thema Staatsbürger_innenschaft zurück:

»Wenn wir schon dabei sind: doppelte Staatsbürgerschaft, was haltet Ihr davon? Ich würde es sofort machen. Einerseits, um kulturell gesehen, meinen Status zu bestätigen (nur auf dem Papier), andererseits, um auch die rechtlichen Vorteile (in den jeweiligen Ländern) zu nutzen.«

Auch wenn Guru argumentiert hatte, dass der Pass kein ausreichendes Kriterium für Inder_in-Sein sei, hätte si_er ihre (Mehrfach-)Zugehörigkeit gerne durch eine doppelte Staatsbürger_innenschaft bestätigt bekommen (vgl. Goel 2006). Dagegen sprach sich der Nutzer Foster aus. Der indische Pass klärte für ihn die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und Loyalitätsfragen:

»Dieser Pass (dieses Stück Papier hat durchaus Berechtigung und ruft nicht nur Gelächter hervor ...) zeigt vor allem in Kriegssituationen an, für welches Land man in den Krieg ziehen müsste. Hätte ich beide Staatsbürgerschaften und würde ich in Deutschland bei Kriegsbeginn leben, die Entscheidung für welches Land zu dienen, würde mir sehr schwer fallen. Außerdem wäre ich als ›Pass-Deutscher‹ befangen bezüglich aktueller Wahlkampfthemen wie Einwanderung ... Ich finde persönlich den Status Quo gut: nämlich indischer Pass mit unbefristeter Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland.«

Mit dem unwahrscheinlichen Szenario, dass Foster sich im Kriegsfall für Deutschland oder Indien entscheiden müsste, illustrierte er die Schwierigkeit von natio-ethno-kultureller (Mehrfach-)Zugehörigkeit, wenn diese mit der bedingungslosen Entscheidung für einen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontext verbunden wird. Durch die Verweigerung der doppelten Staatsbürger_innenschaft wurde Foster diese Entscheidung erspart. Der Verweis auf den Pass-Deutschen zeigt zudem an, dass Foster sich keine Anerkennung als fragloser Deutscher vorstellen konnte. Was Foster mit einer möglichen Befangtheit in Wahlkampfthemen meinte,

erschließt sich mir nicht. Möglicherweise ist es eine Übernahme der Logik von natio-ethno-kultureller Eindeutigkeit: Deutsche müssten im Interesse von Deutschen entscheiden und könnten daher nicht parteiisch für Migrant_innen sein. Da aber Foster Interessen von Migrant_innen vertreten könnte, würde er nicht unvoreingenommen deutsch handeln. Fosters Aufenthaltsstatus entband ihn von solchen Dilemmata, ermöglichte eine eindeutige natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und erlaubte gleichzeitig ein Leben in Deutschland.

Nach Ichfragmals und Indischer Helds Kriterien wäre diese formale Zugehörigkeit allerdings nicht ausreichend, um Foster als indisch zu klassifizieren. Auch für ihn umfasste sie nicht alles. Er betonte zudem den Bezug zu seiner Familie in Indien und auch seine emotionale Verbundenheit:

»Okay, wenn ich das saftige Grün und das dunkelblaue Meer vom Flieger, welcher zur Landung in Trivandrum oder Cochin ansetzt, sehe, dann kommen bei mir auch die Emotionen hoch ... Ich muss aber ehrlich zugeben, dass ich nicht genau weiß, was die genaue Ursache dieser Gefühlsexplosion ist. Es kann durchaus ein, dass ich mich auf ein lazy ›drug‹ life am Strand sowie luftiges Rumfahren auf einem Bike freue. Bei klassischer indischer Musik und Tänzen nehme ich freiwillig Reißaus. Bei Filmen ebenso. Saris finde ich beschissen. Lunghis werde ich niemals anziehen. Bin eben westlich/materialistisch geprägt.«

Foster übernahm hier stilistisch die Art und Weise, wie Indischer Held emotionale Verbindung zu Indien beschrieben hatte. Er brach dieses Bild aber gleich wieder, um in Frage zu stellen, ob diese Emotionen mit einer Verbundenheit mit Indien zu tun hatten oder eine Vorfreude auf eine gute Zeit waren. Zudem distanzierte er sich explizit von kulturellen Praktiken, die als besonders indisch gelten, und begründete dies mit seiner westlichen Prägung. So kommen auch hier seine natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit und seine Schwierigkeit der eindeutigen Zuordnung zum Ausdruck.

Diskussionen wie in diesem Thread zeigen, dass Nutzende einen Bedarf hatten, ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit zu klären, und damit haderten, wie sie mit ihrer natio-ethno-kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit umgehen sollten. Ausgangspunkt war dabei für die meisten, dass Indisch-Sein primär etwas Biologisches, Vererbtes sei. Die Gene bestimmten den Körper als indisch. Diese notwendige Bedingung war für viele allerdings keine ausreichende. Zu den Genen musste auch eine Hinwendung zu Indien hinzukommen, die sich am ehesten durch eine Identifikation mit kulturellen Praktiken ausdrücken ließ. Redakteur_innen des Internets sahen es daher auch als ihre Aufgabe, Wissen und Zugang zu Indischem zu vermitteln, wie mir der Redakteur Robin erklärte:

»Dass ich mal ein Interview mache, mal Artikel schreibe bzw. ein Special über indische Künstler mache, damit die Leute, die noch nicht so bekannt sind, hier

eine Plattform haben. Die zweite Generation hier in Deutschland kennt ja auch nicht alles, was das Indische angeht. Gerade wenn der Vater Inder ist und die Mutter deutsch oder umgekehrt, dass der Bezug nicht ganz so groß ist, wie wenn man beidseitig indisch aufwächst. Wenn man beidseitig indisch aufwächst, dann kommt das automatisch, wenn die Eltern schon mal Interesse haben. Es ist unterschiedlich mit Jugendlichen, wie die aufwachsen, ob westlich oder indisch, wie sie das koordinieren und dementsprechend, dass man da mal schaut, dass man das Indische mit dem Deutschen verknüpft, dass die auch mal eine Ahnung haben von Bollywood und so.«

Robin, der mit zwei indischen Eltern und viel Nähe zu indischer klassischer Kultur aufgewachsen war, nahm an, dass dies nicht bei allen anderen der Fall war, und wollte mit dem Indernet eine Lücke füllen. Das Indernet diente damit nicht nur als Raum der natio-ethno-kulturell Gleichen, sondern auch des Ausbaus dieser Gleichheit durch Vermittlung von Wissen und (virtueller) Sozialisation in kulturelle Praktiken.

1.4.4. Prekäre Subjektpositionen

Die Kriterien der Zugehörigkeit zur Zielgruppe des Indernets waren weder starr noch eindeutig. Es war möglich, den Grad der Zugehörigkeit durch (kulturelle) Anpassung zu steigern. Es gab bestimmte Merkmalskombinationen, die mit großer Sicherheit Zugehörigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit definierten. So konnten Menschen, die unter ihren Vorfahren keine Menschen aus Südasien hatten, davon ausgehen, dass sie nicht als Inder_innen (der zweiten Generation) anerkannt werden würden. Das war kein Problem, da verweigerter Zugehörigkeit nur dann zum Problem wird, wenn sie auf ein Gefühl der Zugehörigkeit trifft und diese verunmöglicht. Relativ fraglos als Inder_innen (der zweiten Generation) anerkannt wurden hingegen jene, die mit zwei biologischen Eltern aus Indien aufgewachsen und mit indischer Kultur vertraut waren, auch wenn sich unterschied, inwieweit sie sich selbst als solche sahen. Zwischen diesen beiden Polen der (Nicht-)Zugehörigkeit gab es eine ganze Reihe von Subjektpositionen, bei denen die Frage der Zugehörigkeit zur primären Zielgruppe des Indernets weniger eindeutig beantwortet wurde. In meinen Interviews traf ich insbesondere auf drei biografische Konstellationen, die dazu führten, dass Individuen, die sich zugehörig fühlten, erlebten, dass ihre Zugehörigkeit nicht fraglos anerkannt wurde: Erstens, Menschen, die als Kleinkinder aus Südasien von Eltern aus der deutschen Dominanzgesellschaft adoptiert wurden. Zweitens, Menschen, die nur einen biologischen Elternteil aus Südasien hatten. Drittens, Menschen, die aus Afghanistan migriert waren und sich als Hindus oder Sikhs verstanden.

Martin, der als Kleinkind von dominanzdeutschen Eltern adoptiert wurde, erzählte über seinen ersten Besuch bei einer indischen Party:

»Ich muss ehrlich zugeben, es war schon ein bisschen komisch. Eigentlich müsste man glauben, dass ich mich da total wohl fühle, weil da gehst du total unter in den Leuten, da fällst du gar nicht auf. Aber es war schon so, dass ich irgendwo das Gefühl hatte: ›Oh, ich komme hier unter Fremde und muss mich da erst mal einfügen!‹ Es fing schon an, als ich reingekommen bin und die Musik nicht verstanden habe, obwohl da indische, was weiß ich, Bhangra-Musik lief und so. Also man hat auch gemerkt, dass die in Deutschland zur Schule gegangen sind, dass sie flüssig deutsch gesprochen haben und da war das auch nicht so schwer. Wobei von manchen Vätern, die dann wirklich noch streng indisch sind, wird man erst mal so angeguckt. Zum Beispiel, ich weiß noch, dass ich mal auf einer Geburtstagsfeier war, da habe ich dann irgendwie was falsch gemacht und die sind dann nicht unfreundlich oder so, aber dann dieser Blick, der dann wirklich sagt: ›Wer ist das jetzt, den habe ich noch nie hier gesehen!‹.«

Unter phänotypisch Ähnlichen zu sein, produzierte bei ihm – anders als er erwartet hatte – kein Gefühl von Zugehörigkeit. Er fühlte sich so fremd, dass er erst erkennen und betonen musste, dass die anderen gar nicht so fremd waren und er mit ihnen doch Kontakt aufnehmen konnte. Die Gefühle des Fremdseins, der fehlenden Kompetenz, sich richtig zu verhalten, und des von Anderen nicht als zugehörig anerkannt Werdens blieben allerdings bestehen und wurde von Martin den indischen Vätern angelastet. Sein Äußeres und seine Gene machten Martin nicht ausreichend zum Inder, um fraglos als zugehörig anerkannt zu werden. Ihm fehlte die Sozialisation ins Indisch-Sein, die Vertrautheit mit natio-ethno-kulturellen Praktiken. Damit glich er vielen anderen aus Südasien Adoptierten. Etliche von ihnen nutzten das Indernet, um mehr über Indien zu erfahren und natio-ethno-kulturell Gleiche zu treffen (vgl. Reggi 2010, 124-125; Goel 2008c, 103-108). Wenn sie sich nicht ausreichend natio-ethno-kulturelle Kompetenz aneigneten und als nicht-wissend auffielen, blieb ihre Zugehörigkeit allerdings prekär. Auf dem Indernet entwickelte sich – soweit ich das beobachten konnte – kein legitimer Raum von Adoptierten bzw. Wenig-Wissenden.

Fehlendes Wissen über Indien und indische Praktiken machten den Status als Inder_in (der zweiten Generation) fragwürdig. Es wurde als eine signifikante Abweichung von der Standard-Nutzer/in angesehen, wie die Diskussion über die Nutzer_in Fakir auf einem Forentreffen zeigte. Fakir war ohne ihren biologischen Vater, der aus Indien stammte, aufgewachsen und versuchte auf dem Indernet ihren Zugang zu Indien zu klären. Im Sommer 2005 postete Fakir eine ganze Reihe von Fragen, um sich besser verorten zu können. So eröffnete sie innerhalb von sechs Wochen unter anderem Threads zu den Themen »Kommt die Farbe aus der Sonne oder aus den Genen?«, »Was ist euch wichtig an unserer Kultur (was nicht)?«,

»PIO-Card«¹⁵ und »Dekultivierte Desis«. In letzterem antwortete eine Nutzer_in: »Ich will nicht unfreundlich klingen, aber alle Threads, die du aufmachst, die klingen irgendwie gleich.« Es war klar, dass bestimmte Fragen Fakir umtrieben und sie dazu nach Antworten suchte, diese Frage aber nicht unbedingt die Fragen der Mehrheit der anderen Nutzenden waren. Wie die Diskussionen über Fakir bei verschiedenen Forentreffen zeigten, führten ihre Fragen nicht dazu, dass die Anerkennung als natio-ethno-kulturell Gleiche stieg. Das explizite Thematisieren von Unwissenheit und Nachfragen nach Anerkennung schienen eher die Konsequenz zu haben, als abweichend von der Standard-Nutzer/in wahrgenommen zu werden. Wer solche Fragen hatte, schien nicht zweifelsfrei Inder_in (der zweiten Generation) zu sein. Wer sie nicht stellte, konnte eher als Gleiche_r durchgehen. So hatte ich den Eindruck, dass Paul, der in einer dominanzdeutschen Pflegefamilie aufgewachsen war (und seinen indischen Namen behalten hatte), als Inder der zweiten Generation anerkannt wurde, obwohl auch er kaum mit Indischem aufgewachsen war.

Klaus, der von einer dominanzdeutschen Familie adoptiert worden war, erzählte mir, dass er versucht hatte, über eine Namensänderung Anerkennung zu erhalten:

»Name auf dem Indernet: Sanjay! Da habe ich dann schon gesagt, also Klaus, ich wollte mich nicht irgendwie ausgrenzen oder so was, das ist dann schon ein bisschen komisch. Ich fand es immer ganz gut, dass sie bei den Artikeln Sanjay geschrieben haben, weil wenn da nur Klaus Müller gestanden hätte, dann hätte ich mich auch gefragt, wenn man schon über Indien und übers Indernet schreibt und dann ein komplett deutscher Name auftaucht, das ist ja schon was Anderes, als wenn wenigstens ein indischer Name drin ist und die Leute wissen: ›Aha, gut, der hat irgendwas mit Indien oder wird irgendetwas mit Indien zu tun haben, dadurch, dass er einen indischen Namen hat.«

Klaus, der Artikel für das Indernet schrieb, nutzte auf dem Indernet nicht seinen sonst üblichen Rufnamen, sondern seinen indischen Zweitnamen. Über diesen indischen Namen wollte er sein Schreiben über indische Themen legitimieren und sich an den Raum annähern. Soweit ich es beobachten konnte, gelang ihm dies besser als Fakir, auch wenn seine Zugehörigkeit prekär blieb.

Nicht wirklich zugehörig fühlte sich Sarah, die ein deutsches Elternteil hatte. Im Interview über das Indernet erzählte sie – wie Martin – über einen Partybesuch:

»Ich habe auch nicht das Gefühl gehabt, dass ich von den Anderen irgendwie akzeptiert wurde. Weil dort sehr viele Inder waren, also Inder, die in Indien geboren

15 Indien führte 2003 ein offizielles Dokument für Persons of Indian Origin (PIO) ein, mit dem diese unter anderem visafreie Einreise nach Indien bekamen.

und in Deutschland aufgewachsen sind, also irgendwie mit beiden Teilen Inder und für die bin ich eine Deutsche und ich sehe mich eben selber auch als Deutsche, insofern spricht es mich nicht an.«

Einer dieser Inder hätte Subhas sein können. Er erklärte mir, dass er die meisten Halb-Inder_innen für Deutsch halten würde. Als Ausnahme ließ er nur Marcus gelten. Marcus hatte sich selbst Hindi beigebracht und viel über indische Geschichte gelesen. Subhas stellte daher anerkennend fest, dass Marcus Sprachkompetenz und Wissen sogar unter jenen mit zwei indischen Elternteilen selten sei. Marcus war so in der Lage, seinen Mangel durch angeeignete Indien-Kompetenz zu kompensieren.

Dass Identifikation mit Indien und kulturelle Kompetenz kein ausreichendes Kriterium waren, um als Inder_innen akzeptiert zu werden, erfuhren vor allem afghanische Sikhs und Hindus (vgl. Goel 2008c, 108–111). Ich wurde darauf aufmerksam, weil einige der Partyveranstaltenden und Webmaster aus Afghanistan stammten. Auf diese wurde ich in Interviews hingewiesen. Rajesh beschwerte sich: »Und dann kommt noch das Paradoxe hinzu, das wird von Afghanen geleitet und ich frage mich immer wieder, woher sie sich dieses Recht rausnehmen, indische Kultur weiter zu publizieren und dahinter zu stehen.« Den Afghanen unterstellte er, dass sie vom Indienboom (vgl. 2.5.2) profitieren wollten, ohne Indien verbunden zu sein. Selbst wenn sie indische Musik spielten, wären sie noch lange nicht Teil der Community. Vielmehr gebe es unter ihnen viele »schwarze Schafe«, womit er wohl fragwürdige kommerzielle Praktiken meinte. Rajesh schien ein klares Bild davon zu haben, wer legitimiert war, unternehmerisch indische Kultur zu vermitteln, und wer nicht. Gerechtfertigt taten dies nur die richtigen Inder_innen, die indische Musik spielten und damit die indische Community ansprachen – also Leute wie er selbst. Dies kann als Strategie eines ethnopolitischen Unternehmers, der seine Konkurrenz vom Markt treiben will, interpretiert werden. Wahrscheinlich war das auch Teil seiner Motivation, aber damit lässt sich seine massive Ablehnung nicht völlig erklären. Auch stand Rajesh mit dieser nicht alleine. Afghan_innen wurden von einigen der Interviewten als Andere konstruiert. Dabei spielte wahrscheinlich eine Rolle, dass Afghanisch-Sein meist mit Muslimisch-Sein gleichgesetzt wurde und Muslim_innen für viele als Andere dienten. Die afghanischen Partyveranstaltenden und Webmaster, die ich interviewte, waren allerdings keine Muslime, sondern Sikhs und Hindus. Diese religiöse Zuordnung begründete, warum sie sich zu Indien hingezogen und nicht als Afghan_innen fühlten, wie Hari erklärte:

»Das hat was mit meinem Heimatbegriff zu tun. Heimat ist für mich ein Land, wo ich zugehörig bin, kulturell, religiös, von der Sprache her und wo ich mir selbst nicht als Fremdkörper vorkomme und das ist für mich eindeutig Indien. Seit wir hier sind, bin ich mehrmals dort gewesen und man fühlt sich dann doch schon irgendwie in der Heimat. Auch wenn ich sage, dass, wenn ich längere Zeit dort

bin, ich dann wieder Deutschland vermisste. Aber irgendwo haben wir Afghanen es vielleicht sogar noch ein Stückchen schwerer als die Inder hier. Weil wir keine wirkliche Heimat haben. Also wir sind, ok ursprünglich sind wir Inder, aber wie gesagt dann gibt es halt das Denken, Inder sind doch ein bisschen anders als wir, richtige Afghanen sind wir auch nicht. Wir sind heimatlos und insofern muss man sich irgendwo definieren und ich bin der Meinung ich bin doch eher Inder als alles andere.«

In Afghanistan waren Hari und seine Familie fremd aufgrund ihrer Religion, in Deutschland aufgrund ihrer Herkunft. In Indien aber, wo er als Kind einige Jahre lebte und wohin er später mehrmals gereist war, fühlte er sich nicht als Fremdkörper. Das machte Indien zu seiner Heimat und ihn zum Inder. Dabei war sich Hari bewusst, dass dies keine Identität war, die ihm selbstverständlich zustand. Es war vielmehr die Abwesenheit einer selbstverständlichen Zugehörigkeit, die ihn dazu zwang, sich selbst eine zuzulegen. Nach Abwägung seiner Erfahrungen, war eine Identität als Inder für ihn die beste Wahl. Für Leute wie ihn, die nirgendwo richtig dazu gehörten, fand er es wichtig, dass sie sich Orte der Begegnung schufen:

»Ich denke, dass so eine Inder-Internetplattform gerade für uns auch, gerade für die Afghanen sehr wichtig ist, weil wir keine Heimat haben, wir brauchen irgendetwas, wo wir uns identifizieren können, wo wir uns definieren können, also was wir auch sind.«

Hari nahm sich das Recht heraus, sich als Inder zu definieren und für andere wie ihn einen indischen Raum zu schaffen. Das tat er aber nicht aus kommerziellen Gründen, wie Rajesh unterstellte, sondern weil er nach Zugehörigkeit suchte und weil ihn viel mit Indien verband. Dadurch, dass er in Indien gelebt hatte, eine indische Religion praktizierte, eine indische Sprache sprach etc. verfügte er über mehr Wissen und kulturelle Kompetenzen als viele andere der von mir interviewten fraglos anerkannten Inder_innen (der zweiten Generation). Trotzdem wurde sein Anspruch auf Zugehörigkeit immer wieder abgelehnt. In Internetforen musste er Anfeindungen gegen sich und andere afghanische Partyveranstaltende lesen. Er beschwerte sich: »Also es hat mich kein Mensch gefragt, warum ich das mache.« Er ergänzte allerdings auch, dass er offline kaum mit Inder_innen Kontakt hätte, da er ganz in die Community von afghanischen Hindus und Sikhs eingebunden sei. Harsha war in seiner Deutung der Abwertung offensiver:

»Ich finde das faszinierend, auch bei den Indernet-Foren, da sind immer so geile Diskussionen. Das zeigt eigentlich, wie orientierungslos die Leute sind, also das Verlangen die Frage zu beantworten: Was ist eigentlich Indien? Du merkst, dass die Leute sich mit ihrer Identität beschäftigen und keine Antworten finden und dann in einen Mythos fallen oder ein Mythos sich zusammenbauen und pseudo-mäßig sich sagen: ›Das und das ist Indien!‹ Sich Klischees bedienen, die von der

sogenannten in Führungsstrichen deutschen Gesellschaft gestellt worden sind. Kommt ja nicht vom Elternhaus. Was soll denn indisch sein? Zuhause ist auch nichts indisch. Was soll denn da indisch sein? Das einzige, was indisch ist, sind die Bollywoodfilme, vielleicht die Klamotten, teilweise das Essen und die Musik, sonst ist nichts Indien. Dann sagt man sich als jugendlicher Inder: »Das und das ist für mich indisch!« Weil, du gehst irgendwo hin in Deutschland und dann sagt dir ein Deutscher: »Hey du bist kein Deutscher, weil du siehst nicht Deutsch aus!« Was auch immer das sein soll und dann fragen sich die Leute: »Dann bin ich ja wohl Inder! Na gut, aber Indien ist cool!« Dann ist der Inder da, der vollgepumpt ist mit Mythen und Testosteron oder was auch immer und fängt dann an, über mich zu schimpfen, weil ich ein Afghane bin und keine Ahnung habe davon.«

Auf Diskussionen, warum er indische Partys mache, würde er sich aber nicht einlassen: »Ich kommuniziere nur noch über meine Partys, über die Musik und das, was ich mache und dann habe ich eine Zeit lang nur noch von A.R. Rahman Musik aufgelegt.« Ich musste an dieser Stelle meine Ignoranz zugeben und Harshaklärte mich über Rahman, den »besten indischen Populärmusiker der heutigen Zeit« auf, der mehr Alben verkauft habe als Michael Jackson. Zur Musik und seinem Partykonzept erzählte Harsha:

»Und der Typ, was hat er gemacht? Der hat angefangen so genannte arabische Elemente mit in seine Musik einzubauen. Plötzlich merkst du, dass indische Musik überall ist. Sagen wir mal so, die heutige Zigeunermusik in Spanien, Flamenco, ist gar nicht so weit entfernt, kein Stück, die Ursprünge liegen da oder die moderne Arabesk in der Türkei. Man kann sogar eine lockere Verknüpfung zu der indischen Musik bringen. Also habe ich mir gedacht: »Hey, wenn dann machen wir es richtig und ärgern die Leute!« Also ich will die Leute ärgern, ich will die Leute zum Nachdenken bringen, wenn sie mir so was sagen, dann denke ich: »Hey, ich habe es geschafft!« Was ist denn indisch, wo steckt denn indische Musik drin?«

Diese Passage hörte sich an wie eine direkte Antwort auf Rajeshs Vorwurf. Harsha hinterfragte auch sonst im Interview immer wieder das Konzept von Authentizität. Für ihn gab es nichts authentisch Indisches. Es ging ihm viel mehr darum, Bilder in Frage zu stellen, und mit verschiedenen Einflüssen zu spielen. Damit stellte Harsha die Vorstellung von natio-ethno-kultureller Eindeutigkeit und Abgeschlossenheit – wie Rajesh sie formulierte – in Frage. Frei von natio-ethno-kulturellen Festschreibungen war Harsha aber auch nicht. Ganz am Anfang des Interviews erzählte er mir ohne Aufforderung:

»Und zwar ist es so, dass meine Familie aus dem Sindh stammt, das ist jetzt in Pakistan, war damals Indien, damals als Pakistan ein eigener Staat wurde und dann ist meine Familie nach Afghanistan immigriert, und meine Familie hat auch mal untereinander geheiratet. Eigentlich sind wir immigrierte Inder.«

Er stellte so zu Beginn unseres Gespräches fest, dass er Inder qua Herkunft war und betonte, dass die indische Herkunft durch Heiratsregelungen auch erhalten worden war. Nachdem er so seinen genetischen Anspruch auf Indisch-Sein gelegt hatte, erläuterte er seine natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit weiter:

»So was wie hier Deutsch-Türken. Dort sind wir afghanische Inder gewesen. Ich bin dritte Generation. Ich bin Afghane indischen Ursprungs, spreche auch zu Hause mit meinen Eltern noch Sindhi, wir sind noch Hindus. Die Sprache hat sich eh verändert, also insofern fühle ich mich nicht indisch, nicht afghanisch und doch wieder afghanisch, genauso wie indisch.«

Auch wenn Harsha in der Beschreibung seiner Partys so gelassen mit den Anfeindungen umgegangen war und Hybridität gepriesen hatte, schien es ihm wichtig, seinen Anspruch auf das Label Indisch auch jenseits von hybrider Kultur zu begründen. Wie die Aussagen nicht nur von Rajesh zeigten, blieb er aber der afghanische Partyveranstalter, dessen Vorgehen suspekt schien. Das lag sicher auch daran, dass die Ansprüche der afghanischen Hindus und Sikhs, als Inder_innen anerkannt zu werden, die Logiken natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit zu sehr in Frage stellten. Die Adoptierten, Halb-Inder_innen und afghanischen Inder_innen stellten die Grenzen des Raums der Zugehörigkeit in Frage. Sie konnten sowohl eingeschlossen als auch ausgeschlossen werden. Ihre Zugehörigkeit war prekär.

1.4.5. Einheit und Vielfalt

Im Redaktionsinterview 2004 kam das Gespräch auf die »leidige Diskussion Nord-inder/Südinder«. Die drei (nicht-südindischen) Redakteure erzählten mir, wie immer wieder Konflikte zwischen Nord- und Südinder_innen im Gästebuch und den Foren ausbrachen, insbesondere nach Partys. Die Redaktion nahm sich selbst als Beispiel dafür, dass das nicht passieren müsse, in ihr würden Redakteur_innen aus verschiedenen Regionen, mit verschiedenen Religionen und auch Pakistanis mitarbeiten. Das wäre kein Thema. Ihr Ziel sei es, sich anders als die erste Generation nicht entlang von regionalen Identitäten zu teilen.

Im Gegensatz zur Redaktion fand Sita, deren Eltern aus dem südindischen Kerala stammten, das Indernet nicht besonders inklusiv. Sie sah eine Fixierung auf Nordindisches:

»Es sind, zum Beispiel, nur nordindische Filme, die dort beschrieben werden. Ich kann es gar nicht so festmachen, aber es ist der Eindruck. Dass Hindi als Sprache angeboten wird, aber keine andere. Ich meine zu wissen, dass auch die, die es zumindest gegründet haben auch Nordinder waren.«

Den Eindruck, dass das Indernet nordindisch geprägt sei, bekam Sita vor allem durch das, was nicht auf dem Internetportal präsent war. Sie vermisste eine Dar-

stellung von Indiens Vielfalt. Dabei klassifizierte sie sowohl die Nationalsprache Hindi wie die besprochenen Bollywood-Filme und die Gründer als nordindisch. Diese Klassifikation von Hindi (vor allem in Nordindien gesprochen), hindisprachigen Filmen aus Bombay (an Indiens Westküste) und den bengalischen Gründern (von Indiens Ostküste mit der lokalen Sprache Bengali) als allesamt nordindisch funktioniert aus der Perspektive Keralas möglicherweise, entspricht aber nicht dem jeweiligen Selbstverständnis. Der Redakteur Ranjan erzählte:

»Wir haben uns hier mal den Spaß gemacht in der Redaktion: jetzt sind hier Südinder-Nordinder-Konflikte, dann sagten wir immer: ›Aha! Aber das Indernet wurde von Bengalen, also von Ostindern aufgebaut.« Als Spaß, als Gag, so intern.«

Die Bengalis distanzierten sich von den Konflikten, wurden aber von Nutzenden wie Sita trotzdem als positioniert wahrgenommen. Der Begriff nordindisch bezeichnete bei Sita vermutlich weniger eine spezifische Region als die Dominanzkultur Indiens¹⁶. Hindi als Nationalsprache und Bollywood als größte Filmproduktion gehören zur indischen Dominanzkultur – und wurden auf dem Indernet repräsentiert. Die vielen anderen Sprachen (ob Malayalam oder Bengali) und anderen Filmproduktionen (ob aus dem Punjab oder Kerala) werden im nationalstaatlichen Diskurs zwar als Ausdruck von Indiens Vielfalt angesehen, ihnen wird aber nur eine regionale Bedeutung zugewiesen – und auf dem Indernet kamen sie nur am Rande und in den Foren vor. Das Indernet reproduzierte das nationalstaatliche Bild Indiens, das Indien als einheitlich mit gemeinsamen Symbolen verstand¹⁷. Damit griff das Indernet einen Gedanken von pan-indischer Gemeinsamkeit auf, der vor allem im anti-kolonialen Freiheitskampf gepflegt wurde und Grundlage der Gründung der indischen Republik war, der aber in Spannung zur regionalen Vielfalt Indiens stand (vgl. Brah 1996, 161; Ray 2003, 22; Rothermund 1995). Zudem dockte das Internetportal an die vorherrschende Außenperspektive auf Indien an, die von einem einheitlichen Indien ausging und die interne Vielfalt nicht wahrnahm (vgl. Oonk 2007, 13). Die Gründe, warum das Indernet diesen pan-indischen Zugang pflegte, waren vermutlich von Redakteur_in zu Redakteur_in unterschiedlich und nur zum Teil Ergebnis einer bewussten Entscheidung. Bewusst war es sicher denjenigen, die sich aus politischer Überzeugung für ein einheitliches Indien aussprachen. Bewusst wird es auch jenen gewesen sein, die Zusammenschlüsse ihrer Eltern auf Basis von regionalen ethno-kulturellen Gemeinsamkeiten ablehnten

16 Dewey (2008, 130-131) beschreibt die politische und gesellschaftliche Dominanz des Nordens in Indien sowie Vorurteile gegen den Süden.

17 So nahm das Indernet-Logo, die indische Fahne als Motiv auf. Hindi wurde als eine von drei Sprachoptionen angeboten. Indien und insbesondere die Republik Indien war der Bezugsrahmen der Berichterstattung.

und neue pan-indische Zusammenschlüsse schaffen wollten. Unbewusst war es allerdings für die, die der indischen Dominanzkultur so nahestanden, dass sie sich durch diese nicht ausgegrenzt fühlten, sowie für jene, denen die Kenntnisse über die Vielfalt Indiens fehlte und die daher die Imagination eines einheitlichen Indiens teilten. Tendenziell ausschließend war diese Ausrichtung des Internets für Personen, denen eine Repräsentation der Dominanzkultur nicht ausreichte.

Weitgehende Unkenntnis darüber, wie sich die Vielfalt Indiens in kulturellen Praktiken ausprägte und welche Konflikte innerhalb Indiens herrschten, schien mir ein verbindendes Element unter vielen Redakteur_innen und Nutzenden des Internets. Die meisten kannten nur die Herkunftsregion ihrer Eltern. Sie bildeten ihr Indienbild aus deren Erzählungen, den eigenen eingeschränkten Erfahrungen bei Indienreisen und dem dominanzdeutschen Indienbild. Auf dem Internet begegneten sie dann jungen Menschen mit unterschiedlichen Biografien und Indienbildern und wurden häufig erstmalig mit der Diversität konfrontiert. Debashish erzählte:

»Was mir zum Beispiel am Anfang völlig unbekannt war, dass es dieses Nord- und Südinder, diese Konkurrenz oder was es, dieses, dass die Südinder nur was mit Südindern machen und die Nordinder sich besser finden und die Südinder sich besser finden, war mir auch völlig unbekannt. Ich dachte erst, sind ja alles Inder. In Königswinter zum Beispiel, da wurde ich immer gefragt, »wo kommst du denn her«. Da sage ich, »aus X-Stadt«. »Nein, wo aus Indien?« Da meinte ich, gut, ist vielleicht interessant. »Ach so, du bist kein Südinder.« Da dachte ich auch, sind die bekloppt, sind so ein paar Inder in Deutschland und dann fangen die noch mal an, hier Südinder und Nordinder.«

Debashish drückte seine Überraschung über das gegenseitige Konkurrenzdenken aus. Er beschrieb, wie er durch Herkunftsdialoge nicht nur auf eine spezifische Herkunft in Indien festgeschrieben wurde, sondern diese auch mit einer Wertung (als Anderer) verbunden war. Es waren nicht nur die Bengalis, die vom Nord-Süd-Konflikt in Räumen der zweiten Generation überrascht waren. Auch Savita, deren Eltern aus Kerala stammten und die mehrere Jahre in Indien gelebt hatte, erzählte mir von ihrem Schock bei dem Königswinterer Seminar (vgl. 3.3.4):

»Ich war immer von der These ausgegangen, dass dadurch, dass sich die zweite Generation nicht in Indien, sondern in Deutschland befindet, wird es nicht zu dem Phänomen von Communalism oder Regionalism kommen können, wie ich die in Indien erfahren habe. Darin habe ich immer die Chance der zweiten Generation hier gesehen. Da war es für mich so eine Art Schock bei dem Vernetzungssseminar, diese Diskussion mitgekriegt zu haben im Plenum, wo die einen meinten, die Nordinder würden sich nie dazu herab geben, eine südindische Sprache zu lernen. Die Südinder meinten, es gäbe so viele Malayalis der zweiten Generation, die Hin-

di lernen würden. Aber sie hätten noch nie gehört, dass ein Nordinder der zweiten Generation Malayalam lernt. Da habe ich zum ersten Mal dieses Nord-Süd-Gefälle wahrgenommen, dass es das gibt in Deutschland. Dass es das in Indien gibt, war mir klar.«

Im Gegensatz zu Debashish war Savita nicht grundsätzlich vom Regionalismus überrascht. Sie war enttäuscht, dass er in Deutschland nicht überwunden wurde. Bozdag (2013, 147-149) stellt bei ihrer Analyse von Diasporawebseiten fest, dass es online immer wieder um die Aushandlung von ethnischen Konflikten in den Heimatländern der Eltern geht. Dabei geht sie (ebd. 148) davon aus, dass es sich um eine Re-Interpretation der Konflikte aus einer diasporischen Sicht handele, wobei die Nutzenden sowohl von Auseinandersetzungen offline geprägt sind als auch durch die Online-Diskussionen das Herkunftsland ihrer Eltern kennenlernen. Aus meinen Beobachtungen würde ich diese Überlegungen generell auf Räume der zweiten Generation (on- und offline) beziehen. Interessant ist, dass die Indernet-Redaktion von der »leidigen Diskussion« sprach und Bozdag (2013, 149) eine Nutzer_in zitiert, die von der »typische[n] beschissene[n] Araber-Berber-Diskussion« spricht. Die wiederkehrenden Konflikte werden als Belastung empfunden.

Im Indernet begannen diese Auseinandersetzungen meist in Gesprächen über andere Themen. Gelegentlich wurden allerdings auch Threads explizit zu konflikthaften Themen gestartet. So eröffnete Bharat im Jahr 2005 eine Diskussion zu »Dravidischer Nationalismus/Separatismus«. Er begann sie mit einem langen Post zu dravidischem Nationalismus, also politischen Bewegungen aus Südindien, die sich gegen eine Dominanz des Nordens über den Süden wenden (vgl. Oomen 2004, 133), und beendete diesen Post mit:

»Nordindien und Südindien sind untrennbar miteinander verwoben. Nordindische und südindische Sprachen, zum Beispiel, sind zwar sprachfamiliär nicht verwandt, gleichen sich aber im Klang und in der grammatikalischen Struktur so sehr, wie keiner anderen Sprache außerhalb des Subkontinents. Punjabis und Tamilen mögen noch so unterschiedlich sein, sie stehen näher zu einander, als sie zu jedem nicht-indischen Volk stehen. Indien ist eins.«

Diese Eröffnung führte zu einer lebhaften und kontroversen Diskussion. Mehrere Nutzende argumentierten gegen die Ausführungen von Bharat, wobei sich einige als Tamil_innen positionierten. Andere unterstützten Bharats Sichtweise. Dabei kam auch der Vorwurf des Hindu-Nationalismus auf, gegen den sich Bharat verwahrte und den Proud mit Vorwürfen an die Tamil_innen konterte. Darauf meldete sich Indischer Kämpfer:

»Also, ich bin reinblütiger Tamile aus Indien. Meine Familienangehörigen in Indien sind politisch sehr engagiert und gehören einer Partei an, die insbesondere Draviden repräsentiert! Aufgrund dessen habe ich von Haus aus eine sehr radi-

kale Einstellung! Zu den ›Hindu-Nazis‹ [ug: Vorwurf an Bharat und Proud in der Diskussion] kann ich nur sagen, dass dieser Begriff viel zu extrem gewählt wurde, dennoch sind diese Vorwürfe nicht völlig aus der Luft gegriffen! Einige Anhänger vertreten leider eine sehr nordindisch orientierte Sichtweise. Ich persönlich war jedoch auf einem Hindu Camp des ›Shiv Sangh‹, die der Hindutva sehr nahe stehen und habe festgestellt, dass dieser Vorwurf auf keinen Fall verallgemeinert werden kann!«

Indischer Kämpfer positionierte sich damit sowohl als dravidischer Nationalist als auch als Teilnehmer von hindunationalistischen Zusammenkünften in Deutschland. Im Jahr 2004 hatte Indischer Kämpfer selbst eine Diskussion gegen Separatismus initiiert. Mit dem Titel »Khalistan« wandte er sich gegen die Unabhängigkeitsbewegung von Sikhs und bekam dabei unter anderem Unterstützung von Proud. Auch in der Diskussion gab es eine hitzige Debatte zwischen den Verfechtenden einer indischen Einheit und denen, die die Anliegen der Sikhs verteidigten. Im Thread zum dravidischen Nationalismus reagierte Harpreet erobst auf den Beitrag von Indischer Kämpfer: »Ich wollte nur sagen, dass ihr in meinen Augen alle Rassisten seid. Jeder einzelne von euch und ich nehme das nicht zurück. Ich mein das wirklich so.« Diese Intervention führte aber zu keiner Veränderung der Diskussion. Lebhaft wurden weiter die verschiedenen Positionen vertreten.

Im redaktionellen Teil dominierte die Repräsentation von Indien als einer einheitlichen Nation, während in den Foren auch Raum für regionale ethno-kulturelle Vergemeinschaftung bestand. So startete eine Nutzer_in im Jahr 2004 den Thread »Mallu World«. Daraus entwickelte sich ein Geplauder auf Deutsch, Malayalam und Schweizer-Deutsch. In den Jahren 2004 und 2005 gab es verschiedene Versuche, Threads für Punjabis bzw. Bengalis zu etablieren. Diese waren aber nicht erfolgreich. Soweit ich beobachten konnte, ergaben sich auf dem Indernet kaum sichtbare Vergemeinschaftungen von ethno-kulturellen Gruppen. Die Struktur des Internets schuf keinen expliziten Raum für ethno-kulturelle Vernetzung und förderte sie damit nicht (vgl. Bozdog 2013, 110). So konnte die Redaktion ihre Vision einer pan-indischen Gemeinschaft umsetzen, musste aber gelegentlich aufkeimende Konflikte ertragen.

1.4.6. Indien und Südasien

Die Redakteurin Rahima erzählte, dass das Indernet nicht alleine auf Indien ausgerichtet gewesen sei:

»Von Anfang an haben die anderen Redakteure mir das so erklärt: es ist nicht nur über Indien, sondern Südasien, also du kannst auch über Pakistan schreiben, du kannst über Bangladesch schreiben, du kannst also Südasien allgemein. Wir möchten uns nicht nur auf Indien beschränken.«

Diese Aussage wurde allerdings nicht durch die Selbstbeschreibung des Indernets gestützt. In ihr wurde auf Indisches und explizit auf das Land Indien Bezug genommen. Auch in der Gestaltung und Strukturierung des Internetportals tauchte auf den oberen Ebenen kein Verweis auf Südasien als Ganzes bzw. auf andere südasiatische Länder auf. Indien wirkte als thematische Klammer. Trotzdem erklärte auch der Redakteur Devraj, dass das Indernet sich auf mehr als die Republik Indien bezog:

»Ich würde sagen Indien ist, man kommt nicht darum herum, das auf zwei Arten zu definieren. Einmal ist es tatsächlich rein, jetzt von den Fakten her, ist es der Kontinent, nicht der Kontinent, sondern das Land mit den klar definierten Grenzen. Aber rein kulturell betrachtet ist es der Subkontinent. Wenn man das ursprünglich betrachtet, sind Sri Lanka oder Bangladesch oder Pakistan in gewisser Weise indisch. Aber rein kulturell betrachtet. Ich will damit nicht sagen, dass das für mich alles genau hinhaut. Aber mir würde auch kein anderes Wort dafür einfallen, wie man das nennen sollte, das Gesamte.«

Devraj differenzierte auf Nachfrage also zwischen der Republik Indien im engeren Sinne und einem indischen Kulturkreis im weiteren Sinne, der das gesamte Südasien einschloss. Dabei ging es ihm um ein ursprüngliches Indisch-Sein. Mit »ursprünglich« bezog sich Devraj möglicherweise auf ein Indien vor der Teilung 1947 bzw. ein mythisches Indien in der fernen Vergangenheit. Im Gegensatz hierzu steht Jacobsen und Kumars (2004, ix) Betonung, dass Südasien eine kulturell (ethnisch, sprachlich und religiös) so diverse Region sei wie keine andere. Kulke und Rothermund (1982, 246) führen aus, dass in der indischen Geschichte eine Regionalisierung der Macht eher die Regel als die Ausnahme war. Das Mogulreich und Britisch Indien hatten die größte Ausdehnung, umfassten aber beide nicht den ganzen Subkontinent. Wieso ganz Südasien ursprünglich indisch sein sollte, blieb in Devrajs Aussage genauso unklar, wie was indisch eigentlich für ihn bedeutete. Allerdings sprechen auch Jacobsen und Kumar (2004, ix) von einer südasiatischen kulturellen Prägung, die die Verbindung zwischen den verschiedenen religiösen Traditionen Südasiens darstelle (vgl. Kaviraj 1997, 26). Sie betonen dabei, dass die genaue Bedeutung dieser kulturellen Prägung schwer fassbar sei. Die Undefiniertheit, Vagheit der kulturellen Gemeinsamkeit, lässt sie aus unterschiedlichen Positionen imaginieren und führt unter anderem zu Devrajs Idee von indischer Kultur. Die Idee einer gemeinsamen Kultur in Südasien teilten auch andere Redakteur_innen des Indernets. Salman erklärte:

»In meiner Sicht ist es sowieso vollkommen Jacke wie Hose, ob das jetzt Indien oder Pakistan heißt. Es ist alles das Gleiche. Ich meine, wenn jemand sagt, ich bin Pakistaner, dann kann er das von mir aus sein, aber in the end the same shit. Es ist alles das Gleiche. Ich meine der Kulturkreis ist nun mal der südasiatische und

dann ist es egal, ob ich aus Pakistan komme oder aus Bangladesch oder aus Sri Lanka oder aus Nepal. So what. Und auch Religion, ob ich nun Muslim bin oder Hindu, sehe ich auf Indernet überhaupt kein Problem. Auch in der Community sehe ich da kein Problem.«

Für den Sohn eines muslimischen Inders, der noch keine anderen südasiatischen Länder besucht hatte, gab es keine wesentlichen Unterschiede zwischen den verschiedenen Ländern. Er glaubte daran, dass das Indernet für alle da war und niemand aufgrund von natio-ethno-kultureller Herkunft oder Religion ausgeschlossen wurde. Als ich ihn später nochmal auf den Namen Indernet ansprach, der sich direkt auf Indien bezog, relativierte er seine Aussage:

»Vom Namen her hat der Pakistaner wahrscheinlich eher Probleme damit als der Inder. Weil er sagt, Pakistan ist ein eigenes Land und wir wollen unsere eigenen Seiten haben. Und genauso ist es wahrscheinlich mit Sri Lanka, aber letztendlich denke ich, es ist das Gleiche.«

Tatsächlich wurde im Jahr 2002 pak24 gestartet, ein Internetportal für Pakistanis. Nach Auskunft von Kader, einem der Gründer, kannten sie das Indernet nicht. Zum Zeitpunkt des Interviews gab es aber Kontakte und die Überlegung miteinander zu kooperieren (vgl. 3.3.6). Anders als die Indernet-Redaktion sah Kader eine kulturelle Differenz zwischen Pakistanis und Inder_innen, Pakistan und Indien und so einen Bedarf für ein spezifisch pakistanisches Portal. Der Erfolg von pak24 bestätigte den Bedarf.

Aus der dominanten Position Indiens (vgl. Baxter et al. 1993, 376-386) wird Süd-asien und seine Differenzen anders wahrgenommen als aus den marginalisierten Positionen der anderen Länder. Bates (2001, 36-39) fragt vor diesem Hintergrund, ob es eine pan-südasiatische Identität gebe. Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts beobachtet er (ebd. 38) eine Re-Institutionalisierung von religiösen Differenzen sowohl in Süd-asien als auch in der Diaspora. Gleichzeitig stellt er (ebd. 37) fest, dass in der Diaspora neue Identitäten konstruiert werden. Das können sowohl solche mit pan-südasiatischer als auch mit religio-ethno-kultureller Ausrichtung sein. Bei den Interviewten hatte ich den Eindruck, dass sie desto mehr für eine pan-indische bzw. pan-südasiatische Perspektive ansprechbar waren, je weniger Kontakt sie mit und je weniger Wissen sie über Indien und Süd-asien hatten.

Der Indien-Pakistan-Konflikt (vgl. Baxter et al. 1993, 377-382) war auf dem Indernet dennoch von Anfang an präsent. Schon zu Beginn verfasste die Redaktion mehrere Artikel zum indisch-pakistanischen Verhältnis und zur Kaschmir-Krise. Auch in den Foren wurde darüber diskutiert, so dass eine Nutzer_in 2005 fragte: »Hallo, Namaste und Salam an alle! Ohne irgendeinen von euch anzugreifen, habe ich das Gefühl, dass hier einige gegen Pakistan sind.« Dieser Einschätzung wurde von vielen widersprochen. Als im Herbst des gleichen Jahres eine Nutzer_in

mehrere offen anti-pakistanische Diskussionen eröffnete, gab es viel Gegenwehr. Extreme Formen des Anti-Pakistanischen wurde nicht geduldet. Trotzdem sah sich Cricket 2006 gezwungen, eine Umfrage mit dem Titel »Es ist völlig normal für Indien und gegen Pakistan zu sein« zu starten. Si_er startete den Thread, weil die Redaktion nicht auf ihre Beschwerden über beleidigende anti-pakistanische Beiträge reagiert hatte. Auch früher schon war der Indien-Pakistan-Konflikt in den Foren und Gästebüchern hochgekocht. Die Redakteurin Mariam erzählte, dass wegen anti-pakistanischer Posts durch eine Nutzer_in das Gästebuch geschlossen wurde (vgl. 2.2.4):

»Das fand ich schon ziemlich schlimm. Aber die Redaktion hat das Gästebuch gleich geschlossen, da konnte dann niemand mehr was eintragen. Die haben sehr schnell reagiert. Das war nicht mehr fair, das fand auch jeder so, der das gelesen hat. Vielleicht einige, die dann zustimmend genickt haben, aber sich natürlich nicht getraut haben, da was rein zu schreiben. Aber ansonsten, vielleicht mal, da gab es dann so eine Sache, Miss India darf keine Pakistani sein. Da habe ich lange nichts mehr ins Forum reingeschrieben, weil ich nicht wusste, was ich dazu noch schreiben sollte.«

Durch mein insistierendes Nachfragen fielen ihr noch andere Diskussionen ein, die sie anti-pakistanisch fand und die sie zum Verstummen gebracht hatten. Die Redakteurin Rahima hatte einen solchen Vorfall zum Anlass genommen, einen Artikel über Pakistan zu schreiben. Sie erklärte:

»Das lag eigentlich ziemlich nahe, dadurch dass mein Vater oder dass wir ein bisschen Bezug zu Pakistan haben, habe ich mir gesagt, das finde ich interessant, das mache ich. Es gibt nun mal diese Feindschaft zwischen Indien und Pakistan und das finde ich furchtbar. Und da gab es auch auf dem Indernet mal einen kleinen Konflikt. Deswegen fand ich es wichtig, das Länderporträt Pakistan zu machen.«

Rahimas Vater war indischer Muslim mit Verwandtschaft in Pakistan und hatte kurz dort gelebt. Mit ihren Eltern war sie als Kind mehrmals nach Pakistan gereist. Trotz dieses Bezugs zu Pakistan, definierte sich Rahima natio-ethno-kulturell über Indien, und wurde auch von den anderen Redaktionsmitgliedern so wahrgenommen. Ihr »bisschen Bezug zu Pakistan« führte allerdings dazu, dass sie unter dem Konflikt zwischen Inder_innen und Pakistanis litt. Sie erklärte:

»Pakistan gehört zu Indien, denn die Geschichte verbindet Indien mit Pakistan, allein durch die Teilung 1947. Eine gute Seite über Indien muss so etwas auf jeden Fall bringen, deswegen ist es wichtig, Informationen über Pakistan zu haben. Ich möchte auch selber über Pakistan informiert sein und wissen, wie ist das in Pakistan. Denn schließlich kommen wir alle aus dem gleichen ursprünglichen Land.«

Damit teilte Rahima die Einschätzung von Devraj und Salman. Indien und Pakistan hatten ursprünglich zusammengehört und wurden durch die Teilung auseinandergerissen. Auf meine Nachfrage hin, ob das Gleiche für andere südasiatische Länder und explizit für Bangladesch gelte, bestätigte sie das. Für die anderen südasiatischen Länder interessierte sie sich aber nicht so sehr wie für Pakistan. Das galt auch für die meisten anderen.

Mariam vermutete, dass die Redaktion gerne pakistanische Nutzende gehabt hätte. Sie glaubte aber nicht, dass sie damit erfolgreich war, und hatte den Eindruck, dass sich auf dem Indernet Pakistanis nur verdeckt beteiligten. Sie selbst hatte als Tochter von pakistanischen Migrant_innen nicht damit gerechnet, von einer indischen Redaktion positiv aufgenommen zu werden. Daher war sie positiv überrascht, dass sie nie »anders behandelt« wurde und die Redaktion »wirklich eine Familie« war. Beim Schreiben aber blieb das Gefühl der Unsicherheit:

»Das Einzige, worüber ich mir Sorgen gemacht hätte, ist, dass wenn ich einen Artikel schreibe und dann jemand sagt, man merkt schon schnell vom Namen, dass der muslimisch ist und dann schließt man schon schnell auf Pakistan, wobei es ja nicht sein muss. Dass da vielleicht von den Lesern so Sachen kommen, weil die das irgendwie nicht in Ordnung finden, dass zum Beispiel über das Taj Mahal, das doch sehr indisch ist, vielleicht will man das nicht so gerne, dass das eine pakistanische Redakteurin verfasst hat.«

Mariam wusste, dass ihr Name sie als Muslimin identifizierte und hatte deswegen (anders als Rahima) Sorge, nicht nur als Muslimin, sondern auch als Pakistani erkannt zu werden. Ähnlich wie Klaus hatte sie Angst, dass ihr ohne indischen Namen die Legitimation, über Indien zu schreiben, abgesprochen werden könnte¹⁸. Im Gegensatz zu Klaus passte sie aber ihren Namen nicht an, sondern stand zu ihrer pakistanischen Zugehörigkeit. Mariam ließ anti-pakistanische und anti-muslimische Äußerungen in der Regel nicht unkommentiert und entlastete so die Redaktion. Andere Redakteur_innen erklärten mir, dass sie sich darauf verlassen konnten, dass Mariam einschreiten würde. Gleichzeitig verkörperte Mariam auch die Diversität und Liberalität der Redaktion, wie aus Robins Reaktion auf meine Frage nach anti-muslimischen und anti-pakistanischen Positionen auf dem Indernet deutlich wird: »Ich meine, wir hatten ja auch eine Pakistanerin bei uns in der Redaktion und das spiegelt das wieder, dass man da nicht irgendwie anti-irgendwas ist. Wir haben auch mit pak24 kooperiert, so ist es ja nicht.« Interessanterweise erwähnte Robin in dieser Rechtfertigung weder Salman noch Rahima,

18 Dass Mariam ihre Sorge mit einem Artikel über das Taj Mahal illustrierte, ist interessant. In Deutschland ist es ein zentrales Symbol Indiens. Es ist aber auch ein muslimischer Bau. Warum sollte eine Muslimin darüber nicht schreiben dürfen?

obwohl diese auch beide in der Redaktion waren und sich als Muslim_innen verstanden. Womöglich weil die beiden nicht Pakistani, sondern Inder_innen waren, fühlte sich Robin ihnen näher und sie fielen ihm nicht als signifikante Andere ein. Die Nutzerin Savitri hingegen führte Salman als Absicherung gegen anti-muslimische Tendenzen im redaktionellen Teil an:

»Salman ist auch Muslim. Der würde es nicht gutheißen, wenn plötzlich ein Artikel gepostet wird, in dem Vorurteile bezüglich Muslimen aufgegriffen werden. Was das Problem sein kann, ist, dass dadurch, dass diese Foren angeboten sind, so etwas natürlich auch zutage gefördert wird, dass einfach die Hemmschwelle niedriger ist, seine Meinung zu äußern.«

Savitri wies darauf hin, dass die Anonymität der virtuellen Foren einen Raum schuf, in dem sich anti-muslimische Äußerungen leicht tätigen ließen (vgl. Döring 2003, 270-279). Wenn sie diese wahrnahm, versuchte auch sie zu intervenieren.

Der Konflikt zwischen Indien und Pakistan hat jeweils aktuelle Anlässe, geht aber auf die Teilung Britisch Indiens im Jahr 1947 zurück (vgl. Kulke und Rothermund 1982, 326-339). Die Kolonialmacht Großbritannien teilte ihre Kolonie in ein mehrheitlich muslimisches Pakistan (inklusive dem heutigen Bangladesch) und ein mehrheitlich hinduistisches Indien, und entließ diese beiden Staaten in die Unabhängigkeit. Diese Teilung auf Basis von Religion hatte eine längere Vorgeschichte (vgl. Oomen 2004, 132). Unter der britischen Kolonialherrschaft wurde die Strategie des Teilens und Herrschens verfolgt. Das bedeutete die Aufteilung der Kolonisierten in verschiedene ethnische Gruppen und die Beförderung von Konkurrenz zwischen ihnen (vgl. Bates 2001, 4-5). Laut Bates (ebd. 1) stammt der südasiatische Begriff des Communalism aus dieser Zeit der Kolonialherrschaft im 19. Jahrhundert und bedeutet das Ausnutzen und Manipulieren von religiösen und/oder ethnischen Unterschieden für politische Zwecke. Diese Geschichte von Konflikten erklärt auch, warum die Begriffe Pakistani und Muslim in Indien häufig synonym verwandt werden (vgl. Brah 1996, 161). Muslim_innen werden des Verrats an Indien verdächtigt. Bates (2001, 2) argumentiert zudem, dass in den 1990ern der Communalism in Indien zunahm und sich auch in Migrant_innengemeinschaften zeigte – so auch auf dem Indernet. Trotz aller Erklärungen der Redaktion für ganz Südasiens und alle Religionen offen zu sein, erfuhren insbesondere Pakistanis und/oder Muslim_innen immer wieder, dass sie nicht von allen für zugehörig gehalten wurden.

1.4.7. Nationalismus

Auch der deutsche Journalist Detlef ging davon aus, dass Anti-Muslimisches auf dem Indernet keinen Platz haben könne, da Salman dies nicht zulassen würde. Ihm war aber aufgefallen, dass das Internetportal sehr auf Indien ausgerichtet und

nationalistisch war. Dieser Eindruck wurde von einigen der Interviewten geteilt. Manish erklärte, dass er sich deshalb auf dem Indernet nicht ganz wohl fühlte. Auch Devleena war durch nationalistische Beiträge abgeschreckt:

»Es geht irgendwie in fast jedem Artikel über Indien. Ich habe auch einmal oder zweimal bei einem Artikel *Jai Hind* am Schluss gelesen und da weiß ich nicht, wie das gemeint ist. Wenn dieses *Jai Hind* mit so einer Selbstironie dahinter gemeint ist, dann ist es ok. Aber ich hatte manchmal durchaus das Gefühl, weil Indien immer sehr hoch gelobt wurde.«

Devleena war von der Formulierung »*Jai Hind*« am Ende eines (oder mehrerer) Artikels irritiert. Übersetzen lässt sich dieser Ausruf mit »Es lebe Indien« oder »Sieg Indien«. Dieser Slogan aus dem indischen Unabhängigkeitskampf wird Subhas Chandra Bose zugeschrieben. Im Gegensatz zu Mahatma Gandhi setzte sich Bose für bewaffneten Widerstand gegen die Kolonialherrschaft ein und suchte dafür auch die Unterstützung des nationalsozialistischen Deutschlands (vgl. Kuhlmann 2003). Ob Devleenas Irritation auf diese Zuschreibung zu Bose zurückzuführen war oder ob sie allein die nationalistische Anrufung an *Hind/Indien* problematisch fand, habe ich nicht erfragt. In jedem Fall fand sie eine ernsthafte Verwendung des Slogans problematisch. Auch ich war in einem Artikel zur Bedeutung des Indernets über den Abschluss »*Jai Bharat – Jai Indernet!*« gestolpert und hatte den Autor Anirban befragt, ob dies ein Zeichen von Patriotismus gewesen sei. Er antwortete:

»Ich glaube, im Ausland ist ein bisschen Patriotismus als... Ich will nicht sagen, das ist nicht gegenüber den Deutschen, das war quasi ein Zuruf an die Inder. Ich würde niemals jetzt vor den Deutschen sagen: *Jai Hind* und wir bekriegen euch, das auf keinen Fall. *Jai Hind* habe ich gar nicht geschrieben, *Jai Bharat*. *Jai Hind* hören, glaube ich, die Moslems nicht so gerne. Deswegen *Jai Bharat*.«

Anirban kam beim Antworten etwas ins Schleudern, da er ein gewalttätiges Potential des Slogans »*Jai Hind*« gegenüber Muslim_innen und Deutschen sah. Er schien den Slogan aber trotzdem ernst gemeint zu haben, um für Patriotismus gegenüber dem Herkunftsland der Eltern zu appellieren. Ob seine Begriffswahl *Bharat* inklusiver wirkte als *Hind*, kann ich nicht einschätzen.

Devleena störte auch, dass das Indernet ein ausschließlich positives Indienbild verbreiten wollte. Dieses Ziel wurde mir von den Gründern des Indernets bestätigt (vgl. 2.4.3). Das Indernet wollte einen positiven Bezug zu Indien schaffen oder wie der Redakteur *Bharat*¹⁹ formulierte: »Wir hatten aber auch alle diesen Ehrgeiz, dieses indische Ding so ein bisschen voranzutreiben.« Als ich ihn nach dem Grund fragte, antwortete er:

19 *Bharat* ist sowohl eine Bezeichnung für Indien als auch ein Männername.

»Weil wir auch alle sehr also stolz sind oder, ich sag mal, froh sind, indischer Abstammung zu sein. Weil, das bereichert einen. Indien ist ein großartiges Land. So ein patriotischer Aspekt steckt auch da drin. Vielleicht auch, wenn man in der Diaspora ist, dann glaub ich, kommen so patriotische Gefühle auf und man sucht mehr Kontakt zu anderen Mitgliedern der Gemeinschaft.«

Auch van der Veer (1995, 4-7) argumentiert, dass Nationalismus gerade in der Migration entsteht. Erst fern von Indien werden Migrant_innen zu Inder_innen. Indien wird als einheitliche Nation wahrgenommen, romantisiert und entsteht dadurch in der Imagination. Wie van der Veer (ebd. 7) argumentieren auch Gardner und Shukur (1994, 158-159), dass Ausgrenzungserfahrungen als Migrant_innen diesen Prozess der nationalistischen Hinwendung zum imaginierten Herkunftsland begünstigen können. Bozay (2005, 344-345) benennt als Gründe für verstärkte ethnisch-nationalistische Orientierungsmuster und türkisch-nationalistische Identifikationsmerkmale sowohl offen rassistische Vorfälle als auch subtilere Ausgrenzungen in Medien, Beruf und Alltag in Deutschland sowie politische Entwicklungen in der Türkei und die Einbeziehung von Auslands-Türk_innen durch die türkische Regierung. Ähnliche Faktoren dürften, wenn auch in abgeschwächter Form, für junge Menschen gelten, die in Deutschland als Inder_innen angesprochen wurden. Auch sie erfuhren offene und subtile Ausgrenzung, auch sie waren zum Teil von politischen Entwicklungen in Indien beeinflusst und auch sie wurden von der indischen Regierung als Inder_innen angesprochen (vgl. Santos Ribeiro de Oliveira 2014). Durch das Internet bekamen die Kinder der Migrant_innen ein Medium, mit dem sie sich, wie Miller und Slater (2000, 18-21) argumentieren, über ihre direkte Umgebung hinaus positionieren konnten. Durch diese potentiell globale Reichweite entwickelt sich laut Miller und Slater (ebd. 114-115) ein Internet-Nationalismus, der es der Einzelnen ermöglicht, das zu werden, was si_er schon immer sein wollte – in diesem Fall: sich zu einem natio-ethno-kulturellen Kontext zugehörig zu fühlen und stolz auf diesen zu sein. Kuntsman (2009) wiederum analysiert, wie die virtuelle Herstellung von Zugehörigkeit mit Gewalt (unter anderem im Namen der Nation) gegen Andere einhergeht.

Bharat erklärte, dass er stolz auf seine indische Herkunft sei. Durch diese – und weil Indien ein großartiges Land sei – sei er bereichert worden. Anirban war es wichtig, dass die indische Kultur auch in der Migration erhalten bliebe. Auf meine Frage, warum er dies wolle, antwortete er:

»Damit nichts verloren geht, was von unseren Eltern gegeben worden ist. Weil das finde ich sehr schade. Zum Beispiel, es gibt sehr, sehr viele Kinder hier, die ihre Sprache nicht können. Das werfe ich keinem einzigen Inder vor, aber das werfe ich vielleicht, obwohl ich weiß nicht, ob man so was vorwerfen kann. Aber viele Eltern wollen ihren Kindern das nicht zumuten, sagen die immer. Die wollen eigentlich nur das Beste. Das kann man ihnen auch nicht vorwerfen, aber kein Kind ist über-

fordert, zweisprachig aufzuwachsen. Die Religion, also ich finde, ich werde meine Kinder nicht hinduistisch erziehen oder nicht christlich, sondern einfach humanistisch. Klar werde ich meine Götter haben. Ich werde darauf achten, dass meine Kinder auch damit aufwachsen. Genauso aber mit dem, was hier in Deutschland gültig ist, also was hier mehrheitlich akzeptiert, praktiziert, wie das Christentum, meinestwegen auch den Islam. Aber ich möchte, dass sie gläubig aufwachsen, das ist für mich das Wichtigste. Gläubig und offen und humanistisch. Das ist wichtig.«

Warum ihm wichtig war, dass das kulturelle Erbe der Eltern nicht verloren gehe, führte Anirban nicht aus. Deutlich wurde aber, dass er das Gefühl eines Verlustes hatte und diesem entgegentreten wollte. Ein vergleichbar diffuses Ringen und Auseinandersetzen mit der (fehlenden) Zugehörigkeit zu Indien zieht sich auch durch die Beiträge zur Rubrik »Mein Indien«. In den ersten Jahren des Indernetns erschienen unter dieser Überschrift Beiträge von Nutzenden, die sich mit Indien und seinen Gegensätzen beschäftigten und die von dem Wunsch durchzogen waren, auf Indien stolz sein zu können. Auch im Forum war Patriotismus immer wieder Thema. Aber selbst für jene, die den Begriff Patriotismus nutzten, war dieser nicht unproblematisch. Anirban antwortete mir auf die Frage, ob er sich als Patriot verstehe:

»Also, ich weiß nicht. Patriot, Nationalist, Heimat. Ich kann mit den Begriffen wenig anfangen. Ich stehe auf jeden Fall dazu. Ich würde nicht in Krieg ziehen für mein Land, ich würde generell in keinen Krieg ziehen für kein Land. Patriotismus ist vielleicht auch eine Sache, die momentan nicht angesagt ist generell auf der Welt.«

Wie schon in Bezug auf den Slogan »Jai Hind« war sich Anirban in Bezug auf die Begriffe unsicher. Er sah ihre negativen Konnotationen und machte klar, dass sein Patriotismus nicht so weit ginge, dass er dafür sterben oder töten würde. Sein Redaktionskollege Devraj distanzierte sich klar:

»Ich halte grundsätzlich nichts von Nationalismus. Dass man sagt ›Indien über alles‹ und solche Sachen, davon halte ich nichts. Ich meine, es ist klar, man sollte seine Wurzeln nicht leugnen, man soll seine Wurzeln auch nicht vergessen, man soll, so gut wie man kann, seine Muttersprache oder überhaupt allgemein gefasst seine Herkunft pflegen, aber man soll es auch nach außen hin nicht so übertreiben.«

Wie für Anirban war es für Devraj wichtig, dass die Kultur der Eltern gepflegt wurde. Das war aber für ihn nicht Nationalismus. Nationalismus verband er mit einem ausschließlichen Bezug auf Indien, der alles andere abwertete. Das machte möglicherweise auch das Unwohlsein von Anirban in Bezug auf (seinen eigenen) Patriotismus aus. Ihr Hadern mit den Begriffen Nationalismus und Patriotismus

lässt sich durch verschiedene Ausprägungen in historischen Nationalismen erklären. In vielen ehemals kolonialisierten Ländern ist Nationalismus einerseits positiv mit dem anti-kolonialen Kampf verbunden. Hall (1994, 221) führt dazu aus, dass in den Unabhängigkeitsbewegungen Afrikas und Asiens die »Wiedererweckung kultureller ›Wurzeln‹ und die Rückkehr zu Orthodoxie [...] eine machtvolle Quelle der Gegenidentifikation« war und häufig noch ist. Andererseits gehen mit dem emanzipatorischen Potential von Nationalismus gegenüber Kolonialismus und Fremdherrschaft Tendenzen zu innerer Dominanz, Ausgrenzung und Diskriminierung von Minderheiten einher, wie Pieterse (2004, 34) argumentiert (vgl. Balibar 1991, 46). Zudem wird Nationalismus bzw. Patriotismus von Staaten genutzt, um Ressourcen gegen andere (Feindes-)Staaten zu sammeln, wie Oomen (2004, 135) argumentiert. Dabei wird Staat und Nation gleichgesetzt und Nationalismus durch den Hass auf Andere genährt. Wallerstein (1991, 82) führt aus, dass Nationalismus durch jegliche Gruppe, die ihre Interessen gegen andere Gruppen außerhalb des Staates oder in einer Region des Staates mit staatlichen Mitteln durchsetzen will, als Rechtfertigung genutzt werden kann. Nationalismus kann also sowohl emanzipatorisch als auch repressiv eingesetzt werden (vgl. Brah 1996, 161-162; Mannur 2003, 287). Nach Balibar (1991) ist er dabei immer mit Rassismus verflochten. Rassismus lässt sich durch Nationalismus ausdrücken (vgl. ebd. 37). Die Abwertung derer, die nicht als zugehörig zur Nation verstanden werden, und das Höherstellen der Zugehörigen ist naheliegend. Abwertendes lässt sich auch in Bharats Verständnis von Patriotismus finden. Auf meine Frage, was für ihn Patriotismus bedeutete, erklärte er:

»So eine Art Stolz auf die Kultur. Auch die Einzigartigkeit des Landes. Ich meine, wenn man jetzt, wenn meine Eltern aus Bolivien kommen würden oder so zum Beispiel, da gibt es halt noch Tausend andere südamerikanische Länder, die irgendwie ähnlich sind. Das wäre in der Hinsicht nicht so was Besonderes. Aber Indien ist eine Hochkultur und existiert schon 3000 Jahre und hat auch Gandhi hervorgebracht und so diese ganze spirituelle Sache und das macht schon irgendwie was sehr Besonderes.«

Bharat ging es nicht nur darum, dass er sich dem Herkunftsland seiner Eltern und deren Kultur verbunden fühlte. Es ging ihm darum, dass Indien nicht nur für ihn, sondern ganz generell etwas Besonderes, etwas Besseres sei und er sich deswegen dazu bekenne. Um das zu argumentieren, machte er einen hypothetischen Vergleich mit Bolivien. Bharat implizierte, dass es kaum Grund gäbe, auf eine Herkunft aus Bolivien stolz zu sein. Eine ähnliche Hierarchie formulierte auch Anirban, wenngleich weniger absolut. Auch er sah Indien als etwas (objektiv) Besonderes an:

»Unsere Kultur ist eine sehr schöne Kultur und in der Tat, also, es hört sich jetzt blöd an, aber, natürlich hat jede Kultur ihre Existenzgrundlagen und ihre Berechtigung. Aber es gibt einfach Kulturkreise, auch Sprachen, wo ich sage, das möchte ich nicht, ja, da ist auch ein Versperren vielleicht. Also nicht, dass ich die Leute nicht gleichwertig ansehe. Aber damit möchte ich mich nicht näher beschäftigen, weil das völlig uninteressant ist. Es gibt auch Kulturen, zum Beispiel die chinesische Kultur, die arabische Kultur – das interessiert mich einfach und damit würde ich mich auch näher beschäftigen. Aber es gibt auch Kulturen, wo ich denke, das langweilt mich.«

Anirban und Bharat begründeten ihre patriotischen Gefühle damit, dass Indien eine besondere Hochkultur sei. Der Ausruf »Jai Bharat« und das Herausheben besonderer Errungenschaften Indiens passt zu dieser Einstellung. Auf Savita machte dies den Eindruck eines übertriebenen Nationalismus: »Ich hatte so den Eindruck dieses indischen Nationalismus, dass Inder stolz sein können auf ihr Land. Das wurde ein bisschen exzentrisch betrieben. Fast so wie bei der ersten Generation kam mir das vor.« So wie Savita vom Regionalismus und Communalism von Mitgliedern der zweiten Generation in Deutschland überrascht war, zeigte sie sich auch vom starken Nationalismus und der Verklärung Indiens auf dem Indernet überrascht. Noch etwas Anderes irritierte sie: »Ich glaube es kam auch noch was zu Ayodhya, wo Dinge erklärt wurden sehr sachlich und sehr nüchtern, wo ich mir so dachte, so kann man das auch nicht darstellen, so in dieser Einseitigkeit.« Auf genau welchen Artikel Savita sich dabei bezog, weiß ich nicht. In der Anfangszeit des Indernets gab es verschiedene Artikel, die sich auf die Zerstörung der Babri Moschee in Ayodhya im Jahr 1992 bezogen. Ayodhya steht für den Höhepunkt einer hindunationalistischen Kampagne, die nicht nur zur Zerstörung der Moschee, sondern auch zu Pogromen gegen Muslim_innen in ganz Indien führte (vgl. Jaffrelot 1996, 449-481). Savita war in dieser Zeit in Bombay, wo besonders schwere Ausschreitungen erfolgten und hatte die Gewalt direkt erlebt. Die nüchterne Berichterstattung über den Auftakt für einen der schlimmsten Pogrome in der Geschichte der indischen Republik empfand sie einseitig und (auf meine Nachfrage) verharmlosend.

Die Existenz nationalistischer/patriotischer Berichterstattung und das Tolerieren von hindunationalistischen Beiträgen beeinflussten, wer sich zum Indernet zugehörig fühlen konnte und wer nicht. So fühlten sich Manish, Devleena und Savita nicht ganz wohl mit der Berichterstattung und den Diskussionen in den Foren. Samira, deren Vater aus Pakistan stammte, wurde gar nicht erst zu einer Nutzerin. Sie hatte Redakteure des Indernets offline kennengelernt und sie als sehr Indien- und Hindubezogen wahrgenommen. In Diskussionen mit ihnen fühlte sie sich unwohl, mit ihrer Biografie nicht einbezogen, während sie sich im Rahmen der DIG engagierte und anerkannt sah.

1.4.8. Hindu-Nationalismus

Auch mir war die Berichterstattung zu Ayodhya verharmlosend erschienen. Auch ich war im Dezember 1992 zufällig in Indien gewesen, hatte mich später im Rahmen meines Studiums ausführlich mit dem Hindu-Nationalismus (vgl. Jaffrelot 1996; Basu et al. 1993) beschäftigt und mich auch danach damit auseinandergesetzt (vgl. Noorani 2001; Varadarajan 2002). Der Hindu-Nationalismus²⁰ folgt der Ideologie der Hindutva, die Indien als hinduistische Kultur definiert und von allen Inder_innen fordert, Indien sowohl als Vaterland als auch als Heiliges Land anzusehen. Für alle Religionen, deren Ursprung nicht in Indien liegt, ist dies nicht möglich. Die Ausgrenzung insbesondere von Muslim_innen – aber auch von Christ_innen – gehört damit zum Grundverständnis der Hindutva und hat wiederholt zu Pogromen geführt. Institutionalisiert ist der Hindu-Nationalismus im Bündnis Sangh Parivar. Zu diesem gehören die Kaderorganisation RSS (Rashtriya Swayamsevak Sangh), der sogenannte Welt-Hindu-Rat VHP (Vishva Hindu Parisad) sowie die Partei BJP (Bharatiya Janata Party). Die BJP vertritt dabei eine moderatere Politik als RSS und VHP, ist mit diesen aber eng verknüpft. Die BJP stellte von 1998 bis 2004 (also in der Anfangszeit des Indernets) den indischen Premierminister und gewann 2014 sowie 2019 wieder die Wahlen. VHP und RSS mobilisierten für die Wiedererrichtung eines Tempels für den Gott Ram in Ayodhya, der angeblich am Ort der Babri Moschee gestanden hatte, und waren für die Zerstörung der Moschee und die folgenden Pogrome verantwortlich. Die VHP war dabei auch im Ausland aktiv und warb unter anderem unter den indischen Migrant_innen in Deutschland für Unterstützung (vgl. Jürgenmeyer 1992; Dessai 1993, 22-24). Bis zur Zerstörung der Moschee in Ayodhya war sie damit erfolgreich und konnte auch unterstützende Grußworte aus der Dominanzgesellschaft einwerben (vgl. Jürgenmeyer 1992). Nach den Pogromen im Dezember 1992 rückten dann etliche (aber bei weitem nicht alle) Migrant_innen von einer offenen Unterstützung der VHP ab (vgl. Dessai 1993).

Vor diesem Hintergrund reagierte ich alarmiert auf alles, was mir wie eine Verharmlosung dieser rechten Ideologie und Politik vorkam. So betrachtete ich das Indernet kritisch, war besonders aufmerksam gegenüber Anti-Muslimischem sowie der Gleichsetzung von Indien mit Hindus und fragte in den Interviews nach Hindu-Nationalismus. Savita ging nicht so weit, dass von ihr Beobachtete als hindunationalistisch einzuordnen, für sie war es extremer Nationalismus mit Ausblendungen gegenüber hindunationalistischer Gewalt. Neha, die Indologie studiert hatte, widersprach vehement meinem Eindruck, dass das Indernet auch ein Ort für Hindu-Nationalismus war. Bernd, der beim Internetportal suedasien.info mitarbeitete, differenzierte zwischen verschiedenen Bereichen des Indernets. Auf

20 Für einen Überblick siehe auch Bhatt und Mukta (2000).

meine Frage nach seinem Eindruck des redaktionellen Teils des Indernets erklärte er:

»Ich fand es manchmal ein bisschen nationalistisch, was ich verstehen kann aus der Identitätsperspektive. Dass die Leute das alles so aus einer leichten Verklärung betrachten. Aber ich war auch mal im Chat, irgendeine religiöse Streitsache gab es da und da dachte ich: ›Oh Gott, das sind ja fast hindunationalistische Äußerungen!‹ Das fand ich gruselig. Aber das ist nicht so ganz in den Nachrichten oder in deren Berichten, die versuchen das schon so ein bisschen säkular und einheitlich, Vielfalt und so einen Ansatz zu erklären alles.«

Wie Savita fand auch Bernd die Artikel auf dem Iternet nationalistisch, aber nicht hindunationalistisch. Einen anderen Eindruck hatte er vom Chat. Die Nutzerin Nisha hatte Ähnliches im Forum wahrgenommen und war damit nicht alleine. Cricket forderte 2006 eine andere Nutzer_in dazu auf, ihre Threads »mit deinen hindunationalistischen, populistischen und verleumdenden, aus der Luft gegriffenen Aussagen [zu] verschonen«. In den interaktiven Teilen des Indernets (vgl. 2.2.3; 2.2.4) konnte es immer wieder zu hindunationalistischen Äußerungen bzw. Verharmlosung von Hindu-Nationalismus kommen. Mitra (1997, 65) beschreibt ähnliches für US-amerikanische Newsgroups von Migrant_innen aus Indien. Auf dem Iternet nahmen sie ganz unterschiedliche Formen an, wie eine Diskussion zu indischen Parteien im »Nachrichten und Medien«-Forum im Sommer 2002 illustriert. Rohit eröffnete diesen Thread mit dem Post: »Kennt sich einer etwas besser mit der indischen Politik aus? Ich kenne kaum eine Partei, außer der BJP? Welche Ziele verfolgen sie? Die Witwe (Italienerin) von Rajiv Gandhi. Ist sie politisch noch aktiv?« Aus diesen Fragen entwickelten sich im Wesentlichen drei Diskussionsstränge: einer über Sonia Gandhi und die Congress-Partei, einer über die BJP und andere rechte Parteien sowie einer über Sikhs. Mich beeindruckte dabei das allgemeine Unwissen über indische Politik verbunden mit einer Nähe zu rechten Parteien sowie das selbstverständliche Äußern von Anti-Muslimischem. Das Unwissen zeigte sich vor allem in der Diskussion über Sonia Gandhi. Zum Zeitpunkt der Diskussion war sie Präsidentin der Congress-Partei sowie Oppositionsführerin im Parlament, sie war also politisch höchst aktiv. Trotzdem wusste Rohit nur, dass sie Witwe von Rajiv Gandhi war, aus Italien stammte und Kinder hatte. Aus seinen und anderen Posts sprach eine implizite Abneigung gegenüber der Nehru-Gandhi-Dynastie²¹ sowie der Nicht-gebürtigen-Inderin. Für welche Partei diese Dynastie stand, wusste Rohit nicht. Auf eine sehr präzise Antwort von Larki reagierte er

21 Jawaharlal Nehru war der erste Premierminister Indiens. Seine Tochter Indira Gandhi wurde später auch Premierministerin und baute ihren Sohn Sanjay zu ihrem Nachfolger auf. Nach dessen Tod übernahm sein Bruder Rajiv diese Rolle. Als Rajiv bei einem Attentat ums Leben kam, trat seine Witwe Sonia in die Politik ein und später ihre Kinder.

nicht, stattdessen fragte er: »Gibt es in Indien solche Parteien wie die Republikaner? Also stark rechte?« Diese Frage kam für mich überraschend, da Bala schon auf Rohits Eingangsfrage geantwortet hatte: »Es gibt noch eine andere Partei namens Shiv Sena. Da sind die Thakerays zu Hause. Die verfolgen auch mehr Ziele, Moslems aus dem Land zu vertreiben. Bal Thakeray meinte einmal, dass er die Gedanken und Motive von A. Hitler teilt.« Mit dieser Beschreibung liegt es nahe, die Shiv Sena als »stark rechte« Partei einzuordnen. Rohit sah das entweder nicht so oder las die Antworten auf seine Fragen nicht genau. Er reagierte auch nicht weiter auf Bharats Einschätzung, dass die Shiv Sena »extrem rechts, gegen Muslime, stark Marathi-faschistisch« sei. Die BJP wiederum wurde von Ranga als »Mitte rechts (nationalistisch)« eingestuft und Bharat schrieb zu ihr: »Die BJP ist angeblich hindunationalistisch, entpuppte sich jedoch (zum Glück) eher als Schaf im Wolfspelz. Der Premier Atal Behari Vajpayee ist recht moderat.« Neben Larki war Bharat der Einzige dessen Antworten eine fundiertere Kenntnis indischer Politik zeigten. So hatte er auch Informationen über die Congress-Partei gepostet und erwähnt, dass es auch regionale und kommunistische Parteien gab.

Bharat beeindruckte nicht nur in dieser Diskussion durch Detailkenntnisse und ausführliche Faktenbeiträge. Als ich ihn zwei Jahre später interviewte, erfuhr ich, dass er sich intensiv mit hindunationalistischen Ideen auseinandergesetzt hatte. Seine indische Familie stand sowohl der BJP als auch der RSS nahe. Er war mit deren Ideologien schon als Kind vertraut gemacht worden. In seinen Ausführungen reproduzierte er viel hindunationalistische Rhetorik, distanzierte sich aber klar von jeder Gewalt. Er hatte sich ein Verständnis zusammengesetzt, dass ihm, der sich in Bezug auf deutsche Politik links verortete, erlaubte, die Grundlagen der Hindutva für richtig zu halten und gleichzeitig die Ausgrenzung von Minderheiten nicht als notwendige Folge zu sehen. Mit seinen Detailkenntnissen und Wortgewaltigkeit beeindruckte Bharat sowohl in Forendiskussionen als auch in Artikeln viele andere Nutzende und auch Redakteur_innen. Viele lasen seine Beiträge gerne. Als ich in Interviews über seine Nähe zum Hindu-Nationalismus sprach, waren viele überrascht bzw. sahen dies als unproblematisch an.

Savitri war eine der wenigen, die Hindu-Nationalismus als Problem bezeichnete. Auf meine Einschätzung, dass ich die meisten Nutzenden als eher apolitisch wahrnahm, antwortete sie:

»Das kann schon sehr gut sein, das ist mir auch wieder aufgefallen, weil da manchmal der sachliche Diskurs fehlt. Da merkst du dann schon, dass da irgendwelche Argumente aufgegriffen werden, die man eigentlich in Grund und Boden stampfen könnte, die nicht viel hergeben an Informationsgehalt.«

Die Diskussion um die indischen Parteien kann als Beispiel hierfür dienen. Obwohl die meisten offensichtlich wenig über indische Politik wussten, diskutierten sie miteinander und formulierten Wertungen. Jene, die mehr zu einem Thema zu

sagen hatten und wirkten, als ob sie viel wussten, konnten dabei Diskussionen prägen. Zu diesen Nutzenden gehörte unter anderem Bharat. In der Diskussion über die indischen Parteien war es auch Lion, der den dritten Diskussionsstrang mit folgendem Post startete:

»Sonia Gandhi spinnt meiner Meinung nach. In einem Interview sagte sie, wenn ich an die Macht komme, werde ich alle Sikhs ausrotten! (Wahrscheinlich rührt ihre Wut daher, dass ihre Schwiegermutter (Indira Gandhi) von zwei Sikhs umgebracht wurde. Warum wissen wir alle.)«

Es folgte eine Reihe von Nachfragen mit Erklärungen von Lion und anderen Nutzenden, unter anderem über den Kampf von (einigen) Sikhs für ein unabhängiges Khalistan. Nur eine Nutzer_in fragte nach der Quelle für das Interview, hakte aber nicht weiter nach als Lion sagte, dass er es in Zee TV gesehen hätte. Die mir unwahrscheinlich scheinende offene Gewaltankündigung von Sonia Gandhi blieb so unhinterfragt. Lion schrieb später in der Diskussion: »Ich kann nicht verstehen, warum Sonia Gandhi so eingestellt ist. Ohne die Sikhs gäbe es heute auch keine Hindus, sondern ganz Indien wäre muslimisch.« In dieser Aussage steckt zum einen die Annahme, dass Sonia Gandhi im Hinduismus einen besonderen Wert sah, zum anderen, dass der Islam ein akzeptiertes Feindbild war. Die Aussage führte zu Abwehr, aber nicht wegen des anti-muslimischen Gehalts. Ranga schrieb: »Ist etwas krass finde ich. Es gibt ja noch Jains, Christen usw.« und Paisa widersprach:

»Das stimmt nicht! Einer der größten Kämpfer gegen die Mogulherrschaft war Shivaji Maharaj, an seinem Königreich Maharashtra sind die Moslems nie weitergekommen! Deshalb gibt es südlich Maharastras kaum Moslems!«

Dass die Muslime gestoppt werden mussten, war Konsens. Die Frage war nur, wer dafür die Anerkennung verdiente. Sowohl Sikh-Aktivist_innen wie Vertretende eines starken Maharashtra wollten ihre Gemeinschaft mit dem Kampf gegen die Mogulen aufwerten. Ranga antwortete auf Paisas Post mit »Genau: Jai Shiva jee Maharaj (von dem erzählt mir immer mein Dad)« und fragte nach, ob Paisa auch aus Maharashtra stammte. Mit dieser Verehrung für Shivaji liegt es nahe, dass auch Rangas Vater dem Hindu-Nationalismus nahestand. Nicht nur für die Shiv Sena ist Shivaji ein wichtiger Nationalheld. Paisas Aussage, dass es südlich von Maharashtra kaum Muslime gäbe, entbehrt jeglicher Grundlage. So war das südlich gelegene Hyderabad ein muslimisches Fürstentum und gibt es in Kerala einen großen Bevölkerungsanteil von Muslim_innen. Aber auch diese Aussage wurde so hingenommen und nicht hinterfragt.

Über die Jahre kam es in den Foren wiederholt zu Diskussionen, ob bestimmte Argumentationen hindunationalistisch seien. So reagierte eine Nutzer_in 2001 in einer Diskussion zum Thema »Leitkultur (Hinduismus)« auf Beiträge von Indischer Held mit: »Wenn man dich so schreiben sieht, dann kommt gleich der erste

Gedanke ›Ist diese Person vielleicht ein Mitglied der Partei RSS?‹« Daraufhin kam es zu einer kontroversen Diskussion, wobei Indischer Held seine Position verteidigte und Mariam ihm zustimmte, dass Indien Hindustan sei, während Salman die These, dass Indiens Kultur hinduistisch sei, bedenklich nah am Verständnis der Shiv Sena sah. Zur gleichen Zeit warnte Indischer Held im Thread »Obacht! Hindu-Nazis im Netz« vor hindunationalistischen Aktivitäten im Internet, listete Links zu verschiedenen extremistischen Seiten auf und endete mit »Kein Fußbreit dem Faschismus!«. Wenn dies nicht ein geschickter Trick war, um die Links unterzubringen, ohne dafür angeklagt zu werden, zeigte es, dass die Einteilung in hindunationalistisch oder nicht, nicht so einfach war. Das zeigte sich auch in der Forumsdiskussion »Es gibt keinen Hinduismus« im Jahr 2006. Darin ging es auch um Hindu-Nationalismus. Proud schrieb irgendwann beleidigt: »Super. Früher oder später kommt es in diesem Forum immer dazu: meine Meinung wird als hindunationalistische Propaganda abgetan, nur, weil ich nicht mit allem einverstanden bin, was aus dem Hinduismus gemacht wird!«, worauf ihm Beta antwortete: »Erstaunlich! Diese Verletzbarkeit für jemanden, der mir noch vor kurzer Zeit hindunationalistische Propaganda vorwarf!« Hindunationalistisch zu sein, wurde auf dem Indernet also als Vorwurf verstanden. Die so Bezeichneten wehrten sich gegen die Zuschreibung und versicherten, keine radikalen Ansichten zu haben und Gewalt zu verabscheuen. Eindeutig gewalttätige Posts gab es auf dem Indernet selten. Offen zu seinen hindunationalistischen Verbindungen stand Indischer Kämpfer. Er schrieb wiederholt in den Foren darüber. In einer von Proud gestarteten Diskussion darüber, ob in Deutschland eine hinduistische Lobby gebraucht werde, führte er 2005 aus:

»Es gibt ja schon einige ähnliche Formationen/Organisationen, obwohl man nicht wirklich sagen kann, dass es Lobbys sind! Zum Beispiel Siva Sangh, bei deren Jugendseminar IndiaFirst und ich waren! Diese Gruppe ist sehr engagiert, besonders den Jugendlichen im Ausland eine Option zu bieten, den Hinduismus auszuleben!«

Auf diesen Post bekam Indischer Kämpfer sowohl interessierte als auch kritische Nachfragen und ging mit beiden souverän um. Er gab auch weitere Informationen über das Jugendseminar, das in der Nähe von Bonn stattgefunden hatte:

»Bei dem letzten Seminar haben wir knapp 30 € bezahlt, dafür hatten wir aber auch Unterkunft und Verpflegung für drei Tage! Es war ein Treffen, wo wir die Möglichkeit hatten, andere Interessierte zu treffen und mit ihnen zu diskutieren. Es wurden auch große Diskussionen mit der Leitung durchgeführt! Es waren auch ältere Leute anwesend, an die man sich immer wenden konnte! Es gab auch ein Angebot an körperlichen Aktivitäten: zum Beispiel konnte man traditionelle indische Spiele spielen oder indische Kampfkunst ausprobieren! Es fanden natürlich

auch Pujas und gemeinsame Gebete statt! Naja, das war jetzt eine kleine Zusammenfassung, ich fand es jedenfalls sehr gut!«

Seminare für Kinder und Jugendliche sind Teil der VHP-Aktivitäten gerade unter indischen Migrant_innen in westlichen Industrieländern. Mathew und Prashad (2000, 521) argumentieren, dass viele Migrant_innen in den USA Angst davor haben, dass ihre Kinder amerikanisieren und nach Möglichkeiten suchen, um ihre Kinder an Indien und indische Traditionen heranzuführen. Hindunationalistische Internetangebote, Kinder- und Jugendgruppen sowie Sommer-Camps machen dabei sowohl Eltern wie Kindern ansprechende Angebote. Den Eltern geben sie Antworten für ihre Kinder, die ihnen fehlen (vgl. ebd., 523; Rajagopal 2000, 473). Den Kindern bieten sie einfache und klare Angebote, indisch zu sein (vgl. Mathew und Prashad 2000, 521) und sich dabei überlegen zu fühlen (vgl. Rajagopal 2000, 474). Allerdings beschreibt Rajagopal (ebd. 477, 483-484) auch, dass die zweite Generation sich mit dem Hindu-Rechtsextremismus unwohl fühlt und die Sommer-Camps daher einen moderaten Ansatz haben. Dechs (1999, 78-87) Beschreibungen von durch die VHP in Deutschland angebotene Mädchen- und Jungengruppen sowie Jugendcamps zeigen, dass diese nicht ausschließlich kulturelle bzw. religiöse Inhalte vermittelten, sondern auch immer die hindunationalistische Ideologie. Die Veranstaltungen schienen dabei hierarchisch organisiert und darauf ausgerichtet, Disziplin und Gemeinschaftsgeist zu fördern. Wie aus den Beiträgen von Indischer Kämpfer deutlich wird, stärkten die Camps eine spezifische Hindu-Identität in Deutschland und vermittelten Argumentationen, um sich und anderen die Welt und den Hinduismus zu erklären. Dies wird 2006 auch deutlich in einem Post von Indischer Kämpfer in einer Diskussion zu »Indien/Pakistan«: »@X: Hindus sind Hindus, das lernst du als erstes in einem RSS Camp!« Und etwas später im gleichen Thread:

»@Z: Tut mir leid, ich versteh leider nicht ganz was du mir mitteilen willst? Dass Hindus nicht alle gleich sind? Das stimmt auf ihre Ausübung der Religion bezogen! Aber doch nicht auf ihren Wert als Hindu. Mein Kommentar war nämlich direkt auf X und seine dummen Aussagen bezogen. Er ist derjenige der versucht, den Standpunkt der RSS zu vertreten! Die RSS sieht aber keinen Unterschied zwischen Afghan Hindus und indischen Hindus und sonst irgendwelchen Hindus! Sie sehen auch die Sikhs als ihre Brüder. Ich war selbst in einem HSS Camp (europäischer Ableger der RSS), wo ich das mit eigenen Augen gesehen hab. Also glaub ich schon, dass ich weiß, wovon ich rede.«

Mit seiner Teilnahme am HSS Camp legitimierte Indischer Kämpfer immer wieder seine Aussagen und machte dies recht eloquent. Damit produzierte er in der Regel sowohl Widerstand als auch Zustimmung. Seine Zugehörigkeit zum Indernet

wurde aber nie in Frage gestellt. Vom Redakteur Samir erfuhr ich beim Interview, dass sich die RSS mit einer Kooperationsanfrage an die Redaktion gewandt hatte:

»Wir versuchen die national rechts gerichteten, wobei nicht nur rechts, sondern eigentlich auch links gerichteten Beiträge, die eindeutig Stellung beziehen, nicht zu bringen. Wir hatten zum Beispiel, ich weiß nicht, ob dir das schon jemand erzählt hat, wir hatten eine Anfrage für eine Kooperation von der RSS. Deutsches oder europäisches Amt von der RSS und denen haben wir gesagt, ›machen wir nicht‹.«

Aufgrund ihrer politischen Ausrichtung in Indien war die RSS für die Redaktion kein akzeptabler Kooperationspartner. In der redaktionellen Rubrik »Land und Leute« war sie allerdings zusammen mit der VHP, der BJP und anderen indischen Parteien verlinkt. Zudem war es Samir wichtig zu betonen, dass die Abgrenzung nicht nur gegenüber rechten, sondern auch linken politischen Aussagen erfolgte. In dieser Gleichsetzung kommt weniger eine Vorsicht gegenüber dem Hindu-Nationalismus zum Ausdruck als der Versuch, das Indernet als unpolitisch zu positionieren (vgl. Goel 2008a, 219–220). Samir hatte allerdings ein Gespür für hindu-nationalistische Positionen. Die Kooperationsanfrage kam von einer Organisation, die ihnen nicht bekannt war:

»Das war auch nicht so offensichtlich bei der Anfrage. Ich weiß nicht mehr, welcher Name das war. Aber ich habe dann erst mal, weil ich hatte irgendwie ein komisches Gefühl, war dann auch auf der Webseite ein bisschen recherchieren. Da habe ich dann gesehen, alles klar: RSS. Da habe ich dann die Redaktion informiert und wir haben gesagt, ›nein ist nicht‹.«

Die Kooperationsanfrage der RSS an das Indernet mag ein Versuch gewesen sein, sich auch im deutschsprachigen Internet besser zu vernetzen. Rai (1995), Lal (1999), Rajagopal (2000, 484–486) sowie Brosius (2004) beschreiben, wie Hindu-Nationalist_innen (US-amerikanische) virtuelle Räume nutzen, um ihre Ideologie zu verbreiten und eine diasporische Hindu-Identität zu fördern. Dabei propagieren sie offen Gewalt (vgl. Brosius 2004). Im deutschsprachigen Raum haben die Vertretungen des Sangh Parivar durch die Zerstörung der Babri Moschee in Ayodhya viel Unterstützung verloren und treten nicht mehr so offen auf (vgl. Dessai 1993). Dech (1999, 53–104) zeigt allerdings, dass sie weiter aktiv sind, weiter Zulauf haben und die Verstrickungen in Gewalttaten nicht allgemein bekannt sind bzw. nicht als problematisch angesehen werden.²²

22 Bei meiner Feldforschung zu einem anderen Thema begegnete mir 2019 in einer WhatsApp-Gruppe Werbung für ein HSS-Camp. Als ich das problematisierte, verteidigten Teilnehmende von vergangenen Camps diese als unproblematisch. Der Moderator akzeptierte diese Ein-

Das Indernet unterschied sich erheblich von hindunationalistischen virtuellen Räumen. Zu Religion gab es keine eigene Rubrik. Das Thema wurde in der Rubrik »Kultur und Gesellschaft« behandelt. Es gab Artikel zum Hinduismus, Islam, Sikhismus und indischen bzw. hinduistischen Festen. Dabei waren diese eher distanziert beschreibend und weit entfernt von der hindunationalistischen Interpretation des Hinduismus. In der Rubrik »Nachrichten und Medien« (vgl. 2.2.2) fanden sich Artikel zu einer Mischung aus hoher Politik und Konflikten sowie Vermischtem und Kuriosem, dazu gehörten auch nicht-wertende Beiträge zu Pakistan. In mehreren Artikeln wurde kommunalistische Gewalt aus Kreisen des Sangh Parivar kritisiert. So verurteilte der Politik-Redakteur in seinem Jahresrückblick für das Jahr 2002 die anti-muslimische Gewalt in Gujarat und explizit die Rolle des BJP-Politikers Narendra Modi (vgl. Varadarajan 2002). Die Redaktion veröffentlichte 2002 einen kritischen Leserartikel über hindunationalistische Gewalt sowie 2003 einen Bericht über eine von mir organisierte Konferenz zu Hindu-Nationalismus in Berlin.

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass der Redakteur Samir meiner Einschätzung widersprach, dass das Indernet Raum für hindunationalistische Einstellungen bot (vgl. Prolog 3). Meine Belege waren ihm zu dürftig. Weder unkritische Artikel über Ayodhya oder Subhas Chandra Bose noch das Fördern der Nationalsprache Hindi ließ er als Zeichen einer politischen Einordnung gelten. Ich war mir dabei weniger sicher, denn neben Samir propagierte dies vor allem der in hindunationalistischer Ideologie geschulte Bharat²³. Er tat dies nicht nur in Artikeln und Diskussionsbeiträgen, sondern durch sein Eintreten für die symbolische Hindi-Version des Indernets. Bharat erklärte, dass diese zwar kaum Besuchende und Inhalte hatte, sie ihm aber trotzdem wichtig war: »Es ist natürlich auch ein Zeichen. Ich finde es sehr wichtig, dass es wenigstens eine gibt, um dieses Zeichen zu setzen: Indien hat auch eine eigene Sprache und das ist Hindi.« Durch dieses Zeichen wurde das Indernet nicht zu einer hindunationalistischen Seite. Es öffnete mir aber den Blick dafür, dass politische Botschaften auch auf der Ebene der Struktur und des Designs der Seite enthalten waren und vermittelt werden konnten. Dies wiederum war problematisch, wenn die Mehrheit der Redaktion und Nutzenden sich nicht mit hindunationalistischer Rhetorik auskannte

schätzung. Der Rest der Gruppe, zu denen auch ehemalige Indernet-Nutzende gehörten, äußerte sich nicht.

- 23 Hindu-Nationalist_innen fordern eine Stärkung der Nationalsprache Hindi. Nach der Wahl 2014 war eine der ersten Meldungen, dass indische Diplomat_innen Hindi anstatt Englisch nutzen werden (vgl. <http://timesofindia.indiatimes.com/india/Hindi-may-be-the-new-lingua-franca-of-Indian-diplomacy/articleshow/36112447.cms> (17.06.14)). Im Juni 2014 diskutierte Rita Kothari auf dem Blog Kafila die symbolische Aufladung von Hindi als Nationalsprache (vgl. [http://kafila.org/2014/06/26/the-hindi-imbroglio-videshi-nationalism-rita-kothari/\(26.06.14\)](http://kafila.org/2014/06/26/the-hindi-imbroglio-videshi-nationalism-rita-kothari/(26.06.14))).

und damit verdeckte Botschaften (ob nun in Artikeln, Diskussionsbeiträgen, Aufbau oder Design der Seite) nicht erkennen konnte. So erklärte Devraj, der sich gegen Hindu-Nationalismus aussprach: »Ich habe mich mit Hindu-Nationalismus eigentlich noch nie so intensiv auseinandergesetzt. Der Punkt ist immer, sobald das in eine gewisse Richtung geht, die gewalttätig ist, halte ich ihn nicht für gut, auf keinen Fall.« Damit stimmte er mit Bharat überein, der ansonsten hindunationalistische Ideen begrüßte, und Anirban, der den BJP-Regierungschef Atal Bihari Vajpayee gut fand (und dessen Stellvertreter L.K. Advani für einen »zweiten Hitler« hielt). Offene Gewaltaufrufe oder -verherrlichung wurden auf dem Indernet nicht geduldet. Verdecktere Rechtfertigungen von Ausgrenzung (und damit letztendlich auch Gewalt) wurden nicht als problematisch angesehen, entweder aus politischer Überzeugung oder aus politischer Unbedarftheit. Verstrickungen in Gewalt standen nicht im Fokus und wurden tendenziell verharmlost, wie von Anirban als er über die Vajpayee-Regierung sprach:

»Das Einzige, was in einzelnen Teilen Indiens jetzt schlechter wird, ist die kommunale Gewalt gegen die religiösen Minderheiten. Das ist, glaube ich, auch ein Problem. Ich hoffe das reinigt sich von selber, aber ich glaube nicht, dass die Regierung dafür verantwortlich ist, sondern eher die lokalen Regierungen, dass die volksverhetzend oder religionsverhetzend wirken.«

Anirban benannte zwar zunehmende kommunalistische Gewalt als Problem, sah sie aber nicht als besonders gravierend. Vor diesem Hintergrund der Verharmlosung war es nur konsequent, dass hindunationalistische Beiträge in den interaktiven Foren nicht sanktioniert wurden. Beiträge zu Ayodhya, Subhas Chandra Bose, Atal Behari Vajpayee etc. wurden ohne eine kritische Auseinandersetzung mit den jeweiligen Verstrickungen in ausgrenzende Politiken und Gewalt veröffentlicht. So wurden vor den indischen Wahlen im Jahr 2014 Beiträge zum BJP-Kandidaten Narendra Modi publiziert, die sich nicht mit dessen Verstrickungen in die Pogrome in Gujarat beschäftigten, sondern sich vor allem auf seine wirtschaftlichen Erfolge konzentrierten. Dabei hatte Anirban mir 2004 zur Entlastung der Vajpayee-Regierung erklärt: »Vajpayee oder die Zentralregierung sind auf keinem Fall verantwortlich, sondern die lokale Regierung unter Modi. Da würde ich eher die Verantwortung setzen.« In der Wahlberichterstattung 2013/14 war von dieser Kritik nichts mehr zu merken. Modi wurde nun wie zuvor Vajpayee als Politiker wie alle anderen beschrieben, in den Hoffnung gesetzt werden konnte. Protest gegen diese Darstellung kam – soweit ich das überblicken konnte – nur von mir. Bharat hinterfragte, ob Modi wirklich wirtschaftlichen Fortschritt bringen würde, sah aber (wie die wenigen anderen Postenden) kein Problem in dessen Verstrickungen in die Pogrome. Ein Artikel zu Modis Wahl zum Premierminister im Sommer 2014 erwähnte, dass es »auch zahlreiche Kontroversen [gab], die ihm international kein gutes Ansehen bescherten« und konkretisierte diese mit »Gewalttätigkeiten zwi-

schen Hindus und Moslems im Jahre 2002 [...], bei denen in Gujarat 254 Hindus und 790 Moslems starben«. Die Wortwahl Kontroversen, der Verweis auf den internationalen Ruf und die Suggestion, dass es nicht um Pogrome gegen Muslim_innen, sondern um Gewalttätigkeiten zwischen Muslim_innen und Hindus ging, wirkten auch in diesem Artikel verharmlosend.

1.4.9. GreenCard-Inder und Pizza-Punjabis

Die Nutzenden und Redakteur_innen des Indernets wurden in Deutschland auf Konflikte in Indien angesprochen. Eine Redakteur_in nahm dies im Herbst 2003 als Aufhänger zu einem Kommentar mit dem Titel »Toleranz ein Wunschdenken?«. Sie beschrieb darin ihre Antwort auf solche Nachfragen:

»Friedliches und unvoreingenommenes Miteinander fernab von Gewalt und Hass seien die Grundprinzipien des indischen Zusammenlebens. Der Sog der – meist religiösen – fundamentalistischen Führer würde hauptsächlich einfache und ungebildete Menschen vereinnahmen und vergiften. Besonders die sogenannte aufgeklärte Oberschicht – erst recht die zweite Generation der in Deutschland lebenden Südasiaten – seien gegen die populistischen Parolen der Demagogen in Indien immun und gälten als Beispiel für ein Zusammenleben voller Toleranz und Verständnis.«

Im weiteren Kommentar stellte die Redakteur_in dann in Frage, ob die Inder_innen in Deutschland wirklich so tolerant seien, wie sie immer dachte. Mich interessiert dieses Zitat hier aber aus einem anderen Grund. In ihm steckt ein Aspekt der Selbstdarstellung, der schon im Abschnitt über Integration deutlich wurde: Klassismus. Mit Klassismus bezeichne ich das Machtverhältnis, das unterschiedliche Rechte, Privilegien und Marginalisierungen auf der Basis von (konstruiertem) Klassenstatus rechtfertigt (vgl. Kemper und Weinbach 2009). Dabei geht es nicht nur darum, dass diejenigen, die als Angehörige der Mittel- und Oberschicht angesehen werden, über mehr ökonomische Ressourcen verfügen als jene, die der Unterschicht bzw. Hartz IV zugeschrieben werden, sondern auch darum, dass der Klassenstatus mit unterschiedlichen Mentalitäten, Begabungen und letztendlich dem Wert der jeweils zugeschriebenen Individuen verbunden wird. Jene, die sich der Mittel- bzw. Oberschicht zugehörig fühlen, gehen davon aus, dass sie sich diesen Status verdient haben und andere ihn auch erreichen könnten, wenn sie sich anstrengen würden bzw. die notwendigen Talente hätten. Sie behaupten, dass sie gebildeter, vernünftiger, politisch überlegter etc. seien als jene aus der Unterschicht. Die Redakteur_in des Artikels zu Toleranz übernahm dieses Motiv. Religiöser Fundamentalismus und Intoleranz wurden als Problem der Unterschicht definiert, während die Oberschicht als ungefährdet von solchen politischen Ansichten konstruiert wurde. Die zweite Generation in Deutschland wurde dabei in der Ober-

schicht, also bei den Guten, verortet. Diese Einordnung passt zur Konstruktion der Migrant_innen aus Indien als Modellminderheit, die aufgrund ihrer hohen Bildung und beruflichen Engagements so erfolgreich und gut integriert sei. Inder_innen in Deutschland werden durch Medien wie das Indernet als akademische, beruflich erfolgreiche Mitglieder der Mittelklasse dargestellt (vgl. Skop 2014, 85). Das Indernet stärkte diesen Eindruck, indem der Fokus der Berichterstattung auf erfolgreichen Persönlichkeiten, Unternehmen und Organisationen lag. Der Wirtschaftsredakteur erzählte, dass er zu Wirtschaftsveranstaltungen wie der Internationalen Automobil-Ausstellung gehen würde und nach indischen Firmen suche:

»Habe dann geguckt, welche Firmen sind da, welche Stände sind da, ob man die interviewen kann. Was die hier zur deutschen Wirtschaft sagen können, wie sie sich etablieren. Wir haben auch Firmeninterviews gehabt oder andere indische Leute interviewt, die auf Manager-Level sind, wie die das Ganze sehen, was die als nächstes machen wollen. Also Vodafone, da ist der Chef Inder. Wir haben auch in Hannover auf der Cebit ein Interview gehabt mit den Leuten. Das war so, dass man schaut, wer sitzt denn da. Da war zum Beispiel auch ein Interview mit Josef Winkler, der ist Mitglied des Bundestages. Dass man da mal guckt, es gibt Inder, die jetzt auch mal in höheren Posten in Deutschland sind, bzw. dann auch mal Chefs von Firmen, die auch hier vertreten sind.«

Indische Migrant_innen wurden zudem von anderen Migrant_innen differenziert. Samir erklärte, dass die afghanischen Partyveranstaltenden einen schlechten Ruf hätten, weil Afghanen häufig in Schlägereien verwickelt seien und einer anderen sozialen Klasse als die »Durchschnitts-Inder« entstammten. Einer der afghanischen Partyveranstalter hingegen erzählte:

»Es ist nun mal so, dass Orientalen oder alles das, was mit Orientalen zu hat, und man kann die Inder miteinschließen, dass es da schon Probleme gibt, was die Sicherheit betrifft. Wenn man zu viel getrunken hat, dann geht es ab. Es ist so, dass viele männliche, jugendliche Leute, die neu nach Deutschland gekommen sind und irgendwie in Restaurants arbeiten oder was weiß ich. Es gibt auch bestimmte Regeln, wenn du ausgehst, wenn du mal im Restaurant sitzt, du kannst dich nicht einfach so benehmen, wie du gerade willst, du passt dich automatisch an und diese Kommunikation, die funktioniert bei vielen männlichen Indern nicht.«

Dieser Partyveranstalter kulturalisierte aggressives Verhalten und schloss dabei Inder (bzw. Punjabis) explizit ein. Wie Samir machte er zudem eine Klassenzuordnung. Es ging in seiner Beschreibung nicht um jene, die in Deutschland aufgewachsen waren, es ging auch nicht um die hochqualifizierten Zuwanderer, sondern um jene, die prekäre Arbeit in der Gastronomie ausübten (vgl. Goel 2014b). Prince, ein anderer Partyveranstalter, benannte als Problemgruppen neben Punjabis und Afghanis auch Tamilen und »Asylanten«, die aus anderen Milieus kä-

men, nicht richtig Deutsch könnten und anders als die zweite Generation Inder_innen seien. Er bezeichnete sie als »Asoziale«. Diese Zusammenstellung von natio-ethno-kulturellen Gruppen war nicht zufällig und nicht primär eine natio-ethno-kulturelle. Die Interviewten beschrieben vielmehr Menschen, die als Asylbewerber oder einfache Arbeitsmigrant_innen nach (West-)Deutschland gekommen waren. Viele hatten Anfang der 2000er Jahre noch einen prekären Aufenthaltstitel und nur zu schlecht bezahlten Arbeitsplätzen Zugang. Von diesen grenzten sich die Kinder der etablierten indischen Migrant_innen (und jene, die einer prekären Herkunft durch Erfolg zu entfliehen hofften) ab und erklärten sie zu Anderen. Prasad und Goel (2012, 183-184) führen aus, dass Gemeinschaftsbildung unter indischen Migrant_innen meist sehr schicht-homogen erfolgte und die Migrant_innen der Mittelschicht meist nicht thematisierten, wie ihnen ihr Klassenstatus geholfen hatte (vgl. Jain 2012, 166-167). Aufgrund dieser geschlossenen Kreise hatten viele Redakteur_innen des Indernets ein sehr einseitiges Bild von indischen Migrant_innen. Bharat erklärte:

»Das war vielleicht auch so ein falsches Bild, was man so hat. Irgendwie bin ich davon ausgegangen, dass die Inder eine ziemlich angepasste Ausländergruppe oder ethnische Gruppe in Deutschland sind. Alle Inder, die ich früher kannte, sind aufs Gymnasium gegangen, haben studiert. Nicht, dass jetzt jemand, der aufs Gymnasium geht, besser ist als jemand, der auf die Hauptschule geht. Aber es ist ja meistens so, dass man sozial doch geprägt ist. Dass man, wenn man auf der Hauptschule ist, dann mehr so kriminell und oder – ich will jetzt nicht pauschalisieren – eher so untere soziale Schicht ist.«

Bharat hatte eine klassistische Weltsicht. In seiner Unterscheidung von Gymnasiast_innen und Hauptschüler_innen verortete er Letztere nicht nur in der Unterschicht, sondern schrieb ihnen auch eine kriminelle Prägung zu. Als er auf dem Iternet auf Nutzende traf, die in einem Stil kommunizierten, den er der Unterschicht zuschrieb, war Bharat irritiert:

»Irgendwie widerspricht sich mein Bild aber total mit dem, was im Gästebuch zum Ausdruck gebracht wurde: Beleidigungen und diese Gangsta-Kultur. Obwohl andererseits, wenn man die Leute fragt, was sie denn so machen, sagen sie alle, ich studiere Medizin. Es ist ein bisschen komisch. Da ist irgendwie nicht so eine selbstbewusste anspruchsvollere Kultur entstanden.«

Bharat hatte einen bestimmten Habitus erwartet und wurde enttäuscht. Das Iternet befriedigte sein Bedürfnis nach Austausch mit Gleichen und der Förderung des Indischen nur zum Teil. Mich irritierte der Umgangston weniger. Er schien mir sowohl altersgemäß wie internetspezifisch. Allerdings merkte ich bei der Auseinandersetzung mit Klassismus, dass auch ich automatisch davon ausgegangen war, dass die Nutzenden aus der Mittelklasse kamen und einen mir vertrauten Bil-

dungsweg eingeschlagen hatten (vgl. Goel 2014b). Meine Standardannahme war, dass fast alle Kinder von indischen Migrant_innen studierten. Dieses Bild der zweiten Generation hatte sich bei Jugendseminaren und in meinen Netzwerken gebildet (vgl. Goel et al. 2012b, 17). Dass ich bei meinen Interviews auf etliche Redakteur_innen und Nutzende traf, die kein Studium anstrebten, die eine Ausbildung machten oder jobbten, fiel für mich unter Ausnahmen, die die Regel bestätigten. Ich recherchierte nicht weiter, ob meine Annahmen in Frage zu stellen seien. Ich konzentrierte mich mehr darauf, wie Migrant_innen aus Indien und ihre Kinder darauf bedacht waren ihren Klassenstatus zu wahren bzw. zu erhöhen und ihn zur Abgrenzung gegenüber weniger Erfolgreichen nutzten. Hierzu passte, was Neha über die Gemeinschaft der Malayalis erzählte:

»Man muss nicht mal lesbisch sein, um anders zu sein. Es reicht auch ein burschikoses Mädchen zu sein oder ein wildes Mädchen oder ein kurzhaariges Mädchen oder ein erfolgloses Mädchen. Das wäre auch schon ein Klischee, was wir Gott sei Dank nicht so erfüllt haben, aber auch das hätte schon gereicht. Das erinnert mich daran, dass ich eine Freundin hatte, die Einzige, die ich jemals kennengelernt hatte, die auf der Realschule war. Das war unfassbar, die werde ich nie vergessen.«

Neha beschrieb, dass sie in der Malayali-Gemeinschaft einem hohen Anpassungsdruck ausgesetzt war. Es gab sehr genaue Vorstellungen darüber, wie sich die Kinder und Jugendlichen zu verhalten hatten. Diese waren zum Teil vergeschlechtlicht und zum anderen auf Bildung und Karriere ausgerichtet. Während Neha und ihre Schwester den Geschlechternormen nicht entsprachen und dafür gemäßregelt wurden, fielen sie – zu ihrer eigenen Entlastung – nicht aus der Bildungsnorm. Das einzige Mädchen, das nicht auf ein Gymnasium ging, blieb Neha als außerordentliche Ausnahme im Gedächtnis. Die dominante Normannahme, dass alle studieren, war möglicherweise auch ein Grund, warum andere Bildungswege auf dem Indernet wenig zum Thema gemacht wurden. Solange sich die Nutzenden und Redakteur_innen nicht als Nicht-Gymnasiast_innen und Nicht-Studierende outeten, konnten sie davon ausgehen, dass die anderen sie für bildungserfolgreich halten würden. Der angenommene gleiche Klassenstatus gehörte zu den impliziten Vorstellungen, die selten bewusst wurden. So stolperte Devleena im Interview darüber, als sie erklären wollte, warum das Indernet erfolgreich sei:

»Weil, sie sagen die ganze Zeit, dass es für deutschstämmige Migrantenkinder und für GreenCard-Leute ist. Wobei mich dann ehrlich gesagt, wenn ich genauer darüber nachdenke, ärgert es mich, dass sie sagen, nur für GreenCard-Inder und nicht für Pizza-Punjabis oder so. Da habe ich noch gar nicht so drüber nachgedacht eigentlich und das finde ich auch wieder ein bisschen komisch.«

Erst im Interview wurde ihr deutlich, dass einfache Arbeitsmigrant_innen in prekären Arbeitsverhältnissen nicht zur Zielgruppe gehörten. Sie fügte eine Erzäh-

lung an, wie sie sich auf indischen Partys von indischen Migranten als Frau unangenehm angesprochen fühlte und sich in einem Dilemma sah, wie sie damit umgehen sollte (vgl. Goel 2014b). Dabei sprach sie nicht eindeutig aus, welche Migranten sie meinte, aus dem Kontext bekam ich aber den Eindruck, dass sie über »Pizza-Punjabis oder so« sprach.

Collins (2004, 113) stellt für die USA fest, dass einige asiatischen Gruppen als Modellminderheiten angesehen werden, nicht nur, weil sie bildungsorientiert und unternehmerisch sind, sondern weil sie an den Staat keine Forderungen stellen. Im deutschen Kontext schien die Unabhängigkeit von staatlichen Transferleistungen und der Status als Modellminderheit für die Redakteur_innen und Nutzenden des Indernets ein Aspekt der Besonderheit der indischen Migrant_innen. Diese Behauptung konnte aber nur aufrecht gehalten werden, indem (ökonomisch) nicht-erfolgreiche Migrant_innen aus Indien aus dem Konstrukt der indischen Community ausgeblendet wurden.

1.4.10. Gute und schlechte Migranten

Um als Modellminderheit, wertvoller Teil der Gesellschaft und gut integriert gelten zu können, nahmen etliche der Interviewten nicht nur eine Abgrenzung von den Punjabis vor, sondern grenzten sich auch von anderen Gruppen von Migrant_innen ab. Wie in der Diskussion zu Integration gezeigt wurde, erfolgte eine Abgrenzung vor allem gegenüber jenen, die als Türk_innen kategorisiert wurden. Diese galten als unintegriert, in Ghettos lebend und Grund für den schlechten Ruf von Migrant_innen. Bozdag (2013, 168) stellt ähnliche Abgrenzungen auf marokkanischen Diaspora-Webseiten fest. Auch dort betonen Nutzende, dass sie anders seien als Türk_innen und diese für den schlechten Ruf von Muslim_innen verantwortlich seien. Die Abgrenzung von Türk_innen ist damit nicht nur Teil von anti-muslimischem Rassismus. Türk_innen stehen in der Hierarchie von Abwertungen in Deutschland offensichtlich weit unten. Die Differenzierung von guten und schlechten Migrant_innen fand sich auch im Indernet-Forum wiederholt. So schrieb Suuper 2005 in einer Forumsdiskussion:

»Richtige« und wenige Ausländer in einem Land schüren weniger Hass. Aber so, schau dir doch mal die Türkenghettos und Russenviertel hier an! Noch dazu beherrscht von ihnen, die sich als Möchtegern-Mafioso sehen, als Gangster, jeden dumm anmachen, der ihnen in die Quere kommt. Klar, dass es somit Inländer gibt, die so was nicht gerne sehen.«

Zu viele, falsche und tendenziell kriminelle Migrant_innen sah Suuper dafür verantwortlich, dass es Hass gegen Migrant_innen gab. Interessant ist, dass si_er im Gegensatz zu den »Ausländern« von »Inländern« und nicht von Deutschen spricht. Möglicherweise reiht si_er sich selbst in die Reihe der Inländer_innen ein, die die

falschen Migrant_innen nicht gerne sehen. Auch Bharat konstruierte andere Migrant_innen, spezifisch muslimische, als Gegensatz zu den erfolgreichen Inder_innen. So schrieb er Ende 2000 in einer Diskussion zum Verhältnis von Hindus und Muslim_innen in Indien:

»Der Islam ist eine den Fortschritt eher hemmende Religion. Muslims in Deutschland (z.B. die Türken) haben auch nicht gerade viel auf die Beine gestellt. So gibt es ja z.B. indische Bürgermeister in Deutschland, aber keine türkischen.«

Die Überlegenheit der Inder_innen gegenüber anderen Migrant_innen fand sich auch in anderen Aussagen. Proud schrieb 2005 in einer Diskussion: »Ich finde es so diskriminierend, immer von allen als Türke angesehen zu werden«. Grace erklärte mir im Interview, warum ihr das Indernet gefiel: »Dadurch, dass die Inder nicht wie Ausländer sind in Deutschland, die so typisch sind, wie so, sag ich jetzt mal, Türken, Italiener oder Jugoslawen, fand ich das gut.« Abgrenzungen erfolgten nicht nur gegenüber Muslim_innen sondern gegenüber den als Gastarbeiter_innen angeworbenen und anderen stark marginalisierten Gruppen. Die Inder_innen wurden als anders und besser angesehen und wollten so auch wahrgenommen werden. So ging es Proud sicher nicht nur darum, dass er falsch zugeordnet wurde, sondern dass er als Modellminderheits-Inder wahrgenommen werden wollte.

Thattamannil (2012, 177-178) kritisierte eine Teile- und-Herrsche-Strategie bei indischen Migrant_innen und ihren Kindern. Die koloniale Herkunft dieser Strategie hat bereits Mysorekar (1993) beschrieben und dabei dargestellt, wie Menschen aus Südasien von der Kolonialmacht als Puffer zwischen den Herrschenden und anderen Kolonialisierten genutzt wurden. Die Abgrenzung zwischen Inder_innen und anderen Marginalisierten hat damit schon eine längere Geschichte und wurde zur Stabilisierung der Kolonialmacht genutzt. Sowohl Thattamannil (2012) als auch Mysorekar (1993) plädieren dafür, sich dagegen zu wehren, sich solidarisch mit anderen Ausgegrenzten zu zeigen und so die herrschenden Machtverhältnisse zu bekämpfen. Individuell kann es allerdings eine erfolgversprechende Entscheidung sein, bei der Differenzierung mitzumachen. So beschreibt Riegel (2003, 63), wie sich junge Christinnen gegenüber Musliminnen abgrenzen, um als emanzipiert zu gelten. Prasad und Goel (2012, 188) stellen fest, dass es kaum eine bessere Möglichkeit der Integration gebe, als bei der Ausgrenzung von Muslim_innen mitzumachen.

Der virtuelle Raum hatte bei der Sonderstellung der Inder_innen eine besondere Bedeutung. Nakamura (2002, 22) argumentiert, dass südasiatische Computer-expert_innen als exemplarische IT-Fachleute konstruiert werden, die zur Lösung von Problemen genutzt werden könnten. Sie sind damit nicht nur Teil einer Modellminderheit, sondern dienen auch als Ressource für die globalisierte Ökonomie (vgl. ebd. 25). Vor diesem Hintergrund war es kein Wunder, dass sich viele der Interviewten mit Computer-Inder_innen gleichsetzen ließen, sich aber von Pizza-

Punjabis abgrenzen wollten. Rassismen und Klassismen der Kinder von indischen Migrant_innen verbanden sich mit dem Wunsch, in der Verwertungslogik des Integrationsdiskurses erfolgreich zu sein, und führten so zu einer Abwendung und Abwertung von anderen Migrant_innen. Da die Differenzierung zwischen guten und schlechten Migrant_innen wiederholt an unterschiedlichen Orten im Indernet auftauchte, konnten sich auf dem Indernet nur jene fraglos zugehörig fühlen, die sich selber zu den guten Migrant_innen (oder zu den Nicht-Migrant_innen) zählten.

1.4.11. Fazit: (Un)Eindeutigkeiten

Einen Raum der natio-ethno-kulturell Gleichen herzustellen ist nicht einfach, denn es ist alles andere als klar, wer zu den natio-ethno-kulturell Gleichen gehört. Die Gleichen müssen erst als Gleiche konstruiert werden, damit sie sich auch als solche empfinden können. Auf dem Indernet waren diese Gleichen durch die fiktive Standard-Nutzer/in bestimmt. Dabei war dieser Referenzpunkt notwendigerweise unklar in seiner genauen Ausgestaltung und variabel in seinen Ausprägungen. Nur durch diese Diffusität konnten Nutzende sich ihm aus unterschiedlichen Positionierungen verbunden und sich unter Gleichen wahrnehmen. Gleichzeitig war die Figur der Standard-Nutzer/in keine beliebige und nicht alle konnten sich zugehörig fühlen. Das Indernet war nicht primär ein rassismuskritischer Raum, der natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeitsordnungen grundsätzlich in Frage stellte. Es war eher ein Raum, in dem innerhalb der Norm der eindeutigen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit ein Platz für die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen mit Zugehörigkeitskontexten Deutschland (sowie der Schweiz und Österreich) und Indien geschaffen werden sollte.

Auf dem Indernet ließen sich Bemühungen feststellen, die eigene Zugehörigkeit eindeutig zu klären. Dominant waren dabei Versuche, sich als essentiell indisch zu definieren. In sich konsistent konnte dies aber nicht erfolgen. Sich darauf zu berufen, genetisch von Inder_innen abzustammen und mit den kulturellen Praktiken vertraut zu sein, führte nicht unbedingt dazu, als gleich anerkannt zu werden. Auch die Vorstellung, was Indien bedeutete, war diffus und höchst unterschiedlich. Insbesondere von der Redaktion gab es Bemühungen, eine pan-indische Plattform ohne regionale Aufspaltungen zu schaffen. Zudem wurde von vielen Redakteur_innen der gesamte indische Sub-Kontinent als Indien verstanden. So ermöglichte das Indernet auch natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen mit verschiedenen Zugehörigkeitskontexten in Südasien ein Gefühl der Zugehörigkeit. Gleichzeitig reproduzierte diese Form der Inklusivität Ausgrenzungsmechanismen der indischen Dominanzgesellschaft und der dominanten Position Indiens in Südasien. Ein patriotisches Bekenntnis zur imaginierten Herkunft Indiens ging tendenziell mit einer Abgrenzung von Pakistan und Muslim_innen einher. Damit wurden

sowohl Feindbilder aus Indien als auch aus Deutschland aufgenommen. So wurde der Nachweis der gut integrierten Modellminderheit in Deutschland über eine Abgrenzung von ungewollten Migrant_innen (insbesondere Muslim_innen und sozioökonomisch marginalisierten Migrant_innen) geführt.

Identitäten sind, wie Anthias (2009, 12) argumentiert, immer durch ihre Lokalisierung bestimmt. Im Fall des Indernets war dies nicht nur Deutschland und das Internet, sondern unter anderem auch die Klassenposition der Nutzenden. In und aus einem bestimmten Kontext und bestimmten Erfahrungen wird das Wir sowie die Anderen konstruiert (vgl. Anthias 2008, 8). Dabei geht die Annahme der Gemeinsamkeit innerhalb der Gemeinschaft mit der Abgrenzung gegenüber Anderen einher. Wie Cohen (1985, 12) ausführt ist die Grenze keine eindeutige, sondern eine vorgestellte, die unterschiedlich wahrgenommen und mit Bedeutung gefüllt wird. Dabei gewinnen laut Cohen (ebd. 50) die Darstellung sowohl von Gemeinschaft als auch von ihren Grenzen an Bedeutung, je mehr die Gemeinschaften und ihre Grenzen unklar und verschwommen werden. Das heißt, je mehr die nation-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen das Gefühl hatten, es sei unklar, wer Inder_innen (der zweiten Generation) waren, desto eher tauchte das Bedürfnis der genauen Definition auf. In Anlehnung an Rommelspacher (1998, 33) lässt sich zudem argumentieren, dass der Aufbau einer Gemeinschaft nicht dazu führte, dass sich die Nutzenden und die Redaktion mit diesem Erfolg zurücklehnen konnten. Stattdessen mussten sie sich anstrengen, das Erreichte zu bewahren und gegen die Ansprüche von Anderen zu verteidigen. Mecheril (2003, 194) weist darauf hin, dass die Teilhabe an einer Gemeinschaft ein normatives Einverständnis voraussetzt, das ungleiche Verhältnisse billigt. Fraglose Wirksamkeit kann nach Mecheril (ebd. 195) nur erlangt werden, wenn den vorherrschenden Dominanzverhältnissen zugestimmt wird. So verwundert es nicht, dass das virtuelle Zuhause ebenso prekär wie ausschließend ist und die Öffnung von einigen Grenzen mit der Stärkung von anderen einhergeht (vgl. Kuntsman 2009, 1-5).

Ausschlüsse aus der Gemeinschaft der Gleichen können dabei auf unterschiedliche Weisen erfolgen. Zum einen werden ex- oder implizit Kriterien für die Zugehörigkeit aufgestellt. Hierzu gehörten auf dem Indernet Vorstellungen davon, wer als Inder_in der zweiten Generation gelten konnte und damit zur primären Zielgruppe des Internetportals gehörte. Dies schloss zum einen all jene aus, die sich nicht als Inder_innen (der zweiten Generation) verstanden. Hierzu gehörten zum Beispiel viele, die sich als Pakistanis (der zweiten Generation) verstanden und eher Plattformen wie pak24 nutzten. Dieser Ausschluss war nicht problematisch, da diese Gruppe von Menschen gar nicht als zugehörig anerkannt werden wollte. Problematisch wurde es dort, wo Menschen sich zugehörig fühlten (wie Afghani, Adoptierte, Menschen mit geringem kulturellem Wissen über Indien, Muslim_innen sowie einige Pakistanis), ihre Zugehörigkeit aber nicht fraglos anerkannt oder sogar explizit abgelehnt wurde. Dabei waren die Grenzen der Zugehörigkeit nicht

eindeutig festgelegt, sie verschoben sich je nach Kontext und Akteur_in. Cohen (1985, 15) führt dazu aus, dass die Grenzen von Gemeinschaften zwar symbolisch geteilt werden (und Gemeinschaft so geschaffen wird), aber nicht alle sie mit der gleichen Bedeutung belegen. Die Wahrnehmungen der Grenzen werden erst in den Interaktionen konstituiert (vgl. ebd. 13).

Zum anderen werden bestimmte Umgangsweisen mit Gemeinschaft und Zugehörigkeit als Norm gesetzt. Gemeinschaft kommt immer auch mit Beschränkungen einher. Auf dem Indernet gehörte hierzu, dass natio-ethno-kulturelle Essenz und Nationalismus als selbstverständlich angesehen wurden. Diese Einstellung spiegelte sich sowohl in den redaktionellen wie interaktiven Beiträgen. Abweichende Meinungen kamen vereinzelt vor, erhielten aber kaum positive bzw. überhaupt Resonanz. Mit grundsätzlicher Kritik an natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitsordnungen oder anderen machtkritischen Beiträgen konnten keine angeregten Diskussionen initiiert werden und eine Nutzer_in damit nicht Teil der Indernet-Gemeinschaft werden. Kritische Stimmen wurden zwar nicht entfernt, aber weitgehend ignoriert und damit sinnlos. Eine Gemeinschaft, in der man sich nicht ausdrücken kann bzw. in der die eigene Position unhörbar gemacht wird, verschafft kein positives Gefühl der Zugehörigkeit, wie Gajjala (2008, 43) feststellt. Für manche waren diese Ausschlüsse unproblematisch, andere reagierten auf sie, indem sie den virtuellen Raum verließen. Andere wiederum betraten das Indernet erst gar nicht, da sie nicht davon ausgingen, dass sie mit der politischen Ausrichtung einverstanden sein würden. So fühlten sich nicht alle, denen auf dem Indernet Zugehörigkeit aufgrund von natio-ethno-kulturellen Kriterien zugesprochen worden wäre, von diesem Angebot angesprochen.

Die Abwesenheit jener, die als nicht zugehörig konstruiert wurden, und jener, die die Konstruktionsmechanismen hinterfragten, zusammen mit einer Unschärfe darin, wer genau Inder_innen der zweiten Generation waren, ermöglichte es wiederum eine Gemeinschaft von Inder_innen der zweiten Generation zu imaginieren. Störende Stimmen wurden ausgeschlossen und Inkonsistenzen durch unklare Grenzen verdeckt. Die (Un)Eindeutigkeiten ermöglichten es vielen, sich einen Raum der Zugehörigkeit zu schaffen und grenzten einige von dieser Möglichkeit aus.

1.5. Das heteronormative Indernet

1.5.1. Heteronormativität und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit

Beim Indernet war mir wiederholt aufgefallen, dass Frauenköpfe oder -körper zur Illustration benutzt wurden. Der Designer erklärte 2004 zu dieser Praxis:

»Die Standardflyer von indischen Partys sind immer so, dass da eine Inderin drauf ist, eine Schauspielerin. Das hatten wir ganz am Anfang auch mal. Da hatten wir auf der Navigationsleiste im Hintergrund einen Frauenkopf, einen halben. Aber das haben wir schnell rausgenommen, weil im Grunde genommen ist das albern, weil das ist nur dieses Klischee und das wollen wir nicht unterstützen. Wir wollen richtig die indischen Elemente mit in das Design einbringen, anstatt nur irgendwelche Klischees zu bedienen.«

Frauenköpfe und -körper waren auf dem Indernet trotzdem präsent, zum einen in einzelnen Designelementen, zum anderen in der Bebilderung von Berichten, Partyankündigungen und Werbung. Basierend auf Yuval-Davis (1997) Analyse der Verbindung von Nation und Gender verstehe ich das nicht nur als ein Zeichen von fehlendem innovativem Design, sondern vielmehr als Teil der Logik der Repräsentation von Nation und natio-ethno-kultureller Gemeinschaft.

So wie Fragen von natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit durch das Machtverhältnis Rassismus geregelt werden, werden Fragen von Geschlecht und Sexualität durch das Machtverhältnis Heteronormativität (vgl. Butler 2007; Hartmann et al. 2007; Menon 2007) reguliert. Heteronormativität setzt Zweigeschlechtlichkeit, also die eindeutige Zuordnung von Menschen zu den Kategorien Mann und Frau, sowie Heterosexualität als gesellschaftliche Norm. Wie Rassismus strukturiert Heteronormativität die Gesellschaft, ist in ihren Institutionen verankert und wird durch Handeln entsprechend der Normen reproduziert. So hatten die Nutzenden, wenn sie sich im Forum registrierten, die Option sich als männlich oder weiblich zu kategorisieren. Ihr gewähltes Geschlecht wurde bei jedem Post prominent unter ihrem Nick und Avatar angezeigt. Jede Nutzer_in musste sich so entscheiden, ob si_er sich in der Zweigeschlechtlichkeit eindeutig verorten wollte oder die Angabe verweigerte. Mit dieser Wahl der Geschlechtsdarstellung beeinflussten sie, wie sie von anderen wahrgenommen und welche Erwartungen an sie gestellt wurden. Die Kategorisierungen Mann und Frau rufen in der heteronormativen Ordnung bestimmte Bilder über Körper und Verhalten auf. Zudem birgt die heteronormative Setzung der Zweigeschlechtlichkeit die Annahme in sich, dass Männer und Frauen komplementäre gesellschaftliche Aufgaben haben und diese nur in heterosexuellen Beziehungen erfüllen können. Geschlecht und Sexualität sind damit nicht nur eine private Angelegenheit, sondern eine gesellschaftliche. Abweichungen von Normen werden gesellschaftlich wahrgenommen und sanktioniert.

Heteronormativität und die heterosexuelle patriarchale Familie legen einen wesentlichen Grundstein für die Ausbildung von Nationen. Durch sie werden Identität, Zugehörigkeit und Ressourcenverteilung geregelt (vgl. Menon 2007, 38). Yuval-Davis (1997) analysiert, wie in der Nationenbildung Männern und Frauen unterschiedliche, sich ergänzende Aufgaben zugeteilt werden. Sie argumentiert, dass Frauen die Nation sowohl biologisch als auch kulturell reproduzieren müssen. Das heißt, sie müssen sowohl legitime Kinder von natio-ethno-kulturell richtigen Vätern gebären als auch natio-ethno-kulturelle Praktiken (wie Rituale, Kleidung etc.) ausführen und weitergeben. Zudem verkörpern sie die Nation und müssen daher deren Reinheit wahren. Ersteres erklärt, warum traditionelle Frauenabbildungen für indische Veranstaltungen in Deutschland genutzt werden. Die Abbildungen stehen als Symbol für die indische Nation und die natio-ethno-kulturelle Verankerung der Veranstaltungen. Daher konnten sie auch auf dem Indernet nicht fehlen. Allerdings verkörperten die Frauendarstellungen auf dem Indernet nicht primär ein traditionelles, sondern ein modernes Bild von Indien²⁴. Chatterjee (2012b) hat herausgearbeitet, wie im antikolonialen Kampf das Konstrukt der neuen indischen Frau entstand (vgl. Gajjala 2003, 47-49; Castro Varela und Dhawan 2006, 429-433). Er argumentiert, dass im Kampf gegen die britische Kolonialmacht verhandelt werden musste, wie mit Wissen und Praktiken aus dem Westen umgegangen werden sollte. Ein wichtiges Themenfeld war dabei das Bild der unterdrückten indischen Frau, das von den Kolonisierenden als Rechtfertigung für ihre Kolonialherrschaft genutzt wurde (vgl. Castro Varela und Dhawan 2009, 11-13). Die anti-kolonialen Nationalist_innen reagierten laut Chatterjee (2012b) hierauf, indem sie eine Dichotomie zwischen dem Materiellen und dem Spirituellen bzw. zwischen dem Außen und dem Innen betonten. Die Männer waren – ähnlich wie in Yuval-Davis Analyse – für das Materielle und den Außenbereich zuständig. Sie mussten sich an die Verhältnisse anpassen und dabei potentiell auch westliches Wissen nutzen bzw. westliche Praktiken ausführen, um für die Unabhängigkeit zu kämpfen. Den Frauen hingegen wurde das Spirituelle und der häusliche Bereich zugeordnet. Sie sollten das, was als indische Tradition konstruiert wurde, erhalten und dabei ihre Reinheit bewahren. Diese Reinheit wiederum musste von den Männern geschützt werden (vgl. Yuval-Davis 1997). Chatterjee (2012b) argumentiert, dass so das Bild der neuen indischen Frau sowohl in Abgrenzung zum Westen als auch zu niedrigeren Klassen konstruiert wurde. Solange sie spirituell rein blieb, durfte sie auch das Haus verlassen und ihrer Aufgabe nachgehen. Eine neue patriarchale Ordnung mit neuen Anforderungen an Männer wie an Frauen entstand.

24 In Goel (2008a) analysiere ich, welches Bild von Indien auf dem Indernet imaginiert wird (vgl. 2.4.3). Der Bezug auf ein modernes urbanes Indien scheint dabei ähnlich wie die Verhandlung von urbaner indischer Weiblichkeit bei Miss India Wettbewerben (Dewey 2008, 10).

Heteronormativität spielt im Kontext von Migration eine wichtige Rolle (vgl. Goel 2013b). Da Migration aus dem globalen Süden in den globalen Norden in der Regel nicht nur mit Veränderungen des sozialen Umfelds, sondern auch mit rassistischen Ausschlüssen (vgl. Palriwala und Uberoi 2008, 40-45) verbunden ist, suchen viele Migrant_innen Geborgenheit in einer Gemeinschaft von natio-ethno-kulturell Gleichen. Um in einer solchen Gemeinschaft anerkannt zu werden, müssen sie sich allerdings auch deren heteronormativen Anforderungen unterordnen. Wie Nationen erfordern natio-ethno-kulturelle Gemeinschaften, dass sie fortlaufend biologisch und kulturell reproduziert werden. Daher gelten auch in ihnen heteronormative Vorgaben für Geschlechterperformanz (vgl. Abraham 2008, 308-309) und Beziehungsregeln (vgl. Palriwala und Uberoi 2008, 41). Der heteronormativen Familie wird dabei sowohl von der natio-ethno-kulturellen Gemeinschaft als auch von der Dominanzgesellschaft eine zentrale Rolle im Bewahren der Gemeinschaft zugeschrieben (vgl. Abraham 2008, 309).

Das hat Auswirkungen auf die Familien der indischen Migrant_innen in Deutschland (vgl. Goel 2013b; Goel 2011b, 309-312), wie an Nehas Ausführungen deutlich wurde: »Klar, dass dann andere indische Eltern auf meine Eltern zukommen und sagen: ›Eure Töchter sehen aus wie Jungs. Die tragen keine Goldketten und haben keine langen Haare.‹ Oder: ›Eure Töchter brüllen immer so laut und benehmen sich wie Jungs.‹ Solche Sachen.« Die von der Norm abweichende Geschlechtsperformanz führte dazu, dass Nehas Eltern zur Kontrolle und Disziplinierung der Töchter aufgefordert wurden. Eine fraglose Zugehörigkeit zur Gemeinschaft war mit diesen Abweichungen nicht möglich, weshalb sich Neha später, als sie selbst über ihr soziales Umfeld entscheiden konnte, von ihr fernhielt.

Für andere waren es gerade Räume der zweiten Generation, die es ihnen ermöglichten, sich der Kontrolle der Eltern zu entziehen. So erklärte Nancy: »Dadurch, dass es indische Partys gab, habe ich auch die Erlaubnis von meinen Eltern bekommen, auf Partys zu gehen. Meine Eltern sehen dann: ›Ok, Inder‹ und denken sich: ›Ok, da dürfen die hingehen.‹« Nancys Eltern stellten sich wohl vor, dass nur Inder_innen, die ihrem Bild von angemessenem Umgang mit ihrer Tochter entsprachen (gleiche Herkunft, Religion, Klasse, Normen etc.), auf diese Partys gingen. Dies war wohl bei den wenigsten Partys der Fall. In der Regel trafen unterschiedliche Menschen (nach natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit, Aufenthaltsstatus, Migrationsgeschichte, Klassenzugehörigkeit etc.) aufeinander (vgl. Goel 2014a). Ganz bestimmt waren die Partys auch Orte des Flirtens und der Partner_innensuche – und stellten damit Gefahren für die angestrebte Reinheit der Töchter dar.

Zum Flirten und zur Partner_innensuche, sowie für die diskursive Versicherung der eigenen Heterosexualität wurden auch die interaktiven Bereiche des Internets viel genutzt. Zudem wurde dort über Fragen der Kontrolle und Disziplinierung durch die Eltern sowie über Beziehungsfragen diskutiert. Schließlich gab es

eine eigene Frauenrubrik im redaktionellen Bereich sowie ein damit verbundenes Forum. Fragen von Geschlecht und Sexualität wurden damit auf dem Indernet an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichem Fokus verhandelt.

1.5.2. Die Frauen-Rubrik

In mehreren Interviews betonten Redakteur_innen, dass beim Indernet jede_r das Themenfeld übernehmen konnte, für das si_er sich am meisten interessierte und für das si_er am kompetentesten war. Rahul erzählte: »Das Genialste dabei ist, dass eigentlich jeder aus seinem Bereich, zum Beispiel X macht die Frauenrubrik und vorher hatten wir auch noch Y dazu gehabt. Nein, ich glaub Y war bei Ereignissen oder so was.« So ordnete Rahul Y, die erste Unterhaltungsredakteurin, erst der Frauenrubrik zu, wurde dann unsicher und versuchte es mit der Zuordnung zum Veranstaltungskalender. Erst als ich ihm sagte, dass Y in der Unterhaltungsrubrik war, fiel ihm der Name der anderen Frauenredakteurin ein. Es schien für ihn naheliegend, dass Redakteurinnen für die Frauenredaktion zuständig waren und sich dafür auch interessierten. Diese Einschätzung wurde von einer Unterhaltungsredakteurin geteilt, die erzählte:

»Wenn da kein Interesse da ist, fehlt automatisch die Kompetenz. Bei mir ist es mit Bollywood so, dass das Interesse nicht erst durch das Indernet entstanden ist, sondern das war angeboren, keine Ahnung. Genau wie bei den anderen: Z ist sehr engagiert in Sachen indische Politik, XY mit den ganzen PC-Aktionen, X über diese Frauensachen. Jeder hat da schon sein Spezialgebiet zufällig gefunden, weil er gut reingepasst hat.«

Die Unterhaltungsredakteurin fühlte sich kompetent in ihrem Bereich und war damit zufrieden. Bei den anderen Redakteur_innen – und hier erwähnte sie wie Rahul explizit die Frauenredakteurin X – hatte sie den gleichen Eindruck. So entstand in den Interviews der Eindruck, dass die Frauenredakteurinnen sich mit ihrer Rubrik identifizierten und begeistert dabei waren. In einer internen Chronik aus dem Jahr 2013 las ich zudem, dass die Frauenrubrik auf Initiative der Frauenredakteurinnen eingeführt wurde. Letztere erzählten mir in den Interviews allerdings etwas ganz Anderes:

»Die Jungs hatten beschlossen, es müsste eine Frauenrubrik geben. Und da wir so ziemlich die einzigen Mädels am Anfang waren, haben wir uns da auch nicht irgendwie diskriminiert gefühlt. Da haben wir gesagt, ja das machen wir, ist ja auch spannend, wenn das so ist.«

Solche Ausführungen finden sich in allen Interviews, die ich mit Frauenredakteurinnen geführt hatte. Keine wollte von selbst diesen Bereich übernehmen. Alle waren von anderen Redakteuren dazu aufgefordert worden, den Bereich zu überneh-

men, und konnten sich damit arrangieren. Ihnen schien einleuchtend, dass Frauen diesen Bereich übernehmen sollten und da es wenige Frauen in der Redaktion gab, war es naheliegend, dass sie dafür zuständig waren. Auf meine Frage, ob sie von selbst auf die Idee gekommen wären, eine Frauenrubrik aufzubauen und sich dort zu engagieren, sagte die Frauenredakteurin: »Nein, ich hätte dazu jetzt auch nichts gemacht, aber die hielten es für notwendig, um auch die Frauen anzusprechen.« Das Engagement für die Frauenrubrik entstand also nicht aus einem Interesse der Redakteurinnen für das Themenfeld, sondern weil das Indernet ein Angebot für Nutzerinnen machen wollte. Die wahrgenommene Kompetenz der Redakteurinnen lag nicht in ihrer Auseinandersetzung mit dem Themenfeld, sondern in ihrem Geschlecht. Die Entscheidung der Redakteure, eine Frauenrubrik anzubieten, lässt darauf schließen, dass die Standard-Nutzer/in als männlich angesehen wurde. Für diesen Standard-Nutzer wurde das Indernet gemacht. Durch ein spezifisches Extra-Angebot sollte zudem auch die weibliche Abweichung vom Standard an das Indernet gebunden werden. Eine asymmetrische Zweigeschlechtlichkeit mit unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen war also eine Grundannahme des Indernets. Die Idee der Frauenrubrik hatte kein transformierendes, emanzipatives Moment, sondern war in der heteronormativen Ordnung verankert. Eine der Frauenredakteurinnen stellte allerdings Bedingungen, wie die Frauenrubrik aussehen sollte:

»Ich habe von Anfang an gesagt, ich werde hier keine Kochrezepte veröffentlichen, damit das schon mal klar ist. Das war das erste, was ich gesagt habe. Denkt bloß nicht daran. Und ich werde hier auch keine Mode-Ecke für irgendwelche indischen Püppchen einrichten, da habe ich gar keine Lust drauf. Dann hatte ich gesagt, indische Persönlichkeiten, weibliche indische Persönlichkeiten kann man darstellen und aktuelle Berichte oder Frauenbewegungen, von Organisationen, die in Indien oder hier sind, oder was halt aktuell ist. Auch gerne mal Mode so zwischendurch. Ihr könnt hier nicht aktuelle Dinge erwarten, weil mich das nicht interessiert. Wenn die Leute sowas haben wollen, sollen sie andere Seiten besuchen und Kochrezepte schon mal gar nicht.«

Die Frauenredakteurin wusste sehr genau, was sie nicht wollte. Sie wollte keine Rubrik betreuen, die einer klassischen Frauenzeitschrift entsprach. Sie wollte sich nicht an »Püppchen« richten, sondern über »Persönlichkeiten« und Frauenbewegungen berichten. Aus dieser Wortwahl spricht, dass sie von der einen Zielgruppe wenig hielt und daran interessiert war, aktive, selbstbewusste und engagierte Frauen ins Zentrum ihrer Arbeit zu stellen. Aus der Betonung dessen, was sie nicht wollte, spricht aber auch, dass sie sich vorstellen konnte, dass das Indernet ein Angebot für »Püppchen« haben wollte, um damit mehr Nutzerinnen anzusprechen:

»Klar kann man die Leute bestimmt weitaus mehr ansprechen, wenn ich da nur Mode reinbringe oder nur die neuesten Schminktipps. Aber genau das, das habe ich denen von Anfang an klargemacht: Das mach ich nicht. Und die haben sich darauf eingelassen und fanden es ok. Bis heute sind sie nicht gekommen ›Mach doch mal‹, also das muss ich denen auch anrechnen, das kam bis heute nicht.«

In der Frauenrubrik fanden sich einige Artikel über erfolgreiche moderne Frauen, sowohl in Indien als auch Inderinnen in Deutschland oder an anderen Orten der Diaspora. Die Frauenredaktion führte das Format »Frau der Woche«, später »Frau des Monats«, ein und bat im Frauenforum um Vorschläge. Savita verstand das als Teil einer umfassenderen Strategie des Indernets:

»Ich glaube, dass es dem Indernet darum geht, den hier lebenden Indieninteressierten und der zweiten Generation ein umfassendes Informationsportal über Indien quer durch alle Lebensbereiche zu bieten. Ich weiß nicht so ganz genau, ob sie Meinung machen wollen. Ob sie sich als Medium verstehen, das ein bestimmtes Bild von Indien in Deutschland transportiert. Dadurch, dass sie diese Frauenseite installiert haben und das mit der Person X, die aus ihrer eigenen Familie sehr positive Frauenbilder hat. Ich habe das Gefühl, sie ist bestrebt, die moderne Frau darzustellen, nicht nur dieses ewige Klischeebild. Von daher ist es auch dieses Bestreben, das moderne Indien darzustellen. Wir sind nicht rückständig, wir sind modern, wir können mithalten und so ein bisschen in die Richtung.«

Für Savita gehörte die Frauenrubrik zum Gesamtkonzept des Indernets, umfassend über das moderne Indien zu berichten und seine Erfolge zu betonen (vgl. 2.4.3). Die Wahl der zuständigen Redakteurin sah sie dabei als nicht zufällig an. Neha fand die Frauenrubrik wegen dieses Fokus unerträglich:

»Es ging immer um so etwas wie die Stellung der indischen Frau. Oder indische Frauen sind gar nicht so unterdrückt. Irgendwie so eine komische moralische belehrende Message war immer dabei. Das fand ich ziemlich penetrant und plump und platt. Das hat mich sehr genervt. Ich will nicht irgendwelche Autorinnen damit angreifen. Ich hatte mir mal die Aufteilungsliste angeschaut. Wenn ich mich richtig erinnere, war die einzige Frau im Redaktionsteam auch für diese Frauen-sachen natürlich zuständig und das hat mir nicht so wirklich gefallen.«

Neha war es in der Frauenrubrik (wie auf dem restlichen Indernet auch) zu offensichtlich, dass ein positives Bild von (Frauen in) Indien vermittelt werden sollte (vgl. Goel 2014c). Sie hatte den Eindruck, dass das Ziel war, damit das Selbstbewusstsein der zweiten Generation zu stärken. Sie stellte nicht in Frage, dass diese Erfolge tatsächlich da waren, fand die Darstellung aber zu bemüht und einseitig. Aufgefallen war ihr zudem die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in der Redaktion. Das missfiel Neha, die sich mit Fragen rund um Heteronormativität beschäftigte

und hier vermutlich eine strukturelle Ungleichheit wahrnahm. Die meisten anderen Nutzenden blickten weniger kritisch auf die Frauenrubrik. Devleena erzählte, dass ihr ein paar kritische Blicke auf Indien in der Frauenrubrik gefallen hatten. Maya gefiel es, dass die Moderatorin und Komikerin Mona Sharma in der Frauenrubrik auftauchte. Insgesamt überzeugte sie aber die Frauenrubrik nicht, da sie zu selten aktualisiert wurde. Auch eine jener Redakteurinnen, die aufgefordert worden war, an der Frauenrubrik mitzuwirken, war eher zurückhaltend:

»Die Sachen sind relativ veraltet. Und es gibt natürlich schon ein paar Beiträge zu modernen indischen Frauen, wie sie ihren Weg gehen und zwischen Berufstätigkeit und so. Wo so ein bisschen versucht wird, die Klischeebilder oder die einseitige Sicht auf die indische Frau neu zu interpretieren. Aber dann ist doch relativ viel Klatschzeug drauf. Über Mode, Tanzen und ich weiß nicht. Wenn ich da volle Kanne eingestiegen wäre, dann hätte ich versucht, da einen anderen Akzent zu setzen.«

Das Konzept der Frauenredakteurin war nicht komplett aufgegangen. Es wurden eine Unterrubrik zu Mode und ein Tanzspezial eingerichtet. Die Frauenrubrik ähnelte damit stärker als geplant einer Frauenzeitschrift. Dass das eigene Ziel nicht erreicht wurde, lag wahrscheinlich vor allem daran, dass die Redakteurinnen zwar die Aufgabe übernommen hatten, aber es nicht ihr eigentliches Interessen- und Fachgebiet war. Eine Frauenredakteurin erzählte über ihre Arbeitsweise:

»Es gab, ich will nicht lügen, höchstens fünf Eigeninitiativen. Die waren dann aber auch etwas länger. Aber sonst größtenteils gefundene, über Google gefundene oder von außen, teilweise sind auch Leute auf uns zugetreten und haben gesagt ›Guck doch mal da, da ist doch was Interessantes‹ oder haben Fragen gestellt über Tanzschulen, Adressen von Tanzschulen in gewissen Gebieten und dann sind wir letztendlich auch auf die Idee gekommen, so ein Adressenarchiv anzulegen.«

Die Auswahl der Artikel schien vom Zufall abhängig. Aufrufe im Frauenforum, Wünsche zur Frau der Woche zu formulieren, waren wenig erfolgreich. Im Archiv der Frauenrubrik sind regelmäßige Beiträge für diese Rubrik für den Winter 2001/02 und danach nur drei weitere Frauen der Woche/des Monats zu finden. Die Nutzerin Maya bedauerte, dass es auf dem Indernet keine Diskussion von geschlechtsspezifischen Themen gab:

»Ich wünschte, es wären mehr Mädels auf dem Indernet. Ich habe das Gefühl, dass es da mehr Jungs hat als Mädels. Und falls es Mädels hat, dann sagen sie nicht sehr oft ihre Meinung. Weil, ich denke mir, ein Secondo Junge zu sein, ein indischer, ist doch was anderes als second generation Mädchen zu sein. Weil man sich als Mädchen sicher noch mehr durchsetzen muss als die Jungs. Vor allem, wenn es darum

geht, ein selbstbestimmtes Leben zu führen und wenn sich das nicht gerade so mit den kulturellen Vorstellungen der Eltern deckt.«

Auch andere Interviewte hatten den Eindruck, dass sich auf dem Indernet mehr Nutzer als Nutzerinnen engagierten. Ich hatte diesen Eindruck nicht. Die Mitgliederliste schien mir recht ausgeglichen und es gab eine Reihe sehr aktiver und themensetzender Posterinnen. Speziell im Frauenforum fiel mir allerdings auf, dass hier viele Nutzer Threads eröffneten und diese häufig (aggressiv) sexualisiert waren. So wurde kein Umfeld geschaffen, um über Gefühle, Zwiespalte und Unsicherheiten zu diskutieren. Dafür hätte es wohl einen geschützteren Rahmen (mit Zugangsbeschränkung und Moderation) gebraucht (vgl. Gajjala 2004; Schachtner und Winker 2005). Als 2006 eine Nutzerin, die vorher gar nicht gepostet hatte und nicht bekannt schien, einen Thread mit dem Titel »What about feminism?!« eröffnete und schrieb: »Hab mir unter der Forumsrubrik ›Frauen‹ ein bisschen mehr versprochen. Haaröl und Bangles – ist das alles? Keine feministischen Diskussionen?«, bekam sie viele offen antifeministische und sexistische Antworten aber nur wenig zurückhaltende Unterstützung. Das Indernet war ganz offensichtlich kein Raum für feministische Auseinandersetzungen. Es ging wahrscheinlich – wie Neha den Eindruck hatte – mehr darum, durch positive indische Bezugspunkte das Selbstbewusstsein der natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen zu stärken. Zudem war es ein Raum, der von ehrenamtlichen Redakteur_innen mit Inhalten gefüllt werden musste, für die Triviales leicht zu verarbeiten war. Das geschah allerdings nicht primär in der Frauenrubrik wie die Frauenredakteurin erklärte: »Mittlerweile gibt es Kochrezepte, aber die sind nicht unbedingt unter Frauen zu finden, sondern unter ›Kultur und Gesellschaft‹.«

1.5.3. Miss India Germany

Die Redaktion sorgte dafür, dass es ein Angebot für jene Nutzende gab, die Interesse an Unterhaltung hatten (vgl. 2.3.2). Da die Frauenredakteurinnen Themen, die dieser Zielgruppe zugeordnet wurden, eher nicht in ihrer Rubrik behandelten, kamen sie woanders unter: in den Rubriken Unterhaltung, in »Kultur und Gesellschaft« oder in Specials (vgl. 2.2.2). Als im Jahr 2003 zum ersten Mal ein Miss-India-Germany-Schönheitswettbewerb in Deutschland stattfand, wurde das Indernet Medienpartner (vgl. 3.5.5). Im Indernet-Interview erzählte eine der Wettbewerbs-Organisator_innen, wie es zu dieser Zusammenarbeit gekommen war:

»Yes, we searched for it because we were looking for some Indian events in Germany. Last year's ›New Year‹ event, which was organised by the Indernet, we had attended that and we had seen the turnout of the people. Also we have a subscrip-

tion of your newsletter. So we decided to get in touch, probably you could help us and we were right!«

Laut dieser Darstellung hatten die Veranstaltenden des Schönheitswettbewerbs das Indernet als kompetenten Ansprechpartner für indische Veranstaltungen in Deutschland wahrgenommen und es daher kontaktiert. Das Indernet nahm das Angebot gerne an, berichtete im Rahmen eines Miss-India-Germany-Specials im Vorfeld über das anstehende Ereignis, warb für Teilnehmerinnen, war vor Ort in der Jury vertreten und berichtete ausführlich über die Veranstaltung. Die Zusammenarbeit war für den Schönheitswettbewerb sicher eine gute Werbung. So konnten viele junge Inder_innen (der zweiten Generation) in Deutschland gezielt über die Veranstaltung informiert werden. Einige der Teilnehmerinnen gaben in ihren Profilen an, dass sie über das Indernet auf den Wettbewerb aufmerksam geworden seien und sich dann beworben hatten. In einem speziellen Infobrief vor dem Wettbewerb schrieb das Indernet: »Welche Frau träumt nicht davon, zu den Schöns-ten zu gehören? Lang ersehnt, doch jetzt Realität: Die Miss-India-Wahlen kommen nach Deutschland!« Frauen wie die Frauenredakteurinnen, die sich explizit nicht für Mode und Schminktipps interessierten, schien das Indernet bei dieser Ankündigung aus der Kategorie Frau auszuschließen.

Runkle (2004) analysiert, wie bei Miss-India-Schönheitswettbewerben Schönheit produziert wird und sowohl die Teilnehmerinnen als auch die Zuschauenden dabei lernen, was Schönheit ist. Frauen lernen so, dass nicht nur ihre Körperlichkeit ein wesentlicher Teil ihrer Persönlichkeit ist, sondern auch, dass sie diese aktiv gestalten müssen. Die konventionellen Miss-Schönheitswettbewerbe reproduzieren damit aktiv die heteronormative Ordnung. Dewey (2008, 4) bezeichnet sie daher als Manifestationen von Geschlechterungleichheit. Warum das Indernet sich an dieser Manifestation beteiligte, erklärte Samir:

»Die Vision ist, das Indernet muss viele Leute erreichen. Nicht unbedingt auf Kosten der Qualität. Irgendwo muss man ja auch sagen können, nein, das machen wir nicht. Aber Miss India, haben wir gesagt, ok, ist von Interesse, ist jetzt auch nicht so scheiße. Ist vor allem eine Veranstaltung, die die Community immer haben wollte. Wurde vorher schon im Forum diskutiert.«

Samirs Interesse war es, die Zugriffszahlen auf das Indernet zu erhöhen. Da er davon ausging, dass seine Zielgruppe sich für den Schönheitswettbewerb interessieren würde, war es nur logisch, sich zu beteiligen. Wenn ich meine Ausdrücke des frühen Forums durchschaue, finde ich einige Threads, die darauf hindeuten, dass es Interesse an einem Schönheitswettbewerb gab. So gab es im Sommer 2001 Diskussionen »Wer ist die hübscheste Frau Indiens hier in Germany?«, »Wer ist das schönste indische Mädchen in Deutschland« sowie eine zur Miss-Germany-Wahl. Ende 2001 startete dann die Nutzer_in MissIndiaGermany2002 einen Thread zu

»Miss India Germany Wahl 2002«. Da ich die Diskussionen als solche nicht dokumentiert habe, kann ich nicht sagen, was diskutiert wurde. Der Wunsch nach einer Miss India Germany ist aber nicht unwahrscheinlich. Unter Inder_innen der zweiten Generation wurde immer wieder die Sehnsucht nach Indischem, auf das sie stolz sein konnten, formuliert. So wünschten sich einige internationale Sporterfolge (vgl. Cherian 1998), andere nahmen positiven Bezug auf die indischen Gewinnerinnen der Schönheitswettbewerbe Miss World und Miss Universe. Diese wurden nicht nur in Indien als Botschafterinnen Indiens angesehen (vgl. Dewey 2008, 18-19), die zeigten, dass Indien mit dem Rest der Welt mithalten konnte (vgl. ebd. 91), und dafür sorgten, dass Indien international wahrgenommen wurde (vgl. ebd. 201). So mag es wohl sein, dass sich Nutzende auch für Deutschland eine Miss India Wahl wünschten. Z, einer der drei Redakteure vor Ort, erläuterte seine Motivation:

»Ich war schon mal bei einer Miss-Kalkutta-Wahl. Eine ehemalige Klassenkameradin von mir ist Miss Kalkutta. Das fand ich sehr interessant. Mal interessant zu sehen, was für Leute kommen zu so einer Veranstaltung hin. Weil wenn man sich so was vorstellt, so Miss Wahlen, das ist ja einerseits ein Traum von vielen Mädchen. Aber wenn man sich mal anguckt, was für Leute teilweise da rumlungern, dann sollte man seine Zweifel haben. Aber an sich fand ich das mal eine interessante Sache.«

Z übernahm die Rolle des Betrachters, der sich dafür interessierte, was die Frauen machten, der aber auch die Rolle des Mahners und Beschützers übernehmen konnte – damit füllte er perfekt die Aufgaben des Mannes in der Nation. Gleichzeitig war er vermutlich der einzige, der schon einmal auf einem Schönheitswettbewerb gewesen war und Lust hatte, wieder hinzugehen. Neben drei Männern ging auch die Unterhaltungsredakteurin zum Wettbewerb: »Y wollte auf jeden Fall dahinfahren und hatte in die Runde gefragt, wer denn gerne mitkommen möchte. Er hatte mich gefragt, ob ich mitkommen und Bericht erstatten möchte. Da habe ich gesagt ja klar. Das fand ich sehr interessant und dann haben wir das gemacht. Da waren auch noch Z und W dabei.« Y war es auch, der als Juror direkt am Wettbewerb teilnahm, damit offizieller Vertreter des Indernets war und auf einer Ebene mit den anderen internationalen Juroren handelte. W kam für die technische Unterstützung mit, während Z und die Unterhaltungsredakteurin die Interviews führten und die Berichte schrieben. X organisierte im Hintergrund. Die Unterhaltungsredakteurin ging auch aus eigener Motivation:

»Weil ich, erstens, indische Schönheit sehr interessant finde. Das hat mich schon interessiert, allein die Mädchen zu treffen. Und weil der Contest sagt, dass Mädchen indischen Ursprungs da mitmachen, fand ich interessant zu sehen, was für Mädchen machen da mit? Was für einen Hintergrund haben diese Mädchen? Was

für einen Bezug haben die auch zu Deutschland, leben die in Deutschland? Oder seit wann? Das war so der ausschlaggebende Punkt.«

Anders als die Frauenredakteurinnen interessierte sich die Unterhaltungsredakteurin für Verhandlungen von Schönheit und wollte wissen, welche Frauen (bzw. im Stil der Wettbewerbe: Mädchen) mit einem ähnlichen natio-ethno-kulturellen Hintergrund wie ihrem teilnahmen. Sie wirkte wie eine potentielle Teilnehmerin, die deswegen den tatsächlichen Teilnehmerinnen verbunden war, mit ihnen mitfeiern und sich mit ihnen vergleichen konnte.

Das Indernet eignete sich aus vielen Gründen gut als Medienpartner für Miss India Germany 2003. Wie die Miss-India-Wettbewerbe versuchte das Indernet, das Bild eines modernen urbanen Indiens zu vermitteln, das trotzdem den Traditionen verbunden ist (vgl. Dewey 2008, 190). Auch das Indernet wollte mehr internationale Anerkennung für Indien (vgl. ebd. 211), orientierte sich vor allem am Habitus der oberen Mittelklasse und Oberschicht (vgl. ebd. 157-194) und war bemüht, die indische Gemeinschaft als Modellminderheit darzustellen. Auch das Indernet distanzierte sich von zu kontroversen Meinungen und wollte möglichst massenkompatibel sein (vgl. ebd. 140-141). Auch das Indernet wollte für Frauenrechte eintreten, ohne die heteronormative Ordnung in Frage zu stellen (vgl. ebd. 2). Zudem hatte auch das Indernet ein geschäftliches Interesse an dem Schönheitswettbewerb. Es konnte sich mit der Medienpartnerschaft als Marke positionieren (vgl. ebd. 23-24; Miller und Slater 2000, 145-149²⁵), wie Samir erklärte:

»Unser Special war gut. Die Berichterstattung war von der kompletten Redaktion 1a. Unsere Präsenz auf der Veranstaltung war super. Das Design war gut. Die Veranstaltung soll ja nicht so geil gewesen sein, aber das ist egal, weil da haben wir nichts damit zu tun gehabt. Und es ist natürlich auch eine Prestigesache. Wir sind bei Miss India Germany die Leute, die es richten. Wir machen die Kartenbuchung und so weiter und sofort.«

Für Samir war nur wichtig, was das Indernet gemacht hatte, wie es sich positionierte und damit war er sehr zufrieden. Alles hatte gut funktioniert und die Fähigkeit und Zuverlässigkeit des Indernets bewiesen. Dabei hatte das Team auch neue Internettechnologie, insbesondere erstmals Audio-Podcasts, erfolgreich angewandt (vgl. Miller und Slater 2000, 146) und konnte Erfahrungen sammeln sowie neue Kontakte aufbauen (vgl. ebd. 147-148). Schließlich konnte das Portal seine Bekanntheit steigern, wie Samir bemerkte: »Da sind solche Sachen wie Miss India Germany einfach eine super Sache.« Die aktive Reproduktion der heteronormativen Ordnung hatte damit nicht nur mit Vorstellungen von Geschlecht und Sexua-

25 Miller und Slater (2000, 145-149) beschreiben, wie der Miss-Universe-Wettbewerb in Trinidad von der Internetwirtschaft als Musterfall für E-Business genutzt wurde.

lität oder nationalistischen Überlegungen zu tun, sondern war auch an Zugriffszahlen orientiert.

1.5.4. Flirten und Heiraten

»Zum Teil war es so ein Flirt-Chat, das war ziemlich auffällig. Aber auch mit so einer gewissen, wie soll ich sagen, obwohl es eigentlich anonym ist, weil ja viele nicht ihren richtigen Namen dareingesetzt haben, sondern irgendwelche Namen, hatten sie trotzdem Bedenken, dass man sie irgendwie erkennen könnte, hatte ich den Eindruck, und haben immer haben so sehr verschachtelt oder sehr verkläuselt was von sich gegeben.«

So beschrieb Savita ihren Eindruck vom Forum. Auf Nachfrage erklärte sie, dass zum Beispiel Partys als Ort, Frauen zu treffen, diskutiert wurden. Häufig fand sie das Reden darüber aggressiv. Insgesamt hatte sie das Gefühl, dass das Forum männlich dominiert war. Beim Nachlesen des Transkripts habe ich den Eindruck, dass hier verschiedene Aspekte durcheinandergehen: Erstens wurde online geflirtet bzw. wurden Flirt-Möglichkeiten an anderen Orten diskutiert. Zweitens geschah dies überwiegend nicht unter dem eigenen Namen. Drittens wurde häufig indirekt formuliert. Viertens gab es aggressive sexualisierte Beiträge. Fünftens war das heterosexuelle Flirten von Männern dominiert.

Drittens und viertens verstehe ich als unterschiedliche Umgangsweisen mit einem mit Tabus bzw. Unsicherheiten besetzten Thema. All diese Beobachtungen hätte Savita wohl auch in den meisten anderen auf alltäglichen Austausch ausgelegten virtuellen Räumen beobachten können (vgl. Thimm 2000). Doch steckte im Flirten und über Beziehungen Reden auf dem Internet einiges, was spezifisch für natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörige war. Ein Thema, das immer wieder diskutiert wurde, war der Grad der Kontrolle bzw. Disziplinierung durch die Eltern sowie der eigene Umgang damit (vgl. Goel 2013b, 265-266). So begann Nutzer_in Sound die Forumsdiskussion »Eure Eltern« im Jahr 2004 mit der Frage:

»Wie ist das denn bei euch mit euren Eltern? Haben eure Eltern versucht, euch eher indisch oder eher deutsch oder vielleicht mit einem Mischmasch von beidem zu erziehen? Was mich interessiert ist, ob ihr euren Eltern beispielsweise alles verheimlichen müsst (Diskobesuche, ›ich schlaf bei meiner Freundin‹ oder dass ihr einen Freund/in habt). Wie ist euer Verhalten zu euren Eltern? Eher offen oder läuft alles Undercover?«

Aus Sounds Frage wird klar, dass si_er sich vor allem dafür interessierte, wie die Eltern (potentielle) Sexualität kontrollierten und dass si_er davon ausging, dass es hier einen grundlegenden Unterschied zwischen deutscher und indischer Erziehung gab. In der Frage steckte die Annahme, dass indische Eltern restriktiver

handelten als deutsche und dass daher das eigene Handeln verheimlicht werden musste. Dies wurde auch in den Reaktionen auf einen Pinnwandeintrag Anfang 2002 deutlich. Ein 16-Jähriger bat um Unterstützung, da seine Eltern herausgefunden hatten, dass er eine Freundin hat, und ihm die Beziehung untersagten. Die Antworten gingen überwiegend davon aus, dass die Reaktion der Eltern durch ihre indische Kultur bedingt sei und er darauf verweisen sollte, dass sein Verhalten in Deutschland normal sei. Die Gleichsetzung von indischer Kultur mit restriktiveren Vorstellungen von Sexualität, Ehe und Familie fand sich in vielen Diskussionen und auch in vielen Interviews (vgl. Goel 2011b, 309-312). So antwortete in Sounds Thread Inderjit: »Das ist der Unterschied zwischen Deutsch und Indischem. Die Deutschen haben nix! Keine Kultur, Ehre, Familie ganz geschweige von Religion.« Inderjit übernahm damit nicht nur die Dichotomie deutsch-indisch, sondern verband sie mit einer klaren Abwertung der deutschen Verhaltensmuster. Diese Gegenüberstellung führte allerdings zu Widerspruch, so reagierte Super auf die Threaderöffnung mit: »Es gibt doch gar kein ›indisch.«

Aus solchen Diskussionen wurde deutlich, dass viele Nutzende die für ihre Altersgruppe typischen konflikthaften Aushandlungen mit ihren Eltern über Kontrolle und Freiraum kulturalisierten (vgl. Mecheril und Hoffarth 2006). Sie sahen nicht primär einen Generationenkonflikt, sondern einen Konflikt unterschiedlicher kultureller Werte und hatten einen Bedarf des Austauschs mit natio-ethno-kulturell Gleichen hierüber. Dabei zeigten die Diskussionen auch, dass den Eltern Verständnis entgegengebracht und nach Möglichkeiten gesucht wurde, die Eltern nicht zu verletzen und gleichzeitig den eigenen Weg zu gehen (vgl. Bredal 2005, 89)²⁶. Die virtuellen Diskussionen mit natio-ethno-kulturell Gleichen konnten hier zu Entlastung führen, gleichzeitig konnten sie auch dazu beitragen, kulturalisierte Bilder zu verbreiten und zu stärken. So erzählte Debashish, dass er durch das Indernet viel über Südinder_innen gelernt habe:

»Auch wie konservativ die sind, die südindischen Familien, was Mädchen angeht, wie sehr die in ihren alten Traditionen verbunden sind. Ich hätte gedacht, dass die meisten, die hier sind, ein bisschen liberaler sind. Das hat mich schon weitergebracht, ein bisschen dazuzulernen, teilweise auch Verständnis dafür zu kriegen. So ein südindisches Mädchen, die darf ja keinen Freund haben und schon gar keinen, der dann nicht Südinder ist.«

26 Bozdag (2013, 223-227) beschreibt, wie auf marokkanischen und türkischen Diasporaseiten diskutiert wird, welche Beziehungsformen mit dem Islam vereinbar sind. Während die von Bozdag zitierten Diskussionen, sich explizit auf islamische Fragestellungen beziehen, sind die Themen, die verhandelt werden, sehr ähnlich zu denen auf dem Indernet. Die Nutzenden suchen ihren Weg in Sachen Sexualität und Beziehung und versuchen ihn mit ihrer Religion/Kultur in Übereinstimmung zu bringen.

Auch wenn für die meisten Nutzenden Eheschließungen noch lange nicht anstanden²⁷, war ein besonders häufig diskutiertes Thema die arrangierte Ehe. Diskussionen dazu tauchten über die Jahre immer wieder in den Foren auf. Meist begannen sie mit einer allgemeinen Anfangsfrage wie 2002 mit »Hey Leute, wie denkt Ihr über Arranged Marriage nach?«. Dann folgte eine Diskussion mit Argumenten für und gegen arrangierte Ehen. Dabei wurde eher abstrakt und über Indien als über die eigene Situation gesprochen. Selten wurde eine eigene Betroffenheit zum Ausgangspunkt gemacht. Eine Ausnahme war der Post des Nutzers Beta, der 2006 fragte, wie er damit umgehen sollte, dass ihm Frauen vorgestellt werden sollten. Seine Beiträge waren dabei alle sowohl witzig als auch voll von sexuellen Anspielungen, so dass er dabei nicht als Opfer erschien. Mit diesem Stil bekam er viele Antworten und auch einige Ratschläge. Als 2002 die Nutzerin Bengali unter dem Titel »Rollenverständnis Eurer Eltern und ihre Erwartungen« nachgefragt hatte, wie andere damit umgehen, dass die Eltern andere Vorstellungen zur Partner_innenwahl hatten als die Kinder, bekam sie viel weniger Antworten. Konkret ging es bei ihr darum, dass ihr Verlobter Nicht-Indier war und sie sich als Frau stärkerer Regulierung ausgesetzt sah als gleichaltrige Männer. Es mag sein, dass das Thema 2002 für andere Nutzende noch weniger relevant war als 2006. Wahrscheinlicher erscheint mir aber, dass sie ihren Post zu ernsthaft, kritisch und persönlich einführte, um öffentliche Reaktionen zu bekommen. Es ließ sich einfacher diskutieren, wenn das Thema oberflächlich behandelt werden konnte.

Typische Argumente rund um arrangierte Ehen (vgl. Bredal 2005, 86-88) ließen sich 2002 bei der Diskussion »Heirat oder Verkuppelung« finden. Eröffnet wurde die Diskussion von Nutzer Charmeur:

»Also was sagt ihr zum Thema »arrangierte Hochzeiten«? Ich persönlich finde das total bescheuert, aber ich kenne auch noch genügend Leute, die das tun wollen. Fakt ist ja, dass solche Hochzeiten nur selten geschieden werden, aber da zieht bei mir nicht der Grund, dass das daran liegt, dass sie sich besser aufeinander einstellen würden. In meinen Augen ist das ein Überbleibsel aus der Steinzeit, das nur dem indischen Ruf schadet. Bei solchen Hochzeiten geht es doch nur um Profit.«

Als erstes war Charmeur – wie viele andere Postende – darum bemüht, arrangierte Ehen als etwas zu positionieren, dass nicht mit ihm selbst zu tun hatte, sondern nur mit Leuten, die er kannte. Dann machte er – auch hier wie viele andere Postende – klar, dass eine arrangierte Hochzeit für ihn auf keinen Fall in Frage käme.

27 Mein Eindruck war, dass ein Großteil der aktiven Nutzenden in der Hochphase des Internets ältere Teens und jüngere Twens waren. Die meisten waren in der Ausbildung (in der Schule, an der Universität oder in einer Berufsausbildung) und dachten noch nicht ernsthaft an Familiengründung.

Er zeigte auch, dass er vertraut mit Argumenten für das Arrangement war, stellte diese aber in Frage. Dagegen stellte er das Argument, dass arrangierte Ehen vor allem wegen der Mitgift organisiert würden. Darin steckte die in Deutschland weit verbreitete Annahme, dass arrangierte Hochzeiten immer mit Mitgift verbunden sind und dass vor allem Frauen darunter leiden. Zudem bezeichnete er das Arrangement als eine Praxis, die nicht der Moderne entspräche. Dies eröffnete das Gegensatzpaar von Tradition/Orient versus Moderne/Westen und reproduzierte damit orientalistische Bilder. Indische Praxen wurden implizit als rückständig gegenüber deutschen dargestellt. Damit wurden in Deutschland dominante Bilder reproduziert. Charmeur positionierte sich so innerhalb des deutschen Diskurses über arrangierte Ehen (vgl. Bredal 2005, 81-84). Nutzer_in Mahal reagierte hierauf deutlich:

»Abgesehen davon, dass Deine Meinung etwas merkwürdig ist, hatten wir das Thema schon mal im Indernet durchgekauft. Dass es nur um Profit geht, ist doch totaler Stuss. Arranged marriage hat seine guten und schlechten Seiten. Gerade in Indien, wo es besonders in den Kleinstädten nun mal nicht die Möglichkeit gibt, fett einen draufzumachen, ist das doch ok. Man kann die Denkweise der Menschen nicht ändern und das arranged marriage dem indischen Rufschadet, glaube ich auch nicht. Da kommt ja auch wieder die Frage auf, wie man den indischen Ruf denn im Allgemeinen wertet. Ich finde, bei arranged marriage gibt es im Grunde einen Markt, wo sich Leute umschauen, die auf dasselbe aus sind. Und arranged marriage heißt ja auch nicht, dass sich Braut und Bräutigam gar nicht kennen. Gibt ja auch verschiedene Formen von arranged marriage. Ich finde, das passt gut in die indische Tradition. Man muss sich dem ja nicht anschließen.«

Mahal setzte einen klaren Gegenpunkt zu Charmeur. Dabei macht si_er den Eindruck, dass si_er Argumente gegen arrangierte Ehen nicht zum ersten Mal hörte und auch nicht zum ersten Mal reagierte. Die Praktiken des Verurteilens, Verleugnens, Erklärens, Differenzierens, Umbenennens und Verteidigens der arrangierten Ehe, die Mahal anwandte, fand ich in allen Diskussionen zu arrangierten Ehen. Auch in meinen Interviews war ich ihnen immer wieder begegnet. In der Regel hatte ich nach den Eltern gefragt und dabei auch nachgefragt, ob diese eine arrangierte Ehen hatten, da dies damals in Indien der Norm entsprach. Die meisten der Interviewten reagierten auf meine Frage defensiv und versuchten der von ihnen gehörten Unterstellung, ihre Eltern hätten eine Zwangsheirat gehabt, zu widersprechen. Die dominante Gleichsetzung von arrangierter Ehe und Zwangsheirat im westlichen Diskurs (vgl. Bredal 2005, 80-82), machte es – selbst unter nation-ethno-kulturell Gleichen – schwierig, über das Konzept der arrangierten Ehe zu sprechen. So erzählte mir Kavita, dass ihre Eltern selbst mit ihr und ihrer Schwester kaum über ihre arrangierte Ehe sprachen, da sie wussten, dass die Töchter eine andere Vorstellung vom Heiraten hatten.

In den Indernet-Diskussionen fiel auf, dass die Praxis zwar verteidigt wurde, es aber kaum Anhänger_innen von ihr gab. Ein paar Nutzende verwiesen darauf, dass sie erfolgreiche arrangierte Ehen (auch in der zweiten Generation in Deutschland) kannten. Ich begegnete aber keinem Fall, in dem sich eine Nutzer_in zu Wort meldete und die eigene (erfolgte) arrangierte Ehe thematisierte. Es ist mir allerdings aufgefallen, dass insbesondere einige jüngeren Nutzenden (um die 16 Jahre alt) selbstverständlich davon ausgingen, dass ihre Eltern ihre Ehepartner_in aussuchen würden und die Praxis nicht grundsätzlich hinterfragten. Da diese Einstellung bei älteren Nutzenden nicht zu finden war, gehe ich davon aus, dass für diese jungen Nutzenden eine Eheschließung noch so weit in der Zukunft lag, dass sie sich noch nicht ernsthaft damit beschäftigen mussten und die elterliche Position noch als gegeben annahmen. Vielleicht hatten sie aber auch noch nicht gelernt, dass eine solche Einstellung in Deutschland nicht sagbar ist und waren daher unbedarfter als die älteren. Aus meiner langjährigen Beobachtung ist mein Eindruck, dass unter den Inder_innen der zweiten Generation in Deutschland arrangierte Ehen die Ausnahmen darstellen.²⁸ Dies führte allerdings nicht dazu, dass sie souverän mit dem Thema umgehen konnten. Das wiederholte Aufkommen des Themas, die defensive Haltung in der Argumentation und das Sprechen über andere (anstatt über sich selbst) zeigten, dass arrangierte Ehen ein hoch belastetes Thema waren. In Deutschland war darüber nicht wertfrei zu sprechen – und daher bedurfte es des Indernets und der natio-ethno-kulturell Gleichen zum Austausch darüber.

Gleichzeitig war das Indernet ein Ort der Partner_innensuche. Dabei ging es nicht um irgendeine Partner_in, sondern um eine natio-ethno-kulturell Gleiche wie unter anderem Samir behauptete: »Der Fakt ist, mit oder ohne Indernet wünscht sich ein Großteil der Leute einen Partner aus dem gleichen Kulturkreis oder mit dem gleichen Hintergrund, sagen wir mal so.« Dies war auch mein Eindruck. Ein Grund war, dass eine solche Partner_in von den Eltern eher akzeptiert werden würde (vgl. Abraham 2008, 308). Im Konzept der arrangierten Ehe suchen die Eltern Partner_innen aus der gleichen natio-ethno-kulturellen Gemeinschaft aus. Wenn die Kinder sich eine Partner_in aussuchen, die den Kriterien der Eltern entspricht²⁹, kann eine Eheschließung im Nachhinein arrangiert werden (vgl.

28 Dies gilt zumindest für die Kinder der Studierenden und Krankenschwestern aus Südasien (vgl. 3.2.2), die ich kenne. Es kann sein, dass die Praxis in Gruppen mit anderer Migrationsgeschichte und Aufenthaltsstatus in Deutschland anders ist. So schien mir die Praxis unter Ahmads verbreiteter und es waren gerade Kinder von Sikhs, die die Praxis als Norm annahmen.

29 Da natio-ethno-kulturell gleich auf dem Indernet eine andere Bedeutung hatte als für die Eltern (pan-indisch bzw. sogar pan-südasiatisch vs. Zugehörigkeit zur gleichen regionalen, ethnischen und religiösen Herkunft) war allerdings nicht wahrscheinlich, dass Partner_innen, die über das Indernet gefunden wurden, wirklich den Vorstellungen der Eltern entsprachen.

Thundiyl 2008, 248). Zudem erzählten mir Eltern, dass sie sich Schwiegertöchter und -söhne wünschten, mit denen sie sich sprachlich und kulturell verstehen würden. Vor allem aber war vielen wichtig, dass die Kinder tatsächlich heirateten und mit ihren Partner_innen eine dauerhafte Beziehung eingingen. Dieser Fokus auf heterosexuelle Eheschließung wurde von vielen der Kinder in den Interviews geteilt (vgl. Goel 2011b, 311; Goel 2013b, 266). Die Befürwortung der Ehe hatte dabei sicher auch damit zu tun, dass die heterosexuelle Familie einen Grundstein der Nation darstellt (vgl. Menon 2007, 38). Über die legitime Ehe mit einer natio-ethno-kulturell Gleichen wird die Nation (vgl. Yuval-Davis 1997) bzw. die natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft (vgl. Palriwala und Uberoi 2008, 41) gefestigt. Argumentiert wird dies unter anderem damit, dass nur so kulturelle Praxen weitergegeben und erhalten werden könnten (vgl. Goel 2011b, 310). Zudem können auch nur so legitime natio-ethno-kulturell reine Kinder geboren werden.

Als weiterer Grund für eine nation-ethno-kulturell gleiche Partner_in wurde angegeben, dass für Inder_innen Familiensinn und Treue wichtiger seien als für Dominanzdeutsche. Im Thread »Indische Frau – deutscher Mann« aus dem Jahr 2003 fragte ein sich als deutscher Mann positionierender Nutzer, wieso indische Frauen keinen deutschen Mann als Partner akzeptieren würden. Mogli erklärte dies damit, dass unter Deutschen die Scheidungsraten zu hoch seien und eine Trennung für indische Frauen eine Katastrophe sei. Dies ist ein unter Inder_innen wiederholt angeführter Mythos, der ignoriert, dass auch unter indischen Paaren Scheidungszahlen zunehmen und nicht alle deutschen Ehen geschieden werden. Für eine Beziehung mit eine_r Deutschen nutzte Mogli zudem den abwertenden Ausdruck Mischehe und distanzierte sich klar von dieser. So reproduzierte Mogli die Differenz zwischen dem Eigenen und den Anderen, festigte damit das natio-ethno-kulturelle Wir und seine Zugehörigkeit dazu.

Viel entscheidender für die Partner_innenwahl scheint mir allerdings, dass die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen das Gefühl hatten, dass natio-ethno-kulturell Gleiche ähnliche Erfahrungen wie sie selbst machten und sie daher besser verstehen könnten. Ashvin erklärte seinen Wunsch nach einer natio-ethno-kulturell gleichen Partnerin wie folgt:

»Weil ich selbst davon überzeugt bin, dass eine indische Partnerin oder Indischstämmige oder mit indischen Wurzeln besser zu mir passt. Vor allem, wenn sie auch so ein bisschen zwischen den beiden Kulturen steht, wie ich. Vielleicht würde eine Inderin aus Indien auf Dauer nicht so gut zu mir passen, aber auch eine deutsche Frau, die nur mit Deutschland etwas zu tun hat, auch nicht, sondern eben jemand, der wie ich beide Kulturen kennt, auch vielleicht beide Sprachen ein bisschen spricht, Freunde in beiden Kulturkreisen hat, in beide Länder auch gereist ist. Natürlich dreht sich ein Großteil meiner Gedanken eben über meine Identität, über Indien, über Europa, über die Konflikte, die es gibt. Und meine Er-

fahrung hat gezeigt, dass generell Halb-Inder oder Inder, die zwar hier geboren sind, aber indische Eltern haben, mich immer viel besser verstehen als jemand, der sein Leben lang nur in Deutschland war und mit Indien gar nichts zu tun hat. Aber auch meine Eltern und Freunde sagen, dass zu mir eine indische Frau besser passt oder man besser harmoniert.«

Ashvin war von dominanzdeutschen Eltern adoptiert worden und in einem dominanzdeutschen Umfeld aufgewachsen. Abgesehen von seinem Aussehen und dem Wissen über die Adoption unterschied ihn nicht viel von anderen Dominanzdeutschen. Trotzdem wurde von ihm und seinem Umfeld eine Differenz wahrgenommen und gefestigt. Darüber wurden die Differenzen unter den als natio-ethno-kulturell gleich Imaginierten ignoriert bzw. mit weniger Bedeutung bedacht. So hatte sich Ashvin gewünscht, dass seine Partnerin die gleichen beiden Sprachen wie er sprechen würde. Dabei ging es ihm neben Deutsch um eine weitere indische Sprache. Er hatte an der Universität Hindi gelernt. Seine Freundin zum Zeitpunkt des Interviews war die Tochter von Migrant_innen aus Kerala und konnte kein Hindi. Auf diesen Widerspruch angesprochen erklärte er: »Nein, es muss nicht explizit die gleiche sein, aber sie kann eine indische Sprache und ich lerne auch eine indische Sprache. Allein das verbindet schon, würde ich sagen. Ok, ich möchte auch eben ihre Sprache lernen, sie möchte Hindi lernen.« Auf die Differenz angesprochen musste Ashvin die Ähnlichkeit zwischen sich und seiner Partnerin umdefinieren. Es ging nicht mehr darum, dass sie beide die gleiche natio-ethno-kulturelle Praxis beherrschten, sondern dass sie beide indische kulturelle Praxen beherrschten bzw. beherrschen wollten. Eine solche Ähnlichkeit hätte er auch mit einer Dominanzdeutschen, die (wie er) eine indische Sprache gelernt hatte, herstellen können. Die hätte aber mit ihm nicht die Erfahrung geteilt, als Inder_in in Deutschland markiert zu sein. Daher suchte er eine Partnerin, die Ähnliches wie er erfahren hatte. Das Indernet bot laut Samir einen Raum für die Umsetzung dieses Wunsches:

»Das Indernet schafft die Möglichkeiten, das auch in die Tat umzusetzen. Das finde ich eine gute Sache. Ich meine, wie schwierig wäre das denn sonst? Es gibt auch diese internationalen Seiten. shaadi.com und ich weiß nicht was, aber da ist es natürlich viel schwieriger auch jemanden aus Deutschland zu finden.«

Das Indernet war nicht der einzige virtuelle Raum, der sich für die Suche nach natio-ethno-kulturell gleichen Partner_innen eignete. In den 1990ern waren laut Titzmann (2014, 169), die ersten indischen Online-Heiratsportale entstanden. Anders als westliche Online-Dating-Seiten (vgl. Dombrowski 2011), bauten sie auf das Konzept der arrangierten Ehe auf und setzten deren Logik für den virtuellen Raum um. Sie eröffneten dabei neue Möglichkeiten, da sie den internetaffinen jungen Menschen mehr Handlungsmöglichkeiten gaben, als bei den herkömmlichen We-

gen der elterlichen Suche (vgl. Titzmann 2014, 210). Das größte und erfolgreichste Portal war shaadi.com, welches gerade in der Anfangszeit einen hohen Anteil von Nutzenden außerhalb Indiens hatte (vgl. ebd. 173-175). Obwohl Samir annahm, dass Shaadi für den deutschen Markt nicht interessant sei, und Dombrowski (2011, 251) behauptete, dass das Konzept von Shaadi für »deutsche Online-Dater« unvorstellbar sei, gaben viele der Interviewten an, ein Profil bei Shaadi zu haben und dort auch andere Indernet-Nutzende kennengelernt zu haben. Auch Ashvin gehörte zu den Nutzenden von Shaadi und erklärte:

»Ich habe primär gehofft, andere Inder in meinem Alter kennenzulernen und netzte Chatkontakte oder E-Mail-Kontakte. Ich hatte dann ja auch in London, aber nur sehr kurz, eine Freundin, die ich über Shaadi kennengelernt habe und meine jetzige Freundin habe ich auch über Shaadi kennengelernt. Ich würde sagen, gerade in Deutschland, wo es wenig Inder gibt, ist es eine gute Möglichkeit, einfach andere Inder kennenzulernen und auch erst mal neutraler, weil ich generell nichts von den Partys halte. Da sind die meisten nur besoffen und eher ein bisschen komisch drauf. Oder auch die indischen Mädels umgekehrt sind da immer ein bisschen aggressiv schon fast, haben überhaupt kein Interesse mit irgendjemanden in Kontakt zu kommen.«

Ashvin behauptete, dass es ihm generell um Kontakte mit anderen Inder_innen ging. Laut Titzmann (2014, 86) war aber zumindest in ihrer Forschungszeit Anfang der 2010er Jahre eine gleichgeschlechtliche Suche auf Shaadi nicht erlaubt³⁰. Es ist daher wahrscheinlich, dass Ashvin über Shaadi nur Inderinnen kennenlernen konnte. Seine Suche online erklärte er damit, dass es offline schwierig war, Frauen kennenzulernen.

Anfang der 2010er heiratete er seine Freundin (wie mir FB verriet). Auch von anderen Interviewten weiß ich, dass sie noch mit den Partner_innen zusammen sind, die sie über das Indernet kennengelernt haben. Manche haben geheiratet und Familien gegründet. Allerdings waren nicht alle Beziehungen, die über das Indernet geschlossen wurden, Beziehungen zwischen natio-ethno-kulturell Gleichen. Martin erzählte, dass er dort dominanzdeutsche Partnerinnen kennengelernt hatte. Zwei andere Viel-Postende (mit unterschiedlichen natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten) machten ihre Beziehung und Hochzeit Indernet-öffentlich und dankten dem Portal dafür, dass sie sich dort kennengelernt hatten.

Im Herbst 2004 plante das Indernet nach dem Miss-India-Germany-Special wieder eine besondere Veranstaltung. Mit »Deutschlands erstem Desi-

30 Ich hatte versucht mir ein Shaadi-Profil anzulegen und dabei ehrlicherweise angegeben, dass ich dies für Forschungszwecke haben wollte. Damit war ich nicht erfolgreich und war daher nie auf Shaadi unterwegs.

Speeddating« wollte die Redaktion, der Suche nach einer passenden Partner_in einen weiteren Raum bieten. In einem Infobrief erklärte sie das Vorgehen:

»Jedes Mädel hat seinen »eigenen« Tisch für das Indernet-Speeddating, während die Jungs alle 10 Minuten jeweils von Tisch zu Tisch rotieren. So lernt jede/r Teilnehmer/in innerhalb von ca. 2 Stunden garantiert 10 neue Leute kennen. Im Anschluss an den »offiziellen Teil« kannst du die neuen Kontakte in lockerem Ambiente intensivieren.«

Samir erklärte, dass sie etwas Neues und Innovatives für die Community machen wollten. Damit waren sie allerdings nicht so erfolgreich wie gehofft, wie Devraj erzählte. Sie hätten gedacht, dass es einen Ansturm auf die Plätze geben würde, tatsächlich wären die Anmeldungen aber nur schleppend gekommen. Zudem hätten sich überwiegend Männer gemeldet, was nicht zum Konzept passte. Er erklärte sich die Zurückhaltung damit, dass Inder_innen nicht so entscheidungsfreudig seien und sie ihre Eltern überreden müssten. Ich vermute – in Anknüpfung an Savitas Beobachtungen zum Flirt-Chat – eher, dass ein Speeddating gleichzeitig zu offensichtlich auf Partner_innensuche ausgelegt und zu öffentlich für die meisten Nutzenden, insbesondere die Frauen unter ihnen, war. Online und bei Partys ließen sich Kontakte informeller schließen und die eigene Identität besser verdecken. Ungewollter Anmache konnten die Einzelnen aus dem Weg gehen, wie Ashvins Ausführungen zeigen. Beim Speeddating hätte mit allen geredet werden müssen. Zudem war die garantierte Anonymität – das Indernet hatte geschrieben: »Anonymität heißt: Niemand erfährt deine wahre Identität und deine persönlichen Daten, wenn du der Weitergabe nicht zustimmst (du kannst natürlich von Fall zu Fall entscheiden).« – vermutlich nicht sicher genug. Alle Teilnehmenden wären von 19 anderen Teilnehmenden gesehen worden. Die Wahrscheinlichkeit, auf Bekannte oder Bekannte von Bekannten zu treffen, war dabei recht groß.

1.5.5. Abweichungen von der Heteronorm

Vor dem geplanten Speeddating-Termin hatte ich Samir gefragt, ob er sich vorstellen könnte, auch ein Speeddating für Homosexuelle zu organisieren. Dafür zeigte er sich offen und positionierte das Indernet damit liberaler als Shaadi. Diese Offenheit für nicht-heterosexuelle Themen war mehr als ein Lippenbekenntnis. Als im Sommer 2003 ein sich schwul identifizierender Nutzer die Redaktion um Artikel zu Homosexualität in Indien bat, forderten sie ihn auf, einen Artikel einzureichen. In den Jahren 2005 und 2006 veröffentlichten sie jeweils einen Artikel von mir zur Situation von nicht-heterosexuellen Menschen und queerem Aktivismus in Indien. Für Samir, der sich nach einem gelungenen heterosexuellen Speeddating auch ein homosexuelles hätte vorstellen konnte, war es insbesondere wichtig, ob es einen ausreichenden Markt dafür geben würde:

»Ich denke, dass das durchaus OK ist. Das ist nur ein Zeichen dafür, dass man sagen kann: Hey, das gibt es auch bei uns, in Anführungsstrichen, ja, ist es eigentlich normal! Warum nicht? Die Frage ist halt einfach nur, ob der Markt in Anführungsstrichen wirklich da ist? Das glaube ich nämlich nicht.«

Samir sah, dass ein homosexuelles Speeddating ein Zeichen setzen würde. Es würde das Zeichen setzen, dass es erstens Homosexualität auch unter Inder_innen gibt und zweitens, dass das kein Problem sei. Dieses Zeichen wollte er aber nicht einfach so setzen, solange er die Nachfrage nicht sah. Im Gegensatz zu ihm wusste ich, dass es einen Bedarf gab. Nachdem ich zu nicht-heterosexuellem Leben und Aktivismus in Indien sowohl auf dem Internetportal *suedasien.info* (vgl. Goel und Skoda 2006) als auch in einer Zeitschrift für Lesben veröffentlicht hatte, wurde ich von nicht-heterosexuellen Inder_innen der zweiten Generation kontaktiert. Neha erklärte ihre Kontaktaufnahme:

»Weil du eine Inderin oder eine Halbinderin bist, die in der L-Mag steht. Da haben wir schon mal zwei gemeinsame Sachen, da hätte ich mich auf jeden Fall gemeldet. Ich hätte dir auch so eine E-Mail geschrieben: Hallo, Du kennst mich nicht, aber ich bin die und die. Aber so war es natürlich noch leichter, weil ich dich ja schon vor ein paar Jahren gesehen hatte.«

Neha hatte wie viele der anderen, die mich kontaktierten, das Bedürfnis, nationethno-kulturell Gleiche zu treffen, die auch von der heteronormativen Norm abwichen. Tatsächlich outeten sich (nach meinem Outing) mir gegenüber nur Menschen, die ich schon getroffen hatte und die mich etwas einschätzen konnten. Es gab also sowohl ein Bedürfnis danach, in doppelter Hinsicht Gleiche zu finden, als auch danach, einen hohen Grad von Sicherheit zu bewahren. Das Internet wäre das ideale Medium gewesen, um einen Treffpunkt für eine kleine und weit verstreute Gruppe, der Anonymität wichtig war, zu schaffen³¹. Zwei Interviewpartner_innen, mit denen ich über eine solche Idee sprach, äußerten Interesse an so einem Projekt. Mahesh erklärte, dass er keine Bedenken hätte, an die Indernet-Redaktion mit der Idee heranzutreten, ein eigenständiges homosexuelles Netzwerk auf dem Indernet zu gründen, da die Redaktion professionell arbeite und sich deswegen nicht offen homophob zeigen könne. Das Indernet hielt er für die perfekte Plattform, einen »rosa Dr. Sommer« anzubieten und Fragen anonym zu beantworten. Auch Ram konnte sich vorstellen mitzumachen, wenn absolute Anonymität für ihn gewahrt bliebe. Als ich Samir darauf ansprach, dass von unserer Seite vielleicht etwas kommen würde, fand er das gut. Von uns kam aber – außer meinen Artikeln

31 Vgl. Shaw (1997), Shahani (2008), He (2009), Martin (2009), Kuntsman (2009), McGlotten (2013).

– nichts. Keine_r von uns schien es wichtig genug, um wirklich Zeit und Mühe zu investieren.

Neha fand das Indernet heteronormativ »wie 90 Prozent der Welt um mich drum herum«. Das war für sie nicht überraschend, aber bemerkenswert:

»Das mache ich hauptsächlich daran fest, dass ich noch nichts gezielt zum Thema Homosexualität da gefunden habe. Ich habe weder Artikel über den Film ›Fire‹ gefunden, noch irgendetwas über Hijras in Bombay, noch über ›Girlfriend‹. Heteronormativ ja, homophob, kann ich nicht sagen, das wäre zu früh verurteilt.«

Neha wusste, dass es in Indien andere Geschlechtsidentitäten als in Deutschland gab (vgl. Reddy 2006) und kannte kontroverse Filmproduktionen zu lesbischen Themen (vgl. Castro Varela und Dhawan 2005; Patel 2002). Darin, dass das Indernet hierüber nicht berichtete, sah Neha eine Reproduktion der heteronormativen Ordnung. Indien wurde dargestellt, als ob es keine nennenswerten Abweichungen gab. Auch Ram fehlten solche Themen. Er wandte sich deshalb anderen Gemeinschaften zu und nutzte das Indernet nur noch wenig: »Das war ein Grund, weshalb mein Nutzerverhalten sich verändert hat, weil ich habe das auf der Indernet-Seite nicht wiedergefunden. Und darüber hinaus fand ich das oft sehr schwulenfeindlich.« Im Gegensatz zu Neha bezeichnete er das Indernet als homophob. Als Beispiel hierfür erzählte er:

»Zum Beispiel, ich hatte neulich gesehen – Ich meine, das war blöd, dass ich da geguckt habe, aber ich hatte – Ich weiß nicht mehr, ob ich das aus dem Newsletter heraus hatte oder ob ich einfach geguckt habe und ich hatte da Werbung gesehen, wo draufstand: ›Ist Shahrugh Khan schwul?‹ Und dann habe ich reingeguckt und es war, glaube ich, nur ein Gag!«

Das Indernet hatte eine neue Funktion eingeführt und versuchte die Nutzenden mit dem Spruch zu animieren, drauf zu klicken. Nach dem Klick ging es dann nicht um Shahrugh Khan, sondern um die neue Funktion. Ram ärgerte sich, dass er darauf reingefallen war. Aber er ärgerte sich auch über das Indernet:

»Es war eine Enttäuschung. Ich meine ich wusste, dass er nicht schwul ist, weil ich weiß zufällig, dass er verheiratet ist. Gut das hat nichts zu bedeuten. Aber ich hatte schon mein Interesse oder meine Neugier auf das, was dahintersteckt und als ich gemerkt habe, dass es nur Werbung ist, das hat nur meine These bestätigt oder belegt, dass es nicht unbedingt eine schwulenfreundliche Seite ist.«

Der Teaser hatte ernsthaft Rams Interesse geweckt und diesem wurde nicht ernsthaft begegnet. Als ich Samir von Rams Enttäuschung erzählte, konnte er diese nicht verstehen. Er fand den Spruch aus Marketinggründen sehr gelungen:

»Genau aus dem Grund: Das kann nicht sein! Das glaube ich nicht! Das ist einfach der Grund, um in den Augen der Nutzer zwei vollkommen gegensätzliche Sachen zusammenzubringen. Da muss man drauf klicken einfach, weil das wäre letztendlich die Bombe, die platzen würde.«

In seiner Erklärung bestätigte Samir den Eindruck von Neha und Ram, dass das Indernet heteronormativ und nicht auf homosexuelle Nutzende ausgerichtet war. Für ihn war es unvorstellbar, dass der indische Superstar schwul sein könnte, und er ging davon aus, dass dies auch die Nutzenden dachten. Dass diese Annahme und die Verwendung eines solchen Vorurteils ausgrenzend auf Homosexuelle wirken könnte, konnte er nicht verstehen. Viel leichter fiel es ihm, zu vermuten, dass die Nutzenden homophob seien. Samir stellte eine Differenz zwischen sich (und der Redaktion) und den Nutzenden her: die einen waren neutral und offen, die anderen anfällig für die Abwertung Anderer. Auf meine Frage, warum er das von den Nutzenden glaube, antwortete er:

»Wenn man aus dem südasiatischen Kulturkreis kommt, die sowieso in der Beziehung sehr vorbelastet sind, weil da ist es sowieso ganz schlimm. Da ist es erst recht verpönt und ich denke, das haben die auch schon durch die Erziehung etc. so mitbekommen und verinnerlicht.«

Auch hier hatte Samir eine kulturalisierende Erklärung. Warum er die Redaktion, die sich in ihrer Erziehung vermutlich nicht wesentlich von den Nutzenden unterschied, von Homophobie ausnahm, blieb dabei unklar. Unklar blieb auch, warum nicht gegen homophobe Äußerungen in Foren und Gästebuch vorgegangen wurde³². Über die Jahre habe ich beobachtet, wie schwul als Schimpfwort benutzt wurde bzw. anderen, um sie abzuwerten, unterstellt wurde, sie seien schwul. Einiges davon erfolgte in explizit sexualisierter Sprache. Dabei hatte ich aber nicht den Eindruck, dass die geäußerte Homophobie kulturell spezifisch war. Sie schien mir eher typisch für junge Menschen in Deutschland (vgl. Hartmann et al. 2007).

Eine allgemeine Homophobie bzw. ein Unwohlsein mit Abweichungen von der Heteronormativität zeigten sich zum Beispiel 2001 in der Forendiskussion »Schwule« und 2005 in »Homosexualität? Wie stehen wir in Wirklichkeit dazu?«. Die beiden Diskussionen unterschieden sich vor allem dadurch, dass sich in der ersten ein Nutzer³³ selbst als »eingefleischter Schwulenhasser« bezeichnete, sehr ausführlich postete und wenig Gegenrede bekam, während in der zweiten (sehr viel längeren)

32 In den interaktiven Elementen gab es insgesamt wenig Moderation. Da sie aber Moderierende hätten einsetzen können, verlangt das Nicht-Einsetzen eine Erklärung.

33 Ich benutze hier die männliche Form, obwohl ich keine gesicherten Informationen über das Geschlecht der Nutzer_in habe, da mir die Beiträge eine männliche Perspektive wiederzugeben schienen. In der Positionierung zur Homosexualität schien mir das Geschlecht der Nutzenden relevant, wie ich weiter unten ausführen werde.

Diskussion keine Nutzer_in eine so eindeutige Positionierung vornahm und es ausführliche Gegenrede zu Reproduktionen von Homophobie und Sexismus gab. Typisch war die Eröffnungsfloskel des ersten Posts 2001 »Ich persönlich habe nichts gegen Schwule, aber«, die sich in allen Indernet-Diskussionen über Homosexualität fand (häufig mit dem Zusatz »und Lesben«). Diese Einleitung führte in der Regel zu einer Auflistung von einem oder mehreren Gründen, warum Homosexuelle oder spezifisch Schwule ein Problem darstellten. Die Diskussionen von Homosexualität waren zudem in der Regel von Sexismus begleitet. Lesben waren bei vielen Postern weniger ein Objekt der Abscheu als der Lust. Dies benannte Nutzerin Didi, die in verschiedenen Diskussionen immer wieder wortreich und mit fundierten Argumenten gegen Homophobie Stellung bezog, in der »Homosexualität?«-Diskussion explizit. Gegenrede kam auch von Coco, die ihren ersten (und laut meinen Unterlagen letzten) Post (unter diesem Nick) schrieb:

»Viele Inder sind da etwas engstirnig, ich kenne sogar einige, die halten Homosexualität für eine Krankheit... Ich glaube, das Problem ist, dass Homosexualität indischen Vorstellungen von Beziehungen/Ehe widerspricht, also ihrem Weltbild widerspricht. Es ist etwas Ungewohntes, etwas was von der Norm abweicht, und somit verdächtig. Ohne es tatsächlich beweisen zu können, habe ich – wenn es um Schwule geht – oftmals das Gefühl, dass heterosexuelle Männer sich von homosexuellen Männern in ihrer Männlichkeit ›angegriffen‹ fühlen. Abschließend meine Meinung: homosexuelle Menschen sind nicht anders als heterosexuelle Menschen, das was uns voneinander unterscheidet, ist die sexuelle Orientierung, und die geht die Gesellschaft überhaupt nichts an, das ist reine Privatsache!«

Wie Samir kulturalisierte Coco die Homophobie der Nutzenden. Auffallend war an dem Post von Coco allerdings, dass sie sehr analytisch argumentierte und damit den Anschein machte, mit theoretischen Zugängen zu Homophobie vertraut zu sein. Zudem wurde in der Formulierung »was uns voneinander unterscheidet« nicht deutlich, auf welcher Seite der Unterscheidung sie sich positionierte. Anders als fast alle anderen Postenden bemühte sich Coco nicht, ihre Heterosexualität und Zugehörigkeit zu den Normalen zu betonen³⁴.

Dass sich Nutzer durch Schwule in ihrer Männlichkeit angegriffen fühlten, wird in vielen der Diskussionen sichtbar. Immer wieder posteten Nutzer (zum Teil sehr ausführliche) Berichte, wie Schwule sich an sie rangemacht hätten. Als echte Heterosexuelle wussten sie sich aber zu wehren, behaupteten sie. Unsicherheiten schienen eher bei Besuchen in Indien zu entstehen. So schrieb ein Nutzer 2004 in der Diskussion »Lesbische Hochzeit«: »Als ich das letzte Mal in Indien war, wollten alle meine Kumpels händchenhaltend mit mir durch die Stadt, weil das zurzeit

34 Das kann auch daran liegen, dass Coco (mit diesem Nick) kein fester Bestandteil der Gemeinschaft war und so auch nicht um ihre Zugehörigkeit fürchten musste.

»cook« wäre. Nun, was in Indien »cook« ist, muss ich ja nicht unbedingt »cook« finden.« Diese Praxis irritierte seine Vorstellungen von Männlichkeit und er tat alles, um seine Männlichkeit zu bewahren. Das Motiv der händchenhaltenden Inder kam häufiger in diesen Diskussionen vor. So schrieb eine andere Nutzer_in im gleichen Thread: »Kann mir zwar vorstellen, dass es schwule Inder gibt, weil ich in Delhi schon viele Jungs gesehen hab, die Hand in Hand laufen, wie hier schon gesagt wurde, was für mich eigentlich schon ein Zeichen für Homos ist«. Beide Nutzenden machten mit ihrer Einschätzung, dass heterosexuelle Männer nicht Hand in Hand durch die Stadt gehen, ihre deutsche Sozialisation deutlich. Ihnen war nicht bewusst, dass in Indien andere heteronormative Vorgaben für Männlichkeit galten und diese Praxis dort nicht mit einer abweichenden sexuellen Orientierung verbunden wurde. Für die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen mag es noch schwerer als für ihre natio-ethno-kulturell eindeutigen Altersgenossen gewesen sein, sich in ihrer Männlichkeit sicher zu fühlen. Sie mussten sowohl die verschiedenen, zum Teil miteinander in Konflikt stehenden heteronormativen Vorgaben für Männlichkeit in Indien und Deutschland verhandeln als auch mit der orientalistischen Feminisierung indischer Männer umgehen. Aber auch ohne diesen Konflikt befanden sich viele der Nutzer in einer Entwicklungsphase, in der sie ihre Männlichkeit erst noch herstellen mussten (vgl. Connell 2005). Dazu dienten auch homophobe Äußerungen sowie das Betonen der eigenen Heterosexualität. In der Diskussion »Homosexualität?« fasste Didi ihre Diskussion mit einem homophoben Nutzer treffend zusammen: »Ja, da wären wir wieder bei der Gender Diskussion. Und bei der Frage: Wann ist ein Mann ein Mann?«

Bei der Ablehnung von Homosexualität ging es nicht nur um die sexuelle Orientierung, sondern grundsätzlich um Widerstand gegen eine Veränderung von Geschlechterrollen und gegen den Abbau von patriarchalen Privilegien. Diesen Zusammenhang stellte Savitri her als ich sie zu Homophobie auf dem Indernet fragte:

»Einerseits ist das eine Doppelmoral bei denen, glaube ich, die ganz stark nach außen gekehrt wird: Einmal möchten wir schon jegliche Vorteile der westlichen Welt genießen können, wir können hier Partner haben bevor wir heiraten, wir können auch Sex vor der Ehe haben, ohne dass die Eltern davon was mitbekommen müssen, aber andererseits dann so stur konservativ abgehen wie zum Beispiel bei Homosexualität. Da würde ich manchmal auch ganz gerne nachfragen, was deren Meinung beispielsweise über die Stellung der Frau in der Gesellschaft ist. Ich glaube, da würden auch Aussagen kommen, wo ich mir an den Kopf packen müsste.«

Die Doppelmoral der Nutzenden machte Savitri an den wiederholten Forendiskussionen zu »Sex vor der Ehe« fest. In diesen sah sie das Bedürfnis, sich den heteronormativen Vorstellungen der Eltern zu widersetzen. Gleichzeitig fand sie, dass die Nutzenden konservativ heteronormative Normen reproduzierten.

Die Mehrheit der Nutzenden ging davon aus, dass Homosexualität in Indien keine nennenswerte Rolle spielte. Dies wurde besonders deutlich im Thread »Lesbische Hochzeit«, den ich Ende 2004 verdeckt gestartet hatte. Zu diesem Zeitpunkt reiste ich gerade durch Indien, interviewte lesbische Aktivistinnen und hatte erfahren, dass es wiederholt vorkam, dass sich Frauenpaare rituell trauen ließen. Ich bat meine studentische Mitarbeiterin Mareile Paske, auf Basis eines aktuellen Falles eine Diskussion zu beginnen. Diese war davon geprägt, dass die Postenden der Meldung misstrauten. Auch mein Post (unter meinem bekannten Nick), dass dieser Fall tatsächlich stattgefunden hatte und ich gerade lesbische Aktivistinnen interviewen würde, dämpfte die Zweifel nicht.

2007 zeigte die Diskussion »Homosexualität in Indien« eine große Bereitschaft von Indernet-Nutzenden, Homosexuelle auszugrenzen. Ausgangspunkt war, dass HaGo, der regelmäßig hegemoniale Männlichkeitskonzepte hinterfragte, eine Umfrage startete, ob die Bestrafung von Homosexualität zeitgemäß sei oder nicht. Damit begann eine lange und kontroverse Diskussion, in der es viele homophobe und antifeministische Äußerungen aber auch viel Gegenrede gab. HaGo zeigte sich im Laufe der Diskussion entsetzt: »Das Abstimmungsverhältnis wir(k)d ziemlich heftig. Aber so ist das, wenn man.n mit dem Feuer spielt.« Das Ergebnis der Abstimmung habe ich nicht dokumentiert, aber der Diskussion entnehme ich, dass es zumindest zum Zeitpunkt des Entsetzens bei zehn Ja- zu elf Nein-Stimmen stand, fast die Hälfte der Klickenden also für eine Bestrafung von Homosexualität waren. Neben gängigen homophoben Argumenten kamen hier auch noch Argumente dazu, die sich spezifisch auf Indien richteten: Negative westliche Entwicklungen sollten nicht auf Indien übertragen werden. Das Motiv, dass Homosexualität degeneriert und unindisch sei und aus dem Westen importiert würde, ist in konservativen indischen Kreisen sehr verbreitet. Vanita und Kidwai (2001) wenden sich gegen diese These und versuchen aufzuzeigen, dass gleichgeschlechtliche Liebe eine lange indische Tradition hat. Als dies in die Diskussion eingebracht wurde, warf eine Nutzer_in dem Post vor, eine »neue Theorie über die verklemmten homosexuellen Hindus« zu konstruieren. Dies erinnert an den Widerstand der antikolonialen Nationalist_innen gegen die Feminisierung Indiens durch die Kolonialmacht (vgl. Castro Varela und Dhawan 2006). Da an der Diskussion auf der Seite derer, die gegen eine Kriminalisierung waren, mehrere Postende teilnahmen, von denen bekannt war, dass sie keine indischen Eltern hatten, stellte eine Nutzer_in durch die Frage »Wie viele der ›Nein‹-Klicker sind denn nun echte Inder(innen)? Das würde mich schon interessieren.« die Aussagekraft des Abstimmungsergebnisses in Frage und suggerierte, dass unter (echten) Inder_innen die Befürwortenden für eine Bestrafung in der Überzahl wären.

Die Diskussion »Mann/Frau? Frau/Frau? Mann/Mann?« 2005 unterschied sich von den anderen Diskussionen, da sie konkret die Situation der natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen in Deutschland thematisierte. Die Nutzerin

Tigerente, die – ähnlich wie Coco – vor diesem Post nicht in Erscheinung getreten war, startete den Thread mit: »Hallo Leute! Ich würde gerne Eure Meinung zum Thema schwule und lesbische Inder, Tamilen, Singalesen hören. Gibt es welche? Oder gibt es keine, wie so gerne behauptet wird? Bitte schreibt mir Eure Ansichten!« In den Antworten wurde zuerst versichert, dass es natürlich welche gäbe, dann aber hinzugefügt, dass diese sich aber nicht outeten. Es kam auch zu homophoben Äußerungen, aber weniger als in anderen Diskussionen. Trotzdem blieben in der Diskussion die Homosexuellen die (bedauernswerten) Anderen. Tigerente äußerte sich dementsprechend enttäuscht:

»Also, warum sollte denn niemand der erste sein, der sich outet?!? Wenn das jeder denkt (und so ist es nun mal derzeit), kann sich doch nie was ändern. Klar kann man es heimlich leben. Aber dann auch nur, um Sex zu haben. Was aber ist mit Gefühlen? Darf ich als Frau nicht mit der geliebten Frau meines Herzens zusammenleben?!? Warum?!? Was das betrifft sind die Inder usw. noch sehr hinterwäldlerisch. Das finde ich verdammt Schade und traurig!«

Ich lese diesen Beitrag als einen Hilfeschrei und vermute, dass Tigerente über sich selbst schrieb. Darauf reagierte in der Diskussion aber niemand öffentlich. Das Indernet zeigte sich wieder nicht als ein Ort, an dem offen über eigene Gefühle und Verletzlichkeiten gesprochen werden konnte. Falls Tigerente nicht über private Nachrichten aufbauendere Zuschriften bekommen haben sollte, war diese Diskussion wohl eher frustrierend für sie. Für mich als Beobachterin war sie es auf jeden Fall.

Auch wenn das Indernet in seinem redaktionellen Teil nicht homophob, sondern nur heteronormativ war und gelegentlich Artikel zu Homosexualität in Indien postete, wurde der virtuelle Raum damit nicht zu einem Ort, an dem sich Menschen, die der heteronormativen Ordnung nicht entsprachen, wohlfühlen konnten. Wenn sie auch die interaktiven Teile nutzen wollten, mussten sie eine hohe Toleranz für offene und verdeckte Homophobie haben. Auch wenn sie sich durch die der Homophobie entgegentretenden (sich zumeist heterosexuell positionierenden) Postenden gestützt fühlten, blieben sie die isolierten Anderen. Zudem deutete die fehlende Moderation von offen homophoben Beiträgen daraufhin, dass es die Redaktion nicht für nötig erachtete, gegen diese menschenverachtenden Tendenzen vorzugehen. Es wunderte mich daher nicht, dass sich Ram vom Indernet abgewandt hatte und sich andere Orte der Zugehörigkeit suchte.

1.5.6. Fazit: Reproduktion von Heteronormativität

Im Bemühen, eine eindeutige natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit zu schaffen, erfolgten auf dem Indernet nicht nur natio-ethno-kulturelle und klassistische Ab- und Ausgrenzungen, sondern auch solche auf der Basis von Geschlecht und Sexua-

lität. Die meisten Redakteur_innen erschienen mir als heterosexuelle Cis³⁵-Männer und -Frauen aus der Mittelschicht. Sie schienen die heteronormative Ordnung so selbstverständlich und unhinterfragt verinnerlicht zu haben, dass sie diese Normen immer wieder reproduzierten, ohne sich dessen bewusst zu sein und ohne es explizit zu wollen. Von ihren Nutzenden vermuteten sie (nicht zuletzt aufgrund von kulturalisierenden Überzeugungen), dass diese zumindest ebenso stark wie sie selbst in der heteronormativen Ordnung verwurzelt und tendenziell noch stärker an der Aufrechterhaltung derselben interessiert seien. Daher richteten sie ihr Angebot an einem konservativen Bild von heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit aus.

Menschen, die von der heteronormativen Ordnung signifikant abwichen, zeigten sich in der Indernet-Gemeinschaft nicht. Nur sehr selten wurden radikal feministische Positionen geäußert. Von meinen Interviews weiß ich, dass es sowohl Homosexuelle als auch radikale (Queer)Feminist_innen unter den Nutzenden gab. Das Indernet erschien ihnen aber nicht als ein ausreichend sicherer Rahmen, um ihre Abweichungen von der Heteronorm sichtbar zu machen. In meiner Beobachtung waren die Nutzenden schon bei geringeren Verletzlichkeiten zurückhaltend, diese auf dem Indernet zum Gegenstand von Diskussionen zu machen. Austausch über sensible Themen erfolgte eher distanziert, als ob die jeweiligen Beitragenden nicht selbst betroffen wären.

Der virtuelle Raum, in dem die Nutzenden relativ stark kontrollieren können, welche Merkmale und Einstellungen von ihnen wahrgenommen werden können³⁶, erleichterte es den Nutzenden, sich distanziert zu zeigen und sich aus Diskussionen zurückzuziehen, wenn sie zu heikel wurden. Zudem wurde standardmäßig von allen Nutzenden angenommen, dass sie heterosexuelle Cis-Männer und -Frauen seien. Solange sich niemand als davon abweichend outete, fiel die Abweichung nicht auf. So diente der virtuelle Raum nicht nur dazu, natio-ethno-kulturell Gleiche zu imaginieren, sondern auch Gleiche in der heteronormativen Ordnung. Das Potential, dass das Internet für einen Austausch unter Menschen, die von der heteronormativen Ordnung abweichen, hätte haben können, wurde weder gesehen noch genutzt. Der Redaktion fehlte die Vorstellungskraft, hier einen relevanten Markt zu sehen. Es entsprach auch nicht dem Bild ihrer Zielgruppe, der Inder/innen der zweiten Generation. So standen diejenigen, die nicht in die heteronormative Geschlechterordnung passten, vor der Entscheidung, ihre abweichende Position zu verdecken oder den Raum nicht zu nutzen – und wirkten so daran mit, das Bild der heteronormativen Inder/innen der zweiten Generation zu festigen.

35 Cis bezeichnet die Übereinstimmung von bei Geburt zugeschriebenen und gelebten Geschlecht.

36 Im Indernet gab es keine Audio- und Videofunktion. Die Interaktion war vor allem textbasiert.

Das Indernet war auch in Bezug auf Geschlecht und Sexualität kein Raum, um ungleiche Machtstrukturen in der Gesellschaft grundsätzlich in Frage zu stellen. Es war vielmehr ein Raum, in dem Normen reproduziert wurden und die eigenen Privilegien (unter anderem in Bezug auf Klasse, Geschlecht und Sexualität) genutzt wurden, um Anerkennung zu bekommen. In dieser Hinsicht unterscheidet sich das Indernet nicht wesentlich von den Miss-India-Wettbewerben, wie Dewey (2008) sie analysiert. Ziel war es, ein modernes urbanes Bild von Indien und Inder_innen der zweiten Generation zu konstruieren und dafür auf alles zu Kontroverse oder zu Iritierende zu verzichten. So war auch das Indernet daran beteiligt, die Nation und die natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft zu reproduzieren und zu festigen, ohne dabei die impliziten Ausgrenzungen aktiv zu wollen und zu forcieren. In seiner grundsätzlichen Offenheit für Abweichungen von der heteronormativen Ordnung unterschied sich das Indernet jedoch grundlegend von anderen nationalistischen und insbesondere hindunationalistischen Projekten.

1.6. Fazit und Ausblick zum ersten Mosaik

1.6.1. Ein Raum der Gleichen

Beim Sammeln der Mosaiksteine war mir aufgefallen, dass sowohl Beobachtende als auch Nutzende das Indernet für etwas Besonderes und Einmaliges hielten. In den Interviews mit der Redaktion und Nutzenden kam immer wieder das Motiv der Gleichen auf. Sie erzählten mir, dass sie auf dem Indernet auf Leute trafen, die ihnen glichen. Dieser Eindruck war der Ausgangspunkt des ersten Mosaiks. Mit einem rassismuskritischen Blick bin ich durch die gesammelten Mosaiksteine gegangen, habe jene ausgesucht, die sich offensichtlich mit dem Thema der Gleichen beschäftigten, habe einige dazugelegt, die damit verbunden waren, habe die Steine genau betrachtet und poliert, um ihre Aussage genauer herauszuarbeiten, habe sie zusammengelegt und umgelegt, bis das Mosaik das Bild eines Raums der Zugehörigkeit ergab.

Das erste Mosaik stellt das Indernet als einen Raum der imaginierten natio-ethno-kulturellen Gleichheit dar. In ihm hatten natio-ethno-kulturell (mehrfach-)zugehörige Redakteur_innen und Nutzende (mit den Zugehörigkeitskontexten deutschsprachiges Europa und Südasien) das Gefühl, dass sie unter Menschen seien, die ähnliche Biografien und ähnliche Erfahrungen wie sie selbst gemacht hatten und die sie ohne große Erklärungen verstanden. Durch den von der Redaktion gestalteten Rahmen und die Interaktionen der Nutzenden entstand die Vorstellung einer fiktiven Standard-Nutzer/in. Die Redaktion und die Nutzenden gingen in ihren Handlungen davon aus, dass sich ihre Berichte und Posts an Inder_innen der zweiten Generation richteten. Andere Nutzende waren willkommen, wurden aber als Abweichung von der Norm wahrgenommen. Was genau eine Inder_in der zweiten Generation ausmachte, blieb dabei diffus und gab so sehr unterschiedlichen Individuen die Möglichkeit, sich zugehörig zu fühlen. Das Indernet schaffte eine Möglichkeit, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, Verständnisse des Selbst zu artikulieren und weiterzuentwickeln (vgl. Miller und Slater 2000, 10). Die Nutzenden konnten auf dem Portal sein, wer sie meinten zu sein, was Miller und Slater (ebd.) mit »expansive realization« beschreiben. Sie konnten aber auch neue Bilder von sich selbst entwickeln, was Miller und Slater (ebd.11) »expansive potential« nennen. Auf dem Indernet entstanden Austausch und Erzählungen über Identität und Zugehörigkeit bzw. darüber, was Indien und Inder_innen der zweiten Generation sind, die den Nutzenden dabei halfen, ihre Erfahrungen mit Sinn zu füllen und sie zu erklären (vgl. Anthias 2009, 12).

Diese Imagination der natio-ethno-kulturellen Gleichheit und der Zugehörigkeit gingen notwendigerweise einher mit Ab- und Ausgrenzungen. Manche davon erfolgten absichtlich, wie die Abgrenzung von Dominanzdeutschen. Andere erfolgten unabsichtlich, wie die Ausgrenzung von nicht-heterosexuellen Nutzenden. Um

ein gemeinsames Wir zu schaffen, zu dem sich die Nutzenden zugehörig fühlen konnten, musste es auch jene geben, die nicht zum Wir gehörten, die die Anderen waren. Da das Wir vor allem natio-ethno-kulturell bestimmt wurde, liefen viele der Abgrenzungsmechanismen auf der Grundlage von natio-ethno-kulturellen Kategorisierungen und nahmen dabei Rückgriff sowohl auf in Deutschland als auch in Indien herrschende Ausgrenzungsmechanismen. Implizit spielten aber auch andere Kategorisierungen, insbesondere klassistische und heteronormative, eine wichtige Rolle in der Definition des natio-ethno-kulturellen Wir und Nicht-Wir. Dies geschah, obwohl das Indernet möglichst inklusiv sein wollte. Um möglichst viele Nutzende an sich zu binden, verzichtete die Redaktion auf allzu kontroverse Standpunkte. Sie wollte einen Raum für ihnen Ähnliche schaffen, der diesen an anderen Orten verwehrt wurde. Das Ziel war aber nicht, die normativen Ordnungen in Deutschland (oder Indien) grundsätzlich in Frage zu stellen. Nur jene Normen, die den natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen die Anerkennung verweigerten, sollten verändert werden. Jene, an denen sie sich nicht stießen, konnten (und sollten) Bestand haben (vgl. Kuntsman 2004, 5-6). Das Indernet war so aus unterschiedlichen Gründen viel weniger inklusiv, als es sein wollte und zu sein behauptete.

Der Raum der Inder_innen der zweiten Generation entstand nicht zufällig im Internet. Das Zusammenkommen von technologischen, demografischen und gesellschaftspolitischen Entwicklungen machte das Internet zu dem idealen Ort, um einen eigenen Raum zu schaffen (vgl. 3.2). Einen solchen Raum gab es offline nicht. Es konnte ihn aus verschiedenen Gründen nicht geben. Nur die Internettechnologien konnten die über ganz Deutschland (und das deutschsprachige Europa) verteilt lebenden Inder_innen der zweiten Generation dauerhaft und selbstbestimmt in Kontakt bringen. Nur im virtuellen Raum konnten sie weitgehend unabhängig von den Strukturen und Interventionen der Dominanzgesellschaft und der Eltern mit einem geringen Bedarf an Ressourcen ihre eigenen Ideen umsetzen (vgl. Mandaville 2003, 135-136). Das Internet machte neue Formen der Gemeinschaft denk- und umsetzbar. Hier konnten die Inder_innen der zweiten Generation Raumgestalter_innen anstatt Space Invader sein, um auf Puwars (2004) Analyse zurückzukommen.

Der virtuelle Raum Indernet entstand aber nicht im Nichts. Er war klar verankert im geografischen Raum (insbesondere in Deutschland), in der deutschen Sprache, im politischen Kontext, in der Migrationsgeschichte der Eltern, in der Zeit seiner Entstehung und Blüte, in der Lebenssituation der Redakteur_innen und Nutzenden, in ihren sozialen Positionierungen und politischen Einstellungen, in den zur Verfügung stehenden Technologien etc. All diese Faktoren prägten, wie das Indernet entstand, wie es sich entwickelte und welche Interaktionen dort stattfanden (vgl. das dritte Mosaik). So waren auch die Aushandlungen von Zugehörigkeit in diesem virtuellen Raum kontextspezifisch (vgl. Anthias 2008, 5). Dass es das

Indernet im Jahr 2020 so nicht mehr gab, war nicht weiter verwunderlich. Die Rahmenbedingungen hatten sich in so vieler Hinsicht geändert, dass es den Raum der Zugehörigkeit in dieser Art nicht mehr geben konnte und er auch nicht mehr gebraucht wurde (vgl. 3.7.4). Das erste Mosaik ist nicht zeitlos, es setzt sich vor allem aus Mosaiksteinen zusammen, die bis 2006 gesammelt wurden, und entwirft damit vor allem ein Abbild der Zeit, in der das Indernet am aktivsten und bedeutendsten war (vgl. 3.4; 3.5).

Die Internettechnologien, die dem Indernet in dieser Zeit zur Verfügung standen, eigneten sich besonders, um ein Gefühl der natio-ethno-kulturellen Gleichheit zu schaffen. Die im Wesentlichen auf textbasierte Kommunikation reduzierten Interaktionsmöglichkeiten (vgl. Döring 2003) ermöglichten es den Nutzenden, zu kontrollieren, welche Informationen die anderen über sie bekamen. Wenngleich ihre Erfahrungen im physischen Raum sich auch in ihrer textbasierten Repräsentation widerspiegelten (vgl. Kolko et al. 2000, 4), konnten die anderen Nutzenden ihre Körperlichkeit und ihr Lebensumfeld nicht bemerken und darüber Schlüsse ziehen. Zudem war es leichter, von Anderen nur das wahrzunehmen, was man sehen wollte. Es war damit viel wahrscheinlicher, als ausreichend ähnlich zur Standard-Nutzer/in angesehen zu werden, als dies in einem Raum der Fall gewesen wäre, in dem alle Nutzenden auch sichtbar wären. Es musste erst zur expliziten Thematisierung einer Abweichung kommen, um diese als solche zu bemerken. So war es im virtuellen Raum viel leichter als in einem physischen Raum, vorhandene Unterschiedlichkeiten, Ambivalenzen und Widersprüche auszublenden und Gleichheit zu imaginieren. Die Nutzenden konnten zuhause vor ihren Computern sitzen und sich vorstellen, dass die meisten Inder_innen der zweiten Generation mehr oder weniger so seien wie sie. Unterstützt wurde diese Imagination durch ethnopolitische Unternehmer_innen (vgl. Brubaker 2004) wie die Indernet-Redaktion, die aktiv die Vorstellung einer natio-ethno-kulturellen Gleichheit förderten und Angebote für die so gemeinsam imaginierte Gruppe schufen (vgl. 3.3.7).

Das Internet war Anfang der 2000er Jahre für junge ethnopolitische Unternehmer_innen ein besonders geeignetes Medium. Wenn sie sich – wie die Indernet-Redaktion – die nötigen Kompetenzen aneigneten, ein professionell wirkendes Internetangebot schufen, den Eindruck von inhaltlicher Tiefe und hoher Interaktion boten (vgl. 3.5), dann war es zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich, als kompetente Ansprechpartner_innen angesehen zu werden (vgl. 2.5.4). In dieser Zeit suchten immer mehr Menschen nach Informationen im Netz, aber gerade im deutschsprachigen Internet gab es nur wenige (und noch weniger professionell wirkende) Angebote zu Indien und Inder_innen in Deutschland. Das Indernet wurde als Raum der zweiten Generation wahrgenommen und als Quelle für Informationen über diese Gruppe von Menschen sowie über Indien angesehen. Dabei bestand eine Tendenz, die redaktionellen Berichte und die im Gästebuch und den Foren sichtbare Kommunikation als repräsentativ für die Meinung der zweiten Generation anzu-

sehen. Es beteiligte sich allerdings nur ein kleiner Teil der Nutzenden sichtbar auf dem Indernet (vgl. 2.3). Ein großer Teil der Kommunikation verlief nicht oder nur beschränkt öffentlich (im Chat, in privaten Nachrichten, per instant messenger, per Telefon etc.). Viele Nutzende waren nur über Zugriffszahlen sichtbare Lurkende. Widerspruch zu Äußerungen zeigte sich häufig nicht durch sichtbare Gegenargumente, sondern durch Nicht-Teilnahme an Diskussionen oder durch den Abbruch der Interaktionen. Widerstand und abweichende Meinungen waren so online weniger gut wahrnehmbar als im physischen Raum, in dem abweisende Mimik, Nebengespräche oder das Verlassen des Raumes eher gesehen werden konnten. So eignete sich der virtuelle Raum auch für Beobachtende besonders gut, um natio-ethno-kulturelle Gleichheit zu imaginieren (vgl. 2.5.4).

Das Indernet war ein Raum der zweiten Generation. Er wurde aber nur von einem Teil jener genutzt, die als Inder_innen der zweiten Generation galten. Es sollte daher nicht das, was rund um das Indernet zu beobachten war, als repräsentativ für natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige mit Zugehörigkeitskontexten Deutschland und Indien betrachtet werden. Das in diesem Abschnitt gelegte Mosaik stellt lediglich dar, was an diesem Ort mit der verwendeten Technologie von den sich dort bewegendenden Menschen verhandelt und imaginiert wurde. Es gewährt einen Blick auf Perspektiven von Menschen, die der Kategorie zweite Generation zugeordnet wurden. Dabei war das Indernet insbesondere ein Ort für jene natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen, die nach einer ethnischen Zugehörigkeit suchten und Nationalismus nicht problematisch fanden.

Der Fokus des ersten Mosaiks auf Zugehörigkeit ermöglichte, zu betrachten, wie natio-ethno-kulturelle Gleichheit rund um das Indernet imaginiert wurde und welche Ausschlussmechanismen damit verbunden waren.

1.6.2. Gleichzeitigkeit von Ungleichem

Das Mosaik »Raum der Zugehörigkeit« legt nahe, dass das Indernet vor allem und insbesondere ein Raum von natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen war, die sich vor allem und insbesondere über Fragen von Zugehörigkeit miteinander verständigten. Dieser Eindruck reproduziert die Imagination der Gleichheit auf der analytischen Ebene und läuft Gefahr, die Diversität des Indernets zu verdecken.

Auch wenn es die Vorstellung einer Standard-Nutzer/in auf dem Indernet gab, wurde das Indernet von Nutzenden mit den unterschiedlichsten natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontexten genutzt. Indienbegeisterte Angehörige der deutschen Dominanzgesellschaft waren genauso dabei wie indische IT-Expert_innen in Deutschland oder die Tochter von kroatischen Migrant_innen. Manche hatten biografische Verbindungen zu Indien, andere nicht. Manche begeisterten sich für Bollywood, andere nicht. Überhaupt gab es selbst unter jenen, die nicht

signifikant von der Standard-Nutzer/in abweichen, sehr unterschiedliche Arten, das Indernet zu nutzen. Manche informierten sich vor allem im Veranstaltungskalender, andere lasen vor allem die redaktionellen Beiträge, andere gingen direkt ins Forum, wieder andere ließen sich ab und zu vom Infobrief motivieren, vorbeizuschauen. Viele wollten sich mit natio-ethno-kulturell Gleichen austauschen, viele wollten Informationen über Indien, andere verbrachten einfach Zeit mit Spielen in den Foren. Das Indernet war nicht nur ein Raum. Es setzte sich vielmehr aus vielen Räumen zusammen. Diese unterschieden sich nicht nur durch die jeweils verwendeten Internetanwendungen (Webseiten, Foren, Gästebuch, Chat, Kalender etc.), sondern auch durch ihre thematischen Schwerpunkte (Nachrichten, Unterhaltung, Frauen, Veranstaltungen, geselliger Austausch etc.).

Viele von den Mosaiksteinen, die diese Vielfalt wiedergeben, wurden in diesem ersten Mosaik nicht verwendet. Der Fokus sollte nicht zu sehr verzerrt und das Bild nicht zu undeutlich werden. Die Gleichzeitigkeit von Ungleicheм wurde so verdeckt und die Indernet-Nutzenden tendenziell als Andere dargestellt (vgl. Fabian 2014). Insofern ist Hess' (2010, 20) Vorwurf nachvollziehbar, dass natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit in meinem Forschungsprojekt überbetont würde (vgl. Brubaker 2004, 10). Mit dem Fokus auf sie trägt das erste Mosaik dazu bei, die Nutzenden des Indernets primär als natio-ethno-kulturell Andere wahrzunehmen (vgl. Mecheril et al. 2003). Damit läuft meine Analyse Gefahr, das Denken in Gruppen von Migrant_innen mit bestimmten natio-ethno-kulturellen Herkunftен zu reproduzieren, welches Bojadžijev und Römhild (2014) als Migrantologie kritisieren.

Dabei konnte das Indernet nur als ein Raum natio-ethno-kulturell Gleicher wahrgenommen werden, weil der virtuelle Raum vielfältig unterteilt war. Nur deshalb trafen in verschiedenen Bereichen des Indernets diejenigen zusammen, die ein gemeinsames Interesse hatten, und bemerkten nicht, dass in anderen Teilen des Indernets Nutzende mit anderen Interessen zusammenkamen. Die Vielfältigkeit des Indernets ermöglichte die Gleichzeitigkeit von Ungleicheм. Dieser Vielfältigkeit widmet sich das zweite Mosaik.

Das zweite Mosaik: Das Gemeinschaftszentrum

2.1. Einleitung: Ein Internetportal

2.1.1. Von Dateien und Räumen

Das WorldWideWeb suggeriert durch seinen Namen, die ganze Welt zu verbinden, räumliche Distanzen aufzuheben und so einen neuen entterritorialisierten und grenzenlosen Ort zu schaffen. Das Internet scheint nichts mit Raum im klassischen Verständnis eines geografisch verorteten, abgeschlossen Gebiets zu tun zu haben. Schroer (2003, 60) setzt einem solchen substanzialistischen Raumbegriff ein relationales Raumverständnis entgegen. Er argumentiert, dass Raum nicht als Behälter zu verstehen sei, sondern als etwas, das durch soziale Operationen erst konstituiert werde (ebd. 61). Durch soziale Handlungen entstehe ein Raum, der sich wiederum mit der Zeit verändere (vgl. ebd. 71). Bei der Betrachtung des virtuellen Raumes sei nicht die Frage relevant, ob es sich tatsächlich um einen Raum handle, sondern dass er als solcher verstanden und gestaltet würde.

Technisch bestand das Internetportal Indernet aus einer Vielzahl von mit einander verbundenen Dateien und schien damit losgelöst vom physikalischen Raum. Man konnte lange durch die miteinander verbundenen Dateien wechseln, ohne dass ein Ende sichtbar wurde. Zudem boten die Dateien eine große Anzahl von Verlinkungen zu Dateien außerhalb des Indernets, so dass Nutzende Dateien an den unterschiedlichsten Orten auf der Welt ansteuern konnten. Der Wechsel von Indernet-Dateien zu Dateien außerhalb des Portals war dabei für die Nutzenden klar sichtbar. Designelemente markierten, welche Dateien zum Indernet gehörten und produzierten so ein Außen und ein Innen des Indernets. Zudem erstellten die Indernet-Dateien mehrere abgegrenzte Bereiche im Inneren, die wiederum unterschiedlich aussahen. Vor allem aber ermöglichten die Indernet-Dateien verschiedene Handlungen der Redakteur_innen und Nutzenden sowie Kommunikation miteinander. Durch diese Aktivitäten und die gemeinsame Imagination eines Raums produzierten die Redakteur_innen und Nutzenden einen (virtuellen) Raum, der klar von anderen (virtuellen und physikalischen) Räumen abgegrenzt, mit anderen Räumen verbunden und permanent in Veränderung war. Das Indernet kann

deshalb als ein (virtueller) Raum analysiert werden, als einer von vielen Räumen innerhalb des virtuellen Raums (vgl. Schachtner 2005, 189) bzw. als ein Gebäude der virtuellen Stadt (vgl. Duval 2005, 219).

Internetportale wie das Indernet waren Anfang der 2000er Jahre weit verbreitet. Döring (2003, 112-113) beschreibt sie als Zusammenstellung verschiedener Informationen und Internetanwendungen, die sich entweder an eine große Anzahl von Nutzenden wandten (z.B. Yahoo) oder spezifisch an bestimmte Interessengruppen (z.B. das Indernet). Sie versammelten unter einer Domain ein möglichst breites Angebot. Dazu nutzten sie eine Kombination verschiedener Internetanwendungen. Diese wurden von Nutzenden entsprechend ihrer Bedürfnisse angeeignet (vgl. Bozdag 2013, 111-115), was dazu führen konnte, dass Änderungen der Räume durch die Betreibenden die Nutzenden verärgerten (vgl. ebd. 11). Gleichzeitig verließen Nutzende Internetportale, wenn diese nicht mit den Entwicklungen der Technologie Schritt hielten. Die virtuellen Räume mussten sich daher ständig ändern (vgl. Kuntsman 2009, 14) und wurden permanent in Praxen neu geschaffen.

2.1.2. Der Aufbau des Portals (2000)

Bozdag (2013, 139) argumentiert, dass die thematische Struktur eines virtuellen Raums prägt, worüber sich Nutzende austauschen können, und die eingebundenen Anwendungen bestimmen, welche Formen der Nutzung und des Austauschs technisch möglich sind. Daher rekonstruiere ich aus Ausdrücken einen Eindruck des Internetportals von Ende 2000:

Auf der Startseite des Indernets prangt das Logo, dessen prominenter Teil die indische Fahne ist. Mit einem Klick kommt man auf die inhaltliche Startseite. Diese ist mit Frames aufgebaut: Es gibt einen Navigationsbalken oben, eine Navigationsleiste links und das Hauptfenster mit den Inhalten. Der feststehende Navigationsbalken bietet neben den Hinguckern (dem Logo und einer Grafik mit indischen Motiven), Werbung für Werbung auf dem Indernet, die Sprachauswahl und Schaltflächen mit den Titeln Projekt, Mitglieder, Service, Chat, Pinnwand, Forum, Gästebuch, Kontakt sowie Editorial. Über diese kommt man zum einen zu Informationen zum Indernet, zum anderen zu den interaktiven Internetanwendungen. Die Navigationsleiste bietet neben einer Suchfunktion die Schaltflächen zu den Rubriken: Nachrichten und Medien, Land und Leute, Kultur und Gesellschaft, Bildung und Wissenschaft, Wirtschaft, Computer und Internet, Sport, Reise, Ereignisse, Unterhaltung sowie Humor.

Das Hauptfenster ist übersichtlich und im Wesentlichen in drei Spalten geteilt. Die Nutzenden werden in der »Indischen Online Community« willkommen geheißen und ihnen werden »besinnliche und beschauliche Weihnachtstage« gewünscht. Der Weihnachtsmann hat das Gesicht von Amitabh Bachchan. Wie diese Grüße werden auch andere Mitteilungen im Hauptfenster durch selbst designte

Grafiken illustriert. Die nächsten Chat-Termine, die Mitglieder-Seite, das Sportforum, die Suchfunktion, das schwarze Brett, der Infobrief sowie Partner_innensuche über die Pinnwand und Diskussionen in den Foren werden beworben. Medienberichte über das Indernet werden prominent gelistet. Links zu Presseberichten über Indien werden angeboten. Es wird berichtet, dass neue Redakteure angefangen haben, weitere werden gesucht. Um Beiträge für die Rubrik »Mein Indien« wird geworben. Grußkarten eines anderen Anbieters werden angeboten. Dazwischen Teaser mit Fotos von Artikeln des Indernets: der Jahresrückblick 2000, ein Party-Bericht, ein Artikel über ein Seminar, eine Umfrage des Jugendforums der DIG, ein Artikel zum Religionskonflikt in Ayodhya.

Die Rubriken sind fast alle gleich aufgebaut. Sie bieten Artikel-Teaser und Links zum jeweiligen Themengebiet. Die meisten Inhalte haben »Nachrichten und Medien« sowie »Bildung und Wissenschaft«. Die Rubrik Ereignisse bietet Veranstaltungsankündigungen sowie mehrere Teaser zu Veranstaltungsberichten. In der Rubrik Humor finden sich Miniatur-Versionen von Cartoons rund um Indien und Computer-Inder_innen sowie Links zu humoristischen Seiten.

Auf der Mitgliederseite gibt es eine Liste der eingetragenen Mitglieder mit zusätzlichen Informationen wie: »Jg. 81, aus xy, Deutschland. Ziel: Nette Menschen kennenlernen und ein paar Inder mehr« sowie E-Mailadressen. Die Schaltfläche Service führt zum Hinweis »hier entsteht bald ein Service-Bereich«.

Die Schaltflächen Chat, Pinnwand, Forum und Gästebuch führen zu Kommunikationsanwendungen, die von anderen Anbietern gehostet werden. Der erste Eintrag auf der Pinnwand stammt vom 10.10.00, zu Weihnachten sind es etwa 20. Die Themen drehen sich vor allem um Kontakte und Partys. Die Forumsbeiträge habe ich seit Anfang November dokumentiert, die Ausdrücke umfassen mehrere Seiten. Die Themen scheinen sich vor allem um Indien, Indisches in Deutschland und Veranstaltungen zu drehen, mit gelegentlichen Flames. Im Gästebuch sind Weihnachten 2000 bereits gut 140 Einträge geschrieben worden.

In meinen Unterlagen finde ich auch einen Ausdruck des ersten Infobriefs vom Oktober 2000. In ihm wird auf Pressemitteilungen zum Indernet verwiesen, die neue Suchmaschine angepriesen, es gibt Veranstaltungshinweise, eine Berichterstattende für Durga Puja in Köln wird gesucht, es gibt Informationen über »Indien bei Olympia«, Ideen der Nutzenden werden angefragt und nützliche Links gegeben.

Das Internetportal machte damit Ende 2000 einen professionellen Eindruck. Das durchdachte und professionell wirkende Design hob sich von den üblichen selbstgebastelten Webseiten ab. Das Portal hatte bereits ein umfangreiches Angebot, obwohl es erst wenige Monate alt war, und bot verschiedene Kommunikationsmöglichkeiten an, die auch genutzt wurden. Die Grundstruktur des Indernets blieb bis zum Neustart im Jahr 2011 (vgl. 3.7) bestehen. Das Design wurde in der Anfangszeit des Indernets weiter professionalisiert (vgl. 3.5.1). Die Eingangsseite ver-

änderte sich und wurde später abgeschafft. Der Service-Bereich wurde ausgebaut und umgestaltet. Die Mitgliederseite wurde auf eine Liste von Namen reduziert. Die Kommunikationsanwendungen wurden dem Bedarf angepasst. Die Rubriken wurden von den zuständigen Redakteur_innen unterschiedlich gestaltet. Der dynamische Hauptteil der Seite wurde mehr oder weniger häufig aktualisiert und neu geordnet, neue Angebote und Werbung wurden eingebettet.

2.1.3. Bilder vom Indernet

Um zu erkunden, welche Bedeutungen das Indernet für Redakteur_innen, Nutzende und Beobachtende hatte, fragte ich im Frühjahr 2004 nach sprachlichen Bildern für diesen virtuellen Raum (vgl. Prolog 2). Devraj fiel es leichter, sich von einem Bild zu distanzieren: »Das Indernet ist für mich auf keinen Fall so ein Inder, der mit Turban auf die Tastatur hämmert, das nicht!« Dieser Turban tragende Computer-Inder war auf dem Indernet in der Rubrik Humor als Cartoon zu finden. Er stammte aus der Debatte um die Anwerbung von indischen IT-Spezialist_innen (vgl. 3.2.6) und verband diese mit tradierten Bildern über Indien. Von dieser essentialisierenden und exotisierenden Darstellung distanzierte sich Devraj.

Vom Redakteur Samir stammte das Bild der Trinkhalle (vgl. Prolog 2):

»So wie ein Zeitungskiosk. Du gehst rein, nimmst dir mit, was dich interessiert und bist schon wieder weg. Vielleicht triffst du auch einen Kumpel, der da gerade steht, unterhältst dich mit dem, machst vielleicht einen Termin für nächste Woche aus und dann gehst du durch, aber du weißt immer, was passiert. Weil wenn irgendetwas passiert ist, dann erfährst du es nämlich am Zeitungskiosk. Entweder von dem Typen, der da arbeitet oder von dem Typen, der da steht. Trinkhalle passt vielleicht sogar noch eher. Ohne Stühle versteht sich.«

Zentral an diesem Bild war, dass man sich mit Informationen versorgt, aber nicht verweilt. Redakteurin Rami gefiel dieser Vergleich: »Das ist nicht irgendwas Abgeschlossenes, das dann irgendwann zugemacht wird, sondern eher was Offenes, wo man reingehen kann nach Bedarf und Interessen.« Auch Partyveranstalter Rajesh verglich das Indernet mit einem flüchtigen Ort, an dem man sich mit den Dingen versorgt, die man braucht: »Eine Haltestelle, wo man immer vorbeifährt, aussteigen kann und sich verschiedene Informationen holen kann. Sich dann wieder in den Zug setzt und weiterfährt.« Für Samir, Rami und Rajesh war das Indernet also ein Ort, an dem man sich mit Informationen versorgen konnte, sowohl durch Berichte als auch durch Austausch. Insbesondere für Samir war es auch ein Ort, wo man Bekannte treffen, sich mit ihnen austauschen und auch verabreden konnte. Alle drei beschrieben das Indernet als einen Ort, an dem man zwar regelmäßig aber nur kurz verweilt. Redakteur Sunil zeichnete ein anderes Bild:

»Fast wie so eine virtuelle Stadt, möchte ich sagen. So ein Begegnungspunkt und -ort, wo man am Abend hingehen kann, wo man chatten kann, wo man Informationen holen kann. So ein Begegnungsort, wo man vielleicht auch wartet, wenn man was am Vortag geschrieben hat, dass ein anderer das gesehen hat und drauf antwortet. Auch etwas, worauf man sich freuen kann. Also so eine Begegnungsstätte, wenn man abends weggeht, dass man sich dann morgens oder, wenn man von der Arbeit kommt wieder freuen kann: Ja, jetzt kann ich wieder in diese Stadt, an diesen Ort gehen! Auch wie so eine Art Rückzugsort, muss ich sagen. Wie gesagt, ich war mal eine Zeitlang wirklich Indernet-süchtig. Ich war wirklich, soweit ich konnte, Tag und Nacht drin, weil es wirklich so aktiv ist.«

Für Sunil war das Indernet mit starken Emotionen besetzt. Er freute sich darauf, ins Indernet zu gehen, war gespannt auf Antworten und verbrachte so viel Zeit wie möglich dort. Auch Nutzerin Jule betonte die Bedeutung des Verweilens:

»Ein Café mit Informationen. Ich kann das nicht genau beschreiben, das ist eher so gefühlsmäßig. Wo man sitzen kann, man kann sich mit jemandem unterhalten jeder Zeit. Aber man kann auch für sich in Ruhe einfach nur etwas nachlesen und es gibt sehr viele Links zu anderen Seiten, die wirklich sehr gut sind. So fühle ich mich da, als ob ich dann nicht so alleine bin. Ich kann auch alleine sitzen, wenn ich will und ich schlage eine Seite auf, wo keiner mich anspricht oder wo keiner eine Meinung gesagt hat, außer der Autor dieses Textes. Ich kann aber auch, wenn ich will, in den Chat oder in das Forum.«

Am Indernet gefiel der natio-ethno-kulturell fraglos zur Dominanzgesellschaft Gehörenden, dass sie sich dort in dem Wissen aufhalten konnte, dass um sie herum andere mit ähnlichen Interessen waren, mit denen sie sich austauschen konnte, aber nicht musste. Diese Möglichkeit des Austauschs war auch Redakteur Anirban wichtig:

»Ob es jetzt eine Kneipe wäre? Wie gesagt, ich möchte, dass es auf jeden Fall ein wichtiges Ziel ist, Inder zusammenzubringen. Wäre in der Kneipe so ein Stammtisch mit den neuesten Informationen. Es ist eine Mischung aus Kneipe und Zeitungen eigentlich. Weil diese zwei Säulen: die Kneipe für die Kommunikation und die Zeitung für die Information.«

Es ging Anirban zum einen darum, dass das Indernet ein fester und institutionalisierter Treffpunkt war, an dem sich natio-ethno-kulturell Gleiche trafen. Zum anderen sollte es Informationen vermitteln. Hier passte das Bild der Kneipe nicht. Er wechselte in seinem Vergleich zu einer Zeitung. Ähnliches machte auch Samir, als ich um einen Vergleich mit dem Internetportal suedasien.info bat:

»suedasien.info ist wissenschaftlich, akademisch, für Leute, die was wissen wollen mit Hintergrund, und auch politisch extrem engagiert sind. Ich würde sagen,

jetzt mal ganz einfach kategorisierend, suedasien.info ist wie ›Die Zeit‹ und das Indernet wie der Stern vielleicht. Wobei ich den Stern nun wirklich nicht lese.«

Zwischen den beiden Internetportalen sah Samir einen Unterschied in der Zielgruppe und dem qualitativen Anspruch. Unterschiede in der Zielgruppe sah auch Bernd, der bei suedasien.info mitarbeitete und Indernet-Nutzer war: »Das Indernet ist eher so das jüngere. Also Stern weiß ich nicht. Ich will nicht Bravo sagen, weil das nicht richtig ist. Es ist einfach für jüngere Leute.«

Ein ganz anderes Bild wählte der Redakteur Deepak: »Das Indernet ist eigentlich Indien, so in kleiner Form, so mit seinen ganzen Gegensätzen und was eigentlich irgendwie gar nicht zusammenpasst, aber trotzdem finden sich alle zusammen.« Das Indernet repräsentierte für Deepak im Kleinen das, was sein natio-ethno-kultureller Bezugsrahmen im Großen ausmachte. Dabei zitierte er implizit das Motiv der »Unity in Diversity«, das für Indien gebraucht wird: Indien (und das Indernet) sind in sich höchst unterschiedlich und stellen doch eine Einheit dar (vgl. 1.4.5). Ähnliches erklärte mir Devraj für die Redaktion:

»Das Indernet ist für mich, dass wir als Redaktion, obwohl wir aus verschiedenen kulturellen, aus verschiedenen Bereichen kommen, vielleicht auch verschiedene Sprachen sprechen, irgendwo dieses Gemeinsame, dass wir uns in einem Punkt wiederfinden.«

Wie Deepak betonte er, dass ganz unterschiedliche Menschen mit unterschiedlicher natio-ethno-kultureller Prägung zusammenfanden und dabei etwas Gemeinsames hatten. Die Redaktion bildete so etwas wie einen Schnittpunkt dieser Unterschiede. Auch Redakteur Kiran verwies mit seinem Bild auf interne Abläufe, aber in einer gänzlich anderen Form:

»Vielleicht, jetzt spontan: Kennst du noch diesen Würfel, den man so drehen kann? Ich könnte mir vorstellen, da oben die Fläche, die ist mal rot oder zumindest eine Fläche ist eben und der Rest unten ist total durchgewürfelt. Irgendwo nach außen hin klappt und läuft das irgendwie und ist auch ganz toll. Die Startseite funktioniert. Also die obere Fläche. Innen drin ist es noch wild durchmischt, weil wir haben zwar nach außen viele glatte Flächen geschaffen, aber jetzt, wie das auch im Gespräch aufgekommen ist, dass noch viel gemacht werden muss, noch viele Gedanken sich formen müssen und das Ganze noch in eine neue Richtung muss und auch das intern Ruhe einkehren muss und solche Geschichten.«

Die Redaktion hatte eine glatte Oberfläche geschaffen. Für Nutzende sah das Indernet gut aus. Allerdings war es viel schwieriger, den ganzen Zauberwürfel in Ordnung zu bringen, alle kleinen Würfel richtig anzuordnen. Kiran hatte durch das ausführliche Gespräch mit mir das Gefühl bekommen, dass intern noch Einiges unordentlich war und gerichtet werden musste (vgl. 3.5.3). Auf meine Nachfrage,

ob der Zauberwürfel mit geschicktem Drehen in Ordnung gebracht werden konnte, antworte er: »Ja, in der richtigen Kombination und zum richtigen Zeitpunkt.« Das Bild des Zauberwürfels ermöglichte es Kiran, sowohl den Zustand des Indernets zum Zeitpunkt des Gesprächs zu beschreiben als auch mögliche Zukunftsszenarien (vgl. 3.4.5) anzudeuten. Redakteur Ranjan wählte ein Bild, das explizit die Entwicklung und Entwicklungsmöglichkeiten des Indernets in den Blick nahm:

»Das Indernet ist so eine Pflanze, so ein Pflänzchen. Es ging 2000 los, da wurde es gepflanzt. Es war so klein und jetzt ist aus der Pflanze ein Baum geworden. Ich weiß nicht, ob ich sagen würde, dass wir schon in unserer Blütezeit sind, also, dass wir ein ausgewachsener Baum sind. Aber ich glaube, wir sind auf dem Weg dahin und vielleicht wird das Indernet mal ein Mammutbaum, der Jahrhunderte überlebt.«

2004 hatte das Indernet bereits eine Entwicklung durchgemacht. Noch war der Höhepunkt aber nicht erreicht. Die Bilder von Ranjan und Kiran zeigen, dass das Indernet als etwas Dynamisches angesehen werden muss, das sich permanent veränderte und verschiedene Wege einschlagen konnte (vgl. das dritte Mosaik). Kirans und Devrajs Vergleiche machen zudem deutlich, dass die Redaktion und die internen Abläufe etwas waren, was genauer betrachtet werden könnte (vgl. 3.4.3; 3.5.3). Deepaks Bild deutet an, dass das Indernet auch eine repräsentative Bedeutung hatte. Viele Bilder spiegelten die Bedeutung der Informationsvermittlung durch das Indernet wider und noch mehr betonten, wie wichtig der Austausch mit anderen in und durch den virtuellen Raum für die Nutzenden war. Alle Bilder zusammen zeigten, dass sich die individuelle Bedeutung des Indernets für unterschiedliche Nutzende und Redakteur_innen graduell und grundlegend unterscheiden konnte. Das Indernet war vieles.

2.1.4. Ein Gemeinschaftszentrum

Derweil bildete sich mein eigenes Bild des Indernets: ein Gemeinschaftszentrum. In Interviews testete ich es. Kiran erklärte ich:

»Für mich ist das Indernet nicht ein Raum, sondern eher viele Räume, deswegen habe ich das Bild, das Indernet ist wie ein Gemeinschaftszentrum, das könnte ein Stadtteilzentrum sein. Das Gemeinsame besteht in Indien bzw. Indisch-sein. Wenn ich in das Gemeinschaftszentrum gehe, komme ich ins Foyer, da habe ich die neusten Informationen und von da kann ich in verschiedene Räume gehen. Ich kann in die Kneipe gehen, da trinke ich mit den anderen und da pflaumt man sich auch mal an. Das kann der Chat oder das Gästebuch sein. Ich kann aber auch in die Bibliothek gehen und da blättere ich ein bisschen in den Zeitungen, das sind die Artikel. Ich kann auch in Arbeitsgruppenräume gehen und da tausche ich mich

zum Beispiel zum Thema ›Kultur und Gesellschaft‹ aus oder bespreche die letzte Party. Das sind die Foren. Dann gibt es noch ein paar andere Räume, die kenne ich gar nicht so genau. Da gibt es den Redaktionsraum, wo ihr euch intern trefft, da komme ich nicht rein. Der ist irgendwo unter dem Dach, wo ich normalerweise nicht hinkomme. Dann gibt es den Kühlschrank, da bin ich auch noch nicht drin gewesen, aber da kann ich mir irgendwas holen, was weiß ich jetzt gar nicht so genau. So ist es ein Haus mit ganz vielen Räumen und je nachdem, was mich interessiert, gehe ich in einen Raum und bleibe länger oder kürzer drin. In dem Raum entwickelt sich vielleicht eine Gemeinschaft und mit den anderen Räumen verbindet mich etwas, aber es verbindet mich auch vor allem deswegen, weil wir nicht genau darüber reden, was das Gemeinsame ist oder was das Trennende ist. Gemeinsam ist das Haus und da gehe ich dann hin. Ist das ein Bild, das für das Indernet passen würde?»

Diese Frage bejahte Kiran: »Ich finde das ganz treffend. Jeder ist irgendwo für sich, aber die Adresse, die wir eingeben ist letztendlich die gleiche.« Er stimmte so vor allem der Idee zu, dass in dem gemeinsamen Haus jede_r ihren eigenen Weg ging. Auch Anirban sprach das Zusammenkommen von Unterschiedlichem als Vergleich an. Für ihn war es ein Zeichen dafür, dass die natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft in Deutschland nicht ausgeprägt genug war:

»Der Zusammenhalt ist nicht da. Niemand der Leser identifiziert sich selber, als ›Ich bin Indernet-Leser und nichts Anderes‹. Das ist einfach ein Angebot, das man gerne nutzt. Es ist nicht: Ich bin Inder, weil ich das Indernet lese. Das wäre natürlich schön, wenn das irgendwann sein würde. Dann hätte man was geleistet. Ich wünschte, dass die Inder sich als Inder sehen würden und zusammengeschweißt wären. Das wäre schon eine Innovation in Deutschland. Ich will gar nicht so weit gehen, dass man sich über das Indernet identifiziert. Das reicht mir schon, wenn die Leute sich überhaupt als Inder sehen. Wir sind nun mal keine Türken. Wir sind auch keine Schwarzen in Amerika. Dass man ethnisch eine Einheit ist.«

Damit bezogen sich beide vor allem auf das Trennende und weniger auf das Gemeinsame, das ich betonen wollte. Samir wiederum missfiel mein Bild:

»Für die Mehrheit der Nutzer ist es nicht so ein Gemeinschaftszentrum, wo sie hingehen und Zeit verbringen, sondern eher, wo sie durchgehen. Sie gehen hin, gucken, lesen, gucken mal hier, gucken da, was ist auf Ereignissen neu, was ist vielleicht mit der Rubrik, die ich gerne lese, ok, alles klar, Danke, Tschüss. Dann guck ich vielleicht noch mal ganz schnell ins Forum, ob von den Leuten, die ich kenne, etwas geschrieben worden ist. Oder vielleicht kurz, ob irgendein Beitrag da ist, den ich interessant finde. Deshalb ist es, glaube ich, nicht der Raum, wo du dich wirklich lange aufhältst. Gut, ich meine, das kann auch mal zwei Stunden dauern, wenn du natürlich selber auch was schreibst. Aber der durchschnitt-

liche Iternet-Nutzer ist nicht Zorro, der wirklich da lebt. Das ist auch der Grund, warum ich gesagt habe, die Foren sind nicht repräsentativ. Die ganzen Kommunikationseinheiten sind nicht repräsentativ, weil die meisten Leute wirklich nur durchgehen, sich was rauspicken, mal schnell gucken und dann weitergehen.«

Samir ging – vermutlich auf der Basis von Zugriffsdaten – davon aus, dass die meisten Nutzenden nur kurz auf dem Internetportal verweilen. Daher setzte er gegen mein Bild des Gemeinschaftszentrums das der Trinkhalle. Rami hingegen fragte mich, wie ich den Aufbau des Zentrums einschätzte: »Siehst du dann auch irgendwelche Hierarchien, also, dass es einen ersten Stock gibt, einen zweiten Stock oder ist das alles in einer Ebene?« Sie führte eine andere Form von Diversität ein: Die Frage, wer mit wie viel Macht und Ansehen ausgestattet war. Ich antwortete:

»Da wo die Nutzer hingehen, ist es erst mal gleichberechtigt. Aber den Raum der Redaktion habe ich erst nicht gesehen, dass es den auch noch gibt. Weil da guck ich gar nicht hin, den krieg ich nicht mit und da ist schon eine Hierarchie drin. Und die Redaktion hat auch Bilder darüber, was hierarchisch ist, also, dass der Chat im Keller ist oder das Gästebuch, das hat auch schon seine Bedeutung, weil die könnten auch geschlossen werden.«

An der Stelle brach leider das Interview ab, so dass ich Ramis Einschätzungen von Hierarchien nicht erfragen konnte.

Insgesamt wurde ich in meinem Eindruck bestärkt, dass das Bild des Gemeinschaftszentrums die Vielfalt von unterschiedlichen Angeboten des Iternets, von unterschiedlichen Nutzenden und unterschiedlichen Nutzungsformen und Interessen auffangen konnte. Daher stelle ich es ins Zentrum des zweiten Mosaiks. Das Gemeinschaftszentrum war dabei eine permanente Baustelle. Ständig wurde an der einen oder anderen Stelle etwas verändert. Diese Umgestaltungen konnten für die Nutzenden tiefe Einschnitte bedeuten. So zitiert Bozdog (2013, 110-111) einen Nutzer_in, der eine technische Umgestaltung auf einer Diasporawebseite nicht gefiel: »Ich fühle mich, als wäre mein Wohnzimmer renoviert worden und zwar in einem Stil, der mir überhaupt nicht gefällt.« Zudem war das Gemeinschaftszentrum verbunden mit anderen Orten in der Stadt und über diese hinaus (vgl. 1.3.5). Daher übernehme ich ein Bild von Duval (2005, 219):

»Diese Räume werden im vorliegenden Beitrag mit Hilfe des Bildes von der ›virtuellen Stadt‹ beschrieben, um die verschiedenen Nutzungsregionen darzustellen, die im virtuellen Netz entstehen und die Teile eines großen Ganzen bilden. Alle in den Netzwerken entstehenden Räume wirken zusammen und sind verbunden durch ein Netz von Wegen und Straßen.«

2.1.5. Vielfalt und Komplexität ethnografieren

Nachdem im ersten Mosaik die Frage von natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit in den Fokus gestellt wurde und damit vor allem die »dynamics of objectification« (vgl. Miller und Slater 2000, 10-14), also die Potentiale des virtuellen Raumes für Identitätsentwicklungen, betrachtet wurden, steht im Mittelpunkt des zweiten Mosaiks die Vielfalt und Komplexität des virtuellen Raum sowie der Nutzenden und Praxen, die ihn schaffen. In der Terminologie von Miller und Slater (ebd. 14-16) geht es hierbei um die »dynamics of mediation«, also die Frage wie Menschen sich das neue Medium als Medium aneignen und nutzen. Dieser Fokus ermöglicht es zu betrachten, wie das Indernet als Raum der Zugehörigkeit für natio-ethno-kulturell Gleiche und gleichzeitig für ganz andere Zwecke dienen konnte.

Dazu nutze ich in diesem Mosaik das Bild des Gemeinschaftszentrums. Dieses Bild setzt die verschiedenen Praktiken rund um das Indernet in Beziehung und gibt Raum, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu ergründen. Zuerst stelle ich dar, welche sozialen Räume aus den Dateien entstanden sind. Dazu nehme ich die Lesenden auf eine Tour durch das Gemeinschaftszentrum und schaue hinter jede Tür, wobei die Einblicke unterschiedlich tief gehen. Sprachlich bewege ich mich dabei, wenn möglich, im Bild des Gemeinschaftszentrums und nutze technische Begriffe des Internetportals, wenn der Vergleich an seine Grenzen kommt oder zu unklar würde. Ich hoffe, dass bei diesem Wechsel zwischen zwei Perspektiven auf das Indernet die Bezüge immer deutlich bleiben. Nach Beendigung der Tour diskutiere ich, wie die Nutzenden der Räume kategorisiert werden (können). Dabei schlage ich vor, sie nach ihren Praxen (und nicht ihrer natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit) zu differenzieren, da so mehr über die Funktionsweise und die Wahrnehmung des Internetportals zu lernen ist. Anschließend stelle ich die beiden zentralen Ziele von Internetportalen, Kommunikation und Information, in den Mittelpunkt und analysiere, wie diese im Indernet mit Bedeutung gefüllt und durch Praxen umgesetzt wurden. Diese Ausführungen bauen auf der Diskussion des Raums der Zugehörigkeit im ersten Mosaik auf, verschieben aber den Fokus. Dabei greifen sie Miller und Slaters (2000, 85-115) Analyse des »Being Trini and representing Trinidad« auf und zeigen, dass das Indernet nicht nur dazu diene, »Inder_in (der zweiten Generation) zu sein«, sondern auch »Indien zu repräsentieren«. Mit Fraser (2007) argumentiere ich, dass das Indernet eine Gegenöffentlichkeit herstelle. Anschließend diskutiere ich die Rezeption dieser Gegenöffentlichkeit durch Beobachtende und stelle dar, wie das Indernet zur authentischen Stimme (Castro Varela und Dhawan 2007) der Inder_innen (der zweiten Generation) wurde. Am Ende des Mosaiks steht eine Reflexion über die Potentiale und Schwächen des gewählten Zugangs.

Wie beim ersten Mosaik konzentriert sich die Analyse auf das Internetportal, das bis 2011 bestand, und insbesondere auf seine Hochphase zwischen 2003 und

2005. Die Veränderungen des virtuellen Raumes von seiner Gründung bis ins Jahr 2020 beschreibe ich im dritten Mosaik.

2.2. Die Räume des Indernets

2.2.1. Das Foyer (Die Startseite)

»Wie benutze ich das Indernet? Interessante Frage. Ich habe es nicht in meinen Lesezeichen gespeichert. Da mein Browser (Netscape 7.1) eine Auto-Complete-Funktion hat, muss ich nur www.in tippen und meistens erkennt er schon welche Seite gemeint ist. Toll, oder? Grundsätzlich gehe ich immer zuerst auf die Startseite, um zu sehen, was es an Neuigkeiten gibt (neue Artikel, Aktionen, Events etc.). Wenn mich auf der Startseite spontan nichts reizt, geh ich dann ins Forum.«

So beschrieb Ishvar seinen Zugang zum Indernet. Er betrat das Gemeinschaftszentrum grundsätzlich über den offiziellen Eingangsbereich. Auf dem im Indernet-Design gestalteten Vorplatz konnte er zwischen drei Eingangstüren wählen. Ich vermute, dass er die deutsche nahm. Hinter den Englisch- und der Hindi-Türen war sehr viel weniger los. Durch die Tür schritt Ishvar in das Foyer des Indernets, das einladend, farbenfroh und vielfältig war. Damit dies so blieb, musste sich die Redaktion täglich darum kümmern, wie Redakteur Deepak erzählte. Im Mittelpunkt des Foyers standen Artikel aus verschiedenen Rubriken, die mit kurzen Teasern und Illustrationen angekündigt wurden und mit einem Klick auf »mehr« direkt aufgerufen werden konnten. Drum herum warben farbige Illustrationen für die verschiedenen Indernet-Angebote. Direkt am Eingang wurde auf aktuelle Veranstaltungen und die nächsten Chat-Termine hingewiesen. Weiter hinten im Foyer fanden die Nutzenden Medienberichte über das Indernet, Berichte über Veranstaltungen sowie kommerzielle Werbung. Über die Jahre behielt das Foyer im Wesentlichen diesen Charakter. Ende 2006 kam ein nach Jahren sortiertes Archiv von Artikeln hinzu.

Im Foyer des Indernets konnten sich die Nutzenden darüber informieren, was sie alles im Gemeinschaftszentrum machen konnten, bestimmte Angebote wurden ihnen dabei besonders nahegelegt. Regelmäßige Nutzende wie Ishvar erfuhren hier, was gerade neu war. Das Foyer bot zudem Informationen über das Indernet. Nutzende konnten zur vollautomatisierten Anmeldung gehen und sich als Mitglied registrieren. Die Liste der Mitglieder wurde in einem Nebenraum öffentlich ausgehängt. Die Besuchenden konnten aber auch ohne Anmeldung in die weiteren Räume gehen. Wie Ishvar zog es mich in der Regel zu den Debattierräumen (den Foren). Prominenter waren im Foyer allerdings die Hinweisschilder zu den verschiedenen Leseräumen. Die Tour durch das Gemeinschaftszentrum beginne ich daher mit diesen.

2.2.2. Die Bibliothek (Die Rubriken)

»Für mich sind das Wichtigste die Rubriken. Ich verfolge nicht so die Foren oder das Gästebuch. Mich interessieren eher die Fakten, Artikel und Neuigkeiten«, erklärte Jasmin. Anfang 2004 hatte sie elf verschiedene Rubriken zur Auswahl, zu denen sie im Foyer Hinweisschilder sowie Teaser zu den neuesten Artikeln fand. Die einzelnen Rubriken machten den Eindruck von gut ausgestatteten Leseräumen, in denen man sich informieren und lange stöbern konnte. Zusammen bildeten sie die Indernet-Bibliothek. Manche Nutzenden waren von der Fülle der Informationen begeistert, stöberten regelmäßig in der Bibliothek und nahmen sich Material mit nach Hause, wie Jule erzählte:

»Mindestens einmal alle zwei Wochen klicke ich wirklich die ganze Seite durch, von hinten bis vorne, von oben bis unten. Das interessiert mich, da lese ich alles, was neu ist, was ich noch nicht weiß, und drucke mir das gleich aus oder klebe es irgendwo ein. Ich sauge alles auf, was ich über Indien lernen kann, weil mich das sehr befriedigt und ich immer auf dem neuesten Stand sein will. Auf dem Indernet ist eigentlich alles, was man so grob wissen muss.«

Da Jule so sehr an Informationen über Indien interessiert war, fragte ich, ob sie auch das Portal suedasien.info nutzte. Sie erzählte, dass sie auch von dort viele Artikel ausgedruckt habe, dass es ihr aber weniger bot als das Indernet:

»Das ist auch sehr schön, aber das ist so ganz anders. Die News sind nur bis zu einem gewissen Punkt aktualisiert. Es gibt auch es sehr sehr viele Informationen über das Land, sehr sehr viele Links. Finde ich auch sehr toll. Sehr sehr viel Wissen wird dort vermittelt, aber so auf zwischenmenschlicher Ebene, so kleine Informationen, wie ich schon gesagt habe, mit den Namen und die Events und alles, das ist auf dem Indernet auf jeden Fall besser, das hat eine weitere Bandbreite. Da habe ich immer das Gefühl: das sind welche, die daran teilnehmen, die hören mir zu. suedasien.info ist ein bisschen tot irgendwie. Also ich finde die Seite toll, aber das ist mehr so wie ein Buch und das Indernet ist offener. Da kann man mit Leuten kommunizieren, man sieht, wann wer etwas hineingestellt hat, mit Bildern, das ist für mich ansprechender.«

Jule schätzte an der Indernet-Bibliothek, dass sie eingebettet in das Gemeinschaftszentrum war. Die Präsenz der Redakteur_innen und anderer Besuchender war spürbar. Alltägliches hatte seinen Platz. suedasien.info war für Jule ein unbelebtes Buch, auf das sie von den Leseräumen zugreifen konnte, sich vielleicht etwas kopierte und es dann wieder zurückstellte.

Im Gegensatz zu Jule war ich weder von der Qualität noch der Aktualität der Berichte im Indernet überzeugt. Häufig war bei den Artikel-Teasern nicht ersichtlich, ob es sich um eigene oder kodierte Artikel handelte. Bei den eigenen wurde

zudem nicht deutlich, auf welcher Grundlage sie von der Redaktion verfasst worden waren. Die Redakteur_innen wohnten fast alle in Deutschland, arbeiteten ehrenamtlich und hatten keine formale Qualifikation im Journalismus oder ihrem Themengebiet. Zudem waren die meisten Artikel undatiert und wurden teilweise jahrelang per Teaser angepriesen. Wie häufig neue Artikel erschienen, unterschied sich von Leseraum zu Leseraum. Ich hatte generell aber das Gefühl, dass wenig aktuelle Berichterstattung erfolgte. Am 21. August 2004 notierte ich:

»Aktuelle Informationen über Politik oder auch Olympia bekomme ich aus anderen Medien und schaue dann nach, ob sie auf dem Indernet sind. Manchmal kommen sie dann nach Tagen, manchmal sind sie auch ganz schnell und manchmal kommt nichts. Es ist nicht zuverlässig. Heute gibt es als erste Nachricht Kurznachrichten von Olympia, die sind aber auch schon vom 19.8. Zwei Nachrichten darunter ist noch die Vor-Olympia-Berichterstattung zu finden. Die Silbermedaille im Tontaubenschießen war schnell drauf. Der Dopingfall der indischen Gewichtheberin aber erst mindestens einen Tag nachdem ich im Radio davon gehört hatte. Es gibt keinen weiterführenden Artikel oder Link. Als zweite Nachricht ist noch das Unabhängigkeits-Spezial drauf. Der eine Text war da auch erst nach dem Unabhängigkeitstag drauf. Bei der Wahl in Indien hatten sie schnell erste Ergebnisse drauf, da waren sie schneller als alle anderen Indienportale. Allerdings langsamer als andere Medien und die NutzerInnen im Forum. Aber dabei blieb es dann, es wurde nichts weiter aktualisiert. Auf der Nachrichtenseite stehen immer noch die Vorwahlberichterstattungen und die ersten Ergebnisse.«

Als ich Redakteur Samir auf die fehlende Aktualität ansprach, erklärte er, dass sie diese aufgrund von fehlenden Ressourcen nicht leisten könnten und sie sich deshalb vielleicht dafür entscheiden müssten, in Zukunft eher Hintergrundwissen bzw. zeitlose Informationen anzubieten. Soweit ich es beobachten konnte, blieb es aber dabei, dass in der Berichterstattung versucht wurde, aktuelle Themen zu bedienen, was mal mehr und mal weniger gut funktionierte.

Nancy störte das nicht. Sie war als Schülerin auf das Indernet gestoßen, fand die Informationen spannend, informierte sich dort täglich über Neues und erklärte: »Man konnte sich so weiterbilden, so nebenher.« Das Indernet bot Informationen, die ohne viel Vorwissen und Voraussetzungen zu konsumieren waren. Auch die Studentin Savitri nutzte das Indernet, um sich zu informieren:

»Das Indernet ist eigentlich eine sehr gute Einstiegsseite, die auch sehr viel an Informationen weitergibt, wo man sich weiter erkundigen kann, zu spezifischen Themen, entweder dass sie Ansprechpartner nennen oder dass sie Websites aus- gesucht haben, zu denen sie dann verlinken.«

Das Indernet war ein Einstieg, um mehr zu erfahren. Es war auch, wie Nancys und Jules Ausführungen zeigen, ein Einstieg, um sich überhaupt Wissen zu Indien

anzueignen. Wichtig war dabei vor allem die Sprache, wie mir der berufstätige Richard erzählte:

»Ich finde es sehr praktisch, wenn man aktuelle Nachrichten über Indien auf Deutsch lesen kann. Ich kann natürlich Englisch, aber es hält doch immer ein bisschen auf, gerade wenn man sich das aus Zeitungen oder Internetseiten zieht. Die indischen Zeitungen, bis das dann geladen ist. Und die Zeitungssprache in Indien, die muss man ja auch beherrschen, die ist doch ein bisschen anders als das übliche Englisch. Ich gucke jetzt nicht täglich drauf natürlich, aber einmal alle 14 Tage oder so gucke ich mal, ob es da was Neues gibt.«

Für natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige wie Nancy, Savitri oder Richard, genauso wie für die natio-ethno-kulturell zur Dominanzgesellschaft gehörende Jule, boten die Leseräume des Indernets eine in vielerlei Hinsicht barrierearme Möglichkeit, mehr über Indien zu erfahren. Für Attiya war diese zum Zeitpunkt des Interviews nicht mehr so interessant:

»Früher habe ich mir wirklich jeden Artikel durchgelesen, egal was für einen Bereich und was für eine Richtung, ich habe wirklich alles durchgelesen. Masala-Klatsch und so lese ich heute auch noch gerne, wenn ich das jetzt zufällig sehe. Aber für mich gibt es jetzt wichtigere Sachen, ich gehe jetzt eher mal auf die Focus-Seite oder andere Sachen. Ich bin nur noch sehr, sehr selten auf dem Indernet.«

Nachdem auch Attiya als Schülerin alle Informationen aufgesogen hatte, interessierte sie sich als Studentin für andere Themen und las daher auch andere Medien. Maya wiederum erklärte, dass sie nicht mehr so viel in die Foren ginge, dafür mehr in den Rubriken lese. Dort fand sie ein breit gefächertes Angebot vor, wie die folgende Tour durch die Leseräume zeigt.

Fremdsprachen

Die drei gleich gestalteten Eingangstüren auf dem Vorplatz des Indernets suggerierten bis 2007, dass Nutzende zwischen drei gleichberechtigten Sprachen (Deutsch, Englisch und Hindi) wählen konnten. Entschieden sie sich für eine dieser Sprachen, kamen sie in ein jeweils identisch aufgebautes Foyer.

Meine studentische Mitarbeiterin Ioana Alexandra Florea (2005) schrieb in ihr Feldtagebuch: »I looked mostly on the English pages. I must say that I am overwhelmed with so much information, with so many categories and articles.« Das englische Foyer vermittelte den Eindruck von einer Fülle an Informationen. Ab 2001 gab es freie Mitarbeitende, die Artikel für die englischen Leseräume übersetzten. Den Studentinnen des Übersetzens war aufgefallen, dass das Indernet auch englische Artikel veröffentlichte und hatten der Redaktion ihre Mitarbeit angeboten, um zu üben. Allerdings war es, wie Bharat erzählte, zu viel Aufwand, alle Artikel zu

übersetzen. Die englischen Leseräume waren daher weniger gut gefüllt und weniger aktuell als die deutschen. Es gab zwar für einmalige Besuchende Einiges zum Stöbern, weitere Besuche lohnten sich aber nur eingeschränkt.

Im Hindi-Foyer des Indernets leiteten Hinweisschilder in einem sanskritisierten Hindi zu den verschiedenen Angeboten des Indernets. Bharat erklärte:

»Es gab mal eine Zeit, das war noch irgendwie in den Anfängen, ich glaub 2001, während der Olympiade, lief die Seite wirklich dreisprachig. Da wurde alles in alle drei Sprachen übersetzt oder auf der Startseite gebracht. Dann haben wir irgendwann angefangen, weil das zu viel Aufwand gewesen wäre und de facto interessieren sich vielleicht zwei Leute pro Tag für die Hindi-Seite, da haben wir dann angefangen, die ganzen Navigationspunkte auf Hindi zu belassen und damit die Startseite immer aktualisiert wird, haben wir dann die englische Seite genommen.«

Das Indernet-Team wollte also zu Beginn ein trilinguales Portal aufbauen, änderte den Plan aber, als sie merkten, dass sie das nicht schaffen konnten. Bharat erzählte, dass zum Zeitpunkt des Interviews etwa acht Personen pro Tag auf die Hindi-Seite zugriffen. Aus diesen Zahlen habe man aber nicht erkennen können, ob das Zugriffe aus reiner Neugierde oder aus wirklichem Interesse an einem hindisprachigen Medium waren. Bharat ging daher davon aus, dass die Hindi-Version des Indernets nie »ernsthaft als inhaltsübertragendes Medium« gedient hatte. Für ihn war das Symbolische der Sprachoption wichtig (vgl. 1.4.8). Daher wurde die Hindi-Sektion der Bibliothek erhalten, auch wenn es dort kaum Bücher gab und nur selten Besuchende kamen.

Symbolisch wirkten die Eingangstüren zu den Fremdsprachen-Räumen auch in einer anderen Weise. Der dominanzdeutsche Journalist Manuel folgerte aus ihnen, dass sich über das Indernet Inder_innen weltweit vernetzten (vgl. Goel 2008b). Das fand allerdings so gut wie nicht statt. Als 2007 der Vorplatz des Indernets abgeschafft wurde und die Nutzenden direkt ins deutsche Foyer geleitet wurden, war dies eine Anpassung an die tatsächliche Nutzung und Pflege der verschiedenen Sprachen. Die Hauptsprache des Gemeinschaftszentrums war Deutsch (vgl. 1.3.5).

Die seriösen Leseräume

Jeder Leseraum wurde, wie die Redaktionsleitung erklärte, »von einem oder mehreren Redakteuren betreut. Es gibt einen Redakteur, der das Sagen hat in der Rubrik, der sich um das Layout kümmert, der die Sachen rechtzeitig einbringt.« Wenn Beiträge eingereicht wurden, wurden diese einem Leseraum zugeordnet und die zuständige Redakteur_in gebeten, den Artikel anzuschauen und gegebenenfalls einzusortieren. Der Leseraum »Nachrichten und Medien« wurde von den Anfängen bis 2005 vom gleichen Politikredakteur betreut. Im Frühsommer 2004 erzählte der 1982 in Deutschland geborene Medizinstudent:

»Ich habe 2000 angefangen. Seit 1998 hatte ich mich mit Indien beschäftigt und habe gedacht ›Jetzt hat man solide Grundkenntnisse der indischen Politik.« Ist Quatsch, habe ich nicht, habe ich immer noch nicht, werde ich auch keinesfalls in unmittelbarer Zeit haben, weil ich Mediziner bin und kein Politikwissenschaftler Indiens. Ich denke trotzdem, dass das für das Indernet qualitativ ausreicht, vor allem, weil ich nicht nur selber Artikel schreibe, sondern vieles einfach übernehme. Ich werde kein BBC-Reporter, aber für das Indernet reicht es aus, da will ich die Nachrichten präsentieren. Das mache ich momentan mal mehr oder weniger gut, das ist studiumsabhängig.«

Gerne wäre der Politikredakteur von Mitarbeitenden, die sich mit indischer Innenpolitik auskannten, unterstützt worden, weil »als Auslandsinder kann ich die Außenpolitik besser beurteilen als die Innenpolitik.« In außenpolitischen Dingen fühlte er sich ausreichend kompetent, da er über internationale Medien von diesen erfuhr. Diese Kompetenz wurde ihm allerdings nicht von allen Nutzenden zugesprochen. So erklärte Savita:

»Was ich mir angeguckt habe, ist immer mal wieder, was die zu Politik bringen. Wobei ich auch ehrlich gestehen muss, irgendwann hat mich das dann auch nicht mehr so interessiert, weil ich wusste, dass die das schreiben. Was vielleicht nicht so ganz fair ist. Aber das Problem ist irgendwann gewesen, dass ich wusste, dass die so jung sind.«

Nachdem Savita die Redakteur_innen des Indernets kennengelernt hatte, fehlte ihr das Vertrauen in die Qualität ihrer Artikel. Zudem missfielen ihr Tendenzen bzw. Einseitigkeiten, die sie in den Berichten wahrnahm:

»Religiös, politisch manchmal. Oder so wenig kritisch. Ein Portrait war dann schon sehr informativ, aber mir fehlte so ein bisschen der Biss. Das hat mich nicht mehr so interessiert, weil meine Zeit sowieso eingeschränkt war, habe ich mir dann lieber woanders differenziertere politische Berichte durchgelesen.«

Savita hatte einen höheren Anspruch an das Indernet, als dieses bieten konnte. Da der Politikredakteur weder eine Ausbildung in Politik noch in Journalismus hatte, war ihm möglicherweise nicht bewusst, wie bedeutend es war, genau zu recherchieren, Quellen zu hinterfragen, verschiedene politische Positionen zu reflektieren etc. Als ich ihn nach seinem Konzept für die Rubrik »Nachrichten und Medien« fragte, musste ich mehrmals nachfragen und bekam dann folgende Antwort:

»Es gibt zwei Arten von Nachrichten. Einmal die Yahoo-Kurznachrichten, die nehme ich eins zu eins. Also nicht eins zu eins, die verändere ich schon. Die schreibe ich, kopiere ich, bearbeite die, zum Beispiel, um die zu kürzen. Bearbeite die noch, das dauert auch ein bisschen. Ab und zu Artikel. Das ist immer so eine Sache, ob ich gerade was finde zu dem Thema, was ich veröffentlichen will. Jetzt mit den

Wahlen ist leider noch kein Special raus. Wir haben zwar schon Artikel drauf, aber die sind noch nicht in die Nachrichtenrubrik eingegliedert. Das liegt auch daran, dass ich krank war und das nicht geschafft habe.«

Hauptsächlich schien der Politikredakteur damit beschäftigt, Kurzmeldungen, die er im Internet fand, zu überarbeiten und einzusortieren. Selbst schrieb er »einmal in zwei Monaten«. Das hing davon ab, ob er Material zu interessanten Themen finde und ausreichend Zeit habe. Er erklärte mir: »Ich stelle auch Artikel zusammen. Dann schreibe ich meinen Namen nicht drunter. Ich habe viele Artikel zusammengepackt, inhaltlich ein bisschen verändert und dann schreibe ich oben auch hin CNN usw.« Zu seiner thematischen Auswahl erklärte er:

»Nicht alle Nachrichten aus Indien. Sachen wie: Wahlen, Zugunglücke, Kriegsgefahr, politische Gipfel. Auch einfach irgendwelche Meldungen, die im Spiegel mal erscheinen. Zum Beispiel: ›Vergewaltigung in Neu-Delhi‹. Das war wirklich das Thema. Meine Cousine wohnt in Neu-Delhi und ich habe nachgefragt, was war dort in Neu-Delhi passiert. Solche Sachen. Das ist immer auch so Zufall. Ich habe jetzt keinen Plan von wegen: diese Nachrichten aus diesen Bereichen müssen jetzt sein, eingegliedert werden, sondern einfach interessante. Weil ich glaube, meistens kriegt man sowieso Sachen aus dem deutschen Fernsehen mit und möchte sich dann näher darüber informieren und dann biete ich denen eine Stelle.«

Für den Leseraum »Nachrichten und Politik« wurde nicht systematisch gesammelt. Nachrichten mussten dem Politikredakteur auffallen und ihn interessieren, damit er sie bearbeitete. Die Aufzählung »Wahlen, Zugunglücke, Kriegsgefahr, politische Gipfel« zeugte davon, dass die Themen von solchen der hohen Politik bis hin zu Vermischtem reichten. Nikhil gefiel an dem Konzept, dass es grundlegende, leicht zugängliche und vorsortierte Informationen gab:

»Zum Beispiel aus der Wirtschaft, aus der Politik: Vom Politischen her fand ich das Wissen immer sehr übersichtlich. Es wurden immer Zusammenhänge hergestellt, ohne dass man so eine Informationsflut hat. Wenn man sich für Indien interessiert, dann fällt es leicht, dort einen Überblick zu bekommen und sich zurechtzufinden. Da werden auch oft grundlegende Sachen beschrieben, auch für Leute, die sich nicht so gut mit der indischen Politik oder generell mit Politik auskennen. Diese Specials finde ich immer ganz gut, wo grundlegende Sachen noch mal als Sonderbericht erklärt werden.«

Auch der Wirtschafts-Leseraum wurde von Anfang an gepflegt, obwohl sich erst Ende 2003 ein zuständiger Redakteur fand. Ein Nutzer erzählte, dass er wiederholt Artikel aus Fachzeitschriften an die Redaktion schickte und diese eingestellt wurden. Ein weiterer Nutzer wurde als Mitarbeiter angeworben. Der 1983 geborene Wirtschaftsredakteur erzählte: »Dann hat der Chefredakteur mich gefragt,

da ich BWL studiere, ob ich denn Lust hätte als freier Mitarbeiter für Wirtschaft einzusteigen. Das war schon richtig optimal, dass ich dann angefangen habe. Seit Oktober 2003 bin ich festes Redaktionsmitglied.« Anders als der Politikredakteur war er vom Fach, wurde genau deswegen angeworben und fühlte sich zweifellos kompetent:

»Gerade durch mein Studium ist es optimal. Ich studiere technische BWL und VWL. Dass ich das auch mit dem Indischen vergleichen kann, das ist eigentlich ganz geschickt, dass ich dann nicht ganz stur und engstirnig bin, sondern ein weiteres Spektrum habe, wo ich alles abwägen kann und mal schauen kann, ok hier ist es so, in Indien so, welche Unterschiede gibt es, dass ich da informiert bin.«

Für seinen Leseraum setzte er eigene Schwerpunkte:

»Ich habe bei der Wirtschaftsseite verschiedene Hauptpunkte gesetzt: dass ich allgemeine Nachrichten habe, dann habe ich die Automobilbranche, dann was ganz wichtig heutzutage ist IT und Telekommunikation, was in Indien, muss man sagen, weitaus fortgeschrittener ist als hier in Deutschland. Gerade die Sachen interessieren mich auch ziemlich. Indien ist, sozusagen, das Mutterland von IT, Bangalore ist die Hochburg.«

Der Wirtschaftsredakteur schien fasziniert von den wirtschaftlichen Entwicklungen in Indien. Das Indernet gab ihm eine Möglichkeit, zu diesen zu recherchieren, mit Wirtschafts-Vertreter_innen Kontakt aufzunehmen und so sein Wissen und seine Kontakte auszubauen. Zu seiner Arbeitsweise weiter befragt, erklärte er:

»Erst mal sammle ich Informationen zum Thema. Dann gucke ich, was brauche ich, was brauche ich nicht, wissenschaftliches Arbeiten eben, dass ich eventuell auch andere Quellen hinzuziehe. Erst mal schauen, was haben die Quellen, dann mein eigenes Wissen natürlich hinzufügen. Wenn ich nur Literatur zitiere, ist es mir persönlich auch wichtig, dass ich auch meine Meinung dazu gebe oder die sich darin widerspiegelt. Daran sieht man dann, dass der Artikel von mir ist. Das wissenschaftliche Arbeiten habe ich von der Schule gelernt, im Leistungskurs.«

Binod war vom Ansatz und dem Konzept des Wirtschaftsredakteurs überzeugt:

»Mich persönlich interessieren vor allem Wirtschaftsthemen. Ich bin Informatiker und da interessiert mich auch die ganze IT-Landschaft, die Firmen, die es in Indien gibt. Dann auch wie die Investitionen von indischen Firmen in Deutschland aussehen. Da kriegt man ziemlich viele neue Informationen. Also Infosys kennt natürlich jeder. Wipro kennt natürlich jeder. Dann gibt es eine neue Firma, die kannte ich auch nicht, das habe ich erst über das Indernet gehört, dass die in Leipzig eine CD-Fabrik bauen wollen. 200 Mitarbeitern sollen da angestellt werden

und die wollen über 150 Millionen Euro investieren. Das war interessant. Das ist eine Informationsquelle, das Indernet.«

Da Binod den Redakteur persönlich kannte, konnte er seine Kompetenz einschätzen und vertraute dieser. Ashok, der sich auch für Wirtschaftsthemen interessierte und das Indernet von Anfang an kannte, hatte hingegen den Wirtschafts-Leseraum nicht aufgesucht, da er den Redakteur_innen nicht die nötige Kompetenz zutraute. Genau wie in Bezug auf das Themenfeld Politik unterschieden sich also auch bei Wirtschaft die Einschätzungen durch Nutzende. Manche fühlten sich gut aufgehoben, andere waren skeptisch oder wandten sich gleich ab.

Auch den Leseraum »Computer und Internet« gab es von Anfang an. Bis 2004 wurde er vom technischen Administrator betreut und bot Informationen allgemein zum Internet, spezifisch zu Indien und Internet sowie Links zu verschiedenen Internetanwendungen. Mir schien dieser Leseraum insbesondere für Technik-Nerds gestaltet zu sein. Nachdem sich der technische Administrator aus Zeitmangel als Redakteur zurückgezogen hatte, blieb der Leseraum ohne Betreuung, war vorübergehend sogar geschlossen. Bis 2008 besuchten aber noch (fast) jährlich Redakteur_innen die IT-Messe Cebit, verfassten Berichte und stellten diese dann in den Leseraum »Computer und Internet«. Der technische Administrator betonte, dass sie dabei sorgfältig auswählten, wer zur Cebit durfte, da diese Aufgabe auch stressig war und viel Disziplin erforderte. In den ersten Jahren war er mit Begeisterung dabei gewesen und hatte viele Berichte für das Indernet verfasst:

»Ich bin da extra hingefahren, hab da meine Interviews gemacht, hab da Artikel recherchiert, bin zum Pressezentrum und hab die Artikel geschrieben und zur Redaktionsleitung geschickt, so dass jeden Tag was Neues dazukommt, immer aktuell.«

Nach einem Umzug nach Süddeutschland war Hannover für ihn nicht mehr so leicht zu erreichen. Er konnte sich weder die Fahrtkosten noch die freien Tage leisten, daher zog er sich aus der Berichterstattung zurück. Es fanden sich andere, die das übernahmen, insbesondere die Redakteur_innen für den Leseraum »Bildung und Wissenschaft«. Auch diesen gab es von Anfang an. Er wurde von einem 1978 geborenen Biologie-Studenten geleitet. In ihm fanden die Nutzenden Informationen über Studium und Forschung in Indien, Naturwissenschaftliches aus aller Welt und viele Links. Im Laufe der Jahre führte der Wissenschafts-Redakteur zudem Interviews mit mehreren Forschenden.

Als Kulturanthropologin fand ich den Leseraum »Kultur und Gesellschaft« am interessantesten. Hier fand ich Reflexionen der Redakteur_innen und Nutzenden über ihre natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit. Mit meinem Interesse für Dinge, die Deutschland betreffen, war ich nicht alleine. Nikhil sah in diesem Themenfeld ein Alleinstellungsmerkmal des Indernets:

»Wenn ich Nachrichten erfahren will, mich informieren will über die Weltpolitik und auch die indische Politik, dann lese ich mir nicht das Indernet durch. Die Indernet-Politik- und Wirtschaftssparte ziehe ich mir eigentlich immer nur rein, wenn ich mal gerade den Anschluss verloren habe. Aber das Indernet sollte nicht so viel Wert auf Sachen legen, die außerhalb von Deutschland passieren, weil da gibt es genug andere oder seriösere oder umfangreichere Informationsportale, wo man sich genauer informieren kann. Ich finde es viel wichtiger Sachen zu beleuchten, die auch einen hier betreffen.«

Der Leseraum »Kultur und Gesellschaft« befriedigte dieses Interesse vor allem in der Anfangszeit. 2002 übernahm ein Nutzer, der viele Beiträge verfasst hatte, die Leitung des Leseraums. Unterstützt wurde er von einer festen Redakteurin, die 2005 die Leitung übernahm und im Laufe des Jahres 2005 wieder abgab. Danach waren nur noch freie Mitarbeitende für diesen Leseraum zuständig.

Vielen der Redaktionsmitglieder waren diese seriösen Leseräume besonders wichtig. Sie machten für sie die Qualität des Indernets aus. Von Beobachtenden wurde diese Selbsteinschätzung nur eingeschränkt geteilt. Der Südasien-Journalist Manuel erklärte:

»Es gibt auch so Tendenzen zum Bunten, was zumindest für meine persönlichen Bedürfnisse nicht so spannend ist. Zum Beispiel aktuell: Mädchen wurde mit Hund verheiratet, was sehr reißerisch ist, sehr dramatisch. Aber ich sehe auch Stärken in diesem Bereich Kultur, zum Beispiel, wenn es um Rezensionen von Filmen geht. Man kann sich sehr gut ein Bild machen, was gibt es da für Produktionen aus Bollywood, wie wird das auch rezipiert. Auch dieses Ranking, was auch immer wieder stattfindet: Was sind die Verkaufsschlager? Darin sehe ich große Stärken, weil die Deutschen so gut wie gar keine Quellen dazu haben und da findet man sehr gebündelt sehr viel und auch der Bereich Musik: Was gibt es für Hits in Indien? Oder auch über die indische Community in Deutschland und auch im Ausland insgesamt und das ist etwas, wo das Indernet eine große Lücke geschlossen hat. Aber der Bereich Politik, da muss ich sagen, dass ich da nicht immer so begeistert bin.«

Manuel empfand gerade die seriösen Leseräume als nicht besonders seriös und sah in ihnen einen Hang zum Boulevard. Im Gegensatz dazu sah er die Stärke des Indernets – ähnlich wie Nikhil – in den Berichten über populäre Kultur und die indischen Gemeinschaften in Deutschland. Er schätzte also gerade das, was mehrere Indernet-Redakteure eher belächelten und nur wegen der Zugriffszahlen förderten. Viele der Nutzenden schätzten die Mischung von Seriösem und Unterhaltendem, wie zum Beispiel Soumil:

»Ich lese vorzugsweise den Bereich Politik/Wirtschaft, zum einen. Zum Zweiten den Bereich Bollywood, um mich über Filme zu informieren, die teilweise auch

hier in der Stadt laufen. Und zum Dritten die Informationen über Termine von Seminaren und Partys, die hier im Umfeld stattfinden.«

Soumil war sowohl an Politik als auch an populärer Kultur und Veranstaltungen vor Ort interessiert. Das Indernet bot ihm all diese Informationen und das war seine Stärke.

Unterhaltung

»Über Musik bin ich zum Indernet gekommen. Das war in erster Linie, was mich damals interessiert hat. Dabei ging es mir um Bhangra«, erzählte Fatima. Das Indernet war Anfang der 2000er einer der wenigen deutschsprachigen Orte, an dem man Informationen über eine sich neu entwickelnde Musikszene bekam. Bhangra ist ein Musikstil aus dem Punjab, der ab den 1980ern in Großbritannien neu interpretiert und zu einem Musikstil der Britisch Asians wurde. Baumann (1996, 154) analysiert, wie in der Aneignung der Musik durch die Kinder der Migrant_innen nicht einfach Traditionen aufgegriffen wurden, sondern etwas Neues entstand. Neu war dabei auch, dass diese neue Jugendkultur sich Asian nannte und nicht den von den Eltern gepflegten natio-ethno-kulturell-religiösen Differenzlinien folgte (vgl. ebd. 157). Die Verbindung von musikalischen Einflüssen aus Südasien und Großbritannien, die einen Ausdruck für das Leben der Kinder der Migrant_innen schaffte, war auch interessant für junge Menschen in Deutschland. Es fühlten sich hiervon allerdings nicht nur natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige angesprochen. Auch der suedasien.info-Redakteur Bernd schätzte, dass er auf dem Indernet Informationen über die neuen Musikrichtungen bekam:

»Die Asian Underground Sachen fand ich natürlich spannend. Da gab es so tolle Sachen wie Interviews mit Badmarch and Shri und Leute, die auch in Berlin aufgetreten sind zu der Zeit. Das war, wie der Name sagt, Underground. Das war nicht unbedingt so populär. Zwei Jahre später war das natürlich bekannt und stand dann in jeder Musikzeitschrift. Aber damals war es noch selten.«

Im Leseraum Unterhaltung gab es schon in der Anfangszeit einen gut sortierten Bereich Musik. Neben Verweisen zu klassischer indischer Musik, gab es hier Informationen zu indischer Filmmusik, Verweise zur britischen Musikszene und Informationen zu Musiker_innen in Deutschland. Zuständig für den Musikbereich war der 1980 geborene Netzreporter, der auch für andere Leseräume schrieb:

»Was ich auf jeden Fall immer gemacht habe, war Artikel schreiben. Immer was Neues reingebracht, zum Beispiel der Curry-Soundcheck, da habe ich die aktuellen Bollywood-Soundtracks rezensiert oder zum Beispiel Apache Indian war in Amsterdam. Da waren wir dort und haben ihn interviewt. Als Presse bekommen wir Presseausweise, also können wir überall hingehen. Dann haben wir uns einfach vorgestellt, also bei Apache Indian, dem Management eine E-Mail geschrie-

ben, wir haben erzählt, was wir machen und dass wir gerne ein Interview mit ihnen machen möchten. Er hat gemeint ›Kein Thema‹. Dann waren wir dort, haben Fotos gemacht und mit ihm ein Interview gemacht und das war dann auf der Indernet-Seite. Danach kam dann auch Panjabi MC.«

Apache Indian und Panjabi MC waren in Großbritannien bereits Stars. Der Presseausweis ermöglichte es dem Azubi, diesen Künstlern nahe zu kommen und sie zu interviewen. Dafür finanzierte er seine Fahrten selbst. Der Netzreporter besuchte auch andere Konzerte, berichtete von diesen und interviewte weitere Musiker (unter anderem Asian Dub Foundation sowie Badmarch and Sri). Wenig später zog er sich vom Indernet zurück und gründete seine eigene Event-Agentur, die Konzerte und Partys organisierte sowie Künstler_innen vermittelte. Auf dem Indernet erschienen derweil weiter aktuelle selbst-recherchierte Artikel in der Musik-Abteilung, auch über junge Musiker und DJs aus Deutschland. Specials zum Asian Underground und der »Desi-Szene in Deutschland« wurden zusammengestellt. Hierfür waren die 1982 geborene Unterhaltungsredakteurin und der Musikredakteur zuständig. Der 1981 geborene Student erklärte: »Wir haben ja auch diesen intellektuellen Anspruch, diesen gestalterischen und aber dann insgesamt auch diesen kulturellen Anspruch, dass wir zum Beispiel auch so Sachen wie Asian Underground fördern in Deutschland.« Die Berichterstattung und Präsentation von Asian Underground war für ihn eine ernsthafte Sache. Es ging ihm nicht nur darum Unterhaltung zu bieten, sondern darum, eine eigenständige kulturelle Produktion in Deutschland zu fördern:

»Im Gegensatz zum Beispiel zu den Indern in England, versuchen die in Deutschland nicht selber indische Kultur voranzubringen oder ihre kulturelle Prägung in künstlerische Ergüsse einfließen zu lassen. In England gibt es den Asian Underground. Das ist die Kultur, die die asiatischen Jugendlichen haben. Die nehmen alle Einflüsse, die sie haben von England und von Indien und lassen sie in eine neue Kultur fließen. Ziemlich selbstbewusst und gilt mittlerweile in England auch als cool. Das vermisse ich hier in Deutschland.«

Asian Underground war für den Musikredakteur auch Zeichen der Verbundenheit zu Indien.

2004 beklagte Devleena aber: »Was mich immer interessiert ist die Musiksektion, aber die ist überhaupt nicht upgedatet seit über einem Jahr.« Die Abteilung Musik im Leseraum Unterhaltung schrumpfte, dafür dehnte sich der Bereich zu Film¹ aus. Die erste Unterhaltungsredakteurin, deren Eltern aus Pakistan stammten, war mit Bollywood-Filmen aufgewachsen (vgl. Brosius 2006; Krauß 2012, 68-

1 Zu indischem Film in seinen verschiedenen Ausprägungen vgl. Gokulsing und Dissanayake (1998), Uhl und Kumar (2004), Desai (2004) sowie Krauß (2007).

80) und wunderte sich, dass die anderen Indernet-Redakteur_innen diese kaum kannten: »Komisch ist ja, dass die alle Inder waren, aber keiner sich Bollywood-Filme angesehen hat und ich mir das alles immer reingezogen habe, auch heute noch sehr gerne.« Es war ihre Aufgabe, die Nutzenden mit Filmkritiken sowie Klatsch und Tratsch rund um die Filmindustrie zu unterhalten. Mit Anfang ihres BWL-Studiums zog sie sich aus der Redaktion zurück und wurde 2003 von einer 1982 geborenen Studentin der Islamwissenschaften, Indologie und Politik abgelöst. Diese fing als freie Mitarbeiterin an und wurde dann zur Leiterin des Leserraums ernannt. Beide Unterhaltungsredakteurinnen recherchierten für ihre Beiträge online auf verschiedenen Bollywood-Seiten und in indischen Medien. Sie arbeiteten inhaltlich selbständig, mussten aber aufgrund fehlender technischer Fertigkeiten für die Gestaltung des Leserraums die Hilfe der Redaktionsleitung in Anspruch nehmen. Während die zweite sich darüber ärgerte und sich weiterbilden wollte, sah die erste das auch als eine Einbindung in die Redaktion:

»Y musste die Artikel ins Netz stellen, der musste sich die durchlesen, ob er wollte oder nicht. Ich weiß, dass die das alle nicht so toll fanden, Bollywood. Ich meine, sie mögen die Filme halt nicht. Aber ich guck die und ich weiß, dass es eine der Rubriken war, die am meisten besucht wurde.«

Film, insbesondere Bollywood, ist für viele südasiatische Migrant_innen und ihre Kinder eine wichtige Brücke zum (imaginierten) Heimatland (vgl. Ray 2003; Desai 2004; Brosius 2006). Mit Hilfe der Filme können sie Indien und seine Kultur (re)konstruieren (vgl. Ray 2003, 22, Brosius 2006) und sich verbunden fühlen. Die unterschiedlichen Einstellungen der Redakteur_innen zu Bollywood zeigen allerdings, dass dies nur für einen Teil der natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen galt. Zudem faszinierte der indische Film nicht nur Menschen mit biografischen Bezügen zu Südasien (vgl. Krauß 2012). Rasmus hatte das Indernet gefunden, indem er den indischen Filmstar Amitabh Bachchan auf deutschen Internetseiten suchte:

»Der Mann ist weltweit gesehen schon bekannt, nur in Deutschland könnte er wahrscheinlich in jeder U-Bahn sitzen und es würde ihn keiner erkennen. Da habe ich gedacht, was passiert, wenn ich diesen Namen in die Suchmaschine reintippe und nur Seiten auf Deutsch anklicke. Dann muss ich doch jemanden finden, der sich mit Indien verdammt gut auskennt.«

Dass das Indernet über indischen Film berichtete, war für Rasmus ein Zeichen dafür, dass dort tatsächliche Indienkompetenz vorhanden war. Er hielt sich vor allem im Unterhaltungs-Leseraum auf:

»Was natürlich auch gut ist im Indernet, sind natürlich die Filmkritiken. Das Tolle ist, dass die Nutzer vom Indernet Inder sind, die hier wohnen und sehr wohl auch

ein bisschen so denken und sehen, wie die Deutschen Sachen sehen. Irgendwo im Indernet habe ich mal gelesen ›Hindifilme sind total kitschig und haben keine Aussage und sind so blöd‹, da hat jemand einen Kommentar geschrieben ›Ach ja und was ist mit dem Film XY, der hat doch eine Aussage‹. Dann stand unter drunter, so herrlich deutsch, ehrlich ›Ja ja, zugegeben, mit XY gebe ich dir schon recht, aber der Rest ist doch wirklich Müll.‹ Daraufhin habe ich mir halt diesen Film besorgt, weil ich wusste, den kann man gucken.«

Im Indernet konnte Rasmus etwas finden, das er in indischen Medien nicht erwartete. Die Autor_innen waren ihm ausreichend nahe, dass er ihren Empfehlungen trauen konnte. Diese Nähe motivierte ihn, selbst eine Filmrezension für das Indernet zu schreiben.

Im Sommer 2000 gab es außer dem Indernet kaum deutschsprachige Internetmedien, die über indischen Film berichteten. Mit der Zeit änderte sich das. Schon Ende 2000 wurde das Bollywood-Internetportal happyindia gegründet und ab Sommer 2002 regelmäßig mit eigener Community betrieben. Ab 2000 kamen die ersten DVDs mit deutscher Synchronisation in den Verkauf (vgl. Krauß 2012, 76-80), ab 2002 kamen Bollywood-Filme in den deutschen Kinoverleih (vgl. ebd. 70-74) und ab 2004 wurden deutschsynchronisierte Bollywood-Filme auf dem Fernsehsender RTL2 gezeigt (vgl. ebd. 82-89). Mit dieser besseren Zugänglichkeit der Bollywood-Filme stieg auch die Begeisterung von Menschen ohne biografischen Bezug zu Südasien. Im Jahr 2004 war diese allerdings noch nicht ausreichend, um genug Tickets für eine Bollywood-Show mit dem Superstar Sharukh Khan zu verkaufen. Eine für den Sommer angekündigte Show in Hamburg fand nicht statt. Eintrittskarten wurden nicht zurückerstattet, in den Debattierräumen des Indernets wurde darüber diskutiert und im Leseraum Ereignisse veröffentlichte die Redaktion Berichte, die den Versuch von investigativem Journalismus zeigten². Als die Show im Dezember in Düsseldorf stattfand, berichtete das Indernet. Im Forum schrieben Nutzende, dass in der nicht ausverkauften Halle vor allem Inder_innen (der zweiten Generation) waren. Als Shahrukh Khan 2008 zur Berlinale kam, war die Situation eine völlig andere. Die Berlinale war mit dem Fan-Andrang überfordert, ihre Webseite brach zeitweise unter den Zugriffen zusammen, die Straße vor dem Premierenkino musste gesperrt werden. Bollywood (und insbesondere Shahrukh Khan) hatte inzwischen viele Fans außerhalb der südasiatischen Communities. Dieser Boom wurde von diversen deutschsprachigen Bollywood-Seiten im Internet begleitet (vgl. ebd. 93-94). Wer nun indische Filmstars auf deutschsprachigen Seiten suchte, kam nicht mehr notwendigerweise zum Indernet.

2 Die abgesagte Show brachte Nutzende zum Indernet, die dort sowohl Informationen suchten als auch ihrem Ärger Luft machen wollten. Die Redaktion griff das Thema auf, recherchierte und berichtete, was sie erfahren hatte. Ein Jahr später berichtete sie dann im Leseraum Unterhaltung mit einem Interview über abgesagte Shows in Großbritannien.

2006 übernahm eine dominanzdeutsche Redakteurin, die zuvor schon freie Mitarbeitende war, die Leitung des Leseraums Unterhaltung. Diese dritte Unterhaltungsredakteurin war die erste Redaktionsleiter_in, die nicht zur zweiten Generation der Südasiat_innen in Deutschland gehörte.

2007 organisierte das Indernet eine Pressekonferenz für einen bekannten Bollywood-Sängers und setzte so seine Tätigkeit als Medienpartner fort (vgl. 1.5.3., 3.5.5.; 3.6.4). Allerdings war bei dieser Gelegenheit erstmalig nicht die eigene Berichterstattung das Ziel, sondernd die Ansprache anderer Medien. Im Leseraum Unterhaltung passierte in dieser Zeit – wie in den anderen Leseräumen – nicht mehr viel (vgl. 3.6).

Zum Bereich Unterhaltung gehörte auch der Leseraum Humor. Hier wurden Cartoons und Illustrationen ausgestellt, die sich insbesondere mit der Debatte um die Computer-Inder_innen auseinandersetzten (vgl. 3.2.6), und die ich mir gerne anschaute. Es gab auch eine Sammlung von Witzbüchern, die ich allerdings nie aus dem Regal genommen habe. Für andere waren diese aber wichtig, wie Neha erzählte:

»Einmal habe ich ein paar lustige Witze gefunden und so ein paar lustige Karikaturbildchen. Da war ich dann öfters drauf, weil ich sie allen Leuten gezeigt habe, die ich so kenne. Also bei jedem, bei dem ich Zuhause war, bin ich ins Internet gegangen und haben die runtergeladen.«

Neha teilte die Cartoons und Witze mit ihren Freund_innen. Fatima hingegen nutzte sie, um sich abzuregen: »Wenn man einen blöden Tag hatte, geht man ins Indernet und kann von mir aus Frust ablassen, indem man im Forum irgendeinen Thread eröffnet oder auf der Homepage sich irgendwelche Anti-Sardar-Witze durchliest.« Mecheril (2004a, 131-132) argumentiert, dass Ironie dazu beitragen kann, mit der Ambivalenz umzugehen, die die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen täglich erleben. Auch Gorny (2009, 79) führt aus, dass Humor in schmerzhaften Situationen helfen kann. Vor allem argumentiert er aber, dass Humor kulturspezifisch ausformuliert ist und damit auch einen Zugang zu einem spezifischen natio-ethno-kulturellen Kontext geben kann. Virtuelle Witzsammlungen können dazu beitragen, natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit durch den geteilten Humor zu stärken. Im Indernet war allerdings nur ein Teil der Cartoons spezifisch auf den deutschen Kontext ausgerichtet, der die Lebenswelt der meisten Nutzenden betraf. Vielleicht konnte ich deshalb mit den GreenCard-Cartoons mehr anfangen als mit den Witzbüchern.

Sport

Ein Leseraum, der mich wenig interessierte und den ich nicht als seriös eingestuft hätte, war der zum Sport. Die Sportredakteure sahen das allerdings anders. Sport

war für sie gesellschaftlich bedeutend. Zum indischen Fußball erklärte der Leiter des Leseraums David:

»Das ist eine Gesamtheit, das ist das, was Indien sein will: ein säkularer Staat. Das sehe ich in der Fußballmannschaft wieder, wenn Leute aus Nord-, Ost-, West-, Süd-, Nordost- oder Zentralindien zusammenspielen, egal welcher Herkunft, egal welcher Religion. Das finde ich eine der Stärken dieser Mannschaft.«

Sport und insbesondere Fußball war nicht nur seine Leidenschaft, er sah in der Nationalmannschaft Indiens auch das Ideal der säkularen Nation repräsentiert. (Spitzen-)Sport und Fußball hatten damit für David mehr mit der Wirklichkeit in Indien zu tun als Bollywood und Co. Über seine Themen konnte der 1976 geborene Student der Anglistik und Informationswissenschaften endlos erzählen, mit größerer Begeisterung und Hingabe als ich sie bei den anderen Redakteur_innen erlebte. Schon bevor das Indernet entstand, hatte er das Internetportal indianfootball.com gegründet. Dieser englischsprachige virtuelle Raum entwickelte sich international zu der ersten Online-Adresse für indischen Fußball. 2004 arbeiteten laut David etwa 15 Leute weltweit mit: »Das sind Journalisten, Fußballer, Trainer, Manager oder auch Fans, die zuarbeiten. Hier können sie ihre Informationen direkt hinschicken, die können wir verarbeiten und reinstellen.« Im Jahr 2000 kam Jeffrey zu indianfootball.com dazu. 2004 war der 1981 geborene Mediengestalter in Ausbildung neben David zweiter Chefredakteur geworden. Die beiden koordinierten die Berichterstattung über indischen Fußball von Deutschland aus und kooperierten mit Redakteur_innen rund um die Welt. Im Jahr 2020 arbeiteten beide seit vielen Jahren freiberuflich als Sportjournalisten und -berater mit dem Schwerpunkt indischer Fußball. 2004 waren sie nicht nur Kollegen bei indianfootball.com, sondern auch gemeinsam verantwortlich für den Leseraum Sport des Indernets.

David hatte durch einen Freund vom Indernet erfahren und fand das Projekt spannend. Gleichzeitig hatte dieser Freund den Gründern des Indernets von dem Gründer von indianfootball.com erzählt. Die Gründer der beiden virtuellen Räume telefonierten miteinander und indianfootball.com übernahm die Leitung des Sport-Leseraums. David holte sich Unterstützung von Jackson, einem 1985 geborenen Schüler, der auch bei indianfootball.com mitarbeitete. Seine Motivation war: »Ich wollte noch mehr über Indien erfahren und Fußball ist meine Leidenschaft und das habe ich so verbunden.« Die beiden anderen Sportredakteure formulierten dies ähnlich. David sah in der Zusammenarbeit der beiden Portale Vorteile für beide Seiten:

»Für das Indernet ist es natürlich eine Erweiterung seiner Informationspalette. Für uns ist es auch gut. Wir locken die Inder, die in Deutschland leben, auf unsere Seite, die können sich dann bei uns informieren über den indischen Fußball. Da gibt es auch schon ganz interessante E-Mails, die wir von den Leuten hier in Deutsch-

land bekommen haben, wo Leute überrascht waren. Sie wussten gar nicht, dass es Fußball in Indien gibt.«

Die Sportredakteure entwickelten für das Indernet ein eigenes Konzept:

»Der indische Sport ist mehr als nur Fußball. Was wir auf der Sportseite versuchen zu machen, ist den Fokus weg vom Cricket auf andere Sportarten zu lenken, die es auch in Indien gibt. Über Cricket muss man nicht viel berichten. Da muss sich jeder nur irgendwelche englischen Seiten angucken und hat genug Informationen. Für uns war es wichtig, dass wir Raum geben für Hockey, für Tennis. Wir haben zum Spaß eine Seite gemacht über Kabaddi, mit einfachen Regeln über den Sport, der sehr populär in Indien ist. Dann am Ende des Jahres immer eine Retrospektive, was ist dieses Jahr gelaufen, was haben wir denn erreicht. Aber auch einen gewissen Fokus auf den Fußball gelegt, diese Interlinks gibt es dann.«

Die Materialien dazu fanden sie unter anderem bei ihren Recherchen für indianfootball.com. Die Sportredakteure produzierten aber auch eigene Reportagen. So nutzte Jeffrey ihre Verbindungen zu tennisindia.org, um ein Interview mit dem Weltklasse-Tennispieler Leander Paes zu führen. Paes ließ sich darauf unter anderem ein, weil er als Fußball-Fan indianfootball.com kannte. Die Sportredakteure wollten Sport sowohl in Indien als auch in Deutschland fördern. Dabei trafen sie in Deutschland auf viel Unwissen und Desinteresse. Sie ließen sich aber nicht von ihrer Mission abbringen. Ihr Engagement für den Sport galt auch der Förderung eines gestärkten Gefühls der Zugehörigkeit zu Indien, wie einer der Sportredakteure erklärte:

»Wenn man sieht, indischer Sport ist erfolgreich. Das macht einen selbst schon stolz und motiviert. Klar, ich finde, dass muss auf jeden Fall reinkommen. Da war wieder ein Erfolg oder ein großes Turnier oder diese Mannschaft oder dieser Sportler hat eine große Leistung vollbracht und das muss man in Deutschland wissen oder in Europa, muss man das wissen.«

Damit griffen sie ein verbreitetes Gefühl auf. Schon im Jahr 2000 hatte ein Besucher im Debattierraum angemerkt: »Wie schön wäre es doch, wenn Indien eine Sportnation wäre, dann müsste ich nicht immer bei der Fußball-WM für andere Länder die Daumen drücken.« Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit durch die Unterstützung von Sportler_innen auszudrücken, schien ein verbreitetes Bedürfnis (vgl. Cherian 1998). Die Sportredakteure halfen hierbei, indem sie die Erfolge herausstellten und negative Entwicklungen (unbewusst) wegließen. 2005/06 stiegen beide Sportredakteure beim Indernet aus. Vermutlich, weil sie sich auf die Professionalisierung ihrer Tätigkeit für indianfootball.com konzentrierten. Das Indernet suchte erfolglos neue Mitarbeitende für den Sport-Leseraum.

Die Bibliothek war in dieser Vielfältigkeit ein wichtiger Teil des Gemeinschaftszentrums. Die unterschiedlichen Angebote sprachen unterschiedliche Nutzende an. Es gab sowohl Angebote für Indieninteressierte allgemein als auch für jene, die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit suchten. Durch die Leseräume zu Politik, Wirtschaft etc. wurde die Seriosität der Einrichtung betont. In jenen zu »Kultur und Gesellschaft«, Unterhaltung und Sport wurden selbst recherchierte Informationen angeboten, die es so nirgendwo anders gab.

2.2.3. Räume zum Debattieren (Die Foren)

Ab Ende 2001 wurden in allen Leseräumen Hinweisschilder zu thematisch zugeordneten Debattierräumen aufgestellt und damit ein direkter Zugang zu ihnen eröffnet. Vermutlich sollten die Besuchenden der Bibliothek dort über das Gelesene diskutieren, da es dazu in den Leseräumen selbst keine Möglichkeit gab.

In der virtuellen Welt fanden Diskussionen Anfang der 2000er Jahre vor allem in Foren statt. Diese sind Internetanwendungen, die asynchrone Kommunikation ermöglichen (vgl. Schachtner 2005, 190; Döring 2003, 70-73). Nutzende können durch Textbeiträge Diskussionen beginnen, die dann von anderen Nutzenden aufgerufen, gelesen und kommentiert werden können. In einem Forum sind die Beiträge nach Threads, also Diskussionssträngen, sortiert und in der Regel zumindest mit einem Titel und der Autor_in des ersten Beitrags gekennzeichnet. Die Threads werden online gespeichert, sind jederzeit zugänglich und können zu jeder Zeit kommentiert werden. Dies ermöglicht eine Kommunikation, die nicht davon abhängt, dass Nutzende gleichzeitig online sind. Zudem wird es so möglich, dass alte Diskussionen nach Tagen, Wochen, Monaten und auch Jahren wiederbelebt werden können, wenn sich eine Nutzer_in an die Diskussion erinnert oder jemand diese neu findet (vgl. Bozdog 2013, 166; Prolog 2). In der Anfangsphase waren Foren rein textbasiert. Mit der Zeit kamen weitere Gestaltungs- und Nutzungsmöglichkeiten dazu. Auch auf dem Internet veränderte sich der Raum für Diskussionen im Laufe der Zeit erheblich.

Im Gemeinschaftszentrum wurde schon früh ein Raum für Debatten eingerichtet. Devraj erzählte, dass dieser aus dem Gästebuch entstanden sei, da die Nutzenden dort nicht nur Grüße, sondern »ellenlange Texte« geschrieben hätten. Der erste Debattierraum war minimalistisch eingerichtet. Nutzende konnten ohne Registrierung schreiben. Als Autor_innennamen nutzten manche ihre Offline-Namen, andere hatten feste Nicknames und wiederum andere nutzten Namen, die zu ihren jeweiligen Beiträgen passten. Die thematische Vielfalt der Diskussionen war groß: Politik und Gesellschaft in Indien, der eigene Bezug zu Indien, Bollywood und Musik. Es wurde geflirtet, begrüßt und beleidigt.

In der ersten Zeit des Indernets zog der Debattierraum wiederholt um. Die Redaktion probierte verschiedene Angebote und Ausstattungen aus und eröffnete schließlich mehrere Debattierräume, die über einen gemeinsamen Eingangsbereich zu betreten waren. Die Ausweitung über einen Raum hinaus war auf Bitten von Besuchenden erfolgt. Das minimalistische Angebot und Design wurde immer mehr aufgelockert und sichtbar zu einem Teil des Indernets. Besuchende, die einen Beitrag verfassen wollten, mussten sich bald registrieren. So wurden Informationen über sie (seit wann registriert, wie viele Beiträge verfasst, gegebenenfalls Wohnort etc.) gesammelt und ihre Beiträge wurden mit einer kurzen Visitenkarte versehen. Die Besuchenden bekamen die Möglichkeit, diese Visitenkarte selbst zu gestalten. Sie erhielten zudem die Möglichkeit, bereits veröffentlichte Beiträge zu bearbeiten. Wenn sie dies taten, wurde dies für die anderen Besuchenden kenntlich gemacht.

Im Jahr 2002 wurden die Räume neugestaltet und mit neuer Technik versehen. Im erweiterten Eingangsbereich gab es nun eine Übersicht über alle Debattierräume. Dazu gehörte eine Anzeige, wie viele Diskussionen mit wie vielen Beiträgen es jeweils gab, was der neueste Beitrag in einem Raum war und wer ihn wann verfasst hatte. Einzelne Beiträge wurden besonders beworben. Später kam noch die Möglichkeit hinzu, sich eine Liste aller Beiträge seit dem letzten Besuch anzeigen zu lassen. Zudem war nun sofort zu sehen, wer sich gleichzeitig in den Räumen aufhielt bzw. am gleichen Tag schon da gewesen war. Es wurde auch darauf hingewiesen, wer Geburtstag hatte. Vom Eingangsbereich aus konnte auf die Mitgliedsliste mit allen registrierten Besuchenden zugegriffen werden. Diese konnte entweder nach Datum des Registrierens oder nach Anzahl der Beiträge sortiert werden. Jede registrierte Nutzer_in konnte entscheiden, welche weiteren Informationen sie hinterlegen wollte. Wer wollte, konnte Nachrichten an andere Besuchende in deren Postfach hinterlegen. Private Kommunikation wurde so möglich, ohne dass Kontaktdaten zur Verfügung gestellt werden mussten.

Es kamen zudem mehr Farbe und visuelle Gestaltungsmöglichkeiten in die Debattierräume. Kleine Fahnen illustrierten den angegebenen Wohnort. Die Besuchenden konnten ein Bild auswählen und eine Signatur gestalten, die jeden ihrer Beiträge personalisierte. Für die Bilder konnten Nutzende eine eigene Illustration nutzen oder sich aus einer Indernet-Sammlung bedienen, in der zum Beispiel Fotos von Bollywood-Schauspieler_innen zu finden waren. Wenn mehrere Nutzende das gleiche Bild auswählten, konnte das zu Irritation bei anderen Besuchenden führen (vgl. Paske 2005). Gerade die regelmäßigen Nutzenden verwandten die visuellen Gestaltungsmöglichkeiten. Sie wählten Bilder, die sie repräsentierten, und nutzten die Signaturen, um damit zu spielen, Aussagen zu machen oder Bezug auf aktuelle Ereignisse zu nehmen. Einige waren dabei sehr kreativ, manche stellten auch Illustrationen für andere Nutzende her. Viele der Bilder bezogen sich auf die gewählten Nicknames. So nutzte der Besucher, der sich auf Hindi Erdnuss nann-

te, ein Bild von Erdnüssen und derjenige, der sich nach einer japanischen Figur benannte, japanische Motive. Es gab auch ein paar Nutzende, die sich durch die Illustrationen auf afroamerikanische Kultur bezogen. Manche Signaturen irritierten mich. So verwandte ein Nutzer eine Zeit lang ein großes Foto von zwei Frauen in Unterwäsche, die sich küssten, und ein anderer hatte häufig blutige Illustrationen. Andere Signaturen erfreuten oder amüsierten mich. So parodierte Zorro in seinen Signaturen seine eigene informelle Moderatorentätigkeit. Eine andere drückte ihre Verbundenheit zu ihrer Heimatstadt aus. So gesellte sich zum textlichen Eindruck von Nutzenden ein visueller. Auch die Beiträge wurden zunehmend mit verschiedenen Schriftfarben und -größen sowie Bildern und Emoticons gestaltet. Die Räume hatten so nicht mehr viel Ähnlichkeit mit dem ersten minimalistisch gestalteten Debattierraum.

Damit die Nutzenden die Räume so nutzen konnten, musste im Hintergrund viel Arbeit geleistet werden. Der technische Administrator sorgte für die Bereitstellung und Wartung der Kommunikationstechnologie und war damit solange weitgehend unsichtbar, wie alles funktionierte (vgl. Niewöhner, 2015, 3):

»Ich bin für die Technik zuständig und ich bin immer bereit, volle Aktion zu geben. Wenn irgendwas ausfällt, bin ich immer der Erste, der das versucht, irgendwie zu deichseln. Das Schlimmste ist, wenn was ausfällt, dann können die Nutzer nicht drauf und bombardieren uns mit Mails und sagen dann, warum läuft das Iternet nicht. Dann sehen wir erst, wie viele Leute sich dafür interessieren, vorher sieht man das ja nicht richtig.«

Probleme waren so nicht nur eine Herausforderung, sondern auch ein Beleg der Bedeutung des Iternets. Die Aufgaben des technischen Administrators waren vielfältig:

»Wenn Fehler auf den Seiten oder auf dem Server sind, dass man die behebt, das gehört zur Administration. Dass das Forum läuft, dass es keine Ausfälle gibt und Datensicherung, Backups. Es gibt wirklich niemanden bei uns in der Redaktion, der noch technisch versiert ist. Das heißt, ich bin der Einzige, das heißt, ich mach alles im technischen Bereich von Forum, Gästebuch, Chat, dass es läuft, dass immer neue Sachen dazu kommen und dass die alten Sachen auch weiterhin funktionieren. Das ist zeitaufwendig, sehr zeitaufwendig. Auch die Kommunikation mit den Anbietern vom Server, dass mein Server läuft. Dann die neuen Dienstleistungen. Man unterschätzt es leicht, wenn man zum Beispiel neu dabei ist, wie viel Arbeit dahintersteckt.«

Der 1981 geborene technische Administrator kümmerte sich neben seiner Ausbildung im IT-Bereich allein um die gesamte Technik im Gemeinschaftszentrum. Immer wieder musste er sich mit Angriffen von außen herumschlagen. Hacker_innen nutzten Sicherheitslücken, um in die Debattierräume einzudringen und da Unfug

oder Schaden anzurichten. Im Jahr 2005 war ein Angriff so gravierend, dass die Räume für eine Zeit geschlossen werden mussten und die Redaktion ein Hinweisschild aufstellte, dass die Nutzenden den allerersten Debattierraum nutzen sollten (vgl. 3.6.3). Ein paar gingen zwar hin, aber aufgrund der minimalistischen Ausstattung waren sie damit nicht mehr zufrieden. Etwas später wurden die Debattierräume mit einigen Neuigkeiten wiedereröffnet, mussten aber wiederholt wegen technischer Probleme geschlossen werden (vgl. 3.6.2). Ab 2009 hing an ihrer Tür die Mitteilung »Wegen Umstrukturierung geschlossen«. Soweit ich es beobachten konnte, blieb es dabei, bis das Gemeinschaftszentrum 2011 geschlossen wurde.

Mit den Debattierräumen wurde ein bedeutender Teil des Indernets geschlossen. Für manche Besuchenden waren sie der wesentliche Grund, zum Indernet zu kommen. So antwortete Zorro auf meine Frage nach dem Besonderen des Indernets »Bin zu 99 Prozent wegen des Forums hier«.

Die registrierten Nutzenden wurden mit den Jahren kontinuierlich mehr von 190 Anfang 2003 bis 1845 im Jahr 2006. Die absolute Zahl der registrierten Nutzenden sagt allerdings nicht viel aus. Zum einen gab es viele Registrierte, die nie oder nur sehr selten Beiträge verfassten, zum anderen registrierten sich manche Nutzende mit mehreren Nicknames. Mehr über die Aktivitäten in den Debattierräumen sagt die Anzahl der Beiträge aus. Diese wuchs auch kontinuierlich von 899 Anfang 2003 auf 103.801 Beiträge im Jahr 2006. In den Debattierräumen war viel los, ständig wurde gepostet. Dabei war die Beteiligung der Nutzenden höchst unterschiedlich. Während der größte Teil der Registrierten nie oder selten postete, brachte es die aktivste Nutzerin auf 10.000 Beiträge.

Spannend war, wie sich bestimmte Themen immer wieder durch die Diskussionen zogen. So wiederholte sich seit den Anfangstagen des Indernets die Klage, dass es in den Debattierräumen so ruhig sei. Einige der Interviewten erklärten mir, dass in der Anfangszeit das Forum etwas ganz Anderes gewesen sei. Mary erzählte:

»Wo es dann wirklich noch um diese Intimität ging, wo ich auch noch wusste, wen ich da anspreche, wo Leute wussten, wenn sie mich ansprachen, dass sie mich ansprechen und genauso umgekehrt. Er war wirklich eine Diskussion, eine offene Diskussion, die jeder mit verfolgen konnte und das, was da jetzt so in letzter Zeit so gelaufen ist, da war nur noch Beschimpfen und Beleidigen und Geplänkel irgendwo, was eigentlich so gar keinen interessiert.«

In der Anfangszeit kamen nur wenige Besuchende in den Debattierraum und diese konnte sich leicht kennenlernen. Es war damit in dieser Zeit eine größere Intimität und Vertrautheit möglich. Wenn Mary aber erklärte, dass die Diskussionen zu dem Zeitpunkt gehaltvoller waren und es weniger Beschimpfungen gab als 2004, verklärte sie die Vergangenheit. Die Mischung aus ernsthaften und belanglosen Diskussionen, aus zugewandten und beleidigenden Beiträgen blieb über die Jahre mehr oder weniger gleich. Von Anfang an gab es Klagen darüber, dass

einige Nutzende die Anonymität ausnutzten, um andere grob zu beleidigen und zu beschimpfen. Solches Flaming ist ein spezifisches Phänomen der Internetkommunikation, da sowohl Anonymität als auch Kanalreduktion die Hemmschwelle für Beleidigungen herabsetzen (vgl. Döring 2003, 155-156, 179). Im Gemeinschaftszentrum wurden einige Nutzende (und auch Redakteur_innen) massiv angegriffen und verleumdet. Nutzende, die diese Art der Auseinandersetzung nicht ertragen konnten, verließen die Debattierräume. Die Redaktion versuchte auf verschiedene Arten, das Flaming zu verhindern. Sie ermahnte Diskutierende, persönliche Anschuldigungen und Beleidigungen zu unterlassen. Sie führte Nutzungsbedingungen und Forenrichtlinien ein und ließ am Eingang der Debattierräume eine Einverständniserklärung mit diesen abzeichnen. Von Zeit zu Zeit löschte sie beleidigende Beiträge. Die effektivste Maßnahme war wohl die verpflichtende Registrierung. Es blieb zwar möglich, keine persönlichen Daten anzugeben, technisch war aber eine Rückverfolgung und Identifizierung von regelverletzenden Nutzenden grundsätzlich möglich und die Redaktion konnte Nutzende sperren oder löschen. Sie war dabei darauf angewiesen, dass Verstöße gegen die Nutzungsbedingungen gemeldet wurden. Bis 2006 gab es, anders als in anderen Foren, keine offizielle Moderation in den einzelnen Debattierräumen, die auf die Einhaltung der Regeln achtete. Ausformulierte Forenrichtlinien wurden erst 2005 festgelegt und ausgehängt. Die Redaktion hatte dieses Kontrollsystem bis dahin vernachlässigt. Wenn Beiträge (nicht) gelöscht wurden, war es für die Nutzenden häufig nicht transparent, auf welcher Grundlage dies (nicht) geschah, was für Unmut sorgte.

Dass die Redaktion in die Debattierräume relativ wenig eingriff, ließ den Nutzenden viel Raum, diese selbst zu gestalten. Im Jahr 2005 notierte ich dazu:

»Im interaktiven Bereich, das heißt in den Foren und dem Chat, war die Redaktion allerdings fast nicht präsent. Sie hatte hierfür zwar Regeln aufgestellt, überprüfte ihre Einhaltung aber nicht regelmäßig. Trotzdem waren die interaktiven Räume nicht regelfrei. Die NutzerInnen entwickelten und kontrollierten selber Regeln. Dies war besonders deutlich in den Foren, in denen sich die regelmäßigen, langjährigen NutzerInnen zum Teil implizit, zum Teil explizit auf Regeln geeinigt hatten. Es gibt vor allem einen Nutzer, der Regelüberschreitungen monierte. Neue NutzerInnen wirkten oft irritiert durch diese Zurechtweisungen bzw. Kontrolle. Die alten würdigten sie aber, auch wenn immer wieder über den selbsternannten Moderator gewitzelt wurde. Im Gegensatz zu anderen virtuellen Räumen gab es auf dem Internet keine schriftliche Netiquette oder FAQ, durch die sich neue NutzerInnen über die Regeln informieren konnten.

Das Forum konnte auf neue NutzerInnen abgeschlossen wirken. Die Regeln waren nicht transparent, die meisten Poster schienen sich gut zu kennen, verkehrten miteinander vertraut, es war schwierig den Faden zu finden, zu wissen, worüber gerade gesprochen wird. Es herrscht eine Vertrautheit unter den regel-

mäßigen NutzerInnen, zu der eine neue NutzerIn erst durch regelmäßige Besuche und genaue Beobachtung Zugang bekam. War man allerdings erst mal Teil dieser Gruppe, dann konnte man sich auch zugehörig fühlen. Die NutzerInnen bezogen sich klar aufeinander, sie grüßten sich, tauschten Informationen über ihr Leben aus, gratulierten zu Geburtstagen oder Prüfungen, erkundigten sich, wenn jemand länger fehlte. Wenn eine NutzerIn das Forum nicht mehr weiter nutzen wollte, kam es häufiger vor, dass sie sich verabschiedete und ihr Weggang von den anderen bedauert wurde. Sie versuchten durch Posts und Private Messages, sie im Forum zu halten.«

Die regelmäßigen Besuchenden der Debattierräume eigneten sich diese an (vgl. Bozdag 2013, 111-115), machten sie zu ihren eigenen Räumen, in denen sie sich Zuhause fühlten. Sie arrangierten die Gegenstände im Raum, dekorierten sie, verabredeten, wie die Räume zu nutzen waren. Sie kannten sich hier besser aus als die Redaktion, die nur selten vorbeikam. Sie wussten, wer regelmäßig kommt, wer sich wie verhält und worüber wo schon diskutiert worden war. Sie begrüßten neue Besuchende und führten sie ein. Für jene, die neu in die Debattierräume kamen, machten diese regelmäßigen Nutzenden und ihre Unterhaltungen das Indernet aus.

Die Redaktion wiederum bot den Rahmen, in dem sich die Besuchenden ihren Raum schaffen konnten. Sie stellte die Räume und die Technik zur Verfügung, die dann von den Nutzenden zu den ihren gemacht werden konnten. Dabei versuchte die Redaktion, auf die Bedürfnisse der Besuchenden einzugehen, wie Ranjan erzählte: »Das Forum ist ein Beispiel, dass man das alles überarbeitet hat in den letzten Jahren, um den Nutzern die Plattform zu geben, die sie nutzen wollen.« So hatten Nutzende darum gebeten, Avatare und Signaturen verwenden zu können. Vor allem aber ging es in den Aushandlungen zwischen regelmäßigen Besuchenden und der Redaktion immer wieder um die Ordnung der Debattierräume. Die thematische Aufteilung der Debattierräume funktionierte einigermaßen. Es zeigte sich aber, dass die meisten Besuchenden sich in dem Raum aufhielten, der ihnen keine thematische Vorgabe machte.

Anfangs waren sie besonders im Curry-Forum aktiv. In der Zeit von 2002 bis 2004 waren die beiden Debattierräume Ereignisse und Unterhaltung die mit Abstand beliebtesten. In Ereignisse³ wurden Partys, Veranstaltungen, Kinofilme und Fernsehbeiträge angekündigt und diskutiert. Im Debattierraum Unterhaltung⁴ ging es wie vorher im Curry-Raum um alles Mögliche. Es wurde Musik und

3 2002 fand dort jede dritte Diskussion statt, 2004 immer noch jede vierte. 2002 wurden dort noch 29 Prozent der Beiträge geschrieben (dabei ging es meist um Diskussionen von Partys), 2004 waren es noch 14 Prozent.

4 Dieser war mit Abstand der aktivste Debattierraum. Dort stiegen die Diskussionen und die Beiträge jeweils von einem guten Viertel 2002 auf ein gutes Drittel 2004.

Bollywood diskutiert sowie Filmreviews geschrieben, aber das machte nicht das Besondere dieses Raumes aus. Im Sommer 2004 gehörten zu den längsten Threads »Sindbads Witzecke« sowie mehrere Spiele-Threads, der Thread »Grüße und Co« sowie der »Off-topic playground«. In all diesen Threads ging es weniger darum, Themen zu diskutieren, als zusammen Zeit zu verbringen und Spaß zu haben. Die Redaktion reagierte auf dieses Bedürfnis der Besuchenden und eröffnete 2005 einen eigenen Debattierraum »Grüße, Wünsche, Lustiges & Off-topic«, der sofort gut angenommen wurde⁵. Dort entstanden die mit Abstand längsten Threads (mit vielen Tausend Beiträgen). Hierzu gehörten das Spiel »Assoziative Querverbindungen« sowie die Threads »Der ultimative Laber-Thread«, »Grüße und Co der Dritte«, »About the poster«, »was ich schon immer mal erzählen wollte« und »ich vermisste«. Die Redaktion war mit den Entwicklungen in den Debattierräumen aber nicht zufrieden. Im Redaktionsinterview erklärte sie 2004, dass das Forum eine Müllhalde sei, in dem über Partys gesprochen würde, und es sehr schwierig sei, die Nutzenden für die anderen Debattierräume zu interessieren. Der Sportredakteur sagte:

»Finde ich persönlich schade, dass das Niveau der Nutzer, wenn man sich das Forum anguckt, teilweise sehr kindisch ist. Wenn man sich die Statistiken anguckt, ist es eher so, dass sinnlose Sachen im Forum gepostet werden. Es gibt gewisse Leute, die sich dann ärgern und sagen: »Man macht sich die ganze Arbeit. Versucht die Leute zu informieren, aber die machen dann wirklich sinnlose Diskussionen.«

Die Redaktion hatte den Anspruch, dass auf dem Indernet ernsthafte Diskussionen stattfanden und dass die redaktionellen Beiträge Grundlage für Debatten wurden. Dem Sportredakteur missfiel auch, dass im Sport-Debattierraum über US-amerikanischen Basketball und nicht über indischen Sport diskutiert wurde. Die Redaktion konnte den Nutzenden zwar Angebote machen, sie konnte aber nicht kontrollieren, worüber diskutiert wurde.

Unter ihren Redaktionsnamen tauchten die Redakteur_innen in den Debattierräumen selten auf (vgl. Prolog 3). Ab und zu versuchten sie, Ordnung herzustellen, indem sie Diskussionen, die ihrer Meinung nach im falschen Raum geführt wurden, in einen anderen verschoben. Für mich, die ich mich im Wesentlichen über die Liste der neuesten Beiträge orientierte, war das unwichtig, da ich die verschiedenen Debattierräume sowieso nicht direkt aufsuchte. Zudem erschien mir die inoffizielle Moderation durch Zorro effektiver. Durch seine Kommentare machte er die Ordnung und inoffiziellen Regeln in den Debattierräumen transparent und seine Sicht verhandelbar.

5 Dort fanden nun etwa 15 Prozent der Diskussionen statt, die 2005 schon ein Drittel aller Beiträge ausmachten und 2006 sogar 43 Prozent aller Beiträge.

Als das Indernet im Frühsommer 2006 nach einer tiefgreifenden Renovierung ganz neue Debattierräume mit neuer Technik eröffnete, wurde eine kleinteilige Ordnung eingeführt. Aus zehn recht unterschiedlich angenommenen Räumen wurden nun weit über 20, die in sieben Kategorien eingeteilt wurden. Alles sollte genau richtig einsortiert werden. Als die Redaktion die Nutzenden um Rückmeldungen zu den neuen Debattierräumen bat, bekam sie von einer der regelmäßigen und langjährigen Nutzenden den Hinweis, dass diese vielen Unterteilungen die Räume unübersichtlich machten. Gut angenommen wurde die neue Möglichkeit, Umfragen zu starten, ansonsten blieb es bei einer ähnlichen Nutzung wie vorher. Das mit Abstand Meiste passierte in der »Plauderecke«.

Mit ihrer Ausdifferenzierung der verschiedenen Debattierräume und des Servicebereichs überforderte die Redaktion einige ihrer Nutzenden. Mehrere Interviewte erzählten schon 2004, dass sie die Struktur zu kompliziert fanden. Manche wandten sich deshalb von den Debattierräumen ab. Andere bekamen nicht mit, welche technischen Möglichkeiten sie hatten. In Interviews fiel mir auf, dass nicht immer klar war, auf welchen Raum des Indernets sich bezogen wurde, wenn die Bezeichnungen Forum, Chat, Pinnwand etc. genutzt wurden. Da wurde sowohl der Chat als auch die Pinnwand als Forum bezeichnet. Das lag einerseits an den ähnlichen Nutzungsmöglichkeiten und andererseits daran, dass den Interviewten die technischen Begriffe nicht klar waren. Außerdem waren ihnen diese Differenzierungen nicht so wichtig. Etliche Nutzende gingen in das Gemeinschaftszentrum, ließen sich in einzelne Räume treiben und blieben, wo es ihnen gefiel, ohne genau zu wissen, warum dort und nicht woanders. In ihren Ordnungsversuchen war der Redaktion dieses Verhalten der Nutzenden wohl nur wenig bewusst.

Schwierigkeiten der Redaktion, die Bedürfnisse der Nutzenden richtig einzuschätzen, zeigten sich vor allem nach den Hacker-Angriffen 2005 (vgl. 3.6.2). Ein Nutzer richtete Ersatz-Debattierräume in einem anderen Gebäude ein. Diese wurden gut angenommen. Die Redaktion aber verwies nicht auf sie, sondern beharrte trotz schlechter Akzeptanz darauf, den ersten Debattierraum als Ausweichort anzubieten. Ihnen war nicht klar genug, was die Nutzenden brauchten, um sich wohl zu fühlen. Inderjit kritisierte dies in den Ersatz-Debattierräumen: »Was du in drei Tagen zustande gebracht hast, könnten die doch auch machen. Oder wenigstens, dieses Forum als Ausweich-Forum benutzen. Die aktiven Member sind doch sowieso hier. Also mich verlieren sie so langsam als User.« Damit unterschätzte Inderjit wohl den Aufwand, den dies für den technischen Administrator bedeutete. Er zeigte damit aber auch, dass die Redaktion zu wenig in Kontakt mit den Besuchenden war.

Die Ersatz-Debattierräume hatten die Indernet-Räume exakt kopiert und boten den Besuchenden damit prinzipiell die gleichen Nutzungsmöglichkeiten. Der Betreiber nannte diese Räume ein Reserve-Indernet für Indernetsüchtige und begrüßte die Besuchenden mit »Ich hoffe, dass ihr euch hier für die Übergangs-

zeit zuhause fühlt. Viel Spaß!«. Da er selbst regelmäßiger Nutzer der Indernet-Debattierräume war, wusste er, welche Arten von Kommunikation dort vorherrschten, welches Umfeld die Nutzenden suchten und vor allem wusste er, dass diese Räume ein Zuhause für die Besuchenden waren und sie ihr Zuhause genauso haben wollten, wie sie es gewohnt waren. Er bot ihnen eine vertraut wirkende Zuflucht und erfüllte so ihren Wunsch nach Stabilität. Dies passt zu einer Beobachtung, die Miller (2011, 198) in seiner Arbeit zu FB gemacht hat: Nutzende wollen das bewahren, was sie als ihr Eigenes empfinden und reagieren daher mit Unwillen auf Änderungen, die ihnen von den Betreibenden virtueller Räume aufgezwungen werden. So war das auch mit den Debattierräumen. Die Nutzenden betrachteten diese als ihre eigenen und sahen die Aufgabe der Redaktion darin, diese für sie zu erhalten. Zumindest wollten sie darüber informiert werden, wenn in ihren Räumen etwas verändert werden sollte, und sie verlangten ausreichend Zeit, um sich darauf einzustellen. Eine Nutzende schrieb:

»Das war sicher nicht die feine englische Art, so Holterdiepolter das Forum vorübergehend zu schließen. Man hätte es ankündigen sollen, auch wenn das Zeit in Anspruch nimmt, aber die sollte drinnen sein, da ohne uns User das Forum gar nicht funken würde. Bin gespannt, wie es weitergeht. Ich habe nichts dagegen, eine Gebühr zu zahlen, aber damit steigen natürlich auch die Anforderungen an das Indernet.«

Als die Debattierräume neu eröffnet wurden und die Redaktion die Besuchenden ausführlich über die Veränderungen und Neuerungen informierte, zeigten sich die Nutzenden dankbar und organisierten sich in den Räumen neu. Im Folgenden wandte sich die Redaktion regelmäßig mit Informationen an die Nutzenden, bat um deren Rückmeldungen und versuchte, die Gemüter zu beruhigen. Die Nutzenden gingen hierauf ein, kamen aus den Ersatz-Debattierräumen zurück und beteiligten sich aktiv mit Rückmeldungen.

Mich faszinierte, wie die Besuchenden trotz immer wiederkehrender Probleme weiter in die Debattierräume des Indernets kamen. Sie schienen sich diesen Räumen unabhängig von ihrer Funktionalität verbunden zu fühlen (vgl. 3.6.5). Inderjit hatte das 2006 in den Ersatz-Debattierräumen so formuliert: »Indernet war doch ein super Forum eigentlich. Die Leute sind schon gebunden an das Indernet, weil es viele Leute zusammengebracht hat.« Für die langjährigen Nutzenden der Debattierräume gehörten diese zu ihrem Leben. In ihnen hatten sie Menschen kennengelernt, die ihnen wichtig waren, und Themen debattiert, die für sie bedeutend waren. Die Debattierräume waren für die regelmäßigen Besuchenden zu einem Raum der Zugehörigkeit geworden. Dies galt nicht nur für die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen, auch regelmäßige Nutzende ohne biografische Verbindungen zu Südasien fühlten sich hier zugehörig. Zwischen den regelmäßi-

gen Besuchenden der Debattierräume war ein Gefühl von Gemeinschaft entstanden. Der technische Administrator sagte dazu:

»Das Aufbauen der Gemeinschaft und dieses Zusammengehörigkeitsgefühl, das ist auch ein wichtiger Begriff. Wir sehen an den Usern, die wir haben, dass die sich sehr wohl fühlen bei uns. Ich sehe einige User, die kenne ich nicht persönlich, aber telefonisch oder per E-Mail, die sind täglich da, täglich im Forum und die haben gesagt, »wenn es euch irgendwann nicht mehr gibt, wir würden alles dafür machen, dass es euch ewig gibt«. Das hat mich richtig aufgemuntert.«

Das Indernet und seine Debattierräume wurden nicht einfach nur besucht, weil es hier Informationen gab. Sie ließen sich auch nicht einfach durch andere Räume ersetzen. Die Besuchenden fühlten sich wohl, weil sie die Debattierräume nach ihren Bedürfnissen gestalten konnten und dort weitgehend das machen konnten, was sie wollten. Dazu gehörte, dass sie Zeit miteinander verbrachten, ohne ein größeres Ziel im Blick zu haben. Die Plauderecken, die Spiele und der Spielplatz für Off-topic waren Orte, an denen sich ungezwungene Geselligkeit und ein Gemeinschaftsgefühl entwickeln konnte. Das führte dazu, dass diese Räume, die eigentlich keine synchrone Kommunikation erforderten, von den Besuchenden für Echtzeit-Gespräche genutzt wurden (vgl. Prolog 2). Es war die Stärke der Debattierräume, dass trotz aller Ordnungsversuche und thematischer Fokussierung durch die Redaktion, informelle Treffpunkte etabliert und erhalten werden konnten. Teile der Debattierräume, die für thematische Diskussionen eröffnet worden waren, wurden so von den Besuchenden zu einem Café umgestaltet, in dem Geselligkeit an erster Stelle stand.

2.2.4. Räume der Geselligkeit (Gästebuch und Chat)

Im Gemeinschaftszentrum gab es mehrere Räume, in denen sich die Besuchenden treffen und miteinander informell Zeit verbringen konnten. Zentral war das Café, das innerhalb der Debattierräume von den Stammgästen eröffnet und selbst betrieben wurde. Hier spielten sie miteinander, debattierten über Gott und die Welt, flirteten, achteten aufeinander und sprachen sich, wenn nötig, auch Mut zu. Es gab auch ein paar Besuchende, die es darauf anlegten, zu provozieren, indem sie sich in Gespräche einklinkten und andere beleidigten. Wenn es sich bei ihnen um Stammgäste handelte, die sich sonst auch an Gesprächen beteiligten, wurde ein Umgang mit ihnen entwickelt. Die Provokationen wurden gekontert oder ignoriert, mit den Provozierenden gewitzelt oder sie zurechtgewiesen. Auf neue Besuchende und die Redaktion konnten die Provozierenden verstörender wirken und dazu führen, dass Erstere nicht wiederkamen oder Letztere in den Cafébetrieb eingriff. Für neue Besuchende konnte das Café zudem wenig einladend wirken, da die Stammgäste in einer großen Vertrautheit miteinander verkehrten und die

Regeln nicht offensichtlich waren. Grundsätzlich wurden neue Besuchende aber herzlich empfangen, hereingebeten und in Gespräche einbezogen. Als eine neue Besucherin im Sommer 2005 nach einem bestimmten Buch suchte, aber außer einer ungefähren Inhaltsbeschreibung weder Autor_in noch Titel des Buches nennen konnte, begannen ein paar Stammgäste, mit viel Spaß, einen Fortsetzungsroman für sie zu schreiben.

Bevor das selbstorganisierte Café entstand, hatte die Redaktion einen anderen Raum für Geselligkeit eingerichtet. Im Juni 2000 hieß es: »Kraft des mir verliehenen Amtes erkläre ich das Gästebuch vom Indernet hiermit für eröffnet.« Ein virtuelles Gästebuch ist eine Internetanwendung, die an die Idee des physischen Gästebuches anknüpft, in dem Gäste Lob (und auch Kritik) über einen besuchten Ort hinterlassen können und damit auch Werbung für diesen Ort machen. Diekmannshenke (2000, 131) stellte Ende der 1990er fest, dass diese Internetwendungen sich eines starken Zuspruchs von Nutzenden und einer hohen Zahl von Einträgen erfreuten. Zudem beobachtete er (ebd. 137), dass sich innerhalb einer bestimmten Szene von Webseitengestaltenden Standards entwickelten, welche Internetanwendungen eingebaut werden sollten, und hierzu gehörte das Gästebuch. Dies ließ sich auch beim Indernet beobachten. Z erzählte über die Anfangszeit: »Wir hatten dann auch den Ehrgeiz, mehr aus der Seite zu machen als nur eine Liste mit Links. Ein Gästebuch hatte jeder auf seiner Homepage und dann gab es auch irgendwann Chat.«

Gästebücher zeichnen sich durch eine asketische textlich ausgerichtete Gestaltung aus (vgl. ebd. 139). Auf dem Indernet war das Gästebuch eine Liste von nummerierten Beiträgen. Der neueste Beitrag erschien jeweils über dem zuletzt geschriebenen. Jeder Beitrag hatte eine Signatur, in der das Datum (mit genauer Zeitangabe) des Verfassens stand. Trotz seiner spärlichen Ausstattung entwickelte sich das Gästebuch bald zu einem Aufenthaltsraum. Die Besuchenden unterhielten sich miteinander, freuten sich, einen Ort dafür gefunden zu haben, und drückten ihre Begeisterung über das neue Indernet aus. Viele von ihnen kamen immer wieder ins neue Gemeinschaftszentrum und übernahmen Aufgaben.

In der Anfangszeit ging es im Gästebuch meist darum, das Indernet zu kommentieren und sich gegenseitig zu grüßen. Im Herbst 2000 begannen inhaltliche Diskussionen. Immer mehr Leute beteiligten sich. Anfang Dezember 2001 gab es bereits 2874 Einträge und damit weit mehr als jene mehrere Hundert Einträge, die Diekmannshenke (ebd. 136) bei Gästebüchern beobachtet hatte. Das Gästebuch entwickelte sich so vom Aufenthaltsraum einer Gruppe von Freund_innen zu einer Kneipe, die von vielen aufgesucht wurde und sehr unterschiedlich genutzt wurde. In diesem öffentlichen Raum fanden auch intimere Gespräche zwischen wenigen statt. Im Stimmengewirr der Kneipe war dabei nicht immer deutlich, auf wen sich ein Ausruf bezog. Um sicherzustellen, dass die Adressierten erreicht wurden, musste ihr Name mit genannt werden (vgl. ebd. 146). In der vollen Kneipe, wo die

meisten eine_n nicht näher kannten, schlugen einzelne über die Stränge. Sie provozierten mit obszönen Bemerkungen oder beleidigten andere An- oder Abwesende (vgl. ebd. 144). Wie in den Debattierräumen versuchte die Redaktion, dem entgegenzutreten. Provokationen und Beleidigungen führten dazu, dass die Kneipe Anfang Oktober 2003 geschlossen wurde. Der technische Administrator erzählte mir, dass sie es nicht leisten konnten, immer vor Ort zu sein und Störenfriede zur Rede zu stellen. Sie konnten aber auch nicht tatenlos zusehen, da einzelne Personen beleidigt wurden. Der Musiker MC und der Netzreporter hatten beide den Eindruck, dass gerade diejenigen, die in der Community öffentlich bekannt wurden (wie sie beide) viel Neid und Missgunst auf sich zogen und deshalb öffentlich diffamiert wurden. Martin hatte hingegen das Gefühl, dass die Kneipenstreitigkeiten willkürlicher entstanden:

»Kurz nach der Party fing dann die Leute an, sich da rumzustreiten: ›Die Party war blöd!‹ und die anderen: ›Die Party war super!‹. Dann ging das immer so weiter und ist ausgeartet. Irgendwann hat sich das bei jedem kleinen Thema, haben sie sich irgendein Opfer gesucht und haben dann irgendwas über ihn erzählt, obwohl das gar nicht stimmte oder nur Teilwahrheiten waren.«

Mariam wiederum meinte, es hätte einen anti-pakistanischen, hindunationalistischen Besucher gegeben, der gepöbelt und Leute bedroht hätte, und die Redaktion musste die Kneipe deswegen schließen (vgl. 1.4.8). Bharat war von den Entwicklungen im Gästebuch zutiefst enttäuscht:

»Das waren dann nur noch Beleidigungen. Das war unterstes Niveau. Irgendwie ist es auch so, das war vielleicht auch so ein falsches Bild, was man so hat. Irgendwie bin ich davon ausgegangen, dass die Inder eine ziemlich pflegeleichte oder ziemlich angepasste Ausländergruppe oder ethnische Gruppe in Deutschland sind.«

In seiner klassistischen Weltsicht (vgl. 1.4.9) passte die im Gästebuch zum Ausdruck gebrachte »Gangsta-Kultur« nicht zu dem Bild, das er von Inder_innen hatte bzw. haben wollte. Dieser Kultur und diesen Leuten wollte er im Gemeinschaftszentrum keinen Raum geben und daher musste die Kneipe geschlossen werden. Es war schlecht für den Ruf, wie auch Martin erklärte:

»Der Ruf hat eine Zeit lang gelitten, auch jetzt durch das Gästebuch. Klar, viele Leute haben einfach gesehen, dass das wirklich ausgeartet ist. Die haben sich dann meistens auch schon selber geschämt, auch die Inder selber, dass das Indernet einerseits sehr professionell gemacht ist und die Redakteure sehr gut sind, aber auf der anderen Seite halt in den Foren und im Gästebuch wirklich nur der letzte Scheiß geschrieben wird. Das hat auch bei den Deutschen den Ruf sehr nach unten gezogen.«

Als Quelle für diese Einschätzung bezog er sich auf seine dominanzdeutsche Freundin, die er über das Indernet kennengelernt hatte. Das Verhalten im Gästebuch konstruierte er als indisch und unterstellte, dass sich Dominanzdeutsche anders verhalten würden. Dabei war die in der Kneipe vorgefundene Mischung aus Provokation, Selbstdarstellung, Klatsch und Tratsch sowie unverbindlicher Kommunikation typisch für Gästebücher (vgl. ebd. 136). Klatsch, argumentiert Diekmannshenke (ebd. 150), zeichnet sich gerade dadurch aus, dass er zwar öffentlich geächtet, aber trotzdem kollektiv praktiziert wird. Der Netzreporter erkannte, dass die Kneipen-Besuchenden auch wegen dieser Grenzüberschreitungen kamen:

»Was man auch sehen sollte, warum es so lange gedauert hat, bis das Gästebuch geschlossen wurde, es hatte auch einen gewissen Unterhaltungswert, dieser Klatsch und Tratsch. Deswegen hat es auch die Klickzahlen etwas höher gemacht und deswegen waren auch sicher manche nicht so sehr dafür, dass es einfach so schnell geschlossen werden sollte.«

Viele Kneipen-Besuchende hatten nicht nur Spaß daran, Leute in der Kneipe zu treffen, sie amüsierten sich auch darüber, wie andere über die Stränge schlugen, sich öffentlich lächerlich machten oder stritten. Die Kneipenschließung führte daher – wie Kiran erzählte – dazu, dass weniger Besuchende ins Gemeinschaftszentrum kamen. Der Rückgang der Besuchenden war zwar nicht existenzbedrohend, aber spürbar (vgl. 3.4.2). Anirban erklärte sich den Rückgang damit, dass der Zugang zur Kneipe sehr niedrigschwellig gewesen war (»schreiben, submit, fertig«), während Besuchende der Debattierräume sich erst registrieren mussten, um sich an Diskussionen zu beteiligen. Anders als etliche andere Redakteur_innen war Anirban daher dafür, die Kneipe wieder zu öffnen. Er fand, dass sie auch ohne qualitativ hochwertigen Austausch eine Plattform für Begegnung war und diese verloren gegangen sei.

Auch Nikhil hatte sich gefreut, dass das Gästebuch ihm eine Interaktionsmöglichkeit gab (vgl. ebd. 147) und er dort »ein bisschen Spaß haben konnte«. Während eines längeren Aufenthalts in Indien fand er es lustig, Nachrichten zu hinterlassen, seinen Wohnort in Indien anzugeben und darüber zu erzählen, was er gerade so tat. Nikhil schien das Gästebuch so zu nutzen, wie später FB genutzt wurde: Kurze Mitteilungen über die aktuelle Beschäftigung und das Befinden hinterlassen. Ihm ging es dabei auch um Selbstdarstellung (vgl. ebd. 136):

»Als das Gästebuch noch da war, habe ich öfter reingeschrieben, so größemäßig, um auf der einen Seite meine Freunde auf einen Schlag zu grüßen und andererseits wahrscheinlich, um zu sagen ›Hey, guck mal ich bin in Indien‹. Einfach so, um sich selbst auch ein bisschen darzustellen. Das habe ich früher auch gemocht am Indernet oder auch generell am Internet, dass man sich auch so ein bisschen

in den Mittelpunkt stellen kann durch irgendwelche Sprüche oder Beiträge oder Kommentare.«

Für Klaus wiederum war die Kneipe der Ort, an dem er Anerkennung für einen sehr persönlich gehaltenen Artikel bekam:

»Als ich damals diesen Artikel geschrieben habe, dass da irgendwelche Leute, die ich gar nicht kannte, ins Gästebuch geschrieben haben ›super gemacht‹, das war für mein Ego sehr schön, weil ich das noch nie gekannt habe. Das fand ich schon richtig beeindruckend. Wirklich du machst irgendwas und das wissen die Leute dann zu respektieren und die finden das gut.«

Der informelle Rahmen der Kneipe half dabei, ohne großes Aufheben ins Gespräch zu kommen, neue Leute kennenzulernen, unverbindlich Gemeinsamkeiten zu ergründen, Kontakte zu vertiefen oder ohne Probleme einschlafen zu lassen (vgl. ebd. 136). Mehrere der Interviewten erzählten, dass sie ihre Partner_innen über das Gästebuch kennengelernt hatten. Zu beobachten war auch, dass sich etliche verabredeten, um sich offline zu treffen (vgl. ebd. 149). Die Kneipe war so für viele ein wichtiger Ort im Gemeinschaftszentrum. Diekmannshenkes (ebd. 153) Zusammenfassung für Gästebücher galt auch für das Indernet:

»Öffentliches Kommunizieren mit anderen Flaneuren ist möglich und erwünscht, jedoch ohne, dass ein (potentieller) Kommunikationsteilnehmer dies unmittelbar oder überhaupt annehmen muss. Gleichgesinnte werden gesucht und gefunden. Diskussion ohne die strengen Regeln der Diskussion, Kontaktsuche ohne den Zwang zur Kontaktpflege, freie Themenwahl selbst in einem thematisch festgelegten Umfeld, die (selbstgefällige) Spur des Internetflaneurs, Schreiben und Gelesenwerden, Angebot und Interesse, aber auch Marktplatz der kommunikativen Möglichkeiten – dies alles bieten elektronische Gästebücher.«

Gerade das Unverbindliche der Interaktion war reizvoll für die Besuchenden. Die Redaktion diskutierte eine Wiedereröffnung und überlegte, ob sie mit neuer Technik Beiträge kontrollieren könnte. Schließlich setzten sich aber die Kritiker durch, möglicherweise auch weil, wie Deepak argumentierte, die Ausstattung der Kneipe nicht mehr dem aktuellen Standard von Gemeinschaftszentren entsprach: »Communities haben normalerweise kein Gästebuch. Das ist noch so ein Relikt von der Anfangszeit.« So blieb das Schild, dass die Kneipe vorübergehend geschlossen sei, bis zum Ende des Gemeinschaftszentrums hängen. Die Besuchenden mussten sich andere Räume für Geselligkeit suchen.

Hierfür eignete sich auch die unregelmäßig geöffnete Bar (der Chat) des Gemeinschaftszentrums. Im Foyer stand ein großes Hinweisschild mit den nächs-

ten offiziellen Öffnungsterminen (zwei- oder dreimal die Woche)⁶. Das Besondere der Internetanwendung Chat ist, dass die Kommunikation synchron erfolgt und nicht dokumentiert wird⁷. Der geschriebene Text bewegt sich über den Bildschirm und verschwindet, wenn er den oberen Rand überschritten hat. Zu lesen bleiben immer nur die neuesten Beiträge. Schachtner (2005, 191) argumentiert, dass der Lauftext spontane kurze Bemerkungen erfordere, die in der Regel vage und mehrdeutig seien. Diese Deutungsoffenheit spreche gerade junge Menschen an. Dies passt zu den Erzählungen der Interviewten. So war Pramada als Schülerin begeisterte Barbesucherin und hatte dort viel Spaß, ging aber als Studentin kaum noch hin. Bernd hörte auf, in die Bar zu gehen, als er merkte, dass er zehn Jahre älter war als die anderen Gäste, und auch Samira fühlte sich zu alt für die ihrer Meinung nach inhaltslosen Unterhaltungen in der Bar. Schachtner (ebd. 190) beschreibt den Chat als »Geplauder in Echtzeit«. Nutzende können sich in dieser Internetanwendung einloggen und mit anderen, die gleichzeitig eingeloggt sind, kommunizieren. Dabei galt für viele Chats der frühen 2000er Jahre, wie dem Indernet-Chat, dass Kommunikation ausschließlich über Text erfolgte (vgl. Schmidt 2000, 112-113). Im Indernet-Chat konnten Nutzende sowohl öffentlich kommunizieren als auch ein privates Chat-Fenster mit einer anderen anwesenden Person öffnen und sich in diesem nichtöffentlich austauschen. Wie bei anderen Internetanwendungen nutzte das Indernet über die Jahre für den Chat verschiedene Angebote, die unterschiedliche Möglichkeiten eröffneten. So konnte ich anfangs eingeloggt bleiben, auch wenn ich mich nicht an der Diskussion beteiligte. Später wurde ich automatisch ausgeloggt, wenn ich mich länger nicht beteiligte. Zudem war die Nutzbarkeit des Chats von der technischen Ausstattung der Nutzenden abhängig. Sibi erklärte, warum er nie im Chat war: »Das lag an meiner technischen Ausstattung. Mein Computer war damals sehr langsam. Und nicht so nutzbar für Dinge, die auch mehr Ladezeit und so benötigt hätten.«

Ich hielt mich wenig in der Bar auf. Das lag vor allem daran, dass mein Ziel im Gemeinschaftszentrum war, die anderen zu beobachten, und mir weniger daran lag, mit anderen zu sprechen. Während das beobachtende Lesen bei asynchronen Internetanwendungen üblich ist, gilt das für die synchrone Kommunikation weniger. Wenn ich mich aus Forschungsgründen in die Bar begab und nicht mit den anderen sprach, hatte ich das Gefühl, dass ich mich zwischen die anderen Gäste stellte und für sie sichtbar ihren Gesprächen lauschte, ohne mich zu beteiligen. Auch wenn die Bar öffentlich zugänglich war, fühlte ich mich, als ob ich in einen

6 Die Bar war immer geöffnet, aber meistens leer. Die offiziellen Öffnungszeiten sollten dazu dienen, einen Anreiz zu schaffen, dann die Bar zu besuchen. Das schloss aber nicht aus, dass Nutzende sich zu anderen Zeiten in ihr aufhielten.

7 Zu Chats vgl. Beißwenger (2002), Döring (2003, 91-94), Schmidt (2000) sowie Gallery (2000).

privaten Raum eindrang und dort fehl am Platz war. Die Flüchtigkeit der Chat-Gespräche machte sie intimer als die öffentlich archivierten Gespräche in den Foren und dem Gästebuch. Kiran erzählte über die Anfangszeit:

»Zu dem Zeitpunkt gab es den Chat nur einmal wöchentlich am Sonntagabend. Ein ganz guter Termin, was macht man schon Sonntagabend? Dann war ich zum ersten Mal dort, das muss ziemlich am Anfang gewesen sein, also zur Entstehung des Indernets. Es muss vielleicht ein Monat, zwei Monate später gewesen sein. Da bin ich dort zum ersten Mal auf X und Y und ich meine auch Z getroffen. Es war dann eigentlich immer ganz lustig, man hat sich dann eine Stunde unterhalten.«

Kiran hatte durch die E-Mail einer Freundin vom Indernet erfahren und sich in die Bar gesetzt. Dort traf er die Indernet-Machenden, verbrachte mit ihnen eine nette Zeit und kam die nächsten Sonntage wieder. Nachdem er die anderen in Königswinter offline (vgl. 3.3.4) getroffen hatte, bekamen für ihn die Treffen in der Bar eine andere Ebene und ihm machten die Gespräche noch mehr Spaß. Ranjan fand die Treffen in der Bar wichtig, weil die Redaktion dort neue Leute wie Kiran kennenlernte. Wie das frühe Gästebuch wurde der frühe Chat nur von wenigen besucht, die sich zumeist schon kannten. Gautam erzählte:

»Der Chat war nicht gefüllt, da waren nicht viele, da waren Y und Z durch Königswinter und noch ein paar andere Inder. Das war das Geniale, man war nur zu zehnt und die Leute waren dort, wo sie alle lebten und man hat sich dann miteinander getroffen, man hat direkt mit denen geredet, aber über Chat und das ist faszinierend, weil man muss nicht telefonieren und wir waren alle zusammen.«

Zu Beginn war Gautam viel in der Bar, mit zunehmender Arbeitsbelastung und der Einrichtung eines nichtöffentlichen Chats für die Redaktion wurde das weniger. Nur ab und an gingen die Redakteur_innen noch in die Bar, um zu sehen, was »unsere Kunden wollen«. Im Herbst 2003 luden sie explizit zu einem »Triff die Redaktion«-Chat ein.

Mit zunehmenden Besuchendenzahlen des Gemeinschaftszentrums kamen mehr und neue Personen in die Bar. Zu speziellen Anlässen wurde auch gesondert eingeladen, zum Beispiel im Frühjahr 2001 nach einer Party, zu der bundesweit Gäste angereist waren. Zu dem Anlass ging auch ich zum ersten Mal in die Bar. Außer mir waren noch ein paar andere da, die nicht auf der Party gewesen waren. Es war viel los. Das unverbindliche Hin und Her war allerdings nicht mein Ding und so betrat ich die Bar erst wieder, als 2004 meine Forschungsförderung begann. Es passierte mir häufig, dass in der Bar niemand außer mir oder nur ganz wenige waren, die zudem nicht auf mich reagierten. Ein paarmal hatte ich allerdings Glück und traf auf mehrere andere Bargäste, die Lust hatten, mit mir zu sprechen. Manche waren begabte Smalltalker_innen, die mühelos mit anderen ins Gespräch kamen und drauflos plauderten. Andere (wie ich) taten

sich schwerer und so kamen Gespräche nicht so recht ins Laufen. Bargespräche waren dadurch geprägt, dass die einzelnen Beiträge sehr knapp waren und es zu häufigen Themenwechseln kam. Zudem konnte es passieren, dass die beteiligten Personen im Gespräch wechselten, da neue dazu kamen und Anwesende den Raum verließen. Es geschah gelegentlich, dass man zu einem Zweiergespräch in einer für die anderen nicht einsehbaren Ecke der Bar (in einen privaten Chat) eingeladen wurde. Bei einem meiner Besuche pöbelte einer der Gäste in der Bar herum, es fand kein öffentliches Gespräch statt, aber schnell hatte ich fünf Bitten für Zweiergespräche. In meinen Gesprächen erzählte ich in der Regel, dass ich zum Indernet forsche. Manche meiner Gesprächspartner_innen wussten das schon, andere fragten interessiert nach. Auch andere Forschende nutzten die Bar. Anfang 2005 lud ein Forschungsteam in den Debattierräumen Nutzende dazu ein, in der Bar über ihre Forschung zu diskutieren. Ich setzte mich dazu und beobachtete, wie andere forschten.

Generell war die Bar ein Ort des Flirtens (vgl. 1.5.4). In den ersten Fragen wurde versucht abzuklären, ob die andere Person dazu geeignet und interessiert war. Als ich Ishvar erzählte, dass ich dorthin gegangen war, fragte er: »Soso im Inderchat warst du. Wie war es so? Die Typen haben dich doch bestimmt nach location und phone # ausgefragt, oder?« Tatsächlich hatten sie das. Die erste Frage von Nutzern war jene nach dem Geschlecht. War geklärt, dass die Gesprächspartner_in eine Frau war, gingen die Fragen nach Wohnort, Alter, Beziehungsstatus etc. weiter. Manchen Nutzerinnen missfiel die dauernde Anmache, andere hatten Spaß daran. Es konnte auch mehr daraus werden, wie Lovely erzählte:

»Ich hatte mal (lange her) einen Jungen hier im Indernet-Chat kennengelernt. Wir hatten dann msn-Adressen ausgetauscht und haben auch stundenlang telefoniert. Er wollte mir weismachen, dass ich seine einzig wahre Liebe sei. Ich war da schon skeptisch, aber mit der Zeit habe ich angefangen, ihm zu glauben. Und plötzlich hatte er eine Freundin. Ich war schon ziemlich enttäuscht. Internetbekanntschaften haben für mich keine Bedeutung. Man findet auch selten wahre Freunde dabei. Ich stehe lieber auf die Realität, da kann man die Person auch wirklich kennenlernen.«

Lovely war desillusioniert und ging kaum noch in die Bar. Die Unsicherheit über die Interaktionen in der Bar hingen damit zusammen, dass man nur wenige Informationen über die anderen Besuchenden erhielt (vgl. Gallery 2000). Das einzige, was man von der anderen Person wusste, war der Name. Da dieser aber bei jedem Besuch neu gewählt werden konnte und Namen nicht geschützt wurden, wusste man noch nicht einmal, ob die Person mit Namen A die gleiche Person war, die sich beim letzten Besuch als A vorgestellt hatte. Es kam vor, dass Gäste die Identität von anderen annahmen. So schrieb Zorro in den Debattierräumen: »Hiermit distanzieren ich mich von dem Chatnamen Zorro, Zorro79 oder einer anderen Art von Zorro

oder was sich so ähnlich anhört. Gibt einen Luscho oder mehrere, die sich als mich ausgeben und dann mit dem Namen chatten.« In diesem und mindestens einem anderen Fall nutzten Bargäste die Namen von Stammgästen der Debattierräume, übernahmen damit deren virtuelle Identität und konnten ihren Ruf schädigen. Daher distanzierte sich Zorro öffentlich von diesen Identitätsdieben. Diese Form von Provokation ähnelte denen im Gästebuch. Anders als die Kneipe wurde die Bar allerdings nicht geschlossen. Das lag wahrscheinlich auch daran, dass die Provokationen und Beleidigungen in der Bar nicht öffentlich archiviert wurden. Sie erfüllte (wie auch die Kneipe) wichtige Funktionen und wurde von vielen Gästen geschätzt. Robin nutzte sie, um geografische Distanzen zu überwinden:

»Hier im Süden gibt es nicht so viele Inder. Das war für mich schon wichtig, auch mal andere Leute kennenzulernen, die auch in Deutschland sind, aber von einer anderen Ecke. Da war ich auch im Chat und habe da verlorene Kontakte wieder gefunden.«

Für Robin war die Bar ein zentraler Raum des Indernets, in dem das Zusammenführen der zweiten Generation umgesetzt werden konnte. Ishvar erklärte, dass er in der Bar jemanden kennengelernt habe, durch den er dann wieder andere kennengelernt habe und so mittlerweile etliche der Nutzenden privat kannte. Jule erzählte, dass sie in der Bar schon viele interessante Gespräche geführt hatte:

»Ich habe schon einige Male mit Indern gesprochen. Sie finden das total wahnsinnig, dass ich mich so für Indien interessiere. Da kommt eigentlich ziemlich schnell eine Kommunikation zustande. Das ist für mich unheimlich interessant und spannend. Weil Indien so vielfältig ist, da immer wieder Leute aus anderen Regionen kennenzulernen. Mit unterschiedlichen Ansichten über ihr eigenes Land und über Deutschland.«

In der Bar schien Jules Begeisterung für Indien gut aufgenommen zu werden. Auf meine Nachfrage erklärte sie, dass sie Inder sowohl »von hier sowie Inder von Indien« kennengelernt hatte. Sie hätte »alles getroffen, auch halb und halb und alles« sowie »vom Studenten über Geschäftsleute«. Mit allen hätte sie gechattet. Orte wie die Bar und die Debattierräume machten für sie das Indernet lebendig.

Auch andere hatten Spaß daran, sich in der Bar zu unterhalten. Da es aber nicht immer leicht war, dort Gesprächspartner_innen zu finden, eröffnete freeman Anfang 2005 im Debattierraum »Kultur und Gesellschaft« den Thread »der Chatraum«. Hier versuchte er andere Nutzende zu motivieren, sich regelmäßig in der Bar zu verabreden. Nowitz fand das eine gute Idee: »Das erinnert mich an frühere, glorreichere Zeiten«. Die Stammgäste des selbstorganisierten Cafés waren grundsätzlich daran interessiert auch in die Bar zu gehen, brauchten aber einen ordentlichen Stoß, um ihre Trägheit zu überwinden. Als es zunehmend technische Probleme in den Debattierräumen gab (vgl. 3.6.2), wurden die Verabredungen für

die Bar wichtiger. Im Indernet war sie nun der letzte Ort, an dem informelle Gespräche geführt werden und die Nutzenden gemeinsam Zeit verbringen konnten. Aber auch dieser Raum wurde schließlich geschlossen.⁸ Das Indernet war nun kein Ort der Geselligkeit mehr.

Geselligkeit hatte auch schon zuvor an anderen Orten stattgefunden. Neue Bekanntschaften wurden nicht unbedingt im Gemeinschaftszentrum gepflegt. Viele nutzten andere Anwendungen, insbesondere den msn-Messenger, vernetzten sich dort mit anderen Indernet-Nutzenden und pflegten ihre Bekanntschaften. Binod erklärte, dass er zwar nicht in die Bar gegangen sei, »aber mit Yahoo oder mit Hotmail habe ich schon geschattet und Leute vom Indernet angesprochen, die auch eine Hotmail-Adresse hatten, da kann man ziemlich viel herausfinden«. In den Debattierräumen konnte man diese Kontaktdaten zum Teil in den persönlichen Profilen der Mitgliederliste finden. Anfang 2005 startete Zorro zudem einen Aufruf nach Kontaktdaten in anderen Chats auf der Pinnwand. Das Indernet ermöglichte so die Vernetzung seiner Besuchenden über das Gemeinschaftszentrum hinaus und stellte Wegweiser zu anderen Kommunikationsräumen auf bzw. verhinderte es nicht, dass Nutzende diese aufstellten.

Zudem gab es auf dem Indernet verschiedene Möglichkeiten des nichtöffentlichen Austauschs. Hierzu gehörten die privaten *Séparées* in der Bar und die Postfächer in den Debattierräumen. Durch diese konnten Besuchende mit anderen kommunizieren, ohne dass dies irgendjemand mitbekam (außer dem technischen Administrator). Über seinen Gebrauch der Postfächer erklärte Ishvar:

»Private messages [PM, ug] bekomme ich eher selten. Von selbst aus verschicke ich sie, wenn mir im Forum eine Frage gestellt wurde, die ich nicht öffentlich beantworten will. Ansonsten antworte ich auf alle PMs, die ich bekomme. Kennengelernt habe ich dadurch vielleicht zwei Leute. Allerdings beschränkt sich der Kontakt aufs Forum.«

Privatnachrichten waren auch eine Möglichkeit, einen öffentlich begonnenen Kontakt zu vertiefen. Fatima erklärte: »Als erstes natürlich über PM und dann E-Mail-Adressen austauschen. Wenn man sich länger kennt und wenn ich denke, so eine gewisse Vertrautheit ist da, dann kann man auch Telefonnummern austauschen.« Fatima offenbarte nicht sofort ihre Offline-Identität und ihre Kontaktdaten.

Die geselligen Räume des Indernets waren so mit Räumen des Austauschs an anderen Orten verbunden. Döring (2003, 435) bezeichnet dieses Phänomen als Medienwechsel und erklärt, dass Internetnutzung in der Regel im Zusammenhang mit anderen Formen der Mediennutzung erfolgt. Auch Greschke (2009, 142) beobachtet eine Kombination aus verschiedenen Medien und Kommunikationsformen.

8 Aus meinen Unterlagen kann ich nicht genau erkennen, ab wann es keinen Chat mehr gab. Möglicherweise ab 2007.

Der Blick auf nur eine Form der Kommunikation erfasst daher nicht die Komplexität der Interaktionen (vgl. Madianou und Miller 2012).

Beim Indernet waren neben der virtuellen Kommunikation Offline-Treffen wichtig. Mehrmals lud das Gemeinschaftszentrum zu eigenen Veranstaltungen ein. Genauso wie die selbstorganisierten Forentreffen eröffneten diese Veranstaltungen Gelegenheiten, andere Nutzende sowie Redakteur_innen zu treffen und mit diesen Zeit zu verbringen. Noch häufiger trafen sich Nutzende allerdings auf Veranstaltungen von Dritten.

2.2.5. Der Infopoint für Veranstaltungen (Die Rubrik Ereignisse)

»Der große Informationsgewinn vom Indernet war über Treffen, Veranstaltungen, Fernsehberichte, Seminare auf dem Laufenden zu bleiben, weniger über die Nachrichtenartikel. Insofern war für mich in dem Moment, wo ich nicht mehr in Deutschland war, der Nutzen nicht mehr derselbe«. So erklärte Soumil, warum er während seines Studienaufenthaltes in den USA nicht mehr das Indernet benutzte. Ins Gemeinschaftszentrum war er vor allem gegangen, um sich darüber zu informieren, was in Deutschland zu Indien passierte, welche Veranstaltungen wo stattfanden. Von Anfang an konnten Nutzende sich am Infopoint (der Rubrik Ereignisse) über Veranstaltungen von und für die Community informieren. Bereits im Dezember 2000 fanden sich hier Berichte und Fotogalerien zu vergangenen und Ankündigungen für zukünftige Veranstaltungen sowie Informationen zu Veranstaltenden. Im Foyer des Gemeinschaftszentrums wurde mit Fotos und kurzen Texten auf die Berichte hingewiesen. Ab Sommer 2001 stand gleich am Eingang des Foyers ein großes Hinweisschild zum Infopoint mit einer ausgewählten Veranstaltungsankündigung. Daneben stand ein Hinweisschild mit Informationen über Fernsehberichte zu Indien (im Leseraum »Nachrichten und Medien« zu finden). Im hinteren Bereich des Foyers gab es eine Liste mit allen bereits erschienenen Veranstaltungsberichten. Am Eingang des Infopoints fanden sich ein chronologischer Veranstaltungskalender für die nächsten Monate sowie ein Aufsteller mit aktuellen Informationen. Dahinter war der Infopoint in die Bereiche Partys, Kultur, Seminare/Vorträge, Szene und Spezial aufgeteilt. In jedem dieser Bereiche fanden sich ausführlichere Informationen zu den Veranstaltungen aus dem Kalender sowie Informationen zu Veranstaltenden und Berichte über vergangene Veranstaltungen. Die Kategorie Spezial bezog sich auf Veranstaltungen, an denen das Indernet beteiligt gewesen war. Diese Struktur des Infopoints wurde über die Jahre im Wesentlichen beibehalten. Im Sommer 2007 war der Veranstaltungskalender nicht mehr auf dem neuesten Stand, es wurden noch die Veranstaltungen des letzten Monats angekündigt. Es hing auch ein Hinweis aus, dass gerade keine Materialien von Veranstaltenden ausgehängt werden konnten. Zum Ende des Gemeinschaftszentrums im Jahr 2011 gab es keine Einträge im Veranstaltungskalender mehr. Das auslie-

gende Material im Infopoint war veraltet und verwies zum Teil auf nicht mehr existierende Veranstaltende. Einzig die Berichte über die eigenen Veranstaltungen waren noch intakt. Im Foyer wurde auch nicht mehr auf den Infopoint, sondern auf FB und den Infobrief verwiesen. Damit fehlte ein weiteres wichtiges Angebot des Indernets.

Deepak hatte 2004 erzählt: »Die Rubrik Ereignisse ist die stärkst besuchte Rubrik, weil die Leute über das Indernet gucken, wo ist die nächste indische Party.« Diesen Eindruck der Redaktion bestätigten die Interviewten. Einige erklärten, dass dies der wesentliche Grund sei, warum sie überhaupt ins Gemeinschaftszentrum gingen. Sita erzählte:

»Interessiert hat mich zu Anfang das, was in der Region läuft. Das fand ich sehr informativ. Man wusste, wo man hinmuss und dann waren auch sofort die Bilder im Netz, wenn man auf einer Party war. Die waren wirklich sehr schnell. Was ich auch schön fand, war, dass es zu kulturellen Veranstaltungen was gab. Auch was Musik und Filme angeht, obwohl ich da nicht so das große Interesse hatte, aber ich habe da zumindest auf der Main-Homepage ein bisschen durch gescrollt. Wenn es auf eine Party zugeht, dann habe ich immer drauf geschaut.«

Als Sita sich nicht mehr so sehr für Partys interessierte, kam sie nur noch selten ins Indernet. Auch Ashvin hatte sich den Veranstaltungskalender angeschaut, aber festgestellt, dass dort kaum Partys in seiner Region angekündigt wurden und war daher nicht weiter interessiert. Andere erfuhren erst durch das Indernet davon, dass es indische Partys überhaupt gab. Ihnen eröffneten sich so ganz neue Möglichkeiten, natio-ethno-kulturell Gleiche zu treffen.

Indische Partys hatten sich ab Mitte der 1990er in Deutschland entwickelt (vgl. 3.2.3; 3.3.5) und richteten sich insbesondere an natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige, die sowohl mit Deutschland als auch mit Südasien verbunden waren. Das Indernet erlaubte es den Partyveranstaltenden, ihre Zielgruppe zu erreichen. Kiran erzählte:

»Wenn das Indernet was veröffentlicht, dann gucken die Leute auch rein. Die gucken in den Plan für diesen Monat und orientieren sich daran. Vorher ist unheimlich viel untergegangen, weil einfach die Möglichkeit, Flyer überall hinzutragen oder überall bekannt zu machen, ist unmöglich. Dann setze ich doch eher eine Anzeige ins Indernet und weiß, dass ich dann wirklich alle Indieninteressierten und Partyinteressierten auf jeden Fall kriege. Dann reicht es aus, in meiner Umgebung noch ein paar Flyer an Leute zu verteilen, die nicht unbedingt Inder sind. Das reicht, um heute eine Party zu machen, vollkommen aus.«

Kiran ging wie die anderen Redakteur_innen davon aus, dass Werbung über das Indernet ausreiche, um Partyinteressierte zu erreichen. Der Partyveranstalter Prince sah das (wie andere etablierte Veranstaltende) anders. Er meinte, auch ohne das

Indernet, durch lokale Werbung, ausreichend Menschen zu erreichen, denn »wir wollen nicht nur die Inder erreichen, sondern wir wollen alle erreichen«. Trotzdem bewarb er seine Veranstaltungen auf dem Indernet und ging auch Kooperationen mit dem Indernet ein. Mehrere Veranstaltende erzählten, dass sie regelmäßig den Veranstaltungskalender durchschauten, um darüber informiert zu sein, was sonst in Deutschland passierte bzw. was ihre Konkurrenz machte. Samir hatte zudem beobachtet, dass Veranstaltende mit dem Indernet warben:

»Normalerweise ist der Ablauf: Man fragt bei uns an, dürfen wir euer Logo da drauf packen. Dann sagen wir: ›Klar, kein Problem. Ihr kriegt das bei uns, wir tragen euch ein in den Veranstaltungskalender.‹ Mittlerweile tauchen wir schon auf Flyern auf, wo wir das nicht wissen. Es ist eigentlich gut, aber andererseits natürlich auch schlecht.«

Es gab ein standardisiertes Prozedere, wie Kooperationen zwischen dem Indernet und Partyveranstaltenden abliefen. Beide Seiten profitierten davon, dass sie füreinander Werbung machten. Das Indernet war Teil eines ethnopolitischen Unternehmertums (vgl. 3.3.7) und warb für dessen Produkte (vgl. Bozdag 2013, 175). Die kommerziell ausgerichteten Partyveranstaltenden zahlten für ihre Anzeigen auf dem Indernet und hofften, so ihre Einnahmen zu steigern (vgl. 3.5.5). Das Indernet wies aber auch auf Veranstaltungen der politischen Bildung für Inder_innen der zweiten Generation sowie kulturelle Veranstaltungen der Community hin. Ranjan erzählte:

»Bei den bengalischen Veranstaltungen der letzten Zeit sehe ich, dass ganze indische Familien auftauchen, die die ganze Sache über das Indernet erfahren haben. Zum Beispiel, Samstag hat mich einer angesprochen, der als Green Card-Inder in Köln ist und Bengale war, und sagte, ›toll, dass ich über das bengalische Neujahrs-Fest erfahren habe. Ich gehe oft auf das Indernet und habe es dort gelesen.«

Das Indernet diente damit nicht nur Inder_innen der zweiten Generation dazu, von der nächsten Party zu erfahren. Es half dabei, dass alle möglichen Interessierten Informationen finden konnten. Dabei waren die Besuchenden des Indernets nicht nur an Veranstaltungen interessiert, zu denen sie gehen konnten. Binod informierte sich auch über Veranstaltungen, auf die er nicht gehen konnte, und schaute sich Fotos an. 2004 ging er nicht mehr viel auf Partys, war aber anders als Sita weiter daran interessiert, was stattfand: »Ich schau immer mal gerne drauf, wo in welcher Stadt was stattfindet und man ist erstaunt, dass so viele Partys mittlerweile stattfinden.« Auch Manish schaute während seines Studienaufenthaltes in den USA in den Infopoint, meistens wenn ihm Freund_innen erzählt hatten, dass er dort Fotos von ihnen finde. Die Party-Fotogalerien waren wichtige Dokumente der Community und wurden nach den Partys heiß ersehnt. Zu den Partys gab es

viele Diskussionen in der Kneipe, der Bar und den Debattierräumen. Die Partys waren ein Thema, dass die meisten bewegte.

Der Infopoint war der Ort in Deutschland, an dem man die besten Informationen zu Veranstaltungen bekam, und daher der am meisten besuchte Raum des Indernets.

2.2.6. Der Service-Bereich (Pinnwand & Co)

Der Infopoint für Veranstaltungen stellte das wichtigste Service-Angebot des Indernets dar, war aber nicht die einzige Dienstleistung, die das Gemeinschaftszentrum anbot. Vom Foyer erreichte man auch einen Service-Bereich mit Kühlschrank⁹, Pinnwand, einem Reisebüro und Informationen über indische Restaurants und Geschäfte.

Der Kühlschrank war aufgestellt worden, als das Gemeinschaftszentrum 2001 neu eingerichtet worden war. In ihm fanden sich laut Anzeige »coole Sachen«: Logos, Banner, Flyer und Bildschirmhintergründe. Zusätzlich konnte man hier auf kostenlose SMS und Online-Grußkarten zugreifen sowie Webwerkzeuge wie Browser, Messenger und Sicherheitsprogramme herunterladen. In den Interviews tauchte der Kühlschrank nur einmal auf. Rasmus meinte, dass es nicht gerade eingängig sei, warum dieser Service den Namen Kühlschrank bekommen habe. Inwieweit er genutzt wurde, kann ich nicht sagen. Ich habe ihm wahrscheinlich ein Logo und Flyer entnommen. An den Bildschirmhintergründen hatte ich leider erst Interesse, als der Kühlschrank nicht mehr richtig funktionierte und diese verdorben waren.

Die Pinnwand hingegen besuchte ich regelmäßig. Sie war der Ort für Kleinanzeigen der Besuchenden und wurde im Dezember 2000 auch als Ort für Partner_innensuche beworben. Zumeist nutzte der technische Administrator hier die gleiche Ausstattung wie in den Debattierräumen, wodurch sich diese und die Pinnwand sehr ähnelten. Diese Ähnlichkeit erschwerte es, die von der Redaktion intendierte Ordnung zu wahren. Kleinanzeigen erschienen auch in den Debattierräumen und die Pinnwand wurde auch genutzt, um zu diskutieren. Das explizite Aufstellen der Pinnwand machte aber deutlich, dass das Indernet auch dazu da war, dass die Nutzenden nach Dingen oder Leuten suchen bzw. Dinge anbieten konnten. In den Interviews tauchte die Pinnwand selten auf und wenn sie auftauchte war nicht immer klar, ob wirklich der Servicebereich oder doch die Debattierräume gemeint waren. Ashvin erzählt:

»Die Pinnwand, da war zu dem Zeitpunkt der letzte Beitrag schon ein paar Wochen alt. Ich hatte das Gefühl, dass diese Pinnwand nicht immer sehr aktuell war oder

9 Diese Bezeichnung stammt vom Indernet.

nicht so stark frequentiert war. Das Indernet war für mich nicht interessant oder nicht sehr effektiv, um andere Inder kennenzulernen.«

Ashvin meinte wahrscheinlich tatsächlich die Pinnwand, denn auf ihr war weniger los als in den beliebten Debattierräumen. Wenn er allerdings dachte, dass dies der beste Ort im Indernet war, um Leute kennenzulernen, dann war er fehlgeleitet worden. Wäre er in das Café der Debattierräume oder die Kneipe gegangen, hätte er wohl einen anderen Eindruck bekommen.

Von Anfang an gab es im Gemeinschaftszentrum einen Reise-Raum (die Rubrik Reise). Zu Beginn war er als Teil der Bibliothek konzipiert. Dieser Raum entwickelte sich aber anders als die anderen Leseräume. Der Schwerpunkt wurde nicht darauf gelegt, neue Artikel einzustellen, sondern den Raum zu einem Reisebüro weiterzuentwickeln. Im Sommer 2001 wurden am Eingang Flüge und Reisen angeboten (nicht nur nach Indien), daneben stand eine Theke, an der Besuchende per Telefon oder Internet die Flüge und Reisen gleich buchen konnten. Auf diesen Service wurde in den regelmäßigen Infobriefen hingewiesen. Im Frühjahr 2004 standen zwar die Aufsteller und die Theke noch da, waren aber mit einem Hinweisschild versehen, dass der Kooperationspartner gerade nur per E-Mail zu erreichen sei. Ob dieser Kooperationspartner die Theke wieder geöffnet hat, kann ich meiner Dokumentation nicht entnehmen. Ein Jahr später wurden Flüge von der Fluglinie Etihad angeboten, die auch eine große Anzeige im Foyer aushing. Im Jahr 2006 stand dann ein anderer Reiseanbieter an der Theke, der Aufsteller mit Angeboten wurde aber nicht mehr beschriftet. Wiederum ein Jahr später war die Theke dieses Anbieters nach hinten gerutscht, am Eingang stand noch der nicht beschriftete Aufsteller sowie Werbung von Karstadt und Amazon. Amazon bewarb Bücher zum Thema Reise und Indien. Gleich dahinter fanden sich die seit 2001 aufgeführten Buchtipps (Kauderwelsch Sprachführer für indische Sprachen), die man bestellen konnte, und eine Anzeige mit den aktuellen Temperaturen in indischen Metropolen. Außerdem gab es über die Jahre viele Verweise zu touristischen Angeboten und wenige Artikel. Dieser Raum schien, mehr als andere, kommerziell ausgerichtet zu sein (vgl. 3.5.5). Dies ließ manche Beobachtende vermuten, dass der Reisedakteur finanzielle Interessen an seiner Mitarbeit beim Indernet hatte:

»Er hat Flyer verteilt, er hat auch Artikel geschrieben. Manche bösen Leute haben gemeint, er macht das nur wegen seiner Reiseagentur. Später hat seine Reiseagentur die Reiserubrik übernommen, damit sie da vielleicht Kunden locken können, keine Ahnung. Aber jetzt ist es wieder ruhiger geworden.«

Gerüchte rund um das Indernet gab es etliche. Von diesem stimmte, dass der Reisedakteur gelernter Reiseverkehrskaufmann war und für die Reiseagentur gearbeitet hatte, die über das Indernet Flüge verkaufte. 2004 war er dabei sein eigenes

Internetreisebüro aufzubauen, das auch mit dem Indernet kooperieren sollte. Er erklärte die Kooperation mit seinem früheren Arbeitgeber:

»Wir haben einen Werbevertrag gemacht, Geld gezahlt und dann war gut. So läuft es jetzt auch noch, weil ich mir am Ende nicht sagen lassen will, ›du hast das Indernet benutzt, um deine Reisen zu verkaufen‹, quasi als kostenlose Plattform. Das war immer so, dass ich dafür gezahlt habe.«

Der Eindruck, dass es beim Reisebüro um kommerzielle Interessen ging, war also korrekt. Sowohl der Reiseanbieter wie das Indernet wollten durch die Kooperation Geld verdienen. Wie viele Flüge und Reisen im Reisebüro tatsächlich verkauft wurden, weiß ich nicht. In den Interviews mit Nutzenden spielte das Thema keine besondere Rolle.

Ein anderer kommerziell interessanter Teil des Indernets war der Restaurant- und Ladenführer. Dieses nach Orten geordnete Verzeichnis von indischen Restaurants und Geschäften in Deutschland wurde 2002 eingeführt. Sunil erzählte, dass die Redakteur_innen an ihrem Wohnort nach Restaurants und Läden suchen sollten und diese dann in das Verzeichnis aufgenommen wurden. Dabei ging es nicht nur darum, einen Service für die Besuchenden zu bieten, sondern auch um finanzielle Interessen:

»Wir haben immer irgendwelche Sponsoren gesucht, aber nie welche gefunden. Es war immer Marketing. Beim Laden-Führer sollten wir denen anbieten, deren Speisekarte zu übernehmen. Ich habe das damals nicht getan, weil mir das zu peinlich war. Ich habe denen auch gesagt, dass ich nicht ins indische Restaurant gehen kann: ›Hier gebt mir mal eure Speisekarte, ich biete euch an, ich stelle das jetzt ins Netz und dafür gebt ihr mir zwanzig Euro!‹ Das konnte ich nicht machen, also ich habe mich da rausgehalten.«

Nicht nur durch das Reisebüro und Anzeigen von Veranstaltenden, auch über den Restaurant- und Ladenführer wollte das Indernet Einnahmen generieren. Redakteure wie Sunil waren allerdings für eine solche Fundraising-Strategie nicht geeignet.

Im Gemeinschaftszentrum wurde die Möglichkeit beworben, gegen eine Gebühr ein eigenes Profil im Restaurant- und Ladenführer anzulegen. Dies traf das Interesse von Unternehmer_innen, wie ich bei einer indischen Party erfuhr. Dort kam ich mit den Cater_innen ins Gespräch, die einen indisches Geschäft führten. Sie kannten das Indernet und hatten das Formular ausgefüllt, um aufgenommen zu werden. Allerdings meldete sich das Indernet nie bei ihnen, was sie enttäuschte. Sie hätten gerne dafür bezahlt, bekannter zu werden, konnten aber noch nicht einmal herausbekommen, was das eigene Profil kosten würde. Das Indernet hatte das kommerzielle Potential seines Angebots nicht genutzt.

2.2.7. Die Redaktionsräume

Im Gemeinschaftszentrum gab es einen Bereich, der für die Öffentlichkeit nicht zugänglich war: die Redaktionsräume. Es gab allerdings Möglichkeiten, die Redaktion zu kontaktieren. In jedem Leseraum war namentlich angegeben, wer für diesen zuständig war und wie diese Person zu erreichen war. Im dem vom Foyer aus zugänglichen Editorial wurden die Mitarbeitenden des Gemeinschaftszentrums mit Namen und Funktion aufgeführt. Was vollständig fehlte, waren persönliche Informationen zu den Redakteur_innen und sonstigen Mitarbeitenden. Nur zum dreijährigen Jubiläum zeigten die Redakteur_innen ihr Gesicht und schrieben ein persönlich gehaltenes Grußwort. Am meisten erfuhren Besuchende über die Redakteur_innen, wenn sie diese im Gemeinschaftszentrum oder woanders trafen. Dazu gab es etliche Gelegenheiten. Die Redakteur_innen hielten sich auch in der Bar oder den Debattierräumen auf, wenn auch selten mit ihrem Redaktionsnamen¹⁰. Gerade in der Anfangszeit gingen sie viel zu Partys und manchmal auch zu anderen Veranstaltungen. Zum Teil bewarben sie diese als Möglichkeit, die Redaktion zu treffen. Es gab einige Besuchende, die einen großen Teil der Redakteur_innen kannten. Für die meisten Nutzenden werden die Redakteur_innen aber Unbekannte geblieben sein.

Vor den Räumen der Redaktion gab es die Möglichkeit, Fragen und Anmerkungen an die Redaktion zu richten. Wie auch bei den anderen Internetanwendungen im Haus wechselte hier die Technik mit der Zeit. Technisch war dieses Schwarze Brett »An die Redaktion« Teil der Debattierräume, durch seine Funktion war es aber anders eingebettet. Eingeweiht wurde das Schwarze Brett im Sommer 2001 mit der Aufforderung der Redaktion: »Eure Anregungen an uns!«. Dafür wurde es fleißig genutzt. Insbesondere Nutzende, die sich mit Internetanwendungen gut auskannten, machten Vorschläge zur Weiterentwicklung des Indernets, wiesen auf technische Probleme hin und machten Vorschläge, um diese zu beheben. Besuchende wandten sich an die Redaktion, wenn sie auf Probleme stießen bzw. nicht verstanden, warum etwas passiert war. Sie wandten sich auch an die Redaktion, wenn sie konkrete Anliegen hatten, sich bestimmte Themen wünschten oder sich an spezifische Redakteur_innen wenden wollten. Außerdem war dies ein Ort, an dem Beschwerden an die Redaktion gerichtet werden konnten. Die Redaktion bekam so Rückmeldungen und konnte darauf reagieren.

Das Schwarze Brett nutzte die Redaktion auch, um Mitteilungen an die Nutzenden zu machen. So wurden hier Informationen über technische Probleme und Neuerungen veröffentlicht. Für allgemeinere Informationen über die Entwicklung

10 Wer die Nicknames der Redakteur_innen kannte, konnte von ihnen sicher ein besseres Bild bekommen. Ich wusste von den wenigsten den Nick, bei einigen vermutete ich sie.

des Indernets und Werbung für Neuerungen nutzte die Redaktion auch den Infobrief, der mal mehr, mal weniger regelmäßig an Abonnierende verschickt wurde.

Wer nicht öffentlich mit der Redaktion kommunizieren wollte, konnte die einzelnen Redakteur_innen oder die gesamte Redaktion auch per E-Mail anschreiben. Eine Redakteur_in war dafür zuständig, E-Mails zu sichten und zu beantworten bzw. an die zuständigen Redakteur_innen weiterzuleiten. Damit ich einen Eindruck von diesen bekommen konnte, wurden mir im Sommer 2004 für zwei Wochen die E-Mails anonymisiert weitergeleitet. Die Redaktion gewährte mir so Einblicke in den redaktionellen Bereich, auch wenn ich mich nicht frei in ihren Räumen bewegen konnte. Als ich 2004 einen Redaktionsleiter interviewte, führte er mich an seinem Computer durch die Redaktionsräume, die Ende 2002 eingerichtet worden waren. Es handelte sich um einen Trakt von Räumen. Am seinem Anfang gab es Informationen über Neuigkeiten, die aktuelle Themenliste und der Publikationsplan hingen aus (vgl. 3.5.3). Die Redaktion hatte ihren eigenen Debaterraum und einen Konferenzraum, in dem sie sich regelmäßig trafen, um sich abzusprechen. Im Archiv fanden sich die Redaktionsprotokolle, wichtige Dokumente (insbesondere ihr neues Konzept und Mediendaten), Statistiken sowie alle Infobriefe und eine Geschichte des Indernets. In Interviews mit der Redaktionsleitung erhielt ich weitere Informationen. Sie erzählten, dass sie in regelmäßigen Abständen virtuelle Redaktionstreffen durchführten. Kontakt hielten sie über den Chat, Mailing-Listen, Foren und Telefonate. Wichtige Angelegenheiten versuchten sie bei Offline-Treffen zu besprechen (vgl. 3.4.3). Zudem konnte ich mich über die Jahre immer wieder mit Fragen an die Redaktionsleitung wenden. Im Jahr 2013 fertigte sie für mich sogar eine interne Chronik mit Ausführungen zur Entwicklung des Indernets und zu internen Strukturen an.

Informationen wurden mir verweigert, wenn Konflikte mit dem Datenschutz auftraten (insbesondere bei Daten aus der Mitgliederdatei). Warum ich keinen Zugang zu den Redaktionsprotokollen bekam, erklärte Samir wie folgt: »Weil da letztendlich sehr viel Unausgegrenztes drin ist und teilweise auch Persönliches. Da stehen letztendlich auch Gründe drin von Redakteuren, warum das und das so und so gelaufen ist. Die sind wirklich privat.« Es ging dabei sowohl um den Schutz der Privatsphäre der Redakteur_innen als auch um den Schutz von Plänen, die noch nicht zu Ende durchdacht gewesen waren. Besonders zurückhaltend war die Redaktion in Bezug auf die Finanzierung des Indernets. Hierzu bekam ich offiziell keine Auskünfte. Mir wurde nur versichert, dass die Einnahmen noch nicht einmal dazu reichten, um alle Ausgaben zu begleichen. Sie erklärten, dass sie nicht über Finanzen reden wollten, weil sie Gerede darüber vermeiden wollten. Mit ihrer Zurückhaltung bewirkten sie bei mir allerdings genau das Gegenteil, wie eine Feldtagebuchnotiz von Anfang 2005 zeigt:

»Die Redaktionsleitung ist übervorsichtig mit mir. Sie reagiert immer professionell, antwortet nur auf meine Anfragen, gibt nicht von sich aus Informationen, definiert viel als intern (Finanzen, Probleme), danach wird meine Neugier darauf gerichtet. Könnte es mir auch vertraulich sagen. Sie wirkt wie ein ›Diktator‹. Sie plant mit Ausgewählten, gibt Redeverbote. Die anderen scheinen nicht so gestaltend, reagieren unterschiedlich auf Anweisungen. An die meisten aus der Redaktion komme ich nicht einfach ran. Habe so ein schlechtes Gefühl zur Redaktion. Dabei machen sie wirklich gute Arbeit. Aber ihr Verhalten lässt mich Probleme suchen und fokussieren.«

Ich bin mir recht sicher, dass die Einnahmen des Indernets die Ausgaben nicht signifikant überstiegen und sich die einzelnen Redakteur_innen nicht bereichert haben. Ich weiß es aber nicht und wurde in Interviews mit Nutzenden und Beobachtenden immer wieder mit dem Vorwurf des kommerziellen Interesses der Redaktion konfrontiert (vgl. 3.5). Dadurch, dass die Redaktionsräume versperrt waren, konnten sich viele Gerüchte entwickeln. Gleichzeitig bekamen Nutzende und Beobachtende kaum einen Eindruck davon, wie viel und welch vielfältige Arbeit in ihnen geleistet wurde, wie viel Zeit und Geld das Betreiben des Gemeinschaftszentrums kostete.

2.2.8. Fazit: Ein Raum der Vielfalt und Veränderung

Durch das Engagement der Redaktion und die Beteiligung der Nutzenden war aus ein paar Dateien in kurzer Zeit ein Gemeinschaftszentrum aufgebaut worden. In ihm gab es verschiedene Bereiche mit ganz unterschiedlichen Angeboten. Gemeinsam (und auch mal gegeneinander) arbeiteten die Redaktion und Nutzenden permanent daran, das Gemeinschaftszentrum umzubauen, an ihre Bedürfnisse und neue Technik anzupassen (vgl. Duval 2005, 220). Die Architektur bestimmte nicht nur, was grundsätzlich in dem Haus möglich war, sondern auch, wie sich die Besuchenden darin fühlten (vgl. ebd. 220), und was sie mit den Angeboten machten. So führte die gleiche Gestaltung der Debattierräume (der Foren) und der Pinnwand dazu, dass sie von den Nutzenden kaum unterschieden wurden. Die bauliche Trennung von Bibliothek (der Rubriken) und Debattierräumen war nicht förderlich dafür, das Gelesene auch zu diskutieren. Die vielen Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb der Debattierräume wiederum ermöglichten es, dass die Besuchenden sie an ihre Bedürfnisse anpassen und in ihnen sogar ein Café einrichten konnten. So konnten die Nutzenden auch die Kneipenschließung (des Gästebuchs) zum Teil ausgleichen. Als aber auch die Debattierräume und die Bar (der Chat) geschlossen wurden, blieben ihnen keine Möglichkeiten der Interaktion mehr und sie suchten sich andere Räume, in denen sie sich beteiligen konnten (vgl. 3.6.3).

Die vielen unterschiedlichen Angebote des Gemeinschaftszentrums sprachen sehr unterschiedliche Besuchende an. Sie konnten hierherkommen, um in der Bibliothek zu stöbern, um mit anderen inhaltliche Diskussionen zu führen, um eine Reise zu buchen, um eine nette Zeit im Café zu verbringen, um in der Bar zu flirten, um sich über die nächsten Partys zu informieren und/oder um sich Fotos von der letzten Veranstaltung anzusehen. Sie konnten sich hier ihrer Indidenbegeisterung hingeben, Informationen über Bollywood oder den Asian Underground suchen und/oder einen Raum der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit finden. Dadurch, dass sie hierfür im Gemeinschaftszentrum verschiedene Räume aufsuchten, bekamen die Besuchenden nicht notwendigerweise mit, dass andere Besuchende mit ganz anderen Interessen und Hintergründen im gleichen Gebäude waren. Der gemeinsame Rahmen, der durch das Gemeinschaftszentrum gegeben wurde, ermöglichte es den Besuchenden zu imaginieren, sie seien in diesem Gebäude unter Gleichen mit gleichen Interessen. So ist auch zu erklären, dass Reggi (2008; 2010) durch ihre Interviews einen anderen Eindruck vom Indernet bekam als ich.

Samirs Bild des Zeitungskiosks oder Rajeshs Bild der Haltestelle scheinen mir für die Zeit bis 2007 keine passenden Beschreibungen für das gesamte Indernet. Das Gemeinschaftszentrum beherbergte den Kiosk, genauso wie das Café und die Kneipe sowie einiges mehr. Es war vor allem ein Begegnungsort, der zwar eigenständig war, aber trotzdem mit anderen Orten in der Stadt vernetzt und in Deutschland verortet war (vgl. 1.3.5.; Miller und Slater 2000). Ganz entscheidend für den Erfolg des Indernets war, dass es mit anderen Akteur_innen der Community vernetzt war (vgl. 3.3), dass die Besuchenden im Gemeinschaftszentrum Informationen über Veranstaltungen an anderen Orten finden konnten und in den geselligen Räumen Bekanntschaften, die sie an anderen Orten gemacht hatten, pflegen und ausbauen konnten. Der Gang zum Gemeinschaftszentrum fügte sich für viele Besuchende in den Alltag ein (vgl. Hine 2015).

2.3. Kategorisierungen von Nutzenden

2.3.1. Wege durch das Gemeinschaftszentrum

Die Tour durch das Gemeinschaftszentrum hat gezeigt, welche Fülle von unterschiedlichen technischen und inhaltlichen Angeboten die Redaktion des Indernets ihren Besuchenden zur Verfügung stellte. Die einzelnen Besuchenden suchten sich aus dieser Fülle jene Angebote heraus, die ihnen am meisten zusagten, und setzten daraus ihr eigenes Indernet zusammen. Sie eigneten sich das Gemeinschaftszentrum an, füllten es mit Leben und sorgten dafür, dass sich das Indernet immer weiterentwickelte. Zur Aneignung des Indernets gehörte es, einen eigenen Weg durch das Gemeinschaftszentrum zu finden. Manche nahmen, wie Ishvar, den offiziellen Eingang zum Gemeinschaftszentrum, schauten sich dort nach Neuem um und folgten dann den Wegweisern zu den für sie interessanten Angeboten. Andere, wie Seba, waren unzufrieden mit diesem Weg: »Muss ich aber mal ändern, das nervt total, weil die Startseite echt totaler Mist ist.« Fatima erklärte, wie sie direkt in den Debattierraum ging:

»Ich habe mal herausgefunden, dass das Forum verlinkt ist, xyz.com, glaube ich. Das habe ich einmal eingegeben und seitdem ist das bei mir unter Favorites gespeichert. Einmal die Woche gehe ich höchstens aufs Indernet, um mir mal die News anzugucken.«

Wie ich nutzte Fatima den Nebeneingang zu den Debattierräumen. Dort sah sich Fatima erstmal das Neue an:

»Eingeloggt bin ich. Dann ist es so, dass neue Posts, die seit dem letzten Besuch geschrieben wurden, erscheinen in Gelb und dann sagt man, das ist neu. Ansonsten gucke ich mir einfach jeden Bereich an, ob es was Interessantes gibt zum Lesen. Manchmal suche ich sogar was Bestimmtes und ich benutze auch die Suchmaschine, um mich über Ereignisse in Indien zu informieren. Zum Beispiel, bei der Wahl bin ich sehr spät im Indernet gewesen und dann war die Seite schon verschoben und ich habe es nicht wiedergefunden und da habe ich die Suchmaschine erst mal benutzt.«

Fatima hatte sich bestimmte Wege durch die Debattierräume angewöhnt. Während sie, Ishvar und Seba vor allem die Debattierräume ansteuerten, interessierten sich andere Besuchende kaum für diese und gingen vorwiegend ins Foyer. Ashok erzählte: »Am Anfang habe ich da immer drauf geguckt, um zu gucken, was denn abgeht. Im Forum war ich eher selten, einmal war ich im Chat.« Im Gegensatz zu den Stammgästen Ishvar, Seba und Fatima, und zu mir, die eine sehr aufmerksame Beobachterin war, gehörte Ashok zu den gelegentlich Beobachtenden, die sich etwas auf dem Laufenden halten wollten. Während ich täglich mehrmals im Indernet

war, kam Seba »jeden dritten Tag oder so« und Ashok »alle paar Monate mal«. Die Häufigkeit der Besuche des Gemeinschaftszentrums variierte sehr stark zwischen den verschiedenen Nutzenden und änderte sich für einzelne Besuchende zudem mit der Zeit, wie Soumil erzählte:

»Am Anfang war ich mit Sicherheit jede Woche mehrmals auf dieser Plattform. Das Ganze hat sich dann, dadurch, dass ich dann im Ausland studiert habe, bzw. durch meinen Beruf, immer weiter verringert, so dass ich quasi nach jedem Newsletter mir die Seite noch mal anschau.«

Als sich seine Lebensumstände änderten, verlor das Gemeinschaftszentrum an Anziehungskraft. Bei anderen änderte sich im Laufe der Zeit ihr Interesse an den verschiedenen Angeboten. So verlor der Redakteur Kiran Lust, in die Debattierräume und die Bar zu gehen. Cricket, eine der aktivsten Postenden, entdeckte die Debattierräume hingegen erst nach einiger Zeit als ihren Ort:

»Das Indernet kannte ich schon vorher, schon länger, aber das Forum habe ich nie beachtet. Ich bin direkt auf News, Neuigkeiten, Nachrichten, ja, Artikel, auch oder wo gibt es die neue, die nächste Party.«

Das Indernet wurde so von unterschiedlichen Besuchenden zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedlich wahrgenommen und genutzt (vgl. Guimarães 2005, 149; Miller 2011). Auch wenn alle das gleiche Gebäude betraten, sahen sie es unterschiedlich, nahmen sie andere Wege und Türen wahr, wurden von Unterschiedlichem angesprochen, verweilten an unterschiedlichen Orten und trafen nur einen Teil der Besuchenden. Daher stimmte mir Jasmin zu, als ich am Ende des Interviews feststellte:

»Dann würde ich vom Verlauf des Interviews sagen: Wir beide bewegen uns in ganz unterschiedlichen Räumen im Indernet. Weil, ich gucke mir seit Jahren das Forum an. Ich beobachte das Gästebuch. Und ich bin fast nie bei den Artikeln. Also wir treffen uns, wenn wir auf das Indernet gehen, fast gar nicht.«

Diese Unterschiedlichkeit in der Nutzung wurde aber erst in den Interviews deutlich. Bei Besuchen im Gemeinschaftszentrum fiel kaum auf, dass andere Besuchende andere Wege durch das Indernet gingen. Ishvar erklärte: »Ich gehe davon aus, dass der Großteil sich auch die Startseite anschaut und nicht direkt ins Forum geht.« Da er mir keine Gründe für diese Annahme nannte, gehe ich davon aus, dass er von seinem Verhalten auf das der anderen schloss. Wie andere Besuchende ihre Wege durch das Gemeinschaftszentrum wählten, konnte er nicht wahrnehmen, wenn keine Beiträge hinterlassen wurden. Diese eingeschränkte Möglichkeit die unterschiedlichen Nutzungsarten und Interessen wahrzunehmen, ermöglichte den Besuchenden die Imagination der Gleichheit und Gemeinschaft (vgl. 1.3). Bharat erklärte:

»Die Leute sind so unterschiedlich, die diese Seite benutzen. Der einzige Bezugspunkt ist Indien und der Eine will hintergründige Artikel über Indien und der Andere will nur wissen, wann die nächste Bollywood-Party ist, und somit haben sie eigentlich miteinander nicht viel zu tun, aber dieser Bezugspunkt ist da und diese Anlaufstelle ist das Indernet.«

Das Gemeinschaftszentrum Indernet bot sich als Ort für Indien und Indisches in Deutschland an. Es schuf damit einen gemeinsamen Rahmen für die Besuchenden, die sich trotz unterschiedlicher Interessen und Aktivitäten miteinander verbunden fühlen konnten.

2.3.2. Die Zielgruppen

Im Jahr 2000 schrieb das Indernet in seiner Projektbeschreibung unter der Überschrift »Auf wen haben wir es abgesehen?«:

»Unsere Zielgruppe ist primär die Generation junger, in Deutschland lebender Inder. Doch prinzipiell kann bei uns jeder mitmachen, der Spaß daran findet und bereit ist, sich zu engagieren.«

Die primäre Zielgruppe des Gemeinschaftszentrums war also sowohl durch Alter als auch natio-ethno-kulturell definiert. Das bestätigte und präziserte einer der Gründer¹¹:

»Unsere erste Zielgruppe sind erst mal Jugendliche. Die allgemeine Zielgruppe, um das mal pauschal zu sagen, ist die zweite Generation der in Deutschland lebenden Inder. Das sind also die Inder, die so wie ich hier in Deutschland geboren sind.«

Es ging der Redaktion also nicht um Jugendliche oder Inder_innen im Allgemeinen, sondern um Inder_innen wie sie selbst, natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige in Deutschland mit Bezug zu Indien (vgl. das erste Mosaik). Nach Überzeugung des technischen Administrators stellten diese auch den allergrößten Teil der Besuchenden dar:

»Es ist zwar auch ein Portal, was natürlich auch für Indieninteressierte ist. Aber hauptsächlich sind es Inder, die die Community darstellen. Das heißt so **85** Prozent, **90** Prozent besteht aus Indern. Der Rest sind ein paar Interessierte.«

Zum Alter der Besuchenden erklärte Savitri:

»Ich würde sagen, die Zielgruppe wird von 16 Jahre aufwärts bestimmt. Von Indern der zweiten Generation natürlich. Aber ich glaube vielerseits hält sich das Enga-

11 In einem Interview mit Studierenden von Jannis Androustopoulos im Jahr 2004.

gement von Leuten über 22 Jahren zurück. Davor, wenn man noch in der Schule ist, sind, glaube ich, sehr viele noch drin. Aber Studenten, oder auch Leute ab einem gewissen Alter fühlen sich nicht mehr hingezogen. Wobei es beim Indernet eigentlich schon die Intention gibt, durch Altersschichten hindurch in der zweiten Generation Leute ansprechen zu können.«

Ob Savitri mit ihrer Einschätzung, dass vorwiegend Schüler_innen im Gemeinschaftszentrum unterwegs waren, Recht hatte, kann ich nicht beurteilen. Die Altersstruktur der Besuchenden ließ sich nicht zuverlässig erheben. Zwar gaben die meisten der registrierten Nutzenden der Debattierräume ihr Alter an, aber zum einen musste das nicht mit ihrem Alter im physischen Leben übereinstimmen und zum anderen können diese Nutzenden nicht als repräsentativ für alle Besuchenden des Gemeinschaftszentrums angesehen werden. In meiner Beobachtung gab es unter den Stammgästen der Debattierräume einige Schüler_innen, aber auch Studierende, Auszubildende und Berufstätige. Unter den Interviewten waren keine Schüler_innen, aber einige, die als Schüler_innen angefangen hatten, das Indernet zu nutzen. Etliche studierten, waren in einer Ausbildung oder bereits berufstätig. Nur einzelne der Interviewten waren älter als 35 Jahre. Mit dem Gefühl, etwas alt für das Indernet zu sein, war Savitri unter den Interviewten allerdings nicht allein: Mehrere Studierende und Berufstätige erzählten mir Ähnliches. Wenngleich junge Inder_innen der zweiten Generation die primäre Zielgruppe waren, verstand sich das Indernet als offen für alle Interessierten. Devraj erklärte: »Ich persönlich finde, dass es schön ist, wenn Menschen zusammenkommen. Da ist völlig egal was für ein kultureller Hintergrund, was für eine Religion das ist.« Und ergänzte, »wir merken, dass zunehmend Leute, die eigentlich keinen indischen Hintergrund haben, die Seite ganz lustig finden oder ganz interessant finden und dann den Bezug zu Indien vielleicht entdecken, auf unsere Seite gehen.« Die Besuchende Jule gehörte zu diesen. Sie erklärte zur Zielgruppe:

»Ich finde jeder hat etwas davon, also ob ich jetzt Inderin bin oder Deutsche oder beides. Ich würde sagen, alle sind angesprochen. Ich würde denken, der Sinn davon ist, diese ganzen Menschen zusammenzubringen, dass sie sich austauschen und sehen wie viel sie gemeinsam haben.«

Die Ausrichtung des Indernets über die primäre Zielgruppe hinaus, manifestierte sich in der Neufassung der Projektbeschreibung im Jahr 2006 (vgl. 3.5.6). Nun hieß es, das Indernet sei »als Informations- und Kommunikationsplattform für indische bzw. indischstämmige sowie indieninteressierte Menschen in Deutschland gegründet.« Die verschiedenen natio-ethno-kulturell definierten Gruppen wurden gleichberechtigt benannt. Zudem wurde der Integrationsdiskurs bedient (vgl. 1.3.4), indem als ein Ziel angegeben wurde: »Unterstützung der gesellschaftlichen Integration indischer Mitbürger im deutschsprachigen Raum.« Die Formulierung

»indischer Mitbürger« drückte dabei eine Distanzierung aus. Hiermit schien nicht das Wir (die zweite Generation oder deren Eltern) gemeint, sondern Andere (neue Migrant_innen), die fremd waren und der Unterstützung bedurften.

Im Redaktionsinterview war 2004 erklärt worden, dass die Redaktion intern vier verschiedene Zielgruppen differenzierte. Als erste Zielgruppe benannten sie die »Bravo-Inder«¹², die sie auch als »Unterhaltungsender« bezeichneten und vor allem unter den jüngeren Besuchenden (unter 20 Jahren) vermuteten. In der Wahrnehmung der Redaktion waren sie nur an Kommunikation in den geselligen Räumen des Indernets, am Leseraum Unterhaltung und dem Infopoint für Veranstaltungen, nicht aber an ernsthaften Themen interessiert. Diese Besuchenden wurden dem Redaktionsanspruch an ernsthafte Debatten nicht gerecht und wurden für Streit und Beleidigungen in den Debattierräumen verantwortlich gemacht. Da sie aber laut Redaktion den größten Teil der Besuchenden des Gemeinschaftszentrums ausmachten, war es dem Indernet wichtig, auch den Bravo-Indern Angebote zu machen. Auf diesem Wege wollten sie die quantitative Auslastung des Gemeinschaftszentrums gewährleisten und den Bekanntheitsgrad weiter erhöhen. Deepak sah dies kritisch:

»Die größten Probleme sind eigentlich, dass sich unsere Zielgruppe nicht mit der Konsumentengruppe deckt. Weil das dazu führt, dass wir uns die Frage stellen müssen, was uns wichtiger ist: hohe Zugriffszahlen oder wirklich die Leute zu bedienen, die die Seite zu schätzen wissen, die aber nur Fünfzig pro Tag sind, anstatt Vierhundert pro Tag. Da haben wir in der Redaktion schon viel darüber diskutiert und versuchen so einen Mittelweg zu gehen.«

Lieber als die Bravo-Inder wollte die Redaktion eine Zielgruppe erreichen, die sie »istyle-Inder« nannte. In ihrer Vorstellung schätzten diese Besuchenden insbesondere die seriösen Leseräume der Bibliothek, lasen die Artikel und diskutierten diese in den Debattierräumen. Die Redakteure erklärten, dass sie keine Statistiken zu den einzelnen Zielgruppen hätten, sondern diese aus einer Kombination von tatsächlicher Nutzung und ihren Zielen entwickelt hätten. In meiner Beobachtung funktionierte die idealtypische Unterscheidung zwischen Bravo- und istyle-Inder nicht, um die Besuchenden des Gemeinschaftszentrums zu unterscheiden. Die meisten Nutzenden schienen an einer Mischung aus seriöser und unterhaltender Information sowie themenbezogener und geselliger Kommunikation interessiert.

Die dritte Zielgruppe der Redaktion waren die »IT-Inder«, also die neu nach Deutschland gekommenen hochqualifizierten Arbeitsmigrant_innen (vgl. Amrute 2016). Jene, deren Integration das Indernet laut der Projektbeschreibung im Jahr

12 Bei den Bezeichnungen der Zielgruppen des Indernets übernehme ich das generische Maskulinum der Redaktion. Damit verweise ich auf das Konzept und nicht auf Personen.

2006 fördern wollte. Allerdings war der Redaktion schon 2004 klar, dass sie diese Zielgruppe nur in Englisch erreichen konnte und ihnen dafür die Kapazitäten fehlte. Ihr Versuch in den Debattierräumen einen Raum für die IT-Inder einzurichten, war nicht erfolgreich. Nur wenige hochqualifizierte Arbeitsmigrant_innen hinterließen Spuren im Indernet. Der Redaktion war bewusst, dass sie spezifische Angebote bräuchte, um die neuen Migrant_innen zu erreichen. Sie erklärte, dass dafür eine Redakteur_in notwendig sei, die aus dieser Gruppe käme. Dazu kam es allerdings nicht. Die neuen Migrant_innen hatten zu dem Zeitpunkt bereits eigene virtuelle Räume geschaffen, die sie für ihre praktischen Fragen nutzten (vgl. Oberkircher 2006, 177-178).

Als vierte Zielgruppe bezeichnete die Redaktion »Indieninteressierte«. Ihnen wollten sie einen Einblick zu Indien geben, der die normalen Reiseführer ergänzte. Aus der Sicht »eines Betroffenen« wollten sie ihnen Informationen über die indische Gesellschaft hier und in Indien geben. Aus dieser Gegenüberstellung von Betroffenen und Interessierten wird klar, dass die Redaktion die Indieninteressierten als natio-ethno-kulturell Andere auf dem Indernet verstand. Einer der Gründer erklärte¹³:

»Es ist im letzten Jahr dieser Indienboom gewesen. Wir haben gesehen, dass vor allem mehr Deutsche unser Portal besucht haben und einfach mehr über diese typischen Klischeebilder Indiens wissen wollten. Also tatsächlich auch solche Anfragen wie: wo kann man denn Räucherstäbchen kaufen, und so etwas. Da haben wir gesagt nicht bei uns, aber wir können ein paar Tipps geben. Wir haben einen Restaurant- und Ladenführer und da könnt ihr nachgucken, da kriegt ihr so etwas. Das fanden wir teilweise auch ein bisschen lustig, muss ich sagen.«

Der Service-Bereich war möglicherweise vor allem auf diese Zielgruppe ausgerichtet. Ob er von den Indieninteressierten angenommen wurde, kann ich nicht sagen. Die dominanzdeutschen Besuchenden, die ich interviewt habe, waren eher an Austausch mit Inder_innen, Informationen über Indien bzw. über die indische Community in Deutschland und weniger an Räucherstäbchen und Ähnlichem interessiert. In den Räumen zum Debattieren und der Geselligkeit tauchten zwar ab und zu Besuchende auf, die auf der Suche nach Klischees waren. Sie blieben in der Regel aber nicht lange und prägten den Austausch wenig. Für sie schien es weniger ein Ort zum Verweilen als einer für Fragen, was zu Rajeshs Bild der Haltestelle passt. Viola, die für die Beantwortung von E-Mail-Anfragen zuständig war, erzählte, dass es vor allem Deutsche gewesen seien, die an Informationen interessiert waren:

13 In dem Interview mit Studierenden von Jannis Androutsopoulos.

»Die zweite Generation, die fliegt nach Indien, sieht das, was sie sehen muss, spricht: Verwandte, und fährt dann wieder nach Hause. Die wollen nicht so viel über Indien wissen. Politisch engagiert schon mal gar nicht. Weil das viel zu weit weg ist. Aber die, die es wirklich wollen, das sind Schüler, das sind Lehrer, das sind irgendwelche Leute, die über Indien erzählen und Schulen über Ayurveda und keine Ahnung Tanzschulen und so. Das sind Leute, die sich für Indien interessieren, die wirklich was lesen und informiert werden wollen und das waren eigentlich so die Hauptinteressenten. Da war immer mal die Idee, an Schulen unsere Adresse zu schicken, für Informationen für Schüler, die irgendetwas über Indien suchen, weil es gibt ja viele Referate, die gemacht werden sollen.«

Das ernsthafte Interesse an Indien schien manchen Redakteur_innen mehr bei den Mitgliedern der Dominanzgesellschaft gegeben als bei ihrer primären Zielgruppe. Deswegen gab es Überlegungen, diese Gruppe vermehrt anzusprechen, was sich in der sich verändernden Projektbeschreibung und Themenverschiebungen widerspiegelte. Dies stand allerdings in Spannung zum Bedürfnis vieler Besuchenden, unter natio-ethno-kulturell Gleichen zu sein (vgl. 1.2.1), veränderte mit der Zeit die fiktive Standard-Nutzer/in (vgl. 1.3.2) und führte damit dazu, dass das Gemeinschaftszentrum weniger als Raum der Zugehörigkeit für die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen (vgl. 1.3) dienen konnte.

Die Redaktion erzählte auch, dass sie über eine fünfte mögliche Zielgruppe gesprochen hätte: Sie hatte sich überlegt, ob sie mit dem Gemeinschaftszentrum auch ihre Elterngeneration, also die Migrant_innen aus den 1950er bis 1980er Jahren (vgl. 3.2.2), ansprechen wollte. Davon war sie aber abgerückt, weil das Indernet zu sehr auf Jugend ausgerichtet war und die erste Generation ihre eigenen (Offline-)Räume für Austausch hatte. Anirban glaubte, die Interessen der Elterngeneration nicht bedienen zu können:

»Erste Generation habe ich zwar auch gehört, dass es auch ein paar gibt. Die deutsche Sprache ist jetzt nicht ein Problem. Aber die haben nicht unbedingt Lust, was über Indien in deutscher Sprache zu lesen. Es hört sich jetzt blöd an, aber ich denke mir, da lese ich lieber bengalische Nachrichten, als von Deutschen was über mein Land zu erfahren, wie da die Religion funktioniert. Ist ja logisch. Da guckt man sich an: Ach nett! Schön, dass die Jugendlichen das machen, aber man hat keinen primären Gewinn dadurch.«

Interessanterweise kategorisierte Anirban die Machenden des Indernets als Deutsche und sprach so den unterschiedlichen Bezug an, den die zweite und erste Generation zu Deutschland und Indien hatte. Meine Interviews und Gespräche mit der Elterngeneration produzierten einen ähnlichen Eindruck. Die erste Generation betrachtete das Indernet mit Wohlwollen, aber nicht als Informationsquelle zu Indien. Wenn sie sich hier informierte, dann über ihre Kinder und deren Ak-

tivitäten. Manche nutzten zudem den Infopoint, um auf eigene Veranstaltungen hinzuweisen.

2.3.3. Die Auffallenden

Ein Redakteur erzählte über seinen Einstieg ins Indernet: »War ich regelmäßig auf der Seite. Habe auch relativ viel, glaube ich, in den Foren geschrieben, mich beteiligt und dann habe ich irgendwann mal angefangen, einfach Artikel zu schreiben.« Er gehörte zu jenen Besuchenden, die so aktiv waren, dass ich sie zu den Auffallenden zähle. Mit diesem Begriff bezeichne ich jene, die sich über einen gewissen Zeitraum regelmäßig an den Diskussionen beteiligten, deren Nicks im Gedächtnis blieben und bei denen der Eindruck entstand, dass man sie kenne.

Dass einige wenige Besuchende sehr viel aktiver waren als die meisten anderen, ließ sich auch bei einem Blick auf die Liste der registrierten Nutzenden erkennen. Im März 2004 hatte die aktivste Nutzer_in 1475 Beiträge verfasst, die fünftheiligen Beiträge waren nur noch 558 und auf den zehnten Platz kam eine Nutzer_in mit 307 Beiträgen. Nur 35 registrierte Nutzende hatten mehr als 50 Beiträge verfasst und nur 100 mehr als 10 Beiträge. Diese ungleiche Verteilung blieb über die Jahre ähnlich. Absolute Spitzenreitende war eine lange Zeit Top2006, die sich erst im Sommer 2004 angemeldet hatte und nach ihrem 10.000 Post aufhörte, sich zu beteiligen. Damit verwies sie die Nutzer_in, die im März 2004 auf dem ersten Platz gewesen war auf den zweiten Platz. Top2004 kam allerdings 2007 mit 9146 Beiträgen recht nah an die Anzahl der Beiträge von Top2006 heran. An diesen zwei Nutzenden lässt sich auch sehen, dass die Verweildauer im Gemeinschaftszentrum recht unterschiedlich war. Während Top2004 fast von Anfang an auf dem Indernet aktiv war, verfasste Top2006 ihre Beiträge innerhalb von nur anderthalb Jahren und verließ dann das Indernet.

Von den jeweiligen Top Ten der registrierten Nutzenden habe ich nur wenige interviewt. Mit einigen habe ich im Debattierraum oder der Bar gesprochen, mit wenigen habe ich private Nachrichten ausgetauscht und einzelne bei Forentreffen kennengelernt. Über die Jahre waren sie mir vertraut geworden, da ich von ihnen so viel gelesen hatte und mir darauf basierend ein Bild von ihnen machte. Von den meisten kannte ich allerdings ihre Offline-Identität nicht. So war ich etwas überrascht, als ich bei einem Forentreffen merkte, dass ich eine_n der Nutzenden bereits vor Jahren getroffen hatte. Die Person wiederum war überrascht, dass ich sie nicht erkannt hatte, da sie die Top-Nutzenden für leicht zu erkennen hielt. Beim Posten ging sie immer davon aus, dass alle um zwei Ecken miteinander bekannt waren. Eine andere Top-Nutzer_in erklärte hingegen im anonymen Interview, dass sie ihre Offline-Identität auf dem Indernet verbergen würde und »sogar meine guten Freunde wissen nicht, wer mein Nick wirklich ist«. Grundsätzlich schien

im Gemeinschaftszentrum die virtuelle Identität, die für das Indernet entwickelt wurde, weit wichtiger als die Offline-Identität.

Mit den Nicks waren virtuelle Persönlichkeiten verbunden, sie waren eingebunden in Netzwerke und wussten über ihre Stellung im Indernet Bescheid. Dies spielte auch offline eine Rolle, wie ich bei einem Forentreffen beobachten konnte. In einem Restaurant saßen mehrere Top-Postende zusammen, sprachen sich mit Nicks an, waren sich ihres Status wohl bewusst und nahmen darauf Bezug. Sie wussten zudem alle genau, an welcher Stelle sie in der Liste der aktivsten Nutzenden standen. Dass das Ranking bedeutend für die Auffallenden war, hatte ich auch in einem E-Mail-Interview erfahren. Die Nutzer_in Top1 erklärte mir:

»Was die Anzahl der Postings angeht, so war ich bis vor kurzem noch #1. Hab aber dann gemerkt, dass meine Postings stark an Substanz verloren haben und hab mich danach etwas zurückgezogen (daher ist Top2004 auch die #1 jetzt).«

Aus diesem Zitat scheint ein gewisser Wettbewerb um den ersten Platz heraus. Top1 stieg aus diesem aus, verfolgte aber weiterhin, wer dabei erfolgreich war. Die Lust am Wettbewerb mag auch den schnellen Aufstieg von Top2006 bedingt haben. Ihr vorübergehendes Engagement und anschließendes Verschwinden waren allerdings nicht unüblich. Es kam auch vor, dass Nutzende eine Pause machten und dann wiederkamen. So erklärte Cricket, warum ich sie länger nicht in den Debattierräumen gesehen hatte:

»Ich war nicht aktiv. Ich habe gelesen, aber ich fand, es war nichts Interessantes dabei, wo ich unbedingt meinte, dazu müsste ich jetzt was sagen. Ich war auch beschäftigt mit meinem Abi und in der Zeit ist auch mein Großvater hier verstorben und da war ich auch nicht so wirklich, so überhaupt allgemein, oft im Internet.«

Cricket war also nicht aus dem Gemeinschaftszentrum verschwunden. Sie war mir nur nicht mehr aufgefallen, weil sie sich nicht aktiv an Diskussionen beteiligte. Das Engagement online war abhängig von dem Leben offline. Beides musste zueinander passen. Andere Wechsel vollzogen sich primär online. So kam es wiederholt vor, dass auffallende Nicks verschwanden, es aber offensichtlich wurde, dass die gleiche Offline-Person sich unter einem anderen, schnell auch wieder auffallenden Nick weiter beteiligte. Manchmal geschah dies ganz offen, wie bei einer Nutzer_in, die in ihrer Signatur auf ihren vorherigen Nick hinwies. Bei anderen führte ein ähnlicher Stil zur Vermutung, dass die gleiche Person dahintersteckte. Ein Nutzer erklärte mir seinen Nick-Wechsel: »Weil, erstens ist das Forum geändert worden, also ein neuer Anbieter, da musste man sich eh neu anmelden und ich hatte irgendwie den Eindruck, wenn ich da noch mal reinschreibe, dann kommen da wieder negative Sachen.« Dieser Nutzer hatte Anfeindungen im Indernet erfahren und wollte diese mit einem Wechsel (zu seinem Offline-Namen) abschwächen. Seinen Nick behielt er offline als Künstlernamen. Wer regelmäßig im Gemeinschaftszentrum

trum war und die auffallenden Besuchenden einigermaßen kannte, konnte wissen, wer hinter dem neuen Nick steckte und trotzdem bedeutete der Nick-Wechsel für den Nutzer die Möglichkeit, neu wahrgenommen zu werden.

Nicks, die sehr aktiv sind, entwickeln spezifische Profile und werden als eigenständige Persönlichkeiten wahrgenommen. Dies ist auch dann der Fall, wenn eine Offline-Person mehrere Nicks gleichzeitig betreut. Dies ist von Beobachtenden nicht einfach wahrzunehmen und so kann ich auch nicht sicher sein, dass die Auffallenden alle unterschiedlichen Offline-Personen zuzuordnen waren. Manchmal hatte ich Hinweise durch meine Beobachtungen, Interviews und Begegnungen, aber ganz sicher konnte ich nie sein. Virtuelle Persönlichkeiten sind mit den Offline-Personen, die sie schaffen, verbunden (vgl. Nakamura 2002, 31, 107), haben aber ihre eigenen Dynamiken und Entwicklungen – und können Rückwirkungen auf das Offline-Leben haben. Ishvar erklärte: »Diesen Nick benutze ich so ziemlich überall, wo ein Nick benötigt wird. Einige meiner Freunde nennen mich mittlerweile auch privat so.« Das Eigenleben der virtuellen Persönlichkeiten wiederum bedeutet, dass Nicks nicht einfach aufgegeben werden können, da damit eine entwickelte Identität und Netzwerke zerschlagen würden (vgl. Gallery 2000, 76). Nicks, die auf dem Iternet verschwanden, wurden von anderen Besuchenden vermisst und es gab gelegentlich Aufrufe, dass beliebte Nutzende zurückkommen sollten.

Zu Beginn meines Forschungsprojektes hatte ich bei Stegbauer und Rausch (2001, 55, 60) gelesen, dass die Wahrscheinlichkeit sehr gering sei, dass eine neue Nutzer_in in einer Mailing-Liste noch zur aktiven Poster_in werden würde, wenn sie in den ersten drei, vier Monaten noch nichts gepostet hatte. Für das Iternet kann ich das nicht bestätigen. Mehrere der Auffallenden erzählten, dass sie erst nach einer längeren Zeit anfangen, sich aktiv zu beteiligen. Lovely erklärte, dass sie erst nach zwei Jahren ein Thema motivierte, selbst zu schreiben. Bei Ishvar war es ähnlich:

»Ich habe nicht gleich ins Forum gepostet, nachdem ich das Iternet entdeckte. Soweit ich das richtig in Erinnerung habe, habe ich erst nach einem Jahr oder so angefangen zu posten. Ich hatte nach meiner Entdeckung des Forums einfach keinen Drang zu schreiben. Soweit ich mich erinnern kann, kam dieser erst, als es um den Vergleich deutscher Desis mit Amis und Engländern ging. Da ich derzeit in den USA gelebt hatte, musste ich natürlich dazu was sagen. Ja und so hat das dann angefangen.«

Angefangen hatte für Ishvar so sein Aufstieg zu einem der Top-Beitragenden des Iternets. Auch Fakir fand den Debattierraum erst nicht interessant. Er hatte das Gefühl, dort seien nur »Verrückte«. Da er aber offline keinen Kontakt zu anderen Inder_innen der zweiten Generation fand, meldete er sich aus Frust an und postete gleich einen seiner vielen Threads zur Bedeutung von Indisch-Sein (vgl. 1.4.4). Obwohl die Diskussion bald ausartete, bekam er positive Rückmeldung und

fühlte sich wohl. Auch er wurde einer der Auffallenden. Einige der Auffallenden befragte ich, was sie dazu motivierte, sich so zu engagieren. Lovely erklärte, es sei ein netter Zeitvertreib, da sie sonst nur mit dem Studium beschäftigt sei. Ishvar gefiel »der Austausch innerhalb der Indernet-Community«. Amir wurde zum auffallenden Besucher, weil er sich in den Debattierräumen mit natio-ethno-kulturell Gleichen über Themen austauschen konnte, die ihn bewegten. Während er diskutieren wollte, kam Bobby, um Informationen zu vermitteln. Er war mir aufgefallen, weil er an manchen Tagen eine Vielzahl von Nachrichten postete. Bobby erklärte: »Wenn ich Zeit habe, dann lese ich viel, was in Indien passiert und ich denke, dass viele, die auf das Indernet gehen, sich informieren wollen. Deswegen finde ich das ok, wenn ich das reinposte.« Er nutzte die Debattierräume, um über die Bibliothek hinaus Informationen zu Indien zu vermitteln. Dies war für ihn ein »Beitrag für die Community«. Damit fiel er in den Debattierräumen auf. Auffallender und präsenter war er aber in der Anfangszeit des Indernets gewesen, als er noch aktiv diskutierte. Wie Bobby fuhr auch Savitri ihr Engagement zurück. Sie erzählte, dass der Reiz des Indernets für sie nachgelassen habe, fügte allerdings hinzu: »Klar, wenn man im Indernet drin ist, dann guckt man auch ein bisschen länger, aber es ist im Gegensatz zu früher nicht mehr so oft.« Wie Bobby hatte sie sich nicht komplett vom Indernet verabschiedet und konnte immer noch hineingezogen werden. Eine solch andauernde Verbundenheit zum Indernet stellte ich auch bei anderen fest (vgl. 3.6.5).

Die Auffallenden machten auf mich als Beobachterin den Eindruck einer Gemeinschaft (vgl. 1.3.3.; 2.2.3; Paske 2004). Sie schienen gut miteinander bekannt und vertraut. Sie hatten ihre eigenen Regeln aufgestellt und setzten diese auch durch. Sie engagierten sich für die Weiterentwicklung ihrer Räume und interessierten sich für die anderen Besuchenden. Sie diskutierten nicht nur miteinander, sondern verbrachten auch einfach Zeit gemeinsam (vgl. 2.2.4). Sie suchten sich, als die Debattierräume geschlossen waren, andere Räume und kamen nach der Wiederöffnung wieder zurück ins Gemeinschaftszentrum (vgl. 3.6.2). Sie organisierten Forentreffen und pflegten auch offline Kontakt. Die Debattierräume spielten eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Das zeigte sich auch darin, dass es nicht für alle einfach war, auszusteigen. Top2006 setzte sich das Ziel, 10.000 Beiträge zu erreichen, und nutzte diese Schwelle als Ausstiegspunkt. Danach war sie allerdings nicht einfach verschwunden. Auf Bitten reagierte sie doch noch ein paarmal mit Beiträgen. Einer anderen Nutzer_in war es wichtig, dass ihr ganzes Profil gelöscht wurde und ihr Nick nicht weiterbestand. Mit dem Thread, den sie dazu eröffnete, zog sie maximale Aufmerksamkeit auf ihren Ausstieg. Den Eindruck großer Verbundenheit, den ich aus solchen Beobachtungen zog, mag für mich als Betrachterin bedeutender gewirkt haben, als für die, die ich beobachtete. Ishvar erklärte: »Eine emotionale Verbindung zum Indernet habe ich nicht, falls du darauf hinauswolltest.« Bei den Auffallenden ist aber nicht nur von Bedeutung, was sie selbst empfanden, son-

dern auch, wie sie wahrgenommen wurden. Die relativ kleine Zahl der Auffallenden prägte zu einem hohen Grad den Eindruck, den Lurkende und Beobachtende vom Indernet bekamen (vgl. Mitra 1997, 68).

Dass die Auffallenden die Räume des Gemeinschaftszentrums besser kannten als die Redaktion, zeigte sich, als eine Nutzer_in sich auf dem Schwarzen Brett der Redaktion darüber beschwerte, dass im Infopoint ein explizites Plakat für ein vom Indernet präsentiertes Porno-Festival hing. Eine Reihe von Auffallenden diskutierte zwei Tage lang darüber. Die Redaktion meldete sich nicht, aber am zweiten Tag war das Plakat verschwunden. Gut eine Woche später traf ich drei Redakteure zum Interview und fragte sie nach dem Vorfall. Sie hatten nichts davon mitbekommen. Weder hatten sie das Plakat gesehen, noch auf das Schwarze Brett geschaut. Zwei von ihnen wären zwar zuständig für letzteres gewesen, kamen aber nicht regelmäßig dazu. Sie konnten sich nicht erklären, woher das Plakat kam, und vermuteten, dass jemand es ohne das Wissen der Redaktion ausgehängt hatte. Nachdem ich ihnen den Aushang gezeigt und das Plakat zugeschickt hatte¹⁴, wandten sie sich zwölf Tage nach dem Aushang an die Nutzenden:

»Liebe Leser! Eure Forumsbeiträge zeigen uns, dass unsere Leserinnen und Leser uns immer einen Schritt voraus sind. Das mysteriöse Banner, von dem ihr sprach, haben wir seinerzeit leider nicht gesehen, haben uns aber mittlerweile darüber informiert und werden der Sache auf den Grund gehen. Fakt ist jedoch, dass wir von uns aus keinerlei Banner veröffentlicht haben.«

Auf weitere Nachfragen der Nutzenden, wie so etwas ohne ihr Wissen geschehen konnte, antworteten sie in den nächsten Tagen nicht. Der Nutzer, der zuerst darauf hingewiesen hatte, sagte im Interview: »Richtig ernstgenommen habe ich den Pornobanner nicht, aber dennoch geht es mir nicht in den Kopf, warum der an jener Stelle reingesetzt wurde. Ich denke, eine Entschuldigung an die gesitteten Besucher der Seite wäre durchaus angebracht gewesen.«

Die Auffallenden ließen sich nicht als Bravo-Inder kategorisieren. Sie waren zwar an Geselligkeit und informellen Gesprächen interessiert, engagierten sich aber auch in ernsthaften Diskussionen und beteiligten sich aktiv an der Entwicklung des Indernets. Damit erfüllten sie einige der Kriterien für istyle-Inder. Zudem waren zwar die meisten Auffallenden natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige mit Zugehörigkeitskontexten deutschsprachiges Europa und Südasien, aber bei weitem nicht alle. Unter den aktivsten Besuchenden waren einige, die zur Zielgruppe der Indieninteressierten ohne eigenen biografischen Bezug zu Südasien gezählt werden konnten. Wer nach meiner Beobachtung unter den Auffallenden

14 Das Bild konnte ich in den temporary files auf meinem Computer finden, da ich es angeschaut hatte.

fehlte, waren die IT-Inder sowie die Eltern der zweiten Generation. Viele der Auffallenden waren Schüler_innen, Auszubildende oder Studierende. Es waren aber auch Berufstätige und Eltern darunter. In der Anfangszeit gehörten auch viele Redakteur_innen zu den Auffallenden, später hatte ich nicht das Gefühl, das viele von ihnen viel posteten¹⁵. Die Auffallenden verkörperten so in vielerlei Hinsicht die Vielfalt der Nutzenden, die das Indernet erreichen wollte. Sie waren aber nur ein kleiner Teil der Besuchenden.

2.3.4. Die Unauffälligen

Viele Besuchende des Gemeinschaftszentrums waren eher unauffällig. Sie streiften durch die verschiedenen Räume, lasen in der Bibliothek oder den Debattierräumen, verfolgten in den Räumen der Geselligkeit einen Schlagabtausch, ab und zu beteiligten sie sich auch mal oder steuerten einen Artikel bei. Manche von ihnen waren täglich da, andere schauten nur selten vorbei. Manche, wie Jule, gingen regelmäßig durch alle Räume. Andere besuchten nur bestimmte Räume. Solange diese Besuchenden sich nicht äußerten, waren sie vor allem für den technischen Administrator sichtbar. Er konnte verfolgen, wie häufig Räume betreten wurden. In den Debattierräumen konnten Alle sehen, wie häufig bestimmte Threads angesehen wurden und wahrnehmen, dass nicht nur die Postenden die Diskussionen verfolgten. Wer aufmerksam war, konnte auch sehen, wer sich beim Betreten in den Debattierräumen anmeldete. Zu den Unauffälligen, die durch das Gemeinschaftszentrum streiften, um Informationen zu suchen, gehörte Grace. Sie erzählte:

»Am Anfang habe ich mir das schon genau angeguckt. Da habe ich geschaut: gibt es Informationen? Oder ich habe dann selber eine Frage reingestellt, ob es eine indische Gemeinschaft in X-Stadt gibt und was die machen. Da kamen dann ein paar Antworten. Ein paar Themen liest man sich durch, wo was ist. Mich hat vor allem der Gastronomie-Aspekt interessiert.«

Grace hatte ich für ein Interview (per privater Nachricht) angefragt, weil mir bei einem ihrer wenigen Beiträge aufgefallen war, dass sie in X-Stadt lebte und ich vorhatte, dort Interviews zu führen. Ihre Besuche im Gemeinschaftszentrum waren zwar unauffällig, aber nicht unsichtbar. Es gab noch andere Besuchende aus X-Stadt, die mit ihr Kontakt hatten.

Andere Unauffällige beteiligten sich vor allem als Vermittelnde von Informationen. Hierzu gehörte der Partyveranstalter Rajesh: »Es kam eine Anfrage aus der

15 Es kann aber sein, dass sich hinter auffallenden Nicks auch Redakteur_innen verbargen, ohne dass ich es merkte.

Musikrichtung: Kann mir jemand sagen, da ist dieses Liedchen, aus welchem Album oder wer hat das gemacht. Weil ich das einfach weiß, habe ich dann gepostet, wo kann man was runterladen.« Dabei machte er nicht kenntlich, dass er Partyveranstalter war und selber Musik auflegte. Obwohl ich ihn schon länger kannte, war mir seine Aktivität im Gemeinschaftszentrum nicht aufgefallen. Andere beteiligten sich, indem sie die Redaktion mit Material versorgten. Soumil erzählte:

»An Forendiskussionen habe ich mich nicht beteiligt. Ich hatte immer mal wieder die Idee, mich in dem wirtschaftlichen Bereich zu engagieren, in Form von Artikeln, habe auch hin und wieder mal einen interessanten Artikel, den ich aus diversen Fachzeitschriften über Indien gefunden habe, eingeschickt, die wurden dann auch reingestellt, aber ansonsten war ich letztendlich in Anführungszeichen passiver User.«

Auch Maya »würde selber gerne mehr für das Indernet beitragen, in Form von Artikeln und so weiter. Ich habe bis jetzt nur Sachen für Frauen und so mal gepostet gehabt oder im Forum gepostet. Das fände ich schon interessant, aber es fehlt mir einfach die Zeit dafür.« Sie besuchte das Gemeinschaftszentrum schon seit seiner Anfangszeit, hatte es aber nie geschafft über das gelegentliche Posten in den Debatteerräumen hinaus zu kommen. In ihrer Studienzeit war sie noch wöchentlich zum Indernet gekommen, als junge Berufstätige schaffte sie es nur noch monatlich. Sie beschrieb: »Ich bin dageblieben, ich gehe oft mal rauf, lese Zeug, poste wütende Sachen im Forum«. Dabei war sie mir nicht aufgefallen. Erst nach dem Interview sah ich ihren Nick in meinen Materialien. Sie hatte ich interviewt, weil sie sich auf meinen Aufruf im Foyer gemeldet hatte. Auch die anderen, die sich meldeten, waren unauffällig. Nikhil hatte ich zwar wahrgenommen, aber von mir aus nicht kontaktiert:

»Es sind kulturelle Veranstaltungen, nicht aktuelle Ereignisse, sondern zeitgemäße Erlebnisberichte oder Erfahrungsberichte. So etwas interessiert mich. Wenn jemand über indischen Tanz etwas schreibt oder über die populäre Musikszene hier in Deutschland und seine Erfahrung oder Einstellung mit einbringt. So etwas interessiert mich auf alle Fälle. Von daher finde ich das Forum auf jeden Fall sehr sinnvoll und auch interessant. Da kann man sich auch sehr gut austauschen, wenn es auch auf eine Art und Weise auch moderiert wird. Wenn die Leute da nicht zu sehr irgendwie scherzen oder vom Thema abkommen.«

Paul hatte sich im Gemeinschaftszentrum umgeschaut, war interessiert in die Debatteerräume gegangen und hatte sich an einer Diskussion beteiligt, fand den Austausch aber uninteressant: »Ich glaube, ich habe einmal gepostet. Aber das war nicht so meine Welt, diese Foren. Da geht es viel um das Verhältnis von Jungen und Mädchen. Das ist einfach nicht mehr meine Wellenlänge.« Die Dominanz des heterosexuellen Flirtens (vgl. 1.5.4) störte ihn so sehr, dass er keine Lust hatte, sich

in diesen Räumen länger aufzuhalten. Dafür bewegte er sich im restlichen Gemeinschaftszentrum und steuerte ab und zu einen Artikel bei. Auch Bernd zog sich aus den Räumen zum Debattieren und der Geselligkeit zurück. Ihn störten der Streit und die Beleidigungen. In die Bibliothek ging er weiter. Solche kaum auffallenden Rückzüge von Besuchenden aus den Räumen zum Debattieren und der Geselligkeit bestätigen die These der Redaktion, dass diese Räume nicht repräsentativ für das Indernet waren. Wer sich in seinem Bild vom Indernet zu sehr von den Auffallenden leiten ließ, konnte diese anderen Besuchenden kaum wahrnehmen.

Dass sich die Unauffälligen auf dem Indernet wenig an öffentlichen Debatten beteiligten, bedeutet nicht, dass sie kein Interesse an Kommunikation mit anderen hatten bzw. nicht mit anderen kommunizierten. Sie konnten den Infopoint für Veranstaltungen nutzen, um Leute kennenzulernen. Soumil erzählte, dass er bei Partys neue Migrant_innen getroffen hatte, die durch das Indernet auf diese aufmerksam gemacht worden waren. Einige aus der Zielgruppe der IT-Inder nutzten also das Indernet, auch wenn sie mir dort so gut wie nie auffielen. Auch Piloo erzählte: »Ich kennen ein paar IT-Leute, die sind öfters in den Foren unterwegs.« Um diese Besuchenden wahrzunehmen, musste man direkten Kontakt mit ihnen haben. Diesen konnte man über nichtöffentliche Kommunikationsmöglichkeiten bekommen. Auf diesem Weg hatten, zum Beispiel, Grace und Seba andere Besuchende kennengelernt und sich mit ihnen ausgetauscht.

Die unauffälligen Besuchenden waren wichtig für das Indernet. Sie stellten das Publikum für die zur Verfügung gestellten Informationen und das öffentliche Streiten dar (vgl. Stegbauer und Rausch 2001, 62). Durch ihre gelegentlichen Interventionen in den Räumen zum Debattieren und der Geselligkeit sowie durch einzelne Beiträge zur Bibliothek sorgten sie dafür, dass mehr Diversität ins Gemeinschaftszentrum Einzug hielt. Ihre Beiträge bereicherten die Diskussionen, gaben Rückmeldungen und verhinderten, dass sich die Redaktion und die Auffallenden um sich selbst drehten. Durch ihre nichtöffentliche Kommunikation sorgten sie mit dafür, dass sich Menschen dem Indernet verbunden fühlten und neue Besuchende ins Gemeinschaftszentrum kamen. Ohne sie wäre das Indernet ein weniger wirtschaftlicher Ort gewesen.

Jules Bild des Cafés, in dem man in Ruhe sitzen und Zeitung lesen kann, aber auch die Möglichkeit hat, sich mit anderen zu unterhalten, beschreibt gut die Bedürfnisse der Unauffälligen.

2.3.5. Die Unsichtbaren

Während sich die Unauffälligen ab und zu beteiligten, kamen die Unsichtbaren nur zum Lesen (und möglicherweise für nichtöffentliche Kommunikation). Sie waren die Lurkenden bzw. die schweigende Mehrheit, wie sie Stegbauer und Rausch

(2001) nennen¹⁶. Beobachtbar waren sie nur über die Zugriffszahlen auf einzelne virtuelle Angebote. Von den Unsichtbaren gab es im Gemeinschaftszentrum viele. Hierzu gehörten jene, die sich ausschließlich in der Bibliothek aufhielten oder nur den Infopoint für Veranstaltungen oder den Service-Bereich nutzten. Sie waren für mich als Beobachterin online nicht wahrnehmbar. Auf sie stieß ich aber, wenn ich Leute nach dem Iternet fragte. Nisha war ab und zu ins Gemeinschaftszentrum gegangen, hatte sich über Partys informiert, sich aber nie aktiv beteiligt. Sie erzählte, dass sie anfangs häufiger ins Iternet ging, 2004 aber nur noch gelegentlich: »Wenn ich nicht weiß, wohin ich im Internet surfe, ach, da kannst du eigentlich auch mal draufgehen, da warst du schon lange nicht mehr drauf. Dann klickt man einfach ein bisschen durch und guckt, was da jetzt neu reingestellt wurde.« Es gab auch Unsichtbare in den Räumen zum Debattieren und der Geselligkeit. Sebastian erzählte: »Ins Forum habe ich ab und zu auch reingeguckt. Aktiv war ich da nicht. Schon interessiert durchgelesen, aber aktiv beteiligt habe ich mich nicht.« Nancy ging sogar regelmäßig in diese Räume, postete aber nicht. Die Debatten in diesen Räumen hatten also auch für Unbeteiligte einen informativen oder unterhaltenden Charakter. Sie wurden nicht nur für die aktiv Beteiligten geführt.

Die Unsichtbaren bzw. die Lurkenden waren entscheidend für den Erfolg des Iternets. Sie schufen eine Öffentlichkeit für die Bibliothek sowie die Räume zum Debattieren und der Geselligkeit. Sie sorgten für die Besuchendenzahlen, die für den Ruf des Gemeinschaftszentrums und seine Beliebtheit bedeutend waren. Sie sprachen in nichtöffentlicher Kommunikation mit anderen über das Iternet, verbreiteten Information und warben für das Gemeinschaftszentrum. Dies wurde mir bewusster, als eines Tages Hans in meiner Sprechstunde auftauchte. Ich hatte ihn seit vielen Jahren nicht gesehen und wusste nicht, dass er an meiner Universität studierte. Seine Schwester aber gehörte zu den unsichtbaren Besuchenden des Iternets. Sie war viel dort, informierte sich in der Bibliothek und in den Räumen zum Debattieren und der Geselligkeit. Bei ihren Besuchen hatte sie gelesen, dass ich zum Iternet forschte und dass ich an der Universität ihres Bruders arbeitete. Dies erzählte sie ihm und er kam offline in meine Sprechstunde.

Dass die Lurkenden fast unsichtbar sind, ist internetspezifisch. In physischen Räumen wären diese Besuchenden sichtbar. In der Bibliothek sähe man in Lektüre vertiefte oder durch die Reihen streifende Lesende. Im Foyer, im Infopoint für Veranstaltungen und im Service-Bereich sähe man Besuchende, die Aushänge lesen und sich Materialien anschauen. In den Debattierräumen, im Café, der Kneipe und der Bar sähe man schweigende Zuhörerende, die zwischen den aktiv Debattierenden sitzen und alles mehr oder weniger aufmerksam verfolgen. Lurkende sind

16 Schmidt (2013, 76) schreibt von der 90-9-1-Regel, nach der 90 Prozent der Nutzenden Lurkende sind, 9 Prozent sich gelegentlich beteiligen und von 1 Prozent der Großteil der Inhalte komme.

offline nichts Besonderes, sie werden wahrgenommen und auch gezielt adressiert. Für sie werden Informationen zur Verfügung gestellt, sie werden in Redebeiträgen mit bedacht. Dies geschieht auch online. Die Redaktion produzierte ihre Inhalte auch für diese Besuchenden, unter denen sie viele der istyle-Inder und Indieninteressierten vermutete. Die Auffallenden waren sich vermutlich meistens bewusst, dass ihre Debatten öffentlich geführt wurden und schweigendes Publikum hatten. In der Internetforschung werden die Unsichtbaren allerdings häufig trotzdem nicht beachtet (z.B. Hugger 2009, 104-105). Dies liegt vermutlich vor allem daran, dass sie nur durch Zugriffsstatistiken beobachtbar sind und es schwierig ist, sie für Interviews zu kontaktieren. Dadurch, dass ich die Interviewten nicht nur über das Indernet, sondern auch aus meinem Bekanntenkreis gewann, konnte ich mit vielen sprechen, die ich im Gemeinschaftszentrum nicht gesehen hatte.

2.3.6. Die Beobachtenden

Unter den Unsichtbaren und Unauffälligen im Gemeinschaftszentrum waren viele, die sich weniger als Nutzende denn als Beobachtende verstanden. So erklärte ein Redakteur der Zeitschrift *Südasiens*: »Ich fühle mich nicht als denjenigen, für den diese Seite gemacht ist. Ich weiß zwar, dass es so von den Themen her auch allen Interessierten offen ist, aber ich sehe mich dann doch eher in der Rolle des Beobachters.« Eine ähnliche Rolle nahmen auch Besuchende an, die zur primären Zielgruppe gezählt werden konnten. Neha beschrieb sich als:

»Außenstehender Beobachter. Keine aktive Teilnehmerin. Außenstehend – dafür ist Indernet nämlich ganz nützlich, wenn man sich da nicht richtig einmischen will aber von außen her mal so ein bisschen einen Eindruck gewinnen will, zumindest so peripher so, dafür ist es ganz gut als Plattform, als erster Schritt.«

Neha konnte das Gemeinschaftszentrum nutzen, um sich anzuschauen, was natio-ethno-kulturell Gleiche machten und diskutierten, ohne in eine Gemeinschaft hineingezogen zu werden. Ihre Unsichtbarkeit ermöglichte es ihr, distanziert zu bleiben und sich als reine Beobachterin zu verstehen. Andere Nutzende bekamen das Gefühl der Distanz durch ihre Interaktionen in den Debattierräumen. So antwortete der auffallende Chay auf die Frage, wie er sich auf dem Indernet fühle: »Als Fremdkörper und Tourist.«

Die Beobachtenden waren zum Teil natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige (wie Neha, Chay oder ich) und zum Teil Zugehörige zur Dominanzgesellschaft (wie der *Südasiens*-Redakteur). Die meisten von ihnen nutzten das Indernet, um Informationen über die Community zu bekommen. So erklärte Chay, ihn interessiere »wie ›Inder der zweiten Generation‹ sind. Allerdings ohne wissenschaftliche Ambitionen.« Ein Mitglied des Jugendforums der DIG sagte: »Was mich interessiert

hat: Was ist los in Deutschland in der Indian Community?« Und der Südasien-Redakteur erklärte:

»Der Bereich, der mich interessiert, ist, was tut sich, was bewegt die Leute. Manchmal kann das interessant sein, dass man hier auch eine Reflexion der Stimmungen und Meinungen sehen kann und interpretieren. Das ist sicher auch ein Stimmungsbarometer, welches man auch nutzen kann, wenn man sich ein Eindruck verschaffen möchte: Was bewegt die Menschen, die auch wirklich was mit Indien zu tun haben?«

Chay, die Vertreterin der DIG und der Südasien-Redakteur sahen das Gemeinschaftszentrum also als einen Ort, an dem sie Informationen über Menschen mit biografischem Bezug zu Indien bekommen konnten. Ein Journalist der Deutschen Welle erklärte, dass das Indernet von Journalist_innen nicht als Nachrichtenmedium, sondern als Kulturvermittler angesehen wurde. Dort könnten sie sich über Lifestyle informieren, während sie für politische Analysen andere Quellen nutzten.

Das Indernet wurde zudem von jenen beobachtet, die ähnliche Angebote im Internet machten. Redakteur_innen vom Indien-Newsletter und suedasien.info erzählten, dass sie sich regelmäßig anschauten, was das Indernet an Neuigkeiten brachte. Anju, der selbst mit der Idee gespielt hatte, ein kommerzielles Angebot mit ähnlicher Zielgruppe und Ausrichtung zu machen, erzählte, dass er mindestens einmal am Tag ins Gemeinschaftszentrum ging:

»Weil ich sehen möchte, ob die Seite auch wirklich dynamisch ist und das kann ich nur sehen, indem ich jeden Tag drauf gucke. Manche Bereiche sind statisch, das weiß ich inzwischen, welche das sind. Ich versuche auch herauszufinden, ob sich technologisch etwas ändert und stelle fest, die arbeiten mit relativ primitiven Methoden noch. Das liegt wahrscheinlich daran, dass keine Horden von IT-Spezialisten im Team sitzen, die auch noch die Zeit haben, das zu machen. Da kannst du auch manche Sachen auch gar nicht so dynamisch gestalten. Das ist verständlich.«

Anju interessierte, wie sehr und wodurch das Indernet erfolgreich war, welche Innovationen es einführte und wo Probleme lagen. Ihn leitete dabei weniger ein inhaltliches als ein organisatorisches/technisches/geschäftliches Interesse. Scherzhaft meinte er, dass er durch seine täglichen Besuche, die Zugriffszahlen hinauf-treiben würde.

Manche Beobachtenden kamen wie Anju und ich ganz regelmäßig, andere gelegentlich. Viele blieben unsichtbar, andere beteiligten sich, meist indem sie gezielt Fragen stellten. Gerade bei den gelegentlichen Beobachtenden bestand die Gefahr, dass sie vor allem die Äußerungen der Auffallenden wahrnahmen und diese als repräsentativ für Inder_innen der zweiten Generation betrachteten.

2.3.7. Nicht-Nutzende

Die primäre Zielgruppe und die Standard-Nutzer/in des Gemeinschaftszentrums waren Inder_innen der zweiten Generation. Aber nicht alle, die dieser Kategorisierung zugeordnet werden konnten, nutzten das Indernet. Viele werden nie von seiner Existenz erfahren haben. Andere entschieden sich, nicht hinzugehen und noch andere besuchten es und zogen sich dann zurück. Für meine Interviews habe ich explizit einige aus der primären Zielgruppe angesprochen, die das Gemeinschaftszentrum nicht besuchten. Sie interessierten mich, da das Indernet ihnen einen Raum der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit anbot und ich wissen wollte, warum sie sich davon nicht angesprochen fühlten¹⁷. Sprechen wollte ich sie auch, weil sie auf dem Indernet unsichtbar waren und damit leicht vergessen werden konnten. Da sie nicht ins Gemeinschaftszentrum gingen, konnte ich sie nicht dort ansprechen. Kontakt bekam ich vorwiegend über meine persönlichen Netzwerke. Wenn mir Personen sagten, dass sie das Indernet kannten, aber nicht nutzten, bat ich sie um ein Interview. Dabei wurden viele unterschiedliche Gründe für das Nicht-Nutzen genannt. Es gab ganz simple Erklärungen wie von Mahesh, der keinen eigenen Internetanschluss hatte. Hans hingegen erklärte, dass er sich nicht auf Informationssuche begab:

»Man erfährt eigentlich alles, ohne sich groß anstrengen zu müssen. Wenn ich dann mal von irgendetwas gehört habe, wofür ich mich mehr interessiere, dann schmeiße ich Google an und suche mir dazu die speziellen Informationen raus. Ich habe viele Freunde, nicht nur meine Schwester, die denkt, dass sie mir Informationen zukommen lassen muss, sondern viele andere Freunde, die mir regelmäßig Seiten aus dem Spiegel oder sonst woher schicken. Mein Vater unter anderem auch, er informiert mich regelmäßig über Dinge, die er meint, dass sie für mein Studium, dann auch mit Indien zusammenhängend, interessant sein können.«

Aus dem Interview mit Hans sprach generell Passivität. Es schien nur wenig zu geben, dass ihn so begeisterte, dass er sich von selbst informierte und engagierte. Er brauchte nicht zum Indernet zu gehen, es kam zu ihm. Die Indologin Ranji hingegen hatte das Indernet beim Googlen gefunden und sagte, »dass ich danach nie wieder drauf gewesen bin. Ich glaube, ich fand sie ganz interessant und auch schön gemacht, aber ich habe mich überhaupt nicht angesprochen gefühlt.« Grundsätzlich hatte Ranji zwar einen positiven Eindruck, aber das war nicht ausreichend,

17 Die Gründe der IT-Inder_innen, Indieninteressierten und der Elterngeneration, die das Indernet nicht besuchten, interessierten mich weniger. Dies lag wohl daran, dass ich meinte, sie zu kennen: das Gemeinschaftszentrum war im Jahr 2004, dem Zeitpunkt meiner Interviews, nicht auf ihre Interessen ausgerichtet.

um wiederzukommen. Während sich Hans und Ranji einfach nicht für das Indernet interessierten, wehrten sich andere explizit dagegen, dass das Indernet als ihr Raum angesehen wurde. Chris distanzierte sich von allen Zuschreibungen, dass er zu den Inder_innen der zweiten Generation gehöre und ein Interesse am Austausch mit ihnen haben könnte. Der Journalismus-Student Sibi hatte zwar Interesse am Online-Journalismus und unterhielt freundschaftlichen Kontakt zu mehreren Redakteur_innen. Er wollte aber nicht für sie schreiben, um nicht als Journalist in die Schublade Indien gesteckt zu werden. Chris und Sibi hielten sich vom Indernet fern, weil sie nicht auf ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit zu Indien reduziert werden wollten.

Andere der Interviewten begründeten ihr Desinteresse mit ihrem Alter. Sudhir erklärte auf Nachfrage:

»Es hat sicherlich damit was zu tun, dass ich einfach durch diese Prozesse durchgegangen bin, mich jetzt einfach woanders befinde und diese Dinge für mich nicht mehr so wichtig sind. Das spricht auch, glaube ich, zum Großteil jüngere Leute an und deren Inhalte sind einfach andere. Das ist aber auch ok. Wenn es das Indernet vor zwanzig Jahren geben hätte, wäre ich da sicherlich sehr heiß drauf gewesen, ja klar.«

Das Indernet war nicht nur stilistisch auf ein jugendliches Publikum ausgerichtet, es sprach auch die Themen an, mit denen sich insbesondere junge Leute auseinandersetzten. Hierzu gehörte unter anderem die Auseinandersetzung mit der eigenen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit (vgl. 1.2.2). Interviewte wie Sudhir, Samira oder Savita waren schon vor längerer Zeit durch ihren natio-ethno-kulturellen Identitätsfindungsprozess gegangen und brauchten dafür nicht mehr den Austausch mit natio-ethno-kulturell Gleichen.

Das Indernet war allerdings nicht für alle, die in diesem Prozess steckten, ein passendes Angebot. Die Schwestern Sarah und Steffi waren von einer gemeinsamen Freundin zu indischen Partys mitgenommen und auf das Indernet aufmerksam gemacht worden. Sie fühlten sich dabei aber beide nicht wohl und angenommen. Sarah erzählte, dass sie diese Räume als zu indisch empfand und sich damit nicht identifizierte. Das Indernet konnte kein Gefühl der Zugehörigkeit für sie schaffen (vgl. 1.4.4). Bei Sarah und Steffi erfolgte die (implizite) Ausgrenzung aus dem Indernet über die Definition von Indisch-Sein. Andere potentielle Besuchende wurden sicherlich durch andere implizite Normsetzungen abgeschreckt (vgl. 1.4). Auch das Medium Internet wirkte als Ausschlussmechanismus. Akhil erklärte:

»Da ich an persönlichem Kontakt zu Menschen und – wenn man so will – an ihrem Umgang mit ihrer Identität als Migrant der zweiten Generation (indischer oder auch anderer Abstammung) in Deutschland interessiert bin, habe ich mir von einer Internetplattform wenig diesbezüglich versprochen.«

Er konnte sich nicht vorstellen, dass er virtuell persönlichen Kontakt und Umgang herstellen konnte. Auch Ruth schrieb: »Das Indernet ist mir leider keine Hilfe gewesen, es ist mir in der Form PC/Internet zu mühsam, die Diskussionen mir zu allgemein.« Zudem fand sie das Gemeinschaftszentrum »unübersichtlich und eher für Insider«. In einen physischen Raum wären Akhil und Ruth möglicherweise gegangen, der virtuelle schreckte sie ab. Andere, wie Ashvin, nutzten lieber andere virtuelle Räume, wie Shaadi, um natio-ethno-kulturell Gleiche kennenzulernen (vgl. 1.5.4).

Schließlich gab es jene natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen, die Interesse am Austausch mit natio-ethno-kulturell Gleichen und an Südasien gehabt hätten, die Angebote des Gemeinschaftszentrums aber problematisch fanden (vgl. 1.4; 1.5). Auch Sudhir erklärte seine Distanz nicht nur mit seinem Alter:

»Mir ist das irgendwie zu unkritisch, Illustrierte-mäßig. Die Artikel sind sehr unkritisch, also irgendwie alles, was irgendwie mit Indien zu tun hat und nicht Südasien, was mir jetzt auch nicht so gefällt, das wird da alles so reingepackt. Gerade, dass nicht seitenweise irgendwelche Meditationszentren dort inserieren. Das mag ich nicht so. Ich find es schon auch wichtig, dass man ein bisschen kritisch ist.«

Besuchende wie Manish und Savita fanden Tendenzen zum (Hindu-)Nationalismus auf dem Indernet (vgl. 1.4.7; 1.4.8) abschreckend. Savita – und auch Sudhir – gingen zwar weiter ins Indernet, verstanden sich aber vorwiegend als Beobachtende. Manish wiederum zog sich immer weiter zurück. Dies galt auch für Ram, der sich als nicht-heterosexueller Besucher zunehmend unbehaglich fühlte (vgl. 1.5.5). Auch für Samira war die heteronormative Ausrichtung des Gemeinschaftszentrums ein Grund, es nicht als ihren Raum anzunehmen. Auf meine Frage, ob sie es als Jugendliche genutzt hätte, antwortete sie: »Wenn ich jetzt mit neunzehn oder zwanzig drauf gestoßen wäre, dann schon eher. Also, ich hätte mich, glaube ich, schon als Mitte Zwanzigjährige nicht unbedingt davon angesprochen gefühlt. Also damals wäre das für mich eher so ein heterosexuelles Portal gewesen, das ich, glaube ich, nicht benutzt hätte.«

Im Zitat von Sudhir oben steckte noch ein weiteres Unwohlsein, das er auf Nachfragen weiter ausführte. Er erzählte, dass er »den kommerziellen Aspekt des Ganzen« nicht so möge:

»Mit irgendwelchen Reisebüros, wo man irgendwelche Reisen gewinnen kann und irgendwie ist das nicht meins. Das interessiert mich nicht so und Restaurantführer usw. Dann hatte ich das Gefühl, dass das alles unter einem finanziellen Aspekt auch noch steht, zumindest ist das nicht klar getrennt.«

Sudhir mochte nicht, dass kommerzielle Aspekte zunehmend den Community-Charakter in den Hintergrund drängten (vgl. 3.5). Als Partyveranstalter hatte er

das Gefühl, dass dies auch für die Party-Szene galt. Immer mehr Leute glaubten, damit Geld verdienen zu können, drängten in den Markt und brachten damit die bereits bestehenden auf Community ausgerichteten Veranstaltenden in Bedrängnis. Um sich über die Party-Szene zu informieren, ging er dann aber doch auf das Indernet.

Die Gründe das Gemeinschaftszentrum nicht zu nutzen, waren genauso vielfältig, komplex und ambivalent, wie jene es zu besuchen. Die Architektur des Gemeinschaftszentrums, sein Aufbau, seine Einrichtung und seine Adresse beeinflussten, wer den Weg dahin (nicht) fand, sich (nicht) angesprochen fühlte und (nicht) hineinging (vgl. Duval 2005, 221-222). Wie Bozdag (2013, 93) feststellt, ist der Zugang zu Diasporamedien von verschiedenen Faktoren abhängig: von der eigenen Positionierung in der Diaspora, der Verfügbarkeit des medialen Angebots und der subjektiv angesehenen Qualität. Diese drei Gründe lassen sich auch bei denjenigen nachvollziehen, die das Indernet nicht nutzten: So verstand sich Chris nicht als Teil der Community. Für Mahesh war das Indernet nicht erreichbar. Akhil und Ruth fanden keinen Zugang. Savita misstraute der Qualität der Berichterstattung. Lara ging davon aus, dass ihr die Inhalte nicht gefallen würden. Als vierten Faktor würde ich die impliziten und expliziten Normsetzungen und Ausgrenzungen (vgl. 1.4; 1.5) hinzufügen.

2.3.8. Fazit: Parallelnutzungen

Die Beschreibungen der verschiedenen Wege durch das Indernet und verschiedenen Sichtbarkeiten von Besuchenden zeigen die unterschiedlichen Aneignungen (oder auch die Verweigerung der Aneignung) des virtuellen Raums und seiner technischen Möglichkeiten durch die Nutzenden. Ohne diese Aneignungen wäre das Indernet nur ein Netz miteinander verbundener Dateien. Durch die Besuchenden wurde es zu einem sozialen Raum, an dem unterschiedlichste Aktivitäten stattfanden. Die Nutzenden stellten aus den ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten aufgrund ihrer jeweiligen Interessen und Persönlichkeiten ihr eigenes Indernet zusammen (vgl. Miller und Slater 2000, 14) und schufen damit auch Räume für andere Nutzende. Die unterschiedlichen Nutzungsarten waren miteinander verbunden und ergänzten sich.

Die Auffallenden nutzten die ihnen zur Verfügung gestellten Möglichkeiten, entwickelten sie weiter und schufen lebendige Räume des Austauschs. Sie waren so an der Produktion des Raums beteiligt. Durch ihre große Autonomie und den Willen zur Selbstgestaltung konnten sie dabei in Konflikt mit der Redaktion kommen, die ihnen das Selbstgestalten ermöglichte, aber auch ihren Rahmen erhalten sehen wollte. Beide Gruppen zusammen prägten das Bild des Indernets, das Beobachtende bekamen. Besuchende stießen primär auf die Informationen, die durch die Redaktion zur Verfügung gestellt wurden, sowie auf die Kommunikation

der Auffallenden. Die Unauffälligen und Unsichtbaren konnten in nichtöffentlicher Kommunikation an aktivem Austausch beteiligt sein. Durch gelegentliche Beiträge beeinflussten die Unauffälligen zudem den öffentlichen Austausch. Sie verhinderten, dass die Räume des Austauschs zu exklusiven Orten der Auffallenden wurden, die für alle anderen geschlossen wirkten. Zudem bildeten die Unsichtbaren und Unauffälligen sowie die Beobachtenden das Publikum, für das Inhalte geschaffen wurden. Ohne sie hätte es kein Gemeinschaftszentrum gegeben.

Da sich all diese unterschiedlichen Besuchenden an einem virtuellen Ort trafen, begegneten sie sich nicht notwendigerweise. Sie konnten am gleichen Ort sein, ohne das zu bemerken. Um die Unsichtbaren wahrzunehmen, mussten Besuchende sehr aufmerksam sein bzw. sich Gedanken über den Raum und seine Nutzenden machen. An einem Ort wie dem Indernet, wo nur wenige Merkmale von anderen Besuchenden wahrnehmbar waren, wurde das Bild über die Anderen vorwiegend aus der eigenen Vorstellungskraft entwickelt. Es war relativ einfach, Dinge auszublenken, die man nicht wahrnehmen wollte, und die Aufmerksamkeit auf das zu richten, was man wahrnehmen wollte. In Bezug auf das Indernet war es eine Möglichkeit anzunehmen, dass die Redaktion und die Auffallenden repräsentativ für alle seien. Eine andere Möglichkeit war es, von sich auf andere zu schließen. Das eigene Interesse, die eigene Nutzungsart, die eigene natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit konnten als typisch für diesen Raum imaginiert werden. So bestand die Möglichkeit, Gleichheit zu imaginieren (vgl. 1.2) und Unterschiedlichkeiten zu ignorieren (vgl. 1.4; 1.5). Für jene aber, denen der Raum eher fremd war, bestand auch die Möglichkeit, die Anderen als anders als sich selbst zu imaginieren und dabei das Bild über die Anderen aus dem eigenen Vorrat an Bildern über Andere zusammenzusetzen. So hatten Besuchende und Beobachtende, aber auch Redakteur_innen, verschiedene Vorstellungen davon, wer in das Gemeinschaftszentrum kam, was charakteristisch für die Besuchenden war und welche Unterschiede es gab. Es konnten gleichzeitig verschiedene Nutzungsformen und Vorstellungen des Indernets entstehen und gepflegt werden.

Diejenigen, die einen Ort der natio-ethno-kulturell Gleichen besuchen wollten, konnten sich vorstellen, von genau solchen Standard-Nutzer/innen (vgl. 1.3.2) umgeben zu sein. Sie gingen in jene Räume und nutzten jene Angebote des Indernets, die genau dieses Gefühl bestärkten. Diejenigen aber, die sich über Indien informieren wollten oder an interkulturellem Austausch interessiert waren, konnten dafür Räume und Angebote finden. So konnte sowohl die primäre Zielgruppe der Inder_innen der zweiten Generation als auch die Zielgruppe der Indieninteressierten erreicht werden. Schwieriger war es, die Zielgruppe der IT-Inder zu erreichen. Sie fanden im Gemeinschaftszentrum weniger Angebote, die ihre Interessen bedienten. Dafür erreichte das Indernet viele jener, die sich für die Inder_innen (der zweiten Generation) in Deutschland interessierten. Das Gemeinschaftszentrum wurde zu dem Ort, an dem Beobachtende meinten, sich über diese informie-

ren zu können, und dabei ignorierten, dass nur ein Teil dieser Gruppe auf dem Indernet vertreten war.

Das Indernet bot mehrere parallele Arten und Weisen der Nutzung an, die unterschiedliche Bedürfnisse befriedigten, und war damit erfolgreich.

2.4. Kommunikation und Information

2.4.1. Die Ziele des Indernets

»Unser Ziel ist es, junge Inderinnen und Inder im Internet zusammenzubringen, die Kommunikation untereinander zu fördern, Projekte unserer Mitglieder/innen vorzustellen und über das Land Indien an sich zu informieren.«

So informierte die Redaktion im Jahr 2000 ihre Besuchenden über die Ziele des Gemeinschaftszentrums. Eine solche Kombination von Zielen war typisch für viele virtuelle Räume. Schachtner (2005, 128) stellt fest, dass zur Angebotspalette von virtuellen Räumen Information, Kommunikation, Service und Wissen gehören. Für Braune (2008, 129-141) sind Kommunikation, Information und Bildung Motive für Internetnutzung. Es geht dabei jeweils darum, interaktiven Austausch zu ermöglichen und Inhalte, Wissen und Service zur Verfügung zu stellen. Besonders geeignet waren hierfür Internetportale wie das Indernet, da sie Kommunikation und Information verbanden. Zudem übernahmen Internetportale die Aufgabe, Informationen und Angebote zu bündeln, so dass die Nutzenden diese nicht selbst suchen und zu verschiedenen (virtuellen) Orte gehen mussten. Nakamura (2002, 102) argumentiert daher, dass die Portale den Nutzenden ein Gefühl der Kontrolle und Ordnung innerhalb der Massen von Daten im Internet gaben. Es waren gerade die unterschiedlichen Angebote, die das Gemeinschaftszentrum für seine Besuchenden interessant machen sollte, wie Samir erklärte:

»Es wäre langweilig, nur eine Kommunikationseinheit anzubieten. Gibt es doch Tausend Seiten von. Uninteressant. Zusätzlich muss es, was wichtig ist, Information bieten, möglichst vielseitig. Und, was ich immer sehr wichtig finde, sind Spezialberichterstattungen. Oder Umfragen. Interaktiv. Es muss irgendetwas Besonderes passieren. Es darf nicht einfach nur Information sein und ein bisschen Kommunikation, sondern es muss was Besonderes da sein. Zum Beispiel diese Kultumfrage, die wir machen: »Welches Produkt ist das Kultigste?« Miss India Germany ist eine andere Geschichte, wobei das auch im Zusammenspiel mit Offline-Aktivität natürlich ist.«

Samir war davon überzeugt, dass das Indernet nur erfolgreich sein konnte, wenn es sich von anderen Internetangeboten abhob, verschiedene und spezielle Angebote machte und die Besuchenden aktiv einbezog. Bharat erklärte:

»Das Ziel ist, die indische Community in Deutschland auf einem Medium zu sammeln. Den Leuten, die sich für Indien interessieren, Informationen über Indien zu geben. Ihnen somit auch ein Gemeinschaftsgefühl zu geben und sie zu sammeln.

Besonders den Leuten der zweiten Generation auch ihr Land, was es ja irgendwo auch ist, näher zu bringen und schon auch eine gewisse Identität zu stiften.«

Für Bharat hatte das Gemeinschaftszentrum das konkrete Ziel, die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit zu Indien zu stärken (vgl. 1.3). Aus seinen Ausführungen ist herauszulesen, dass er davon ausging, dass es vielen Inder_innen der zweiten Generation sowohl an Austausch mit natio-ethno-kulturell Gleichen als auch an Nähe zu Indien fehlte. Diese Nähe sollte unter anderem durch Informationen über das Land hergestellt werden. Auch für Ranjan richtete sich das Informationsangebot auf dem Indernet an die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen, denn »es gibt viele Inder, die unwissend sind«. Hierin sah Bernd vom Informationsportal suedasien.info einen wesentlichen Unterschied zwischen den beiden virtuellen Angeboten:

»Sie haben den Anspruch, sich wirklich an die indische Community in Deutschland zu richten, auch an eine bestimmte Altersgruppe. Wir haben den Anspruch, uns schon auch an diese Leute zu richten, aber vor allen Dingen an alle, die an Indien interessiert sind.«

suedasien.info war nicht auf eine natio-ethno-kulturelle Community ausgerichtet. Dem Portal ging es um Vermittlungen von Informationen über Südasien an alle, die an (wissenschaftsjournalistischen) Informationen interessiert waren. Austausch war daher kein wesentliches Element für dieses Informationsportal. Für das Indernet hingegen war er zentral, wie Bobby erklärte:

»Auf jeden Fall, dass die Inder dort über indische Themen diskutieren können und dass Leute, die sich sonst eigentlich nie sehen können, wenn irgendjemand in Buxtehude oder so wohnt, dass der sich eben mit anderen Leuten unterhalten kann, durchs Forum oder durch den Chat, dass man einfach Erfahrungen austauscht, wie es auf dem Dorf ist oder wie jetzt ein anderer in einer Großstadt wie Berlin lebt.«

Auch Bobby ging es um die Stärkung der Community. Kiran sah einen Wandel in der Ausrichtung des Gemeinschaftszentrums: »Wir werden jetzt als Portal, als Informationsportal, ernst genommen, gerade von Außenstehenden, die nicht so viel mit Indien zu tun haben. Das ist sehr erstaunlich und toll.« Aufgrund von Anfragen an die Redaktion hatte er das Gefühl, dass sich das Indernet vom Ort der zweiten Generation zu einer seriösen Informationsquelle für Dritte entwickelt hatte. Andere hatten das von Anfang an als ihr zentrales Anliegen gesehen. Sneha erzählte, das Ziel des Indernets wäre es, »Information über Indien zu vermitteln. Information jeglicher Art.« Daher wollte Sneha auch alle Menschen, unabhängig von ihrer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit ansprechen. Auch Rami schien mit Informationen Mitglieder der Dominanzgesellschaft erreichen zu wollen: Ihr Ziel war, »Informationen über ein Land, das hier in Deutschland zwar sehr bekannt ist, aber

doch immer wieder Fragen aufwirft« bereitzustellen. Die Beobachterin Savita erklärte:

»Ich glaube, dass es dem Indernet darum geht, den hier lebenden Indieninteressierten und der zweiten Generation ein umfassendes Informationsportal über Indien quer durch alle Lebensbereiche zu bieten. Zum einen und zum anderen. Ich weiß nicht so ganz genau ob sie Meinung machen wollen. Ob sie sich als Medium verstehen, das ein bestimmtes Bild von Indien in Deutschland transportieren will. Wir sind nicht rückständig, wir sind modern, wir können mithalten. Ein bisschen in die Richtung.«

Savita sah Information – sowohl an die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen als auch an die Dominanzgesellschaft gerichtet – als zentrales Ziel des Gemeinschaftszentrums. Es schien ihr aber nicht allgemein um Wissensvermittlung zu gehen, sondern um die Verbreitung bestimmter – gegen die dominante Wahrnehmung in Deutschland gerichteter – Bilder. Information war also in Savitas Vermutung nicht Selbstzweck. Auf den zentralen Aspekt der Repräsentation gehen auch Miller und Slater (2000, 85-115) ein. Sie argumentieren, dass Menschen aus Trinidad (unter anderem im Migrationskontext) das Internet sowohl nutzen, um ihre natio-ethno-kulturelle Identität auszuleben (»being Trini«) als auch um ihr Herkunftsland international bekannter zu machen (»representing Trinidad«). Das Internet ermöglicht ihnen beides mit einem geringen Ressourceneinsatz und gibt so gerade jungen Menschen Möglichkeiten, an der Darstellung ihres (imaginierten) Herkunftslands mitzuwirken. Auch Bozdag (2013, 14) stellt fest, dass Diasporawebseiten durch Kommunikation geschaffene Räume sind, die die Möglichkeit für Selbstrepräsentation, Identitätsbildung, Vergemeinschaftung und transkulturelle Vernetzung von Migrant_innen bieten. Das Sein und das Darstellen sind dabei miteinander verbunden. Wenn das Indernet Informationen über Indien an Dritte richtete, stand dies auch in Zusammenhang mit der Aushandlung natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit. Natio-ethno-kulturell Anderen reicht es häufig nicht, ihre Zugehörigkeit auszuleben (being Indians of the second generation), sie suchen auch nach Anerkennung und richten sich daher an eine größere Öffentlichkeit (representing India and Indians in Germany).

Gleichzeitig lassen sich die Ziele der Indernet-Redaktion nicht hierauf reduzieren. Es ging auch darum, sich selbst auszuprobieren. Samira vermutete, »dass sie einfach was brauchten, womit sie so was austesten konnten« (vgl. 3.2.5) oder zu merken, dass man etwas bewirken konnte, wie Sunil ausführte:

»Sich mit einzubringen und was zu machen für die Inder. Ich meine es ist auch irgendwo ein schönes Gefühl für die drei Leute, die das gegründet haben, zu wissen: wir haben was auf die Beine gebracht und da wird was draus.«

2.4.2. Austausch ermöglichen

Das zentrale Anliegen der Kommunikation zeigte sich in der Projektbeschreibung im Jahr 2000 im Abschnitt »Kommunikation im Internet – Wie machen wir das?«. Auch in der Neuformulierung von 2006 (vgl. 3.5.6) blieb ein Absatz hierzu stehen:

»Das Angebot vom Indernet umfasst neben dem umfangreichen und aktuellen Informationsrepertoire aus verschiedenen Rubriken die Kommunikationseinheiten Chat und Diskussionsforen. Sie sind das Sprachrohr der Community und ermöglichen sowohl den direkten und unmittelbaren Austausch der Nutzer untereinander, als auch den Austausch zwischen Redaktion und Nutzern.«

Auffällig ist, dass 2006 der Austausch der Nutzenden mit der Redaktion von jenem unter den Nutzenden unterschieden wurde. Waren die Redakteur_innen anfangs noch Teil der Nutzenden, hatten sie sich mit der Zeit zunehmend von ihnen entfernt. Auffallend ist auch, dass die Kommunikationseinheiten nun als »Sprachrohr der Community« bezeichnet wurden – das Sprachrohr, das es dem Indernet ermöglichte, »am Puls der Community« zu sein. Community war dabei ein uneindeutiger Begriff, der sich sowohl auf die Internet-Community aller Nutzenden als auch auf die Community der Inder_innen der zweiten Generation beziehen konnte (vgl. 1.3.3).

Im ersten Mosaik habe ich ausführlich dargestellt, welche Bedeutung es für natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige hatte, Menschen, die ihnen natio-ethno-kulturell ähnlich waren, kennenzulernen und sich mit ihnen auszutauschen (vgl. 1.2). Das Indernet wurde durch den Austausch zu einem Raum der Zugehörigkeit (vgl. 1.3), an dem sich Inder_innen der zweiten Generation gerne aufhielten. Sie verbrachten hier gesellige Zeit miteinander, flirteten mit natio-ethno-kulturell Ähnlichen (vgl. 1.5.4) und waren einfach Inder_innen der zweiten Generation (vgl. Miller und Slater 2000, 87-103). Sie diskutierten dabei auch thematisch und handelten unter anderem aus, was es bedeutete, Inder_in der zweiten Generation zu sein (vgl. 1.4). Das Gemeinschaftszentrum stellte zudem einen Raum dar, an dem Gemeinschaft imaginiert werden konnte (vgl. 1.3.3.; Bozdag 2013, 14). Durch den Austausch innerhalb des Indernets wurde diese laut Samir erst gebildet: »Kommunikation ist ganz wichtig. Ich meine, sie ist das A und O. In der Kommunikation ist es, wo Community überhaupt stattfindet. Dadurch entsteht sie erst.« Gleichzeitig bot das Indernet den Nutzenden eine Möglichkeit, die neuen Internetanwendungen auszuprobieren, wie Nikhil erklärte:

»Das ging nicht nur darum, das Indienportal zu entdecken. Das war auf jeden Fall noch die Zeit, wo man generell das Internet entdeckt hat, entdecken wollte. Bei mir war das so. Vor allem auch in der Zeit, wo ich in Indien war, wo ich überhaupt erst das Internet schätzen gelernt habe. Einfach durch die Entfernung, dass ich

eine E-Mail-Adresse hatte und immer den Leuten e-mailen konnte und auch chatten konnte in msn. Der Wert wurde viel deutlicher dadurch, dass ich einfach weit weg war und dennoch Kontakt halten konnte.«

Auf dem Indernet fand nicht ausschließlich Kommunikation zwischen natio-ethno-kulturell Ähnlichen statt. Auch wenn viele Besuchende das Bild der fiktiven Standard-Nutzer/in (vgl. 1.3.2) im Kopf hatten, trafen sie auch auf Besuchende, die von ihr abwichen. Auf meine Frage, welcher natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit die anderen Nutzenden seien, erklärte Fatima: »Ich weiß es nicht. Das ist im Prinzip dann auch egal. Ich habe mitbekommen, dass es viele Deutsche dort gibt, also ganze Deutsche, die sich einfach nur für Indien interessieren und für den Hinduismus auch. Ich glaube, Ganesha, zum Beispiel, ist gar nicht indisch.« Auch afghanisch-indische Nutzende hätte sie kennengelernt. So kam sie zu der Schlussfolgerung, dass dies letztendlich unwichtig sei:

»Es wird einfach so hingenommen, dass es neben diesem Aspekt Nationalität auch einfach nur den Aspekt Plattform für Informationsaustausch gibt. Ich glaube, es interessiert dann auch wirklich keinen, ob man wirklich Pakistaner oder Inder ist.«

Auch wenn für Fatima der Austausch unter natio-ethno-kulturell Gleichen wichtig war, war es für sie unproblematisch, dass das Gemeinschaftszentrum gleichzeitig ein Ort für einen allgemeineren Austausch zu Indien war. Im alltäglichen Umgang auf dem Indernet schien die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit der anderen Besuchenden nicht entscheidend. Tatsächlich waren unter den Auffallenden und insbesondere unter den TopTen-Postenden viele Angehörige der Dominanzgesellschaften im deutschsprachigen Europa. Interviewt habe ich von diesen nur Ganesha, die erklärte, warum sie regelmäßig ins Gemeinschaftszentrum kam: »Hier kann man sich mit modernen jungen Leuten unterhalten, die größtenteils sehr aufgeschlossen sind.« Auch Ganesha, die mit einem Inder verheiratet gewesen war, ging es also darum, sich mit anderen auszutauschen.

Bei meiner Akquise von Interviewpartner_innen war auffällig, dass von jenen vier, die sich auf meinen Aufruf auf dem Indernet meldeten, nicht nur alle unauffällig waren, sondern zwei auch der Dominanzgesellschaft angehörten. Jule erklärte, warum sie sich bei mir gemeldet hatte:

»Es hat sich interessant angehört, das so zu untersuchen, die Seite und wie die einzelnen Menschen damit umgehen und was so das Indernet bedeutet und ich habe gedacht, vielleicht ist es mal ganz interessant, weil ich bin deutsch und ich habe aber so einen Bezug zu Indien, obwohl ich niemals dort war. Und trotzdem bedeutet mir die Seite sehr viel. Ich wollte gern sagen, wie viel mir das bedeutet, obwohl ich keine Inderin bin.«

Sie reagierte damit zumindest implizit auf die Annahme, das Indernet sei ein Ort nur für Inder_innen (der zweiten Generation). Für mein Forschungsprojekt war sie damit sehr wichtig, weil sie mir tatsächlich half, meine Perspektive zu weiten. Vertretende der Dominanzgesellschaft hatte ich sonst vorwiegend als Teil der erweiterten Redaktion und als Beobachtende, sowohl (Internet-)Journalist_innen als auch Forschende, interviewt. Zum Teil verstanden diese sich allerdings auch als Nutzende. So erzählte Bernd, der im Gemeinschaftszentrum eher unauffällig war:

»Als erstes fand ich das alles spannend, nett und eine gute Möglichkeit, um weitere Leute kennenzulernen mit einer ähnlichen Interessenlage, weil ich nicht einen indischen Hintergrund habe, aber an Indien interessiert bin. Was mir wichtig ist, sind natürlich die Inhalte, also die Texte, die waren so lala. Dann bin ich ins Forum, weil ich gemerkt habe, dass es tatsächlich auch angenommen wird, was ich sonst ganz selten mache. Ich bin da ins Forum und habe mit Leuten gesprochen und habe dann zum Beispiel K kennengelernt und mit dem habe ich heute noch Kontakt.«

Soweit ich es beobachten konnte, war die Aufnahme von neuen Besuchenden in den Räumen zum Debattieren und der Geselligkeit nicht von deren natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit abhängig. Entscheidend war vielmehr, wie sich die neuen Besuchenden verhielten, wie sie sich orientierten und ungeschriebene Regeln einhielten. Ausschlaggebend war, ob sie sich auf die Art der Kommunikation im Gemeinschaftszentrum einlassen und mitmachen konnten. Jene, die mit einer auffordernden Frage in den Raum stürmten, sich nicht erst bekannt machten und nicht auf die Gepflogenheiten achteten, bekamen in der Regel keine oder kaum Reaktionen bzw. wurden ironisch kommentiert.

Die Besuchenden des Indernets waren sowohl an der Kommunikation im Gemeinschaftszentrum als auch außerhalb interessiert. Die eher Extrovertierten, insbesondere die Auffallenden, nutzten die Räume zum Debattieren und der Geselligkeit. Neben thematischen Diskussionen ging es dort um alltäglichen Austausch und geselliges Plaudern (vgl. Greschke 2009, 24-25). Die weniger Extrovertierten suchten weniger öffentliche Austauschformen. Sie nutzten die nichtöffentlichen Kommunikationswege im Gemeinschaftszentrum oder informierten sich am Infopoint über anstehende Möglichkeiten, Leute kennenzulernen. Die Besuchenden schufen zudem aktiv Gelegenheiten, sich außerhalb des Gemeinschaftszentrums zu treffen. So gab es eine Reihe von Threads zu einzelnen Städten oder Regionen, deren Ziel es war, Leute in geografischer Nähe kennenzulernen. Aus diesen sind nicht nur Verabredungen einzelner Besuchender entstanden, sondern auch mehrere selbstorganierte Forentreffen. Während viele an solchen Treffen interessiert waren, erzählte Maya, dass sie sich nur im Gemeinschaftszentrum bewegen würde, »weil es zu mühsam wäre, die Leute persönlich zu treffen und weil ich zu selten in Deutschland bin«. Für die Schweizerin waren Offline-Treffen nicht realistisch. Be-

suchende aus Wien organisierten hingegen ein Forentreffen in ihrer Heimatstadt. Das Indernet ermöglichte seinen Besuchenden so den Austausch in verschiedenen Formen. Fatima erklärte:

»Als Fazit würde ich sagen, dass beide Portale [Indernet und pak24] mittlerweile relativ wichtig sind für mich, weil ich Freunde gefunden habe, weil ich sehr viel gelernt habe, was mir auch von Anfang an sehr wichtig war, dass ich viel Informationen mitnehme immer oder auch gebe.«

Die Bedeutung des Indernets lag für sie also nicht nur darin, dass sie hier ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit verhandeln konnte und einen Schutzraum gefunden hatte, sondern auch darin, dass sie Freundschaften schließen konnte und im Austausch war. Die Redaktion war grundsätzlich mit der Umsetzung ihres Ziels zufrieden, wie Deepak – mit Vorbehalten – erklärte:

»Auf jeden Fall, die Grundfunktion des Austausches findet statt. Ok, es sind immer dieselben Personen, die Artikel schreiben, von daher ist es nicht repräsentativ, weil es nicht auf einer breiten Ebene Beteiligung gibt. Wir haben zwar viele Mitglieder im Forum, aber es sind immer nur wenige, die sich wirklich dann auch viel beteiligen an Diskussionen. Von daher könnte die Funktion also breiter gefächert erfüllt sein. Das wäre natürlich besser, als wenn da immer nur die gleichen Leute über die gleichen Themen reden. Aber immerhin wird geredet und es ist nicht auf dem untersten Niveau.«

2.4.3. Indien (anders) repräsentieren

Das zweite Hauptziel des Indernets, Informationen zu vermitteln, diente insbesondere dazu, eine Repräsentation Indiens für die allgemeine Öffentlichkeit zu bieten (vgl. Miller und Slater 2000, 103-114). Die Redakteur_innen schrieben für diese und die Postenden werden sich bewusst gewesen sein, dass ihre Äußerungen beobachtet werden konnten (vgl. Greschke 2009, 239). Diese Öffentlichkeit war nicht nur bekannt, sondern auch erwünscht (vgl. ebd. 239). Zum Teil bestand auch die Vorstellung, durch das neue Medium Internet Menschen rund um die Welt erreichen zu können. Wie Greschke (ebd. 25) feststellt, ist das aber nicht einfach. Zwar konnte jede_r weltweit auf das Indernet zugreifen, musste das Gemeinschaftszentrum aber erst finden und dann auch noch seine Umgangssprache verstehen.

Einige der Interviewten erzählten, dass sie schon immer Möglichkeiten suchten und nutzten, um andere über Indien zu informieren. Bharat erklärte:

»Ich fand das immer faszinierend. Die Religion, die Götterbilder, das ganze Bunte. Ich habe mich auch immer mit Indien identifiziert, auch in der Schule. Wenn Indien als Thema kam, auch in der Grundschule, dann habe ich mich immer gemeldet

und habe auch früher gern mal Atlanten durchstöbert. Ich wusste dann auch in Indien genau, wo was ist.«

Bharat eignete sich Wissen an und wollte dieses Wissen mit anderen teilen. Ähnlich ging es Bobby:

»Ich esse gerne indisch und egal was passiert, sei es in der indischen Politik, Wirtschaft oder Kultur oder Film, was weiß ich, es interessiert mich immer alles. Früher haben meine Freunde auch immer gemeint, wenn du irgendwas zu Indien wissen willst, frag einfach den Bobby, der ist so ein Indienverrückter und den können wir uns auch – okay, das ist ein bisschen übertrieben – als Premierminister vorstellen. Das hat mich immer interessiert und deswegen war ich, als ich klein war, auch immer auf der Bühne und habe immer mitgemacht bei dem indischen Kulturverein. Dann war ich der Jugendleiter der indischen Gruppe hier, da haben wir immer Jugendtrips gemacht, sind irgendwohin weggefahren. Deswegen denke ich, dass es irgendwann mal dazu kommen musste, dass ich zum Indernet gelangt bin und das jetzt nebenher mache.«

Als Redakteur des Indernets konnte Bobby zusammen mit anderen Indienbegeisterten wie Bharat seinem Wunsch nachgehen, andere auch zu begeistern. Mit einer ähnlichen Motivation fing die Unterhaltungsredakteurin beim Indernet an. In ihrem Grußwort zum dreijährigen Jubiläum schrieb sie:

»Seit ich nach langen acht Jahren, 2001, endlich wieder in Indien war, war es um mich geschehen! Ich hatte mich total in Land, Leute, Kultur und alles, was so dazu gehört, verliebt. Daher war ich auch 2002 wieder in Indien. Umso schlimmer war allerdings die Zeit danach, zurück in Deutschland. Ich sehnte mich furchtbar nach Indien, hatte hier allerdings niemanden, der meine Indien-Leidenschaft mit mir teilte.«

Das Indernet gab ihr die Möglichkeit, ihre Leidenschaft zu teilen. Zu den Indienbegeisterten im Indernet gehörte auch der suedasien.info-Redakteur Bernd. Auch wenn seine Eltern keine Migrant_innen aus Indien waren, hatten sie ihn für Süd-asien interessiert:

»Mein Stiefvater ist zweimal mit dem VW-Bus über Afghanistan nach Indien gefahren. Diese ganzen Eltern, die so getravelt sind und da ihren Seelenfrieden gesucht haben, also nicht so spirituell, sondern eher ihre Drogenerfüllung am Strand von Goa genossen haben. Das sind meine Eltern, also aus der Richtung kommen die. Die haben mir immer von Indien erzählt, ich bin in der Schule im Erdkundeunterricht derjenige gewesen, der über Indien den anderen Leuten was erzählt und mir was angelesen habe oder Dias von den Eltern ausgeliehen habe, um die dann zu zeigen.«

Bernd war mit Erzählungen über Indien aufgewachsen und hatte so ein Interesse für die Region entwickelt. Ähnliches galt für Stefani, die sich überlegte, beim Indernet oder suedasien.info mitzuarbeiten. Sie wurde bei einem Indienaufenthalt ihrer Eltern geboren. Familiäre und biografische Verbundenheit zu Indien waren so nicht auf die Inder_innen der zweiten Generation beschränkt. Auch jene, die fraglos als Deutsche angesehen wurden, konnten diese haben und daran interessiert sein, einer deutschen Öffentlichkeit mehr über Südasien zu vermitteln. Damit unterschieden sie sich von Inder_innen der zweiten Generation wie Hans, die keinerlei Sendungsbewusstsein zum Thema Indien hatten.

Das Bedürfnis, Indien zu repräsentieren, hing allerdings nicht nur mit der eigenen Begeisterung zusammen. Es hatte auch etwas mit der dominanten Darstellung von Indien in Deutschland zu tun. Rajesh erzählte:

»Irgendwann hat sich dann herausgestellt, dass ich ein Interesse hatte, andere Inder kennenzulernen, die auch in Deutschland groß geworden sind, und auch Indienbegeisterte, weil, ich muss ehrlich sagen, ich hatte in der Schule ein komplett anderes Bild gehabt. Die meisten Deutschen waren nicht indienbegeistert und haben Indien als Entwicklungsland gesehen, es wurde auch so im Unterricht durchgenommen. Deshalb hatten meine Mitschüler auch diesen Blick dazu gehabt, die haben Indien immer nur als Entwicklungsland gesehen, für die war es nicht mehr. Was mich natürlich extrem gestört hat, wo ich irgendwann gesagt habe, ich muss da ein bisschen Öffentlichkeitsarbeit leisten oder zusehen, dass Indien nicht auf einen Punkt reduziert wird.«

Um gegen das dominante Bild des unterentwickelten Landes zu arbeiten, engagierte sich Rajesh in einem Verein, organisierte Partys und arbeitete mit dem Indernet zusammen. Dort traf er auf Redakteur_innen, die sein Anliegen teilten. Devraj erzählte:

»Ich sehe anhand des Umfeldes, in dem ich aufgewachsen bin, was für ein Indienbild die Menschen haben. Die Menschen sagen – diese typische Sicht, ist eigentlich ein pures Klischee – erstens: Fakir, Armut, GreenCard-Inder, Hinduismus, ich weiß es nicht, Räucherstäbchen, so was in die Richtung. Das ist einfach ein Bild, das so nicht stimmt. Ich meine es ist klar, das sind natürlich Einflüsse, die aus Indien hierhergekommen sind, dadurch hat man dieses Bild. Aber ich finde in vielerlei Hinsicht ist es ein negatives Bild. Besonders durch diese GreenCard-Diskussion sind die Inder nicht gerade beliebt geworden in Deutschland. Es gab keine Schwemme von IT-Spezialisten, aber es war viel Skepsis da. Nicht in meinem Umfeld, aber ich habe viel gelesen im Netz. Da war auch: Brauchen wir tatsächlich diese Spezialisten? Dieses Bild von einer anderen Seite darzustellen, das ist so der Grund, warum wir das Indernet gegründet haben oder machen wollen.«

Dem negativen Indienbild wollte Devraj im Indernet ein anderes Bild entgegenstellen. Ein solcher Versuch der positiven Repräsentation bzw. Image-Bereinigung für das Herkunftsland findet sich auch in anderen natio-ethno-kulturell definierten virtuellen Räumen (vgl. Miller und Slater 2000, 108; Greschke 2009, 235). Hall (2004, 158) spricht von Transkodierungsstrategien gegen rassifizierende Repräsentationsregime. Ihr Ziel es ist, Bedeutungen zu verschieben. Dabei unterscheidet Hall die Umkehrung von Stereotypen (ebd. 159-161), das Entgegensetzen von positiven gegen negative Bilder (ebd. 162-163) und das Arbeiten mit der Instabilität von Bedeutung (ebd. 163-165). Das Vorgehen des Indernets gehörte zum zweiten Typ. Devraj wollte ein positives Bild von Indien vermitteln, dabei aber offensichtliche Konflikte und Probleme nicht verschweigen.

»Dieses Indienbild ist, das positiv darzustellen. Aber auch von einer gewissen Seite her neutral, weil, wenn ein Land Atomtests durchführt bzw. wenn es wirklich so einen albernsten Konflikt zwischen Pakistan und Indien gibt, dann muss man das auch so darstellen, dann kann man nicht sagen, das ist so gerechtfertigt.«

Anirban reagierte anders auf die Atomtests:

»Erstmals Interesse habe ich bekommen – vielleicht hört sich das krass an – als Indien die Atombombe gezündet hat, weil Indien dann wirklich zum ersten Mal richtig in den Medien war. Vielleicht habe ich das vorher vermisst, weil man Indien eigentlich als Drittweltland in den Medien kaum gesehen hatte. Vielleicht mal eine Flutkatastrophe, das war es dann.«

Die Tests verschoben das Bild Indiens (zumindest vorübergehend) vom Entwicklungsland zu einer Atommacht und werteten so das Land, dem Anirban sich verbunden fühlte, auf. Er beschloss, an der Vermittlung eines positiven, starken Indienbildes mitzuwirken. Das Indienbild in Deutschland war nicht nur für das ferne Indien relevant, sondern hatte konkrete Auswirkungen auf die Inder_innen der zweiten Generation in Deutschland, wie Alex erklärte:

»Das ist mir auch aufgefallen, die Frage, ob mein Vater auch so ein Turban-Inder ist, also alle Inder sind Sikhs und ich dann mal darüber aufgeklärt habe, dass das nur ein bestimmter Anteil ist, dass es sehr viele Hindus aber auch Moslems gibt und ich so gemerkt habe, dass dieses Bild von Indien bei vielen immer noch nur ganz oberflächlich, ziemlich schlecht und sehr geprägt von Nicht-Wissen ist.«

Das eingeschränkte Indienbild wurde auf ihn und seine Familie projiziert. Über Indien zu informieren, lag daher nicht nur an seinem Interesse, es war eine Konsequenz seiner alltäglichen Interaktionen. Wenn er nicht wollte, dass sein Umfeld sich ein falsches Bild von seinem Vater (und damit auch von ihm) machte, dann musste er mit Informationen dagegenhalten.

Auch im Gemeinschaftszentrum konnten die Besuchenden mit Bildern von Indien konfrontiert werden, die ihnen nicht gefielen. So startete Ende 2005 Michael einen Thread zu einem Blog über sein Praktikum in Indien. Die ersten Reaktionen von Auffallenden waren wohlwollend. Doch bald kam es zu einem Konflikt, in dem Michael ein stereotypes Indienbild unterstellt und beide Seiten zunehmend aggressiv wurden. Arun bezeichnete Michael dabei als Sahib, also als dominanten Kolonialherren. Gelegentlich gefielen den Besuchenden der Debattierräume aber auch die Indienrepräsentationen von anderen. So kommentierte GodsownCountry einen Fernsehbericht zum Taj Mahal Ende 2000: »Der Bericht ist gerade zu Ende gegangen und ich bin überwältigt. Endlich mal zur Abwechslung ein sehr schöner Bericht über unser Indien.« In diesem Lob steckte auch, dass ihm die Medienberichterstattung zu Indien in der Regel nicht gefiel. Er kritisierte allerdings nicht nur die Medien, sondern auch sich selbst. Am gleichen Tag schrieb er im Thread »wir können stolz sein auf...«:

»Ich finde, dass ich mich manchmal zu negativ zu Indien äußere. Deshalb möchte ich nur sagen, dass wir echt stolz sein können, dass wir so viele indische Persönlichkeiten in Indien haben. Also wir können echt froh sein, dass wir aus dem wunderschönen Indien herkommen, denn dieses Land ist einmalig und einzigartig.«

Diese Aussage wirkt so, als ob sich GodsownCountry selbst bestätigen musste, dass das Land, dem er sich zugehörig fühlte, eine positive Identifikation ermöglichte. Einige andere Besuchende stiegen auf seine Aufforderung ein, erwähnten Personen und Dinge, auf die sie stolz waren, aber auch solche, die ihnen missfielen. Das Indernet diente so auch der Aushandlung des eigenen Indienbildes und dessen, was eine angemessene Repräsentation von Indien war (vgl. Goel 2008a). Offensichtlich wurde dies in einem Thread mit der Überschrift »Indien repräsentieren«, den Bhenji 2005 eröffnete. Sie leitete in ihm eine Frage weiter, die ihr von einer Lehrerin gestellt worden war. Im Rahmen eines Projekts sollten Schüler_innen Indien darstellen und die Frage war, ob deren geplante Darstellung akzeptabel sei. Diese Frage wurde von den anderen Nutzenden wohlwollend diskutiert, Probleme aufgezeigt und Alternativen angedacht.

Die Debattierräume boten so die Möglichkeit, sich mit Indienbildern auseinanderzusetzen, sie zu kritisieren, das eigene weiterzuentwickeln und öffentlich darzustellen. Dabei konnten die Besuchenden aufgrund der Zielsetzung des Gemeinschaftszentrums und der Standard-Nutzer/in (vgl. 1.3.2) davon ausgehen, dass die Mehrheit der anderen Nutzenden nicht die in Deutschland dominanten Indienbilder reproduzieren würde. Es bestand also ein gewisser Schutz vor den als negativ wahrgenommenen Bildern sowie die Möglichkeit, ein positives Bild zu festigen. Bilder über Indien wurden dabei nicht nur in den Diskussionen entwickelt, sie fanden sich auch in den Artikeln sowie im Design, dem Aufbau, der Schwerpunktsetzung und der Darstellung des Gemeinschaftszentrums ex- oder implizit wieder.

Das dominante Bild, das dabei entworfen wurde, war jenes eines modernen, dynamischen und jungen Indiens (vgl. Goel 2008a). Es konzentrierte sich auf die Mittelschicht, wirtschaftliche Entwicklung und Innovationen. Damit war es ansprechend für viele Inder_innen der zweiten Generation, wie Maya erklärte:

»Ein verbindendes Glied zwischen den Indern zweiter Generation, welches gleichzeitig modern und deutsch inspiriert ist, wie auch die indischen Wurzeln nicht verleugnet. Das heißt, das ist frei dieser traditionellen Klischees und überholten Denkens und Aberglaubens, den du oft irgendwie in indischen Medien findest, wo du das Gefühl hast, man Leute, wir leben im 21. Jahrhundert. Es kommt mir wie eine deutsche Sicht auf Indien vor. Oder mit einer indisch-deutschen Sicht auf indische Sachen.«

Hierbei verharrte sie – wie etliche andere Besuchende und Redakteur_innen des Internets – in der Dichotomie von Tradition und Moderne, die auch den Gegensatz von unzivilisiert und zivilisiert, von unterentwickelt und entwickelt in sich trug und so die gängigen orientalistischen Bilder über das indische Andere bestätigte (vgl. Hall 2004, 163). Diesen Diskurs hinterfragten die Redakteur_innen und Besuchenden nicht grundsätzlich, sondern versuchten, Indien von der einen Seite des Gegensatzes auf die andere zu verschieben, um so auf der richtigen Seite zu sein und anerkannt zu werden. Hall (ebd.) argumentiert, dass diese Strategie riskant ist, da durch die positiven Bilder die negativen nicht verdrängt werden und die Gegensätze bestehen bleiben.

Der Versuch Indien positiv darzustellen, kam zudem nicht bei allen Besuchenden gut an (vgl. 1.5.2). Sita erklärte, dass sie den Eindruck hatte, es ginge nur um ein positives Indienbild »nachdem sich alle sehnen« und dass sie diese »rosarote« Darstellung »auch manchmal ein bisschen nervig« fand. Neha fand das Internet hierin vergleichbar mit den Medien der Elterngeneration:

»Es war alles so gewollt positiv. Das ist eine Tendenz, die ich auch in anderen Medien schon beobachtet habe. Ich erinnere mich, zum Beispiel, an diese Zeitschrift *Ente Lokam*, wo immer hinten auf dem Cover ein großformatiges Foto von irgend-einem Mitglied der zweiten Generation war, die jetzt Schauspielerin geworden ist, die Tänzerin geworden ist, die ein Stipendium bei der sonst wo Stiftung bekommen hat, weil sie ein 1,0 Abi gemacht hat. Es ist ganz krass, wir führen unsere Erfolgsgeschichten vor. Ein bisschen in diese Kerbe schlägt das Internet auch manchmal. Das hat mich gestört.«

Auch wenn das Internet in Nehas Wahrnehmung nicht so weit ging wie die Zeitschriften der Eltern, störte sie die Art der Darstellung. Das positive Bild, das gezeichnet wurde, schien ihr bewusst konstruiert. Dass das positive Bild nicht einfach da war, sondern erarbeitet werden musste, lag sicher auch daran, dass das Indienbild der Inder_innen der zweiten Generation nicht sonderlich stabil war.

Dies zeigte sich in der Rubrik »Mein Indien«, in der sich Nutzende mit Indien und seinen Gegensätzen auseinandersetzten und versuchten, eine positive Identifikationsmöglichkeit zu finden. Es lässt sich auch anhand von zwei Diskussionen im Debattierraum »Kultur und Gesellschaft« im Jahr 2005 illustrieren (vgl. Goel 2008a). Die erste Diskussion »Ich will nach Indien, weil ich ...« wurde von Inderjit begonnen mit der Begründung: »Ich habe diesen Thread aufgemacht, weil ich mich interessiere, was gerade an Indien Besonderes ist bzw. an unseren anderen Desi countrys. Warum uns die gerade anziehen«. Er eröffnete so einen Raum, die eigene Sehnsucht nach Indien (oder einem anderen Herkunftsland) zu thematisieren und das Besondere dieses Zugehörigkeitskontextes zu formulieren. Seine eigene Antwort auf die Frage fiel dabei recht poetisch aus:

»Ich will immer nach Indien, weil mich die frische Morgenluft der Dörfer (Pind) so fasziniert. Einfach nur ein Wunder für sich. Vor allem das Familiäre finde ich etwas, dass es in Deutschland nicht so sehr gibt. Besonders auch die Freiheit, alles zu machen, was man will. Auch die Vielfalt der Kulturen und die Musik zieht mich immer wieder nach Indien zurück. Im Grunde braucht man ja nur nach Indien gehen und man hat die ganze Welt vor der Tür. Aber vor allem das Zusammenleben der Menschen finde ich gut. Wie man abends zusammen am Feuer sitzt in den Winternächten. Zusammen tanzen, singen und musizieren, das zieht mich einfach an und lässt mich nicht los von Indien. Selbstverständlich auch die heißen Sommertage. Man braucht ja nur vier Wochen nach Indien und man ist ein Jahr befreit vor Krankheiten. Es ist einfach zu schön in India. Wie sieht es mit euch aus?«

Inderjits Indien war ein dörfliches Idyll. Sein Indienbild war dabei eher ein traditionelles als ein modernes und losgelöst von alltäglichen Aufgaben und Anstrengungen. Auf diesen Beitrag kamen viele Antworten, die weitere Gründe benannten, warum Indien großartig sei. Zwischendurch stellte eine Nutzer_in in Frage, ob das alles wirklich so gute Gründe seien, Indien zu mögen. Insbesondere kritisierte sie, dass man gute Beziehungen zu Menschen in Machtpositionen brauche – Inderjit hatte geschrieben, dass durch seine familiären Beziehungen zur Polizei vieles einfach sei –, um ein gutes Leben zu führen. Dieser Einwurf störte aber die gemeinsame Konstruktion des Sehnsuchtsorts Indien nicht nachhaltig. Ganz anders verlief die Diskussion »Nach Indien ziehen?«, die von einer nicht bekannten Nutzerin eröffnet worden war. Sie fragte, ob sie mit ihrem Freund in sein indisches Heimatdorf ziehen sollte. Arun antwortete hierauf kurz und knapp: »Nein« und viele andere Postende stimmten ihm zu. Später führte Arun sein Nein aus:

»Ich denke, dass Inder im Ausland einfach viel mehr aus sich machen können! Zudem hat man viel bessere Möglichkeiten der Weiterbildung, Freiheit sowie individuelle Lebensqualität. Mal abgesehen davon, dass man evtl. an die eigene Fami-

lie denken muss, Möglichkeiten/Zukunft der Kinder, ... Zum aktuellen Zeitpunkt ist ein Leben in Indien wohl absoluter Unsinn in Hinblick auf viele Notwendigkeiten im Leben, wie o.g. Infrastruktur, Hygiene, medizinische Versorgung, Sicherheit usw. Angeblich soll Indien ein Schwellenland sein, offensichtlich ist diese Schwelle aber dann im Land selbst unterschiedlich hoch angesiedelt. Nur weil man Indien aus einem Urlaub in toller Erinnerung hat, sollte man hieraus keine Schlüsse zu einem neuen Wohnort ziehen.«

Anders als in Inderjits Thread, in dem es um die Sehnsucht nach Indien ging, ging es in dieser Diskussion, um den konkreten Schritt, nach Indien zu ziehen. Das Konkrete rief dabei ganz andere Bilder auf als das Sehnsüchtige. Inderjits idyllisches Dorf wurde nun zu einem Ort mit schlechter Infrastruktur und eingeschränkten materiellen und persönlichen Möglichkeiten, einem Ort, an dem man auf keinen Fall leben wollte. In der folgenden Diskussion wurde debattiert, unter welchen Voraussetzungen Indien lebenswert sein könnte (im Städtischen und mit ausreichenden finanziellen Ressourcen) und immer wieder Einschränkungen genannt. Den Diskutierenden schien der Unterschied zwischen einem Urlaub, in dem alles nett war, und dem eigenständigen Leben dort, bei dem vieles anstrengend war, sehr bewusst. Die Einschätzung dessen, was lebenswert war, war dabei geprägt von ihrer Lebenssituation in Deutschland und den Normen, die sie von dort kannten. Indien war für viele zwar ein Sehnsuchtsort und wurde als solcher auch mit den wärmsten Worten beschrieben, die wenigsten aber konnten sich vorstellen, dort zu wohnen. Mit der Frage danach konfrontiert, fiel das positive Indienbild in sich zusammen. Es tauchte das Bild eines Indiens auf, in dem das Leben anstrengend war. Dieses Bild hatte zwar Überlappungen mit dem in Deutschland dominanten Bild des unterentwickelten Indiens, verband aber deutsche Perspektiven und Normsetzungen mit eigenen Erfahrungen in Indien und war so sehr viel differenzierter und konkreter.

Auf dem Indernet wurden Indienbilder vorgestellt, getestet und ausgehandelt. Das Gemeinschaftszentrum ermöglichte es, eine eigene (wenn auch begrenzte) Öffentlichkeit herzustellen, die sich gegen die Darstellungen in der dominanten deutschen Öffentlichkeit wandte (vgl. Fraser 2007, 493). Fraser (2007) bezeichnet solche Öffentlichkeiten als Gegenöffentlichkeiten (vgl. Wimmer 2007; Winker 2005). Sie sind laut Fraser (2007, 497) diskursive Arenen, in denen Mitglieder von marginalisierten sozialen Gruppen Gegen-Diskurse erfinden und verbreiten, widerständige Interpretationen ihrer Identitäten, Interessen und Bedürfnisse formulieren und verteidigen können. Dabei entsteht nicht das richtige Bild, wird nicht die Wahrheit dargestellt, sondern es entstehen neue Repräsentationen, die ihre Bedeutungen aus den jeweiligen Kontexten erhalten (vgl. Mandaville 2003, 146). Die Repräsentation schafft dabei das Repräsentierte (vgl. Broden und Mecheril 2007, 12) und tendiert dazu, es festzuschreiben, zu homogenisieren und andere Stim-

men zum Verstummen zu bringen (vgl. Mecheril 2012; Castro Varela und Dhawan 2007). Nach Fraser (2007, 498) haben Gegenöffentlichkeiten ihre eigenen Formen von interner Ausgrenzung und Marginalisierung (vgl. 1.4.; 1.5). In der Frühphase des Internets konnten junge Menschen unabhängig von den klassischen Wissensautoritäten ihre Bilder online stellen (vgl. Mandaville 2003, 135). Diese neuen Interpret_innen suchten sich ihr Wissen weitgehend ohne Anleitungen zusammen und erstellten daraus ihre eigenen Interpretationen, entwarfen ihre erst durch das Internet ermöglichte Repräsentation (vgl. ebd. 139). In Analogie zu Mandavilles (ebd. 139) Bild des »soundbite Islam« als Produkt dieses Prozesses würde ich für das Indernet vom Infotainment-Indien sprechen. Es war ein Indienbild, das genauso wenig mit wissenschaftlichen Repräsentationen von Indien zu tun hatte wie mit jenen, die direkt aus Indien kamen. Infotainment-Indien entstand aus den Erfahrungen der Indernet-Redakteur_innen und –Nutzenden im deutschsprachigen Europa und war darauf ausgerichtet, ihnen ihr Leben hier angenehmer zu machen. Adressiert wurden damit sowohl die Inder_innen der zweiten Generation als auch Mitglieder der Dominanzgesellschaft. Erstere konnten es zur Selbstverortung und -vergewisserung nutzen, während Letztere Indien positiver und moderner sehen sollten.

2.4.4. Sich über Indien informieren

Gegenöffentlichkeiten richten sich nach Fraser (2007, 498) nicht nur nach außen, sie erfüllen auch Funktionen nach innen. So dienen sie als Räume des Rückzugs und der Neuordnung (vgl. 1.3) sowie als Orte, an denen sich marginalisierte Gruppen für ihre Interaktionen mit der größeren Öffentlichkeit stärken können. Hierzu gehörte im Falle des Indernets, dass Inder_innen der zweiten Generation in Deutschland in der Regel unterstellt wurde, dass sie sich mit dem Herkunftsland ihrer Eltern auskannten (vgl. Battaglia 1995; Ang 2001) und immer wieder Fragen dazu beantworten sollten (vgl. 1.3.1). Manche wie Bharat, Bobby oder Rajesh machten das gerne, andere wie Alex notgedrungen. Vielen aber fehlte das notwendige Wissen, um die gewünschten Informationen weitergeben zu können (vgl. 1.2.2). Die allermeisten von ihnen hatten nur im deutschsprachigen Europa gelebt, waren auf eine Schule der Dominanzgesellschaft gegangen, konsumierten die gleichen Medien und bewegten sich überwiegend in den gleichen Räumen wie Vertretende der Dominanzgesellschaft. Nur wenige hatten daher bedeutend mehr Wissen über Indien als jene, die Fragen an sie richteten. Der Wissensschatz von vielen Inder_innen der zweiten Generation beschränkte sich auf die Erfahrungen mit ihren Eltern, möglicherweise deren natio-ethno-kulturell ähnlichen Freund_innen und Vereinen. Etliche (aber bei weitem nicht alle) reisten gelegentlich nach Indien, dann aber zumeist nur in die Herkunftsorte ihrer Eltern und hatten damit, selbst wenn sie reisten, nur einen kleinen Einblick. Sebastian erklärte: »Im Endeffekt muss man

sagen, Indien kenne ich an sich nicht, weil wir immer nach Kerala fliegen.« Kerala und insbesondere die christlichen Herkunftsfamilien der meisten Migrant_innen aus dieser Region¹⁸ entsprachen allerdings kaum dem, was in Deutschland für Indien gehalten wurde. Selbst wenn die Kinder der Migrant_innen viel über Kerala, ihre Sprache und ihre Religion wussten, konnten sie Fragen der Dominanzgesellschaft nicht beantworten, denn die richteten sich in der Regel auf Hinduismus, Hindi und Nordindien. Aber auch Kinder von nordindischen Hindus wurden häufig mit Fragen konfrontiert, zu denen sie keine Antworten hatten und begannen irgendwann nach diesen zu suchen. Dies illustriert eine Anekdote, die ich in einem journalistischen Artikel (Goel 2005, 11) nutzte:

»Eine Zugfahrt durch die brandenburgische Provinz kann sich hinziehen. Da bleibt viel Zeit zum Reden. Irgendwann sind wir dann auch – wie sollte es anders sein – beim Thema Indien angekommen. Mein Begleiter, wie ich Kind eines Inders und einer Deutschen, fragte mich, was es eigentlich mit dem roten Punkt auf der Stirn auf sich hat. Immer wieder werde er das gefragt, könne aber leider nicht mit Expertenwissen prahlen. Ein typischer Fall: Die Leute glauben, weil man einen indischen Elternteil hat, weiß man auch Bescheid über Indien. Nur woher soll man das? Mein Begleiter, wie die meisten InderInnen der zweiten Generation in Deutschland, ist hier aufgewachsen, hat hier die Schule besucht und weiß nur wenig mehr über Indien als andere, die hier aufgewachsen sind.

Die Frage nach der Bedeutung des roten Punktes ist ein Paradebeispiel für eine Grunderfahrung der zweiten Generation InderInnen in Deutschland: die des doppelten Andersseins. Gestellt wird einem/einer die Frage, weil man mit Indien in Verbindung gebracht wird, als jemand mit biographisch/biologisch bedingtem ExpertInnenwissen über dieses Land. Man ist also anders als andere in Deutschland, kann ihnen Auskunft geben. Daran, dass man die Frage aber nicht einfach beantworten kann, weil man das Wissen über Indien eben nicht einfach so hat, erfährt man das zweite Anderssein. Wäre man tatsächlich eng mit dem Land Indien verbunden, hätte man dort gewohnt, wäre dort sozialisiert, so wie die eigenen Eltern, dann könnte man auf die Frage antworten.«

Dieses stetige Gefragtwerden, die Konfrontation mit Stereotypen über Indien sowie Neugier führten dazu, dass viele Inder_innen der zweiten Generation auf der Suche nach Informationen über Indien waren (vgl. 1.2.2). Manche studierten deswegen Indologie oder ein verwandtes Fach, andere gingen für einen längeren Zeitraum nach Indien, einige fragten ihre Eltern, sammelten alle Informationen, die sie finden konnten – und viele gingen ins Gemeinschaftszentrum, um dort mehr zu erfahren. Es bot vielen genau das, was sie suchten. Sebastian erklärte: »Es gab ja keine anderen Projekte, die zum Beispiel versucht haben, Inder in Deutschland

18 Zur Migrationsgeschichte aus Indien nach Deutschland siehe 3.2.2.

mit Informationen zu versorgen oder die über die Heimat zu informieren.« Die anderen Angebote, die es gab (von den Eltern, von der Botschaft, von dominanz-deutschen Medien zu Südasien), waren ihm – und anderen Inder_innen der zweiten Generation – entweder nicht bekannt oder erfüllten nicht ausreichend seine Bedürfnisse (vgl. 1.2.; 1.3). So wie das Wissen über Indien unter den natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen sehr unterschiedlich war, entwickelte sich auch ihr Interesse nicht einheitlich. Während Bharat, Bobby und Rajesh schon als Kinder alles zu Indien verschlangen, erzählte Paul:

»Ich muss echt sagen, ich habe schon mal ab und zu ein Buch gelesen über Indien, aber so großes Interesse habe ich eigentlich erst nach meinem Studium entwickelt. Dass ich dann konkret überlegt habe, ob ich mal hinfahren kann und so. Davor war das eher schon sehr weit weg. Das hat mich interessiert, auf jeden Fall, und ich habe auch viel darüber gelesen, aber dass ich konkret mal was geplant hätte, dass ich mal hinfahre oder so...«

In seiner Aussage schwankte Paul. Es blieb unklar, wie sehr er sich als Kind und Jugendlicher für Indien interessiert und darüber informiert hatte. Er schätzte das Interesse aber in jedem Fall als geringer ein als jenes zum Zeitpunkt des Interviews. Er ging zu mehr indischen Veranstaltungen und verfasste gelegentlich Artikel für das Indernet. Bei Christiane kam das Interesse früher. Sie erzählte, dass es in der Pubertät angefangen habe, aber mittlerweile mit Mitte Zwanzig wieder zurückgegangen sei. Auf meine Nachfrage erklärte sie:

»Das war so eine Phase, okay, ich weiß, dass ich irgendwie als Kind anders angesehen werde, weil ich dunkler bin als andere, aber war nicht schlimm. Irgendwann in der Pubertät fragt man sich doch: was soll das? 1999 kam dann die Reise, die sehr bewusst war und wo ich dann auch meine Verwandten kennengelernt habe, sehr bewusst. Was ich dann auch wie zu Hause ankommen empfunden habe, also ich weiß jetzt, wo meine Mutter herkommt, so in etwa. Komischerweise hat sich dann das ganze Interesse doch verstärkt, würde ich sagen. Ich habe erst nach dieser Reise das Indernet kennengelernt, das dann mehr oder weniger ausgelebt. Es kann durchaus sein, dass ich gesagt habe, okay, ich weiß, wo Mama herkommt, dieser Aspekt ist jetzt schon mal erledigt und ich habe mich jetzt auch etwas intensiver mit Indien über dieses Onlineprojekt auseinandergesetzt und nicht mehr diesen Informationsdurst mit der Zeit gehabt, das kann durchaus sein.«

Sowohl Paul als auch Christiane waren mit wenig Informationen und Kontakt zu Indien aufgewachsen. Im Erwachsenwerden fingen sie an, sich aktiv damit auseinanderzusetzen. Das Indernet bot ihnen dafür eine Möglichkeit. Selbst Interviewpartner_innen, die mit zwei indischen Eltern aufgewachsen und von ihnen an die Kultur herangeführt worden waren, sahen das Indernet als eine wichtige Informationsquelle an. Gautam ging sogar so weit zu sagen:

»Das größte Wissen habe ich, muss ich sagen, aus dem Indernet. Weil alle unsere Redakteure sind auf ihrem Fachbereich sehr gut und haben jeweils ihre Stärken und das, was sie ausarbeiten, oder das, was sie recherchieren aus dem Internet oder aus dem, was sie dann vorliegen haben, das ist sehr speziell und daraus habe ich eigentlich das meiste herausgezogen.«

Gautam schätzte die Qualität und die Bandbreite der Berichterstattung auf dem Indernet. Vermutlich konnte er im Gemeinschaftszentrum Dinge erfahren, die seine Eltern nicht interessierten bzw. von denen diese keine Ahnung hatten. Das Indernet war seine Anlaufstelle für Informationen über Indien. Ähnliches galt für Nancy:

»Als ich gesehen habe, was da so für Informationen standen, fand ich das sehr interessant. Ich bin dann fast jeden Tag draufgegangen und habe die Berichte durchgelesen. Ich habe mich schon immer gefreut, so: »Ja, wieder neue Berichte und neue Information über Indien!««

Als Nancy das Indernet entdeckte, eröffnete sich eine Informationsquelle zu Indien, die sie begierig auskostete. Ishvar fand es gut, dass andere das Indernet hierfür nutzten: »Es gibt so einige, die von Indien relativ wenig Ahnung haben, was aber ok ist. Indernet eignet sich da ganz gut zur Weiterbildung.« Die Informationen, die auf dem Indernet aktiv eingeholt wurden, waren sehr unterschiedlich. So erkundigte sich Ende 2000 ein_e Nutzer_in mit pakistanischen Eltern, wie es mit der Beteiligung von Frauen in der indischen Politik stehe. Im Jahr 2002 erkundigte sich ein_e andere darüber, welche indischen Parteien es gäbe (vgl. 1.4.8). Eine lange Diskussion, die Ende 2000 gestartet wurde, befasste sich damit, ob es unter indischen Christ_innen ein Kastensystem gäbe. Diese Information wurde von einer Nutzer_in eingebracht und von anderen kontrovers aufgegriffen. Es ging aber auch um praktischere Informationen wie Grace erklärte:

»Mich hat es gar nicht interessiert, andere Leute kennenzulernen, sondern einfach, dass man eine Anlaufstelle hat, wenn man Fragen oder Auskünfte haben will, wo kann man sich hinwenden. Ich bin darauf gestoßen in Bezug auf Hindi lernen und weil ich gesucht habe nach Praktikums- oder Auslandssemester in Indien oder was für Möglichkeiten es für Deutsche gibt, da zu studieren oder mal Berufserfahrungen und zugleich Kulturerfahrungen zu sammeln.«

Ob praktische, allgemeine oder thematische Fragen, Savita hatte den Eindruck, dass es dabei wichtig war, dass die Informationen ohne Rechtfertigungsdruck eingeholt werden konnten:

»Andererseits aber auch Informationen zu kriegen, die ihnen fehlten über Indien. Nicht irgendwo hingehen zu müssen deswegen, auf ein Seminar oder so, sondern sich einfach zuhause hinsetzen zu können. Niemandem eine Rechtfertigung ab-

geben zu müssen, warum man sich dahin begibt und diese Informationen einholt. Man muss ja auch nichts, man muss sich nicht bloßstellen. Man kann sich einfach informieren, ohne sich im öffentlichen Raum die Blöße geben zu müssen, dass man irgendwas nicht weiß über Indien.«

Wissensdefizite konnten im Gemeinschaftszentrum behoben werden, ohne dass irgendjemand mitbekommen musste, dass die Lurkende oder die Person hinter dem Nick dieses Defizit hatte. Das Indernet ermöglichte es so, ohne Nachfragen und Beschämung Informationen einzuholen.

2.4.5. Die Community repräsentieren

Wie bei der Nutzendenkategorie Beobachtende deutlich wurde, nutzten etliche Besuchende das Indernet nicht primär, um sich über Indien, sondern um sich über indische Migrant_innen in Deutschland und ihre Kinder zu informieren. Dies entsprach dem Ziel, das die Redaktion 2006 explizit in ihre Projektbeschreibung mit aufnahm: »veröffentlichen Informationen zum Thema Indien/Indien in Deutschland« sowie »Sprachrohr der Community«. Das Indernet wollte also nicht nur Indien repräsentieren, sondern auch Indisches und Inder_innen in Deutschland. Rund um die Organisation einer Veranstaltung zu Inder_innen der zweiten Generation kam ich deshalb in Konflikt mit einigen Redakteur_innen. Sie kritisierten, dass keine Vertreter_in des Indernets eingeplant war. Samir schrieb:

»Finde ich/wir es sehr schade, dass auf einer Veranstaltung mit dem Titel ›Deutsche Desis – InderInnen der zweiten Generation zwischen Subkultur und Bundestag‹ die ›populärste virtuelle Plattform für InderInnen der zweiten Generation in Deutschland‹ (Zitat Deutsche Welle) unter Umständen nicht beteiligt sein könnte. Ich/wir denken, dass insbesondere das Indernet bezüglich des Themas ›Desis der zweiten Generation‹ nicht nur entsprechende Kompetenz und Erfahrung hat, sondern zusätzlich auch der virtuelle Raum ist, in dem sich die im Titel angesprochene ›Subkultur‹ bildet und tatsächlich passiert.«

Die Redaktion konstruierte das Indernet als den Ort der zweiten Generation und verlangte, als deren Vertreterin anerkannt zu werden (vgl. Brubaker 2004, 13-15). Devraj ergänzte Samirs E-Mail mit dem Hinweis, dass in den Debattierräumen, die Themen angesprochen würden, die die zweite Generation betrafen, und erklärte, dass man um das Indernet nicht herumkäme, wenn man über die zweite Generation sprechen wolle¹⁹. Während ich nicht überzeugt war, dass eine Vertreter_in des Indernets an der Veranstaltung teilnehmen musste, stimme ich den Redakteuren

19 Viel später, nach der Veröffentlichung von Goel et al. (2012a) fehlten ihm auch in diesem Buch die Stimmen derer, die Projekte wie das Indernet aufgebaut hatten.

zu, dass auf dem Indernet ein Gefühl von Community entstand (vgl. 1.3.3) und es der zentrale Ort war, um Informationen über Aktivitäten von und für Inder_innen der zweiten Generation zu bekommen. Der Partyveranstalter Harsha erzählte:

»Ich habe, als ich mich mit meiner neuen Idee beschäftigt habe, bevor ich die erste Party gemacht habe, habe ich ein halbes Jahr nur recherchiert, um zu gucken, was die Szene eigentlich ist, die so genannte. Gibt es eine Szene? Wer hat schon Partys gemacht? Weil, mein Ziel war es, einen geeigneten DJ zu finden, weil mir die DJs aus England zu teuer waren und es war nicht schwer, dann auf das Indernet zu stoßen. Das war ein sehr geeignetes Forum. Ich würde sagen, die nationale Pinwand, alles was mit Indien zu tun hat in Deutschland, alles im umfassenden Sinne.«

Im Gemeinschaftszentrum fand er gebündelt alle Informationen, die er brauchte. Auch der Partyveranstalter Prince erklärte, dass es für ihn unerlässlich war, sich regelmäßig im Gemeinschaftszentrum über Neuigkeiten zu informieren: »Weil ich doch immer up to date sein muss, was hier gerade passiert.« Damit meinte er nicht nur die Veranstaltungshinweise im Infopoint, sondern auch die Diskussionen in den Räumen zum Debattieren und der Geselligkeit. Auch in der Bibliothek gab es ab und zu Materialien zum Leben von Migrant_innen aus Indien und ihren Kindern in Deutschland. Hierzu gehörte die Rubrik »Mein Indien« sowie diverse Artikel im Leseraum »Kultur und Gesellschaft«. Diese Angebote nutzten auch Engagierte aus der Elterngeneration. Der Organisator der Jugendseminare der DIG (vgl. 3.2.3) erzählte, dass er öfter reingeschaut hatte, um zu sehen, was die Jugend interessierte. Er hätte die Inhalte überflogen, sich die Veranstaltungsankündigungen angesehen, wäre aber nirgendwo richtig hängen geblieben. Der Journalist Manuel erklärte:

»Darin sehe ich große Stärken, weil jetzt die Deutschen so gut wie gar keine Quellen dazu haben und da findet man sehr gebündelt sehr viel. Oder eben auch so über die indische Community in Deutschland und auch im Ausland insgesamt und das ist etwas, wo das Indernet eine große Lücke geschlossen hat.«

Vor dem Aufbau des Gemeinschaftszentrums hatte es einen solchen zentralen Ort, an dem man sich über indisches Leben in Deutschland informieren konnte, nicht gegeben. Das Indernet war somit nicht nur ein Ort für die Inder_innen der zweiten Generation, sondern auch einer, der über sie informierte. Devraj erklärte:

»Vor allem aber auch dem Leben dieser Community in Deutschland mal ein bisschen mehr Aufmerksamkeit schenken. Was passiert eigentlich kulturell? Indien ist ja nicht nur klassischer indischer Tanz, sondern es kommen auch andere renommierte Künstler hier nach Deutschland. Es werden in der Jugend Partys veranstaltet. Wie wird hier gefeiert? Um auch der Gesellschaft in Deutschland das Wissen

der Multikulturalität zu verleihen, würde ich mal so sagen bzw. auch wenn man jetzt mal pauschalisiert, Ausländern auch einmal ein positives Bild zu schenken.«

Bei diesem Wunsch, wahrgenommen zu werden, ging es Devraj nicht nur darum, nicht ignoriert zu werden. Es ging ihm auch darum, negativen homogenisierenden Bildern über Migrant_innen entgegenzutreten. Auch mit diesen Informationen sollte also eine Image-Bereinigung stattfinden. Die Dominanzgesellschaft sollte lernen, dass ihre Bilder über die natio-ethno-kulturell Anderen nicht zutrafen.

2.4.6. Fazit: Die Spannung zwischen Sein und Darstellen

Das Indernet bot Austausch und Informationen zu Indien und Indischem in Deutschland. Dabei schuf es nach Fraser (2007) eine Gegenöffentlichkeit zur dominanten Öffentlichkeit in Deutschland. Laut Fraser (ebd. 499) sind öffentliche Bereiche Arenen für die Aushandlung diskursiver Überzeugungen sowie der Aushandlung und des Auslebens sozialer Identitäten. Partizipation bedeutet laut Fraser, selbst zu sprechen und die eigene kulturelle Identität selbst zu konstruieren und auszudrücken. Wenn dies aber im öffentlichen Bereich für marginalisierte Gruppen nicht möglich ist, dann brauchen diese Gruppen ihre eigenen Bereiche, in denen sie sich artikulieren, Dinge aushandeln und ausprobieren können. Das Indernet war ein solcher Raum.

Winker (2005, 27) nutzt Frasers Konzept für die Analyse virtueller Frauennetze und fasst zusammen:

»Nach Fraser entwickeln politische Frauennetze als subalterne Gegenöffentlichkeiten in ihren Diskursen erstens oppositionelle Interpretationen von Identitäten, Bedürfnissen und Interessen, haben zweitens für ihre Mitglieder die Funktion von eigenen Räumen, die Rückzug und Neugruppierung ermöglichen, und können drittens die gesellschaftspolitische Realität durch Einflussnahme auf Diskurse und Normen in größeren, teilweise auch hegemonialen Öffentlichkeiten verändern.«

Auf das Indernet angewandt würde dies heißen, dass die Redakteur_innen und Besuchenden widerständige Interpretationen ihrer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit(en) entwickelten (vgl. 1.2), einen eigenen Raum schufen (vgl. 1.3) und versuchten, die öffentliche Debatte über Indien und Inder_innen durch Information und Austausch zu verändern. Die Gegenöffentlichkeit diente somit sowohl der Orientierung, Selbstvergewisserung und Stärkung der Inder_innen der zweiten Generation als auch der Intervention in dominante Repräsentationen in Deutschland.

Dabei wurde das Gemeinschaftszentrum von jungen Inder_innen der zweiten Generation selbst aufgebaut und alles nötige Wissen ohne Anleitung durch Autoritäten selbst angeeignet. Sie nutzten das neue Medium Internet für ihre Zwe-

cke und schufen einen Raum, der für sie und die Bedürfnisse von jungen Menschen gemacht war. Ihre Interventionen in dominante Diskurse entsprachen diesem Kontext. Sie boten weder wissenschaftlich fundierte noch aus Indien direkt stammende Informationen an, sondern in und für Deutschland von jungen natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen gemachtes Infotainment. Die Stärke des Internets waren leicht zu konsumierende Informationen, die vor allem ein junges modernes und dynamisches Indien (in Deutschland) darstellten, verbunden mit der Möglichkeit des geselligen Austauschs. Den natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen ermöglichte das Internet zum einen, Inder_innen der zweiten Generation zu sein (vgl. Miller und Slater 2000, 87-103). Hier in ihrem eigenen Raum, konnten sie dies einfach sein, ohne es groß zu diskutieren oder begründen zu müssen. Sie konnten aber auch mit anderen, die sich auch als Inder_innen der zweiten Generation verstanden, aushandeln, was das eigentlich bedeutete und die notwendigen Informationen bekommen, um als Inder_innen anerkannt zu werden. Zum anderen konnten sie im Gemeinschaftszentrum ihre Version von Indien und Indischem in Deutschland darstellen (vgl. ebd. 103-114) und mit anderen diskutieren und aushandeln.

Mit der Kombination der Funktionen Sein und Darstellen konnte das Internet keinen abgeschlossenen Raum der zweiten Generation bilden. Das, was sie meinten zu sein (Miller und Slater 2000, 10), hätten sie zwar in einem Raum von (imaginierten) natio-ethno-kulturell Gleichen sein können. Es wäre auf die Dauer allerdings wenig befriedigend gewesen, ihre Repräsentation von Indien und Indischem in Deutschland nur an ihnen natio-ethno-kulturell Gleiche zu richten. Viele wollten das Indienbild in Deutschland ändern und brauchten daher ein Publikum, das über die eigene Community hinausging. Die Öffnung des Gemeinschaftszentrums über die primäre Zielgruppe hinaus war deshalb notwendig. Dies aber führte in ein Dilemma: Das Internet konnte nicht dauerhaft ein sicherer Raum der zweiten Generation sein und sich gleichzeitig für alle öffnen (vgl. Goel 2014b, 122-123). Je mehr sich der Raum für andere öffnete, je weniger die Inder_innen der zweiten Generation bevorzugt angesprochen wurden, je mehr andere ins Gemeinschaftszentrum kamen und die Angebote auf sie ausgerichtet wurden, desto weniger war das Internet für seine primäre Zielgruppe als besonderer Ort interessant (vgl. ebd. 119). Es wurde ein Ort, an dem sie Zeit verbringen konnten – wie an vielen anderen Orten –, wo sie aber nicht mehr sicher sein konnten, zur Norm zu gehören.

Als die Räume zum Debattieren und der Geselligkeit ab 2007 kaum noch nutzbar waren, verstärkte sich diese Entwicklung. Mit der Möglichkeit zum Austausch fiel auch die Besonderheit weg, in geselliger Runde einfach zu sein. Es blieb nur noch die Möglichkeit der Repräsentation – und auch an dieser konnten sich die Besuchenden nur noch wenig beteiligen.

2.5. Mediale Aufmerksamkeit

2.5.1. Bestätigung des Erfolgs

In den Selbstdarstellungen des Gemeinschaftszentrums, egal ob in Projektbeschreibungen, öffentlichen Präsentationen oder Erzählungen über seine Entwicklung, wurde mit Verweis auf das kontinuierliche Interesse von Medien und Wissenschaft die eigene Bedeutung betont. In den Infobriefen wurden regelmäßig Medienberichte über das Indernet aufgeführt. Im hinteren Bereich des Foyers gab es eine Sektion »Medien über uns« mit allen journalistischen Berichten bzw. Erwähnungen. Ab 2006 enthielt die Projektbeschreibung Zitate aus diesen Berichten:

»Die erste Adresse für Asian Lifestyle im Web« (Blond Magazin) »Das führende deutsch-indische Internetportal« (Kölner Stadtanzeiger) »[...] entpuppt sich als Community, in der sich (fast) alles um Kontakte, Curry und Kultur dreht« (Insight) »Warum gerade bei jungen Migranten das Internet als Informationsmedium hoch im Kurs steht, zeigt ein Blick auf die Seite Indernet« (DAAD Letter) Fernsehreportage über Indernet in der Sendung »Tracks« sowie Linktipp: »Im Indernet gibt es eine Rubrik Indien im TV, in der alle Spielfilme auf allen Sendern, die man in Deutschland empfangen kann, aufgelistet sind« (arte) »Selbstbewusst, jung und kompetent« (taz) »[...] mausert sich mehr und mehr zur Plattform für alle Indieninteressierten« (Kölnische Rundschau) Linkempfehlung: »Indien-Partys, Konzerte und Filme in der Rubrik »Ereignisse« (Stern) Wahlen in Indien: »Damit sind sie die erste deutschsprachige Internetseite zu Indien, die diese Informationen anbietet« (Südasiens Magazin) »[...] Und wer nach dem IT-Arbeitstag noch virtuell an der indischen Community weiterwirken will, dem sei vor allem ein Besuch der Webseiten vom Indernet empfohlen« (AiD/Integration in Deutschland) »Das Medium der 2. Generation« und »[...] eine Fülle von gut aufgearbeiteten Nachrichten und Themen über Indien« (Meine Welt) »[...] ein Abbild des Lebens von Indern und Deutsch-Indern in Deutschland« (Funkhaus Europa) »Ein virtuelles Forum für die fast 35.000 Inderinnen und Inder, die in Deutschland leben« (suedasien.info) »Indernet, Germany's leading internet portal for people of Indian origin organized with some partners a charitable function for the flood victims in South India« (Deutsche Welle/southasia.de) »Ein buntes Info- und Kommunikations-Portal über Indien ist entstanden« (Net Business) »Aus einem Kneipenwitz wurde das Indernet« (Kieler Nachrichten)«

Keines der Zitate war mit einem Datum bzw. der jeweiligen Ausgabe des Mediums versehen, Links zu den Berichten fehlten. Die (nicht ganz vollständige) Liste von Zitaten zeigt, dass unterschiedlichste Medien unabhängig von ihrer Bedeutung nebeneinanderstanden. So gehörte zu der Liste auch der Eintrag von sued-

sien.info, der nicht kenntlich machte, dass es sich nicht um einen Bericht über das Gemeinschaftszentrum, sondern um einen Verweis auf den Kooperationspartner Indernet handelte. Anschließend an die Liste von Medienzitaten wurde explizit auf Forschung zum Indernet verwiesen:

»Dass das Indernet auch das Interesse der Forschung geweckt hat, zeigen die Arbeitsgruppen von Prof. Jannis Androutsopoulos aus Hannover, Dr. Urmila Goel aus Frankfurt/Oder und XY aus Bonn.«

Zu allen drei Forschenden wurden Links gesetzt. Es wurde aber nicht kenntlich gemacht, dass mindestens zwei Zitate aus den Medien von Forschenden verfasst worden waren: ein Auszug aus Goel (2004a) und der Untertitel von Goel (2004b). An das zweite Zitat wurde zudem ein weiteres aus der gleichen Zeitschrift angefügt »(.) eine Fülle von gut aufgearbeiteten Nachrichten und Themen über Indien« (Meine Welt), aber nicht kenntlich gemacht, dass es sich um einen anderen Artikel von einer anderen Autor_in handelte. Hätte die Redaktion weiter aus Goel (2004b) zitiert, wäre der Eindruck ein anderer gewesen, zum Beispiel: »Da bleibt keine Zeit, weiter journalistische Standards auszubilden und intensive Recherchen zu machen.« Diese genauere Betrachtung der Projektbeschreibung aus dem Jahr 2006 zeigt, dass die Aufzählung der Medienberichte und des wissenschaftlichen Interesses Marketing-Zwecken diente und es dabei nicht darum ging, dass sich Lesende selbst ein Bild der Berichterstattung machen konnten. Dies zog sich auch durch die anderen öffentlichen Darstellungen. Das journalistische und wissenschaftliche Interesse wurde aufgeführt, die Inhalte der Berichte wurden aber nicht analysiert.

Auch in den Interviews spielte das Medieninteresse eine Rolle. Devraj erklärte, dass ihnen das Medienecho wichtig war, weil es eine neutrale Sichtweise bot, ihnen bestätigte, dass sie von der Öffentlichkeit als seriös wahrgenommen wurden, und es für sie warb. Gautam erklärte:

»Erfolg auf jeden Fall, dass sich die Presse auch für uns interessiert. Dass wir schon im Fernsehen gewesen sind, wir sind in Zeitungen gewesen. Es gab ganze Artikel über uns, gleich zu Anfang von Net Business zum Beispiel. Die gibt es jetzt, glaube ich, nicht mehr, aber zu der Zeit war das noch so, dass die eine sehr hohe Auflage hatten.«

Auch für Deepak waren die Berichte der Anfang ihres Erfolges:

»Das ging los mit dem ersten Pressebericht, das war »Ausländer in Deutschland«, diese Zeitschrift. Es ist uns eigentlich mehr oder weniger zugeflogen, dass die Leute von außerhalb auf uns aufmerksam wurden, also medientechnisch.«

Devraj erzählte, dass es noch viel mehr Kontakte zu Journalist_innen gegeben habe, sie Informationen weitergegeben hatten, aber nicht immer zitiert worden seien,

so zum Beispiel vom Stern. Das öffentliche Interesse kam dabei für viele der Redakteur_innen überraschend. Viola erklärte:

»Uns ist auch gar nicht so bewusst, dass wir so ernst genommen werden, also das sehe ich jetzt gerade, weil ich genau an der Stelle sitze, wo die Anfragen der Leute kommen, und ich glaube, den meisten ist das gar nicht so klar, dass wir vielleicht wirklich mittlerweile, die erste Anlaufstelle für etliche Leute sind.«

Diese Anfragen kamen auch noch, nachdem die Räume zum Debattieren und der Geselligkeit ab dem Jahr 2007 kaum noch nutzbar waren und Stammgäste den Eindruck hatten, dass auf dem Indernet nicht mehr viel passierte (vgl. 3.6). So erklärte mir eine Internetforscherin 2008, dass sie das Indernet angeschrieben, eine professionelle Antwort von der Öffentlichkeitsarbeit erhalten und einen professionellen und aktiven Eindruck der Webseite bekommen habe. Auch jenseits der Internetforschung genoss das Gemeinschaftszentrum weiter Aufmerksamkeit. So erklärte der Integrationsbeauftragte von Nordrhein-Westfalen in einem Grußwort 2007 in der Zeitschrift »Meine Welt«: »Die Seite das Indernet halte ich vor allem für eine gute Plattform, um Informationen auszutauschen, sich zu vernetzen und um sich weiter zu engagieren.«

Das Gemeinschaftszentrum hatte also nicht nur erfolgreich einen Raum der zweiten Generation geschaffen und Informationen an Indieninteressierte vermittelt, es hatte auch erreicht, von Medien, Wissenschaft und Politik wahrgenommen zu werden.

2.5.2. Der Indienboom

Laut Redaktion baten Journalist_innen die Redaktion um »Expertenmeinungen zum Thema Indien«. Im Rahmen eines Vortrags im Jahr 2005 verwiesen sie auf Anfragen von dpa, WDR und Süddeutscher Zeitung. Dabei blieb allerdings unklar, was genau mit Indien gemeint war. Ging es um Informationen über das Land Indien und Dinge, die dort geschahen? Oder ging es um Ereignisse in Deutschland?

Von der dpa erschien im Sommer 2003 ein Artikel zur wachsenden Begeisterung für Bhangra-Musik und Bollywood-Filme in Deutschland, der auch Zitate von Indernet-Redakteuren enthielt. Dieser Artikel wurde von verschiedenen Lokalzeitungen und Webseiten aufgegriffen. Die Ostsee-Zeitung schrieb:

»Asian Underground« – eine Mischung aus Elementen klassischer indischer Musik und westlichen Stilen wie Breakbeats, Drum'n'Bass oder Dub«, erklärt Y, Redakteur beim Indernet, einem Internet-Netzwerk für Inder in Deutschland.«

Die Dresdner Neuesten Nachrichten übernahmen eine längere Passage aus dem dpa-Text:

»Die meisten Inder sind stolz darauf, dass ein ›Landsmann‹ wie Panjabi MC Erfolg hat – so wird Indien nicht mehr als armes Land, sondern auch als kulturelles und technologisches Land wahrgenommen«, sagt X (25), Sprecher vom Indernet. Die moderne, in England geschaffene Version von Bhangra ist laut X in Indien der Renner. ›Das ist praktisch reimportiert worden und wird jetzt in Indien weiterentwickelt.‹ Die Musik, die aus dem Norden des riesigen Landes stammt, werde nun auch im Süden gehört und breite sich aus. Ein Ende des Booms in Deutschland sieht X noch nicht, denn die Bollywood-Filme der indischen Filmindustrie entern die deutschen Kinos.«

Die dpa hatte das Indernet zu neuen popkulturellen Entwicklungen befragt. Im Jahr 2002 wurde das Stück »Mundian To Bach Ke« des britischen Musikers Panjabi MC erst in Clubs aufgelegt, stürmte dann auf die vorderen Plätze der deutschen Charts und wurde im deutschen Radio gespielt. Panjabi MC verband darin britische Bhangra-Musik, die auf nordindischer Volksmusik basierte, mit einem Loop aus der Fernsehserie »Knight Rider« und traf Anfang der 2000er Jahre in Deutschland auf große Begeisterung. Zu einer ähnlichen Zeit fing ein dominanzdeutsches Publikum an, sich vermehrt für Filme aus Indien zu interessieren (vgl. Krauß 2012, 68). Indien war angesagt – Deutschland befand sich im Indienhype (vgl. ebd. 93-99) – und das Indernet wurde zum begehrten Ansprechpartner wie Gautam erklärte:

»Als der Boom war, der Indienboom, letzten Sommer, jetzt nicht mehr so richtig. Dieser Boom war mit Panjabi MC, mit ›Mundian to bach ke‹ – ich weiß nicht genau, was er da für Musik gemacht hat – dann wollten alle uns interviewen. Da wollten sie alle was wissen, da kamen Radiosender en masse, wollten alle irgendwelche Artikel machen und wollten mehr wissen. ZDF hat angefragt usw., da gab es schon einiges. Universal Studios, zum Beispiel auch, als der Sex-Guru, dieser Indien-Guru, die wollten uns auch mit im Boot haben. Wir haben für die Werbung gemacht, haben für die dieses Gewinnspiel gemacht und haben auch die Preise verteilt. Da sieht man mal, was die wollen. Die wollen Publicity und die wollen genau die richtige Person sprechen.«

Das Indernet war zu dem Zeitpunkt eines der wenigen deutschsprachigen Internetangebote zu Indien, das sich mit popkulturellen Inhalten beschäftigte, und wurde deshalb kontaktiert, wie Deepak erklärte: »Letztes Jahr, der Indienboom, da brauchte man auch Links zu Indien und es gibt eigentlich deutschsprachige Links nicht so viele zu Indien und dann wurden wir viel verlinkt und viel auf uns aufmerksam gemacht.« Das Indernet war zur richtigen Zeit mit seinem virtuellen Angebot zur Stelle. Es konnte nicht nur die Begeisterung für virtuelle Räume, sondern auch den Indienboom bedienen und hatte dabei keine nennenswerte Konkurrenz. Die Journalist_innen waren wohl froh, überhaupt eine Quelle zu haben. Dies zeigte sich auch beim Fernsehbeitrag von Tracks 2002 auf arte. Sein Thema war der ge-

samteuropäische Indienhype. Dazu wurden mehrere erfolgreiche britische Musiker des Asian Undergrounds interviewt. Zwischen die britischen Stimmen schnitt Tracks Interviewpassagen mit X und Y vom Indernet. Vor dem Hintergrund der Kampagne »Kinder statt Inder« (vgl. 3.2.6) wurde über das Indernet berichtet und die beiden zum Indienhype in Deutschland befragt. Beim Betrachten des Video-mitschnitts fällt mir das große Ungleichgewicht zwischen den bekannten Musikern aus Großbritannien auf der einen Seite und den unbekannten Redakteuren eines kleinen Internetprojekts in Deutschland auf der anderen Seite auf. Gleichwertigere Interviewpartner_innen aus Deutschland hätten die Tracks-Redakteur_innen aber nicht finden können.

2.5.3. Journalist_innen und das Indernet

Nach der dpa-Meldung vom Sommer 2003 erschien in der Kölnischen Rundschau ein selbst recherchierter Artikel zum Indienboom. Der Journalist Meier informierte auch über das Indernet und zitierte Indernet-Redakteur_innen:

»Indien hat verstärkt Aufmerksamkeit bekommen«, sagt der stellvertretende Chefredakteur Z. Der Deutsche mit indischem Vater und deutscher Mutter zieht eine positive Bilanz des ganzen Rummels um den Subkontinent, auch wenn die Klischees dominieren. »Hauptsache Turban, Hauptsache roter Punkt auf der Stirn – aber trotzdem: Zumindest entwickelt sich ein positives Bild von Indien.« Das Land, das viele bisher immer nur mit enormer Armut in Verbindung gebracht haben, wird zum verheißungsvollen und mystischen Ort.«

Diese Aussagen des Indernet-Redakteurs hätte vermutlich auch jede andere Inder_in der zweiten Generation treffen können. Wer dominanzdeutsche Medien konsumierte, erkannte das gestiegene öffentliche Interesse für Indien. Zu merken war auch, dass dabei weiterhin Stereotypen dominierten. Einige mögen Zs Einstellung geteilt haben, dass es dabei eine Verschiebung zu positiveren Zuschreibungen gab. Meier fragte zudem, wie es weitergehen würde:

»Ein Ende des Booms ist für Webseiten-Redakteur Z allerdings auch schon absehbar. Noch einen Sommer gibt er der Indien-Welle. »Das ist vergleichbar mit dem Latino-Trend«, sagt er. Und dennoch: Von 1000 Indien-Anhängern bleiben zwar 950 bei den Klischees hängen, schätzt Z, aber zumindest 50 beschäftigen sich tiefergehend mit dem Land, das lange Zeit den Hippies vorbehalten blieb. Dann muss nach Latinos und Indern ein neuer Trend her. Wie wär's denn mal mit Österreich?«

Der Journalist sprach dem Indernet-Redakteur hier die Kompetenz zu, sich über die weitere Entwicklung des Indienbooms äußern zu können. Z nahm die Zuschreibung an und traf Aussagen. Beim Lesen des Artikels vermutete ich, dass er

diese mehr oder weniger willkürlich getroffen hatte, da ich ihm keine besondere Kompetenz in der Einschätzung von Wellen der öffentlichen Aufmerksamkeit zutraute. Mich interessierte, wie es dazu kam, dass der Journalist das Indernet angesprochen und Z zitiert hatte. Meier erklärte mir, dass ihm das Indernet schon aufgefallen war, er die Seite gut und vielseitig fand und er daher die Redaktion kontaktiert hatte. Gut und vielseitig fand er das Indernet weil es »eine größere Themenvielfalt als üblich« anbot, »aktuelle Meldungen zu unterschiedlichen Bereichen« hatte und das »Layout wirkt nicht laienhaft, sondern ausgearbeitet und professioneller als bei vielen anderen Seiten«. Meier erklärte mir, dass er das Indernet ab und zu nutzte, insbesondere für Veranstaltungen und »es jederzeit auch als Recherchequelle verwenden [würde, ug.], weil mir die Informationen sehr fundiert und seriös erscheinen«. Auf meine Nachfrage, welche Kriterien er für diese Einschätzung hätte, antwortete Meier:

»Die Nachrichten sind aktuell, die Beiträge sind nicht unprofessionell geschrieben, Rechtschreib- und Tippfehler sind mir auch nicht aufgefallen. Die einzelnen Beiträge wirken in allen Rubriken – soweit ich das auf einen kurzen Blick hin beurteilen kann – durchaus gleichwertig und nicht so, als ob sich jemand kaum Mühe gemacht hätte.«

Das Gemeinschaftszentrum hatte auf den Journalisten Meier einen guten Eindruck gemacht. Auf meine Frage, warum er dem Indernet in seinem Bericht über den Indienboom einen so prominenten Platz eingeräumt hatte, erklärte Meier:

»Die Internetseite hat mich auch ein wenig aufs Thema gebracht. Oftmals liegt ein Thema in der Luft, aber es fehlt am Ansatzpunkt. Die Seite war ein ganz guter Ansatz, weil sie auch relativ schnell über Suchmaschinen gefunden wird (zumindest nehme ich das an, denn ich bin ja auch per Zufall darauf gestoßen).«

Partyveranstaltende wollte er nicht interviewen, weil die sich nur mit einem Aspekt aber nicht mit anderen Lifestyle-Themen (Mode, Filme, Möbel etc.) ausgekannt hätten. Forschende und Vereine wie die DIG wären ihm zu trocken gewesen. Zudem war für ihn das Indernet ein guter Indikator für den Indienboom: »Mir ging es um das Thema Lifestyle, also die tatsächliche Kultur. Wenn man sieht, dass das Indernet viele Events auflisten kann und selbst veranstaltet, dann ist das ein gutes Indiz dafür, dass so etwas tatsächlich ›in‹ ist.« Als ich immer weiter nachhakte und fragte, ob er sich über die Kompetenz der Redakteur_innen informiert habe, wurde er zunehmend kurz angebunden, wirkte genervt und brach schließlich das E-Mail-Interview ab. Mich ließ er mit dem Eindruck zurück, dass Journalist_innen sehr viel weniger sorgfältig recherchierten als ich angenommen hatte.

Z erklärte:

»Wir sagen ja nicht ›wir wissen‹ und ›wir können‹, aber, wenn man uns fragt, dann sagen wir unsere Meinung. Gerade in Bezug auf den Indienboom, haben wir zwar nicht eine wissenschaftliche Ausbildung oder was auch immer, was die Prognose angeht. Aber wir wissen, was in der Community abgeht und was es gibt auf dem Markt. Gerade was den Indienboom angeht, können wir relativ gut einschätzen, weil wir auch betroffen sind, weil wir auch Inder in Deutschland sind. Auch was in der Community gerade angesagt ist, kommt vielleicht später sogar in den Mainstream. Kann ja sein. Das wissen wir ja. Ist ja oft so. Panjabi MC ist ja nur ein Beispiel. Mit dem speziellen Bezug, denke ich, waren wir durchaus kompetent, das durchaus zu sagen.«

Gleichzeitig wies Z jegliche Verantwortung zurück:

»Inwieweit das dann als seriöse oder als Kompetenz weitergegeben wird, das liegt nicht mehr in meinem Ermessen. Dann muss ich auch davon ausgehen, dass der seriöse Journalist, der schreibt, für wen auch immer, sei es Kölnische Rundschau oder was, das muss er dann schon wissen, was er dann zitiert oder nicht. Weil, er ist derjenige vom Fach. Er muss wissen, was er sagen kann. Er muss seine Quellen auch evaluieren können.«

Z ging davon aus, dass die Journalist_innen ihr Quelle einschätzen mussten (was sie nicht taten) und auch die Lesenden die Quellen überprüfen könnten (was sowohl unwahrscheinlich war als auch schwierig, da auf dem Indernet keine Informationen über die Redakteur_innen zu finden waren). Tatsächlich wurde die Aussage von Z etwas später ungeprüft vom Online-Redakteur Mitra des WDR-Radiosenders Funkhaus Europa übernommen. Im letzten Absatz seines Artikels schrieb er: »Noch einen Sommer gibt Z vom Indernet dem Indien-Boom. Und danach? ›Vielleicht kommt China als nächstes dran.«, schätzt Zs Kollegin Viola.« Im Interview erklärte Mitra, dass er Zs Aussage aus einem anderen Medium übernommen und mit Viola gemailt habe. Er zitierte Viola auch zum Einstieg in seinen Artikel:

»Warum ausgerechnet Indien im Trend ist, wissen wir nicht, möglicherweise hätte es auf der Suche nach Exoten jede andere Kultur treffen können.« meint Viola, Redakteurin beim deutsch-indischen Internetdienst Indernet. Im Sommer 2000 ging das Indernet ins Netz. Inzwischen verzeichnen die Indernet-Macher 17.000 Zugriffe im Monat. Von Nachrichten bis Kultur und sogar Inder-Witzen ist alles vertreten – eben ein Abbild des Lebens von Indern und Deutsch-Indern in Deutschland.«

Genauso wie das Zitat von Z übernahm Mitra hier auch die Kurzbeschreibung des Indernets (fast wortgleich, aber leicht gekürzt) aus Meiers Artikel, kennzeichnete diese Quelle aber nicht. Aussagen wanderten so ungeprüft von einem Medienbericht in den nächsten. Die neue Aussage von Viola steht allerdings im Gegensatz

zur Kompetenzzuschreibung bei Meier und am Abschluss von Mitras Text. Im Interview erklärte Mitra, wie es zu dem Artikel gekommen war:

»In dem vergangenen Jahr war auch uns klar, dass es immer mehr Musiktitel gab mit Bhangra-Hintergrund, die auch von unserer Musikredaktion ausgewählt wurden, das war so ein Trend. So dass man nicht mehr daran vorbeikam, darüber zu berichten. Der Redakteur, der bei uns das Onlineangebot betreut, hat mich dann gefragt, ob ich nicht mit meinem indischen Hintergrund, also mein Vater ist Inder und meine Mutter Deutsche, Lust hätte, etwas darüber zu machen. Das hatte ich natürlich.«

Wie Meier recherchierte Mitra im Internet:

»Ich habe auf jeden Fall sehr viel Information damals gesammelt und habe auch dabei das Indernet kennengelernt, das ich bis dahin nicht kannte. Es ist in mehreren Artikeln erwähnt worden, ich habe mir die Seite angeguckt. Ich habe dann natürlich auch die Redakteure vom Indernet angesprochen.«

Anders als Meier kannte Mitra das Gemeinschaftszentrum noch nicht. Er wurde erst durch Medienberichte auf es aufmerksam.

»Ich habe einen Fragenkatalog an das Indernet, an die Redaktion, geschickt. Woran sich der Trend äußert? Woran wird er festgemacht? Seit wann spürt ihr ihn? Wo genau seht ihr diesen Trend überall? Was war der Auslöser, wenn es so etwas gibt? Wie lange hält das noch an? Oder: Wie seht ihr die Zukunft noch? Das war die letzte Frage. Viola hat dann eine Mail, die auch gar nicht so superlang war, zurückgeschickt und hat dann eigentlich auf viele dieser Fragen in einem Satz oder in einem Halbsatz geantwortet.«

Mitra ging davon aus, dass ihm die Indernet-Redaktion Einschätzungen zum Indienboom geben könne und übernahm einige der Antworten. Seine Redaktion kürzte viel und so blieben nur die einführenden und abschließenden Aussagen übrig. Wie bei Meier fragte ich nach, ob er sich über Viola informiert hatte, bevor er ihre Aussage übernahm:

»Über die Person null, das gebe ich zu. Über das Medium selber oder den Online-dienst: viel. Da ich auch keinen speziellen Ansprechpartner dort hatte, habe ich einfach eine zentrale Mail geschickt. Sie hat im Namen oder im Auftrag der Anderen geantwortet. Insofern hätte es jeden von denen treffen können, der mir eine Mail zurückgeschickt hätte, dass der- oder diejenige dann auch zitiert würde.«

Mitra zitierte Viola als Stellvertreterin des Indernets und das war sie auch, wie Viola erklärte. Sie hatte die Anfrage von Mitra an die Redaktion weitergeleitet, die Antworten gesammelt, zusammengefasst und an Mitra geschickt. Die Aussagen zu China kamen nicht von ihr, sondern von YZ und so war sie überrascht,

so zitiert zu werden. Generell war sie verwundert, wie Medien Aussagen von Indernet-Redakteur_innen ungeprüft übernahmen. In ihrer Wahrnehmung war die Indernet-Redaktion ein Haufen Studierender, die das Gemeinschaftszentrum in ihrer Freizeit betreuten, und für die die Bezeichnung Journalist_innen nicht gepasst habe. Mitra erklärte:

»Sind natürlich Namen wichtig, auch gerade indische Namen. Am Anfang Viola, dann der Partymacher aus Berlin, auch Ranga Yogeshwar und Panjabi MC. Das war schon wichtig für das name dropping, das ist natürlich extrem wichtig. Das war auch so eine Vorgabe. Auf jeden Fall ist es wichtig, einen Namen zu haben, das zu personalisieren, das ist eine journalistische Strategie. Das wäre blöd gewesen, wenn die Redaktion anonym beantwortet hätte, hätte ich sicherlich noch irgendeinen Namen rausgefunden, um einfach irgendeine Person zu haben, die am Anfang oder am Ende des Dossiers auch erwähnt wird.«

2.5.4. Fazit: Die authentische Stimme

Journalist_innen (und auch Forschende) mochten das Indernet und das Indernet freute sich über die journalistische (und wissenschaftliche) Aufmerksamkeit. So ergänzten sich beide Seiten gut. Das professionelle Erscheinungsbild des Gemeinschaftszentrums (vgl. 3.5) und das verbindliche Auftreten seiner Vertreter_innen waren sicher unerlässlich dafür, dass das Indernet als vertrauenswürdige Quelle angesehen wurde. Das allein wird aber nicht ausgereicht haben, entscheidend war die Imagination von authentischen Informationen.

In Internetstudien ist Authentizität ein Thema, weil es online durch die Kanalreduktion noch schwieriger ist als offline, die Produzierenden von Informationen einzuschätzen (vgl. Hine 2000, 11-12 und 118-146). Hine (ebd. 12) argumentiert, dass es zwei Möglichkeiten gibt, im virtuellen Raum Authentizität herzustellen. Zum einen kann man eine bestimmte Identität darstellen, um Erfahrungswissen nachzuweisen, zum anderen kann man die Identität der Autor_innen verschwinden lassen, um objektives Wissen zu suggerieren. Im Gemeinschaftszentrum geschah in gewisser Hinsicht beides. Zum einen wurden zu den Autor_innen keine weiteren Informationen außer ihren Namen angeboten. Der Mensch hinter dem Artikel schien nicht wichtig. Wichtig war nur, dass das Indernet von Inder_innen (der zweiten Generation) gemacht und dies auch durch die Namen belegt wurde. Diese Zugehörigkeit bedeutete biografischen Bezug zu Indien und legte damit Wissen über Indien nahe (vgl. Castro Varela und Dhawan 2007, 40). Mich interessierte vor allem diese zugeschriebene Authentizität als Inder_in (der zweiten Generation) und ihre Bedeutung für die öffentliche Wahrnehmung.

Dass Menschen, die als Inder_innen wahrgenommen werden, sich mit Indien auskennen müssen, ist eine verbreitete Annahme. Wenn eine Differenzierung

zwischen Inder_innen und den Kindern von Migrant_innen aus Indien gemacht wird, dann wird letzteren häufig eine vermittelnde Rolle zwischen Deutschland und Indien zugeschrieben. Es wird davon ausgegangen, dass sie sich sowohl mit Indien als auch mit Deutschland auskennen und so eine Brückenfunktion einnehmen können. So erklärte Jule:

»So zu urteilen, ist immer schwierig, aber vielleicht sind die, die Indien vielleicht am besten beurteilen können, die die in Deutschland gelebt haben und die ganze Kultur von Indien haben. Die sind vielleicht am objektivsten. Ich kann mich nie so rein denken, weil ich nie dort gelebt habe und die Inder von dort sind sowieso ein bisschen voreingenommen. Klar, weil sie von dort kommen, das ist ja auch kein Verbrechen. Aber vielleicht können die das noch ein bisschen am besten beurteilen.«

Jule differenzierte zwischen drei Kategorien von Menschen: die Inder_innen von dort, die Inder_innen von hier und Leute wie sie selbst (die Deutschen). Die Inder_innen der zweiten Generation hätten durch ihre biografische Verbundenheit mit Indien Kenntnisse, die den Deutschen fehlten, und durch ihr Aufwachsen in Deutschland eine objektive Perspektive, die den Inder_innen fehlte. Die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen war also perfekt dazu geeignet, Deutschen etwas über Indien zu vermitteln.

Mit Bezug auf postkoloniale Theorien analysieren Castro Varela und Dhawan (2007, 39-42) die Rolle der authentischen Stimme im Migrationskontext. Auf der Suche nach der wahren Stimme der Anderen würden kulturelle Übersetzer_innen gesucht, die in der Ersten Welt verortet seien, und ihnen die Rolle der kulturellen Repräsentant_innen zugewiesen (vgl. ebd. 39). Jules Einschätzungen zeigen, dass dies auch im Gemeinschaftszentrum erfolgte. Die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen wurden genutzt, um die indischen Anderen zu repräsentieren, und wurden in diesem Prozess selbst als Andere festgeschrieben. So konnte sowohl Wissen über Indien produziert als auch die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen aus Deutschland verwiesen werden. Ihr Indisch-Sein und Wissen über Indien wurden ihnen als essentiell eingeschrieben (vgl. ebd. 40). Diese Zuschreibungen gehören zum Alltag von natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen, die im Umgang damit unterschiedliche Strategien entwickeln (vgl. Goel et al. 2012a).

Die Gründer des Indernets hatten das Internetportal natio-ethno-kulturell verortet und so die Grundlage für diese Wahrnehmung gelegt (vgl. Brubaker 2004, 16-17). Die Redaktion nahm die zugeschriebene Repräsentant_innenrolle für Indien willig an. Die Neuformulierung der Projektbeschreibung im Jahr 2006 (vgl. 3.5.6) kann als eine Reaktion auf diese Zuschreibung angesehen werden. Das Indernet bot sich nun explizit als Expert_in zu Indien (in Deutschland) und Vermittelnder zur Community an. Zudem setzte es vermehrt darauf, als Ort für ge-

zieltes natio-ethno-kulturelles Marketing wahrgenommen zu werden (vgl. 3.5.5). Das Indernet ging diverse Medienpartnerschaften ein, veröffentlichte Pressemitteilungen für indische Produkte und war ein Raum für Werbeanzeigen. Die Medienpartnerschaften waren vermutlich vor allem wichtig, um die Bedeutung des Indernets zu bestätigen und den Redakteur_innen Zugang zu interessanten Orten und Menschen zu eröffnen. Diese Eigeninteressen an der Repräsentation der natio-ethno-kulturell Anderen machen die Repräsentation, wie Broden und Mecheril (2007, 21) ausführen, noch problematischer: Wie können die Anderen angemessen repräsentiert werden, wenn die Repräsentierenden von der Repräsentation der Repräsentierten profitieren und daher dafür sorgen müssen, dass die Anderen sich nicht selbst repräsentieren? Castro Varela und Dhawan (2007, 32-36) führen aus, dass es unmöglich ist, die natio-ethno-kulturell Anderen adäquat zu repräsentieren. Repräsentation stellt »den Prozess dar, durch den die Repräsentantin den Repräsentierten vertritt, verkörpert und darstellt« (ebd. 43) und führt dabei notwendigerweise zu einer Lücke zwischen dem, was repräsentiert werden soll und dem, was repräsentiert wird. Wenn das Indernet die Zuschreibung annahm, Indien (in Deutschland) authentisch repräsentieren zu können, konstruierte es in diesem Prozess Indien (in Deutschland) und nahm für sich in Anspruch, es am besten darstellen zu können. Das Indernet agierte dabei in den gegebenen Machtverhältnissen und mit den vorhandenen Wahrnehmungsmustern und stabilisierte sie, indem es sie weder hinterfragte noch kritisierte (vgl. ebd. 35).

Die Frage ist, warum das Indernet, die Redaktion und Besuchenden als legitime Stimmen der natio-ethno-kulturell Anderen angesehen wurden (vgl. ebd. 41). Ein Grund dafür war wahrscheinlich, dass das Gemeinschaftszentrum die gegebenen Machtverhältnisse nicht grundsätzlich in Frage stellte und sich stattdessen innerhalb der dominanten Diskurse positionierte (vgl. 1.6.1). Eine Auseinandersetzung mit dem Indernet bedeutete für Außenstehende nicht, dass sie sich Kritik aussetzen und mit ihren eigenen Verflechtungen in ungleiche Machtverhältnisse und die Produktion von natio-ethno-kulturell Anderen auseinandersetzen mussten. Sie konnten im Gemeinschaftszentrum ihr Interesse an den natio-ethno-kulturell Anderen befriedigen. Zudem bestätigte das Indernet das Bild der indischen Modellminderheit. Es eignete sich dafür, Erfolgsgeschichten über Migrant_innen zu erzählen. So werden sich diejenigen Journalist_innen und Forschende, die an diesen interessiert waren, gerne an das Gemeinschaftszentrum gewandt haben, während sich jene, die von problematischen Migrant_innen berichten wollten, andere Räume suchten. Zusätzlich interessant wurde das Indernet, weil Inder_innen im Bereich der digitalen Technologien als besondere Ressource angesehen wurden. In Deutschland konnte das Indernet dabei die Faszination an den Computer-Inder_innen bedienen und bestätigen, dass Inder_innen tatsächlich eine besondere Affinität zum Digitalen haben. Das Indernet bediente so eine Reihe von dominanten Bildern über die Anderen und eignete sich, um als Repräsentantin anerkannt

zu werden. Denn laut Castro Varela und Dhawan (ebd. 35) wird nur das wahrgenommen, was gehört und gesehen werden will und soll.

Weder die Journalist_innen, die die Indernet-Redakteur_innen zu Expert_innen machten, noch die Indernet-Redakteur_innen selbst, stellten diesen Prozess der Repräsentation in Frage. Sie nutzten ihn für ihre jeweiligen Interessen. Gautam erklärte:

»Die Presse ist so: Die wollen immer den Experten sprechen. Die wollen immer einen haben, der genau Bescheid weiß, was er sagt. Im Indernet findet man das, weil das Indernet ist ein zentrales Ding, was alle brauchen, alle indischen Communities oder Partys etc., die brauchen das Indernet, damit sie weiterkommen, weil wir die größte Community sind und die größte Anzahl an Leuten und Zugriffen haben. Wir sind am meisten verbreitet und wenn das Fernsehen zu uns kommt, zum Beispiel arte hat mal einen Beitrag gemacht, da hat man auch gesehen, die wollen auch wirklich wissen, wie läuft die Community und was wollen die Leute, weil wie gesagt, wir sind direkt an der Quelle.«

Journalist_innen und Forschende suchten nach authentischen Quellen und das Indernet war willig, diese Rolle zu übernehmen. Weil die Indernet-Redakteur_innen als Expert_innen angesprochen wurden, begannen sie sich auch als solche zu fühlen.

2.6. Fazit und Ausblick zum zweiten Mosaik

2.6.1. Das vielfältige Indernet

Für das zweite Mosaik habe ich die Mosaiksteine neu arrangiert. Manche konnte ich wiederverwenden, die meisten musste ich etwas verschieben, manche schleifen und einpassen, andere neu aus den Steinhaufen heraussuchen. Diese neu zusammengesuchten Steine habe ich herumgeschoben, verschiedene Skizzen ausprobiert und schließlich das Bild des Gemeinschaftszentrums gelegt. Während im ersten Mosaik das Gefühl der natio-ethno-kulturellen (Nicht-)Zugehörigkeit leitend war, legte ich im zweiten Mosaik den Fokus auf das Medium Internetportal und dessen Nutzung. Das Indernet erscheint als eine Anlaufstelle rund um die Themen Indien und Indisches in Deutschland, die grundsätzlich für alle offen war, die sich angesprochen fühlten. Jede_r konnte sich im Haus umschauchen und sich passende Angebote heraussuchen. Es war möglich, regelmäßig vorbeizukommen oder auch nur einmal, sich fast den ganzen Tag im Gemeinschaftszentrum aufzuhalten oder auch nur alle paar Monate kurz vorbeizuschauen. Es war möglich, sich im Foyer umzuschauen oder einen Nebeneingang zu nehmen, in der Bibliothek zu lesen oder Beiträge beizusteuern, in den Räumen zum Debattieren und der Geselligkeit mitzudiskutieren oder einfach zuzuhören, passiv zu bleiben oder aktiv zu gestalten. Die Möglichkeiten, das Gemeinschaftszentrum zu nutzen, waren außerordentlich vielfältig und wurden so auch angenommen. Die unterschiedlichen Bilder vom Indernet, die sich Redakteur_innen und Besuchende machten, bilden diese Vielfalt ab. Sie stellen die verschiedenen Perspektiven, Bedürfnisse, Nutzungsarten und Wahrnehmungen der Interviewten dar. Die meisten Bilder lassen sich problemlos ins Gemeinschaftszentrum integrieren, das jede durch ihre Praktiken anders zusammensetzte. Gemeinsam war diesen Bildern, dass das Indernet eine Anlaufstelle war, die unverbindlich angesteuert werden konnte und in der es Möglichkeiten zum informellen Austausch gab. Das gemeinsame Haus ermöglichte, dass ein Gefühl der Gemeinsamkeit im Gemeinschaftszentrum entstehen konnte. Alle Besuchenden und Redakteur_innen steuerten die gleiche Adresse an, bewegten sich im gleichen Gebäude und konnten sich so mit den anderen verbunden fühlen.

Spezifisch für das neue Medium Internet war, dass die online vorherrschende Kanalreduktion – also die eingeschränkte Möglichkeit, andere Besuchende wahrnehmen zu können – die Imagination der Gemeinsamkeit stärken konnte. Unterschiede zu den anderen Besuchenden konnten besser als in der physischen Welt ausgeblendet werden, da sie auf weniger Kanälen wahrgenommen wurden. Die Kanalreduktion in Verbindung mit den verschiedenen Räumen des Gemeinschaftszentrums führte dazu, dass das Indernet gleichzeitig ein Raum der natio-ethno-kulturell Gleichen, eine Anlaufstelle für Informationen über Indien, ein Ort zum geselligen Zusammensein, eine Servicestelle und noch vieles mehr sein konnte,

ohne dass diese vielfältigen Funktionen den einzelnen Besuchenden bewusst sein mussten. Das neue Medium unterstützte so die Gleichzeitigkeit von Ungleichem in diesem virtuellen Raum.

Die unterschiedlichen Weisen, in denen die Besuchenden sich das Gemeinschaftszentrum aneigneten, waren dabei notwendig für den Erfolg des Indernets. Es konnte so nicht nur verschiedene Zielgruppen sowie unterschiedliche Ziele erreichen, es wurde auch sichergestellt, dass der Raum dynamisch blieb. Die Redaktion und aktivsten Besuchenden sorgten dafür, dass immer wieder neue Inhalte produziert wurden, dass sich das Gemeinschaftszentrum ständig weiterentwickelte und Leben im Haus war. Diejenigen Besuchenden, die sich gelegentlich einmischten, verhinderten, dass sich geschlossene Diskussionsrunden entwickelten, die auf neue Besuchende abweisend wirkten, und brachten neue Themen und Sichtweisen ein oder reaktivierten alte Diskussionen. Die große Zahl der Lurkenden wiederum bot das Publikum, für das sich sowohl die Redaktion als auch die Postenden engagierten. Ohne das Gefühl, wahrgenommen zu werden, hätte sich der Aufwand nicht gelohnt, das Gemeinschaftszentrum zu betreiben und zu gestalten. Hierfür war auch die öffentliche Wahrnehmung durch Medien und Wissenschaft wichtig. Sie bestätigte die Bedeutung und den Erfolg des Indernets.

Spezifisch für das neue Medium Internet war auch, dass sich die Besuchenden das Gemeinschaftszentrum aneignen und es gestalten konnten. Erst dadurch, dass das Indernet als Raum der Zugehörigkeit, als Anlaufstelle für Informationen etc. angenommen und weiterentwickelt wurde, wurde aus den von der Redaktion zur Verfügung gestellten Dateien ein Raum, an dem Soziales stattfinden konnte. Das Internet ermöglichte jungen Menschen, mit wenigen Ressourcen und unabhängig von Offline-Autoritäten (wie Eltern, Vereinen, religiösen Institutionen, Schulen, Medien etc.) einen eigenen Raum zu gestalten. Die Redaktion und ihre Besuchenden gehörten zur ersten Generation, der diese Möglichkeit im neuen Medium in der Breite zur Verfügung stand und die so Neues entstehen lassen konnte. Anfang der 2000er Jahre gab es noch nicht viele Akteur_innen, die online gingen und diese Möglichkeiten ausnutzten. In den 2010ern sah das bereits anders aus. Es war wesentlich schwieriger geworden, Öffentlichkeiten für kleine Internetprojekte herzustellen.

Dem Indernet gelang es eine Gegenöffentlichkeit zur dominanten Öffentlichkeit zu schaffen (vgl. Fraser 2007; Miller und Slater 2000, 103-114). Es stellte den hegemonialen Bildern über Indien und Migrant_innen aus Indien andere gegenüber (vgl. Hall 2004, 158-163). Ziel war es dabei, einen niedrigschwelligen Zugang zu Informationen zu ermöglichen, Infotainment zu bieten. Andere Gegenöffentlichkeiten mit anderen Zielsetzungen wurden von anderen Medien, wie jenen der Elterngeneration, oder Internetportalen wie suedasien.info geschaffen. Der leichte Zugang zum Gemeinschaftszentrum (online gut auffindbar, offen für alle, leicht zu konsumierende Informationen) verbunden mit seinem professionellen Erschei-

nungsbild und seinem Versprechen von Authentizität machten diese Gegenöffentlichkeit für viele Informationssuchende besonders ansprechend (vgl. Castro Varela und Dhawan 2007). Das Indernet wurde zunehmend als seriöse Quelle wahrgenommen und als solche dargestellt, übernahm diese Zuschreibung und verstärkte sie so. Ein genauerer Blick in das Gemeinschaftszentrum und die Redaktionsräume blieb dabei häufig aus.

Dabei hätte ein genauerer Blick die Vielfalt der Besuchenden und Aktivitäten im Gemeinschaftszentrum offenbart. Er hätte – um das Bild von Kiran aufzugreifen – einen Eindruck jenseits der glatten und einfarbigen Oberfläche des Zauberwürfels ermöglicht. Es wäre deutlich geworden, dass es verschiedene Ebenen der Aktivitäten gab und nicht alles auf den ersten Blick sichtbar war. Je nachdem wer sich an dem Zauberwürfel versuchte, sich bemühte, seine Ordnung herzustellen, je nachdem was ihr auffiel, welches Ziel er verfolgte, ergab sich eine andere (Un)Ordnung. In all den möglichen Kombinationen, in denen der Zauberwürfel gedreht werden konnte, lag auch das Entwicklungspotential des Indernets. Es konnte ganz Unterschiedliches entstehen. Das Indernet war Vieles und konnte Vieles werden.

2.6.2. Raum der Zugehörigkeit

Auch wenn im Gemeinschaftszentrum Vieles möglich war, Verschiedenes stattfand und die unterschiedlichsten Besuchenden kamen, war für die meisten entscheidend, dass das Indernet als Raum von Inder_innen (der zweiten Generation) wahrgenommen werden konnte. Nicht nur die natio-ethno-kulturell (mehrfach-)zugehörigen Redakteur_innen und Besuchenden mit Zugehörigkeitskontexten im deutschsprachigen Europa und in Südasien, sondern auch die meisten anderen Besuchenden und Beobachtenden gingen zum Gemeinschaftszentrum, weil sie davon ausgingen, dass sie dort auf Inder_innen (der zweiten Generation) treffen würden. Die einen waren auf der Suche nach natio-ethno-kulturell Gleichen, die anderen gingen davon aus, auf dem Indernet authentischere und gleichzeitig zugänglichere Informationen als an anderen Orten zu bekommen. Die fiktive Standard-Nutzer/in (vgl. 1.3.2) – die Inder/in der zweiten Generation – war somit entscheidend für den Erfolg des Indernets. Sie ermöglichte nicht nur den Raum der Zugehörigkeit, in dem die natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen Inder_innen der zweiten Generation sein konnten. Sie ermöglichte es auch, dass das Gemeinschaftszentrum als legitime Repräsentation von Indien und Indischem in Deutschland angesehen wurde. Miller und Slaters (2000, 85-115) Analyse aufgreifend, lässt sich argumentieren, dass »Being Indian (of the second generation)« eine Voraussetzung für das erfolgreiche Repräsentieren Indiens war.

Das zweite Mosaik des Gemeinschaftszentrums ließ sich daher nicht unabhängig vom ersten Mosaik des Raums der Zugehörigkeit legen. Die beiden Mosaiken sind miteinander verbunden, überlappen sich. Der Raum der Zugehörigkeit hät-

te allein nicht existieren können, wäre zu sehr auf den Aspekt der Zugehörigkeit reduziert gewesen, hätte nicht ausreichend unterschiedliche Angebote gemacht, um verschiedene Besuchende der zweiten Generation anzusprechen und dauerhaft zu halten. Gleichzeitig wäre das Gemeinschaftszentrum ohne den Raum der Zugehörigkeit weniger einmalig und attraktiv gewesen. Der Bedeutungsverlust des Indernets ab 2007 (vgl. 3.6) spiegelt dies wider.

2.6.3. Die Dimension Zeit

Wie schon im ersten Mosaik war es auch im zweiten schwierig, ein in sich konsistentes Bild zu schaffen. Um dies einigermaßen zu gewährleisten, habe ich das Indernet ab 2007 weitgehend ausgeblendet. Ich habe Zeitlichkeit ignoriert, um meine ethnografische Beschreibung überzeugend zu gestalten (vgl. Fabian 2014). Es ist zwar richtig, dass das Indernet ein Gemeinschaftszentrum war, aber es war das nicht über den gesamten Zeitraum seiner Existenz. Es musste durch die den virtuellen Raum schaffenden Praktiken, die größer werdenden Besuchendenzahlen und die Aneignung durch die Besuchenden erst dazu werden. Es hätte auch als Gemeinschaftsraum einer kleinen Gruppe von Redakteur_innen enden können. Spätestens mit dem Umzug zum Blog und zur FB-Seite Ende 2011 (vgl. 3.7) hörte das Indernet auf, als Gemeinschaftszentrum zu dienen. Die Vielfalt von Angeboten an einer Adresse war nicht mehr gegeben, die Attraktivität für unterschiedlichste Besuchendengruppen ging verloren. Eingesetzt hatte dieser Prozess spätestens 2007, als die Räume zum Debattieren und der Geselligkeit wegen technischer Probleme kaum noch genutzt werden konnten (vgl. 3.6.2). Ein Besuch im Gemeinschaftszentrum mit mehreren verschlossenen Türen, verstaubt wirkenden Leseräumen und Foyer verlor zunehmend an Attraktivität. Es war kein vor Aktivität vibrierendes Zentrum mehr, das zum Mitmachen und Gestalten einlud, sondern nur noch eine Erinnerung an das, was es einmal gewesen war.

Zudem hatte die zunehmende Ausrichtung auf dominanzdeutsche Indieninteressierte und den Integrationsdiskurs (vgl. 3.5.6) dazu geführt, dass nicht mehr klar war, ob es den Raum der Zugehörigkeit noch gab. In den Räumen des Gemeinschaftszentrums hatten Inder_innen der zweiten Generation immer weniger das Gefühl, unter natio-ethno-kulturell Gleichen zu sein. Sie verloren den Eindruck, ohne Erklärung verstanden zu werden (vgl. 1.3.1), und blieben dem Indernet zunehmend fern. Damit aber entzogen sie dem Indernet seine Einmaligkeit. Die Repräsentation Indiens (in Deutschland) hatte überhandgenommen und machte es immer schwieriger, einfach Inder_in der zweiten Generation zu sein.

Das Indernet veränderte sich so im Laufe der Zeit. Es gab verschiedene Indernets zu verschiedenen Zeitpunkten, wobei der jeweilige Kontext prägend war. Daher widmet sich das dritte Mosaik der Dimension Zeit.

Das dritte Mosaik: Vom Community-Portal zur Facebook-Seite

3.1. Einleitung: Die Geschichte des Indernets

3.1.1. Eine Erfolgsgeschichte

»Das Indernet wurde bereits im Jahre 2000 gegründet und ist somit das älteste noch aktive deutsch-indische Portal im Internet. Ziel des Projekts war es und ist es nach wie vor, fundierte und seriöse Informationen, Berichterstattung und Interviews zum Thema Indien sowie über die deutsch-indische Diaspora zu veröffentlichen und darüber hinaus einen Beitrag zum Thema Integration zu leisten.«

So schrieb das Indernet im Herbst 2019 in der Rubrik »Macht mit!« des Blogs. Das Indernet betonte seine lange Geschichte, suggerierte eine kontinuierliche Entwicklung und Seriosität. Das Indernet war eine Erfolgsgeschichte. Einen ähnlichen Eindruck vermittelte zur gleichen Zeit die Beschreibung auf der FB-Seite. Im Gegensatz zur Blog-Beschreibung war sie allerdings in Englisch formuliert, wohl um eine breitere Lesendenschaft zu erreichen, und hob verschiedene Ereignisse der Indernet-Geschichte hervor:

»Indernet co-hosted Germany's first Miss India Germany pageant (2003, Frankfurt a.M.) and the International Indian Football Series (2002, Remscheid). It has also organized community parties and charity events, such as the Indian Arena (2002, Cologne) and the Mahanagar Lounge (2005, Cologne). Initiating the Bundesintegrationswettbewerb, former German president Johannes Rau appointed Indernet to one of Germany's most valuable integration projects in 2002. Notably, Indernet hosted Sonu Nigam's first and only press conference in Germany (2007, Hamburg) during his ›Simply Sonu‹ Tour. At present, Sonu Nigam is India's most distinguished singer, well-known as ›The Voice of Shahrukh Khan‹. Recently, the Robert Bosch Stiftung (RBS), one of Germany's leading foundations, nominated X as one of the jury members for their 2012 initiative ›German-Indian Classroom/Deutsch-

Indisches Klassenzimmer« which is a joint project by the RBS and the Goethe Institute/Max Mueller Bhavan (MMB) New Delhi.«

Besonders erwähnenswert erschienen der Redaktion jene Ereignisse, die offline stattfanden, sowie jene die eine Anerkennung des Indernets zeigten. Diese Ereignisse wurden auch in den Meilensteinen¹ aufgeführt, ausführlicher beschrieben und bebildert. Nur der letzte Meilenstein (»Das Indernet kehrt nach langer Zeit nun in Form eines Blogs zurück!«) war ein dezenter Hinweis darauf, dass die Entwicklung des Indernets nicht ganz kontinuierlich und durchgehend erfolgreich verlaufen war.

3.1.2. Geschichtsschreibung

Geschichtsschreibung erfolgt immer aus einer spezifischen Perspektive mit einem spezifischen Ziel. Sie ist abhängig von der Person oder Institution, die die Geschichte schreibt, und von dem Kontext, in dem sie verfasst wird. Sie ist eine Praxis (vgl. Chakkalakal 2018), durch die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft auf eine spezifische Weise miteinander verbunden werden. Die Darstellung der Indernet-Geschichte, die die Redaktion im Jahr 2019² öffentlich präsentierte, unterschied sich notwendigerweise von den Geschichtsschreibungen der Redaktion zu früheren Zeitpunkten und von jenen, die nicht der öffentlichen Darstellung dienten. Sie unterschied sich auch von jenen der Nutzenden und verschiedenen Beobachtenden. In 1.3.1 habe ich diskutiert, welche Rolle der Faktor Zeit für den Zugehörigkeitskontext Indernet spielte. Erst mit einer Vorstellung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieses Raums konnte das Indernet zum Raum der Zugehörigkeit für natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige werden. Erzählungen der Nutzenden darüber, wie das Indernet früher war, dienten auch dazu, diesem Raum eine Geschichte und damit eine Zukunft zu sichern.

Die Geschichte des Indernets bzw. die Geschichten über das Indernet, die ich im folgenden Mosaik erzählen werde, erweitern den bereits bestehenden Schatz an Geschichten über diesen virtuellen Raum. Sie sind positioniert durch die Perspektive der langjährigen wissenschaftlichen Beobachterin, die zeitweise einen Blick hinter die Kulissen werfen konnte, aber vorwiegend vor dem Bildschirm das Indernet verfolgte.

1 Eine Funktion von FB mit der sich die Geschichte einer Organisation darstellen lässt.

2 Soweit ich es nachvollziehen kann, ist die Selbstdarstellung seit dem Umzug in die sozialen Medien 2011 nicht signifikant geändert worden. Das »recently« in der FB-Beschreibung bezog sich auf 2012 und signalisierte damit 2019, dass die Beschreibung veraltet war.

3.1.3. Den Kontext berücksichtigen

Das dritte Mosaik fokussiert die Entwicklung des Indernets im Zeitverlauf. Es wählt diesen Fokus, da das Indernet nie statisch war und sich permanent veränderte. Dies wurde bereits beim Legen der beiden anderen Mosaiksteine deutlich. Die Bilder des Raums der Zugehörigkeit (vgl. das erste Mosaik) und des Gemeinschaftszentrums (vgl. das zweite Mosaik) können das Indernet zwar für bestimmte Zeiträume gut beschreiben, für andere passen sie aber nicht. Das dritte Mosaik mit dem Fokus Zeit soll helfen, diese Unschärfen in den beiden anderen Mosaiken zu verstehen, Lücken zu füllen und neue Perspektiven auf das Indernet zu öffnen.

Dabei geht es weniger darum, eine chronologische Beschreibung der Entwicklung des Indernets zu liefern, sondern vielmehr darum, verschiedene Entwicklungsschritte des Indernets in ihrem jeweiligen zeitlichen, demografischen, gesellschaftspolitischen und technologischen Kontext darzustellen. Im Sinne von Anthias (2008; 2009) Konzept der »translocational positionality« soll untersucht werden, wie dieser je spezifische Kontext die Verortung der verschiedenen Akteur_innen, ihre Bedürfnisse und Handlungen und die Entwicklung des Indernets beeinflusst hat. Dabei sind die sich entwickelnden technischen Möglichkeiten und ihre (Nicht-)Einbindung in das Indernet bedeutend. Im Sinne der von Miller und Slater (2000, 18-21) beschriebenen »dynamics of positioning« haben die virtuellen Medien dazu geführt, dass sich ihre Nutzenden in neuen Netzwerken, die ihre direkte Umgebung überschritten, verorten konnten und mussten. Mit der Gründung des Indernets im Jahr 2000 konnten sich seine Nutzenden regelmäßig mit Menschen austauschen, die sie zuvor nicht getroffen hätten. Im Jahr 2020 wiederum war das Internet zu einem so hohen Grad in den Alltag eingebunden, selbstverständlich und verkörpert (vgl. Hine 2015), dass ein Leben ohne kaum noch denkbar war. Die Verortung im potentiell weltweiten Netzwerk war zur Selbstverständlichkeit geworden.

Die Entwicklungen des Indernets ergaben sich vor diesem Hintergrund aus dem Zusammenspiel von verschiedenen Faktoren. Technische Neuerungen trafen auf gesellschaftliche Veränderungen. Interne Organisationsabläufe interagierten mit der Aneignung des Indernets durch die Nutzenden. Die Entwicklung anderer natio-ethno-kulturell definierter Angebote prägte die Rahmenbedingungen für das Indernet, das wiederum für die Entwicklung der anderen Angebote bedeutend war. All diese verschiedenen Faktoren beeinflussten sich gegenseitig, bedingten, ermöglichten und verunmöglichten sich³. Das Indernet könnte im Jahr 2020 nicht

3 Das Zusammenspiel menschlicher und nicht-menschlicher Akteure wird in den sozialanthropologischen Science and Technology Studies (vgl. Beck et al. 2012; Bauer et al. 2017) untersucht. Niewöhner (2015) beschreibt die Bedeutung von Infrastrukturerung. Beide ließen sich für eine Analyse des Indernets nutzen. Da ich sie aber erst zum Ende meines Schreibprozesses

wieder so entstehen, wie es im Jahr 2000 entstanden war. Es ist ein Produkt der verschiedenen Entwicklungen in seinem Gründungsjahr und der folgenden Zeit. Das folgende Mosaik nimmt dieses Zusammenspiel verschiedener Faktoren in den Fokus. Es versucht in Anlehnung an Everett (2009, 35) eine kritische Archäologie des virtuellen Raums Indernet.

Das Mosaik beginnt damit, den Entstehungskontext des Indernets im Jahr 2000 darzustellen. Es wird gezeigt, wie die Gründer des Indernets zum richtigen Zeitpunkt mit den passenden Kompetenzen auf die Idee kamen, Indien und das Internet zu verbinden. Andere hatten den Boden hierfür bereitet, sodass ihre Saat aufgehen konnte. Im Anschluss daran wird der Frage nachgegangen, wie sich das Indernet so schnell als anerkannte Anlaufstelle etablieren konnte. Dafür wird gezeigt, wie die Redaktion sich gezielt um (natio-ethno-kulturelles) Netzwerken bemühte und so sowohl einen großen Bekanntheitsgrad als auch viele Nutzende und Mitarbeitende gewinnen konnte. Ich argumentiere, dass die Redaktion so zur ethnopolitischen Unternehmerin (vgl. Brubaker 2004) wurde und sich auf einem natio-ethno-kulturell definierten Markt positionierte. Nach dieser Erzählung des Aufstiegs werden zwei Geschichten vom Indernet am Höhepunkt seiner Aktivität (bis etwa zum Jahr 2007) präsentiert. Ich stelle zuerst dar, wie das Internetportal zum Community-Projekt und Raum der Zugehörigkeit wurde. Dabei zeige ich, wie das Indernet durch das Engagement für und aus der Community erfolgreich wurde und welche Herausforderungen in diesem Erfolg lagen. Diese führten dazu, dass die parallele Entwicklung eines professionellen Internetportals, die ich anschließend beschreibe, zunehmend in Spannung zum Community-Portal stand und zu einer Neuausrichtung des Indernets führte. Danach betrachte ich, wie das Indernet ab 2005 zunehmend mit Problemen zu kämpfen hatte und die Aktivitäten immer mehr stagnierten. Die Redaktion war zwar nach wie vor voller Ideen, aber das existierende Portal entsprach immer weniger den Anforderungen der Zeit. Schließlich wendet sich die Erzählung der Neuerfindung des Indernets im Jahr 2011 zu. Es wird dargestellt, wie diese weder den Raum der Zugehörigkeit noch das Gemeinschaftszentrum wiedererstehen lassen konnte.

kennengelernt habe, lassen sich die Ansätze nicht mehr konsequent in die Analyse integrieren. Ich hoffe, dass meine ersten Versuche, das Zusammenkommen verschiedener Akteure zu berücksichtigen, auch für STS-Interessierte produktive Ansätze enthält.

3.2. Die Gründung des Indernets

3.2.1. Die Gründungsgeschichte

»Das Indernet wurde im Jahr 2000 von Dr. A, Dr. B und C als Kommunikations- und Informationsplattform sowie Indien-Netzwerk gegründet. Das Indernet ist Deutschlands führendes Indien-Portal im Internet und wird online herausgegeben von Indernet e.V.«

Dies stand im Herbst 2019 kurz und bündig im Impressum des Blogs. Anders als auf der FB-Seite begnügte sich die Redaktion hier mit einer kurzen und prägnanten Geschichtsschreibung. Das Indernet war gegründet worden und zum führenden Portal aufgestiegen. Im Jahr 2004 ließ ich mir die Gründung ausführlicher erzählen. Gründer Z antwortete auf meine Frage lachend: »Jetzt muss ich mal schnell meinen Text runterlesen«. Er nahm ironisch darauf Bezug, dass es bereits eine Geschichtsschreibung über die Gründung gab und er sie schon häufiger erzählt hatte. Dann beschrieb er den Anfang des Indernets:

»Wir kannten uns. Irgendwann habe ich zufällig im Internet die Webseite von X gesehen. Er hatte ein Gästebuch eingerichtet und Y hatte sich da verewigt. Da dachte ich, den kennst du doch. Ich habe mich da einfach auch mal eingetragen. Da kam eine E-Mail zurück: ›Vielen Dank für deinen Eintrag. Ist ja witzig. Wo bist denn du gelandet?‹ Weil, der Kontakt war ein bisschen versandet zu dem Zeitpunkt. Ich hatte auch eine Webseite. So haben wir uns die alle drei angeguckt und fanden das ganz lustig. Wir hatten so ein paar Comics da drin. Es gab damals diesen berühmten Comic: ›Inder nett‹. Das fanden wir so lustig, dass wir gesagt haben, wir haben alle irgendwo den gemeinsamen Gedanken. Wir haben persönliche Internetseiten, das Thema Inder bzw. Indernet ist sowieso aktuell, lass uns doch einfach mal eine Aktion starten. Erst einmal vielleicht unsere Seiten vernetzen miteinander, dass wir da so ein gemeinsames Ding draus machen und dann diese ganzen lustigen Comics online stellen. Informationen über Indien und so. Noch nicht als Portal, das hatten wir uns noch gar nicht vorgestellt.«

Auch die beiden anderen Gründer erzählten, wie sie miteinander E-Mail-Kontakt hatten und daraus die Idee zu etwas Größerem entstand. Die Beschreibungen variierten dabei im Detail. So erzählte Y:

»Dann kam die Idee von Indern aus Hamburg, die ich allerdings auch nicht wirklich kenne, also X kannte da wohl einen, der hat eine Rundmail geschrieben an alle Inder, die er kannte: ›Lass doch mal ein Indernet ins Leben rufen‹. Weil, damals war auch gerade diese Debatte mit ›Kinder statt Inder‹ und das Wortspiel Indernet kam dann auch gerade auf. Da meinte er, lass uns das mal realisieren.

Das war, glaube ich, mehr so als Mailing-Liste gedacht. Auf jeden Fall haben wir den Gedanken dann aufgegriffen.«

Y wies darauf hin, dass schon andere Ideen zu einem Indernet hatten, bevor die drei begannen, ihre zu entwickeln. Wie Z benannte er dabei die GreenCard-Kampagne als Auslöser. Bei anderen Gelegenheiten rückte Z diese sogar in den Mittelpunkt seiner Gründungsgeschichte. X hingegen erzählte eine viel banalere Entstehungsgeschichte:

»Da haben wir uns diese Witze durch die Gegend geschickt. Auf unseren Homepages wollte auch jeder so ein bisschen was über Indien machen. Da haben wir uns das quasi so gegenseitig geklaut und die Witze reingemacht. Da haben wir mal telefoniert und kamen dazu, dass wir gesagt haben: ›Gut, dann machen wir eine Seite, wo dieser Indienkram reinkommt und verlinken das auf unsere einzelnen Homepages.« Das war letztlich der Grund, die Grundidee überhaupt.«

Da X zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht auf die Rolle der GreenCard-Kampagne eingegangen war, fragte ich nach deren Rolle und bekam eine differenzierende Antwort:

»Ich denke, dass mehrere Faktoren zusammenkamen. Das eine war natürlich, dass sowieso gerade das Internetzeitalter anging. Wir auch Kontakt über E-Mail hatten und aufgrund der örtlichen Situation, auch nicht persönlichen Kontakt hatten. Dann hat natürlich diese GreenCard-Debatte auch das Indienthema zusammen mit dem Internetthema gepusht. Das war so, dass diese ganzen Sachen so ein bisschen zusammenkamen. Das andere, was auch dazukam, dass man vielleicht in einem Alter war, wo man sich auf einmal ein bisschen mehr Gedanken über Indien gemacht hat, wo man vorher eher pragmatisch gelebt hat. Dadurch kam das dann durch die verschiedenen Sachen zusammen.«

3.2.2. Die zweite Generation

X hatte gesagt, dass das Indernet entstanden sei, weil sie »in einem Alter war[en], wo man sich auf einmal ein bisschen mehr Gedanken über Indien gemacht hat«. Es gab also einen biografischen Grund für die Entstehung des Indernets. Die Gründer waren im Jahr 2000 19, 22 und 23 Jahre alt. Auch wenn einer noch zuhause lebte, waren sie alle gerade im Prozess des Ablösens vom Elternhaus und dabei, ihre eigenen Wege zu finden. Aufgrund der spezifischen Migrationsgeschichte aus Indien nach Deutschland befanden sich gleichzeitig viele andere Inder_innen der zweiten Generation in dieser Situation.

In einem groben Überblick kann die Migration aus Südasien in das Nachkriegs-Deutschland in verschiedene Phasen und Gruppen aufgeteilt werden⁴: Erstens, die Zuwanderung von einzelnen, meist männlichen Studierenden, Praktikanten und Berufstätigen in den 1950ern und 1960ern in die BRD (vgl. Pfeffer 1965). Zweitens die Zuwanderung von Studierenden in die DDR (vgl. Gujjula 1996; Heidrich 1998; Khan 2003). Drittens, die Anwerbung von Krankenschwestern aus dem süd-indischen Bundesstaat Kerala in den 1960ern und 1970ern in die BRD (vgl. Goel 2008d; 2013b). Viertens, der Familiennachzug zu bereits in der BRD lebenden Migrant_innen. Fünftens, die Zuwanderung von Asylsuchenden in die BRD ab den 1980ern. Hierzu gehörten insbesondere Sikhs aus dem indischen Punjab (vgl. Nijhawan 2006; 2016), Menschen aus Afghanistan sowie Ahmadis aus Pakistan (vgl. Ahmad 1988; Schneider 1995; Nijhawan 2016) und Tamil_innen aus Sri Lanka (vgl. Salentin 2002; Baumann 2000). Sechstens, die Anwerbung von IT-Fachleuten und Studierenden seit dem Jahr 2000 (vgl. Amrute 2016).

Die Väter der Indernet-Gründer kamen als Studenten in die frühe BRD und gründeten wie viele andere Studenten relativ spät (und zu einer ähnlichen Zeit wie die Krankenschwestern aus Kerala) in den 1970ern Familien (vgl. Goel et al. 2012b, 14). Im Jahr 2000 gab es damit neben den Gründern des Indernets noch verhältnismäßig viele andere Kinder südasiatischer Migrant_innen, die gerade dabei waren, sich als Jugendliche und junge Erwachsene zu orientieren und selbständig zu werden (vgl. Geisen und Riegel 2007; Riegel und Geisen 2010). Dabei wurden sie sowohl durch die Dominanzgesellschaft als auch durch Eltern darauf verwiesen, dass sie einen besonderen Bezug zu Indien/Südasien hätten (vgl. Goel 2011b; Meine Welt 2008). So entstand ein Bedürfnis nach und Potential für überregionale Vernetzung und das Einrichten eigener Räume, in denen sich diese jungen Menschen selbstbestimmt und unabhängig von Autoritäten (der Dominanzgesellschaft oder der Communities der Eltern) treffen und austauschen konnten (vgl. Goel 2007a).

Bis Ende der 1990er hatten die meisten Kinder von ökonomisch, sozial und rechtlich etablierten Migrant_innen aus Südasien wenig alltäglichen Kontakt mit anderen Menschen, die biografisch mit Südasien verbunden waren (vgl. Mysorekar 1993, 110). Ein Gründer schrieb in seinem Grußwort zum dreijährigen Jubiläum:

»Früher, vor meinem persönlichen Internet-Zeitalter, lebte ich völlig integriert in einer kleinen Vorstadt in Deutschland, ohne viele indische Freunde (vielleicht ein oder zwei, die man über die Eltern kannte, mit denen man gelegentlich was unternahm), ohne großen Kontakt zur Kultur außer zur alljährigen Puja-Zeit. Damals dachte ich noch, dass es eigentlich kaum andere Inder der zweiten Generation wie

4 Vgl. für die Migration aus Indien in die BRD: Dessai (1993), Punnamparambil (1995), Goel (2007b), Meine Welt (2008).

mich gibt, und dass es gar so was wie eine Gemeinschaft geben könnte, war mir absolut abwegig.«

Die Gründer kannten sich über die natio-ethno-kulturellen Netzwerke ihrer Eltern. Jedes Jahr hatten sie sich bei der gemeinsamen Feier von Durga Puja, dem wichtigsten Fest der bengalischen Hindus, in der nächsten größeren Stadt getroffen (vgl. Goel 2011b). Hier hatten sie andere natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige kennengelernt und ihr Bild von indischer Community entwickelt. Ein Bild, das durch hinduistische Akademiker aus Bengalen geprägt war, die sich in der Mittelschicht etablieren konnten und klassische indische Kultur pflegten.

Immer dann, wenn es in Deutschland genug Migrant_innen aus einer bestimmten Region Südasiens gab, fanden diese sich zusammen und trafen sich zumindest einmal jährlich – wie die bengalischen Hindus. Nur jene Migrant_innen, die in größeren Gruppen gekommen waren, wie die Krankenschwestern aus Kerala, die Sikhs aus dem Punjab, die Ahmadis aus Pakistan, die Tamil_innen aus Sri Lanka sowie die Menschen aus Afghanistan bauten ethnisch-religiös-kulturelle Infrastrukturen auf, die häufigere Zusammenkünfte erlaubten. Viele der Kinder aus diesen Migrationsgruppen wurden in natio-ethno-kulturellen Netzwerke und Institutionen eingeführt, wurden mit der Kultur und Religion ihrer Eltern vertraut gemacht und lernten andere Kinder und Jugendliche kennen, die gleiche natio-ethno-kulturelle Zuschreibungen erfuhren wie sie. Jenen aber, die nicht zu diesen Communities gehörten (wie die Gründer oder ich), blieben diese natio-ethno-kulturellen Infrastrukturen zumeist verborgen und Deutschland erschien als ein Land weitgehend frei von Menschen aus Indien/Südasien.

Es lassen sich grob drei Gruppen der Kinder von Migrant_innen aus Südasien unterscheiden: Erstens, jene die eingebunden in eine natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft aufwuchsen und darüber andere Kinder und Jugendliche kennenlernten, die die gleiche natio-ethno-kulturelle Zuschreibung erfuhren wie sie⁵. Ein Beispiel hierfür ist Nikhil, der Sohn einer Krankenschwester:

»Meine Eltern haben immer sehr viel Wert darauf gelegt, dass wir kulturelle Sachen mitnehmen. Die haben meine Geschwister zum indischen Tanzunterricht geschickt und uns alle drei zur Malayalam School, das war immer am Wochenende. Da hatten wir dann automatisch Kontakt zu den indischen Jugendlichen. Meine Eltern hatten sowieso immer Kontakt zu anderen Erwachsenen. Bei den Kindern hat sich das dadurch entwickelt, dass man zusammen auf dieser Malayalam School war oder sich generell auf kulturellen Veranstaltungen oder auch durch Familienbesuche gesehen hat, sodass der Kontakt über Jahre beibehalten wurde.«

5 Vgl. Devasia-Demming und Punnamparambil-Wolf (2012), Karuvallil (2012), Kizhukandayil und Cholia (2012).

Zweitens gab es jene, deren Elternteil(e) aus Südasien einen südasiatischen Freund_innenkreis hatten, den sie regelmäßig trafen, und die in Vereine (vgl. Dech 1999) oder in natio-ethno-religio-kulturelle Netzwerke eingebunden waren. Soumil erzählte:

»Es gab zwei südasiatische Kreise, die mir über die Eltern zugänglich wurden. Das eine war der Marathi- Kreis. Der zweite Kreis war aus dem Studienumfeld meines Vaters. So zehn Familien südasiatischen Ursprungs, zu denen meine Eltern engen Kontakt hatten, querbeet durch die Regionen und auch querbeet durch die Religionen.«

Auch diese Kinder von Migrant_innen (zu denen ich gehöre) wuchsen im Kontakt mit natio-ethno-kulturell Ähnlichen auf, aber in ihrem Alltag spielte dies meist kaum eine Rolle.

Drittens gab es jene, deren Eltern viel Wert darauflegten, möglichst angepasst zu leben, die Kinder in die Dominanzgesellschaft zu integrieren und die kaum bis gar keinen Kontakt zu Südasiatischem/Indischem pflegten. Alex erzählte: »Es war der Wunsch meines Vaters, dass mein Bruder und ich so europäisch, so deutsch wie möglich aufwachsen, um hier keine Probleme zu haben.«

Die Zuordnung zu einer dieser drei Gruppen ist nicht allein durch die spezifische Herkunft der Eltern aus Südasien bestimmbar. So gab es Krankenschwestern aus Kerala, die sich von den natio-ethno-kulturellen Gemeinschaften fernhielten, und Migrant_innen ohne große natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft, die viel Wert darauflegten, ihren Kindern Indisches/Südasiatisches nahe zu bringen. Der Bezug zu Indien/Südasien sowie die Vertrautheit mit Praxen und Sprachen aus Indien/Südasien waren (und sind) unter den Kindern mit Eltern(teilen) aus Südasien in Deutschland daher sehr heterogen (vgl. Goel et al. 2012a; Goel 2012, 146).

Diese unterschiedlichen Einbindungen in natio-ethno-kulturelle Netzwerke der Eltern führten dazu, dass Inder_innen der zweiten Generation unterschiedliche Möglichkeiten hatten, sich mit natio-ethno-kulturellen Zuschreibungen auseinanderzusetzen. Die von den Gründern als natio-ethno-kulturell gleich Imaginierten (vgl. 1.2) hatten nicht unbedingt die gleichen Bedürfnisse wie sie. Manche hatten viel weniger Kontakt mit Indischem und kaum Zugang zu diesem Zugehörigkeitskontext. Andere waren so stark in eine natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft eingebunden, dass diese ihnen zu restriktiv wurde (vgl. Miller 2011, 185). Ihre Gedanken über Indien unterschieden sich so zum Teil erheblich. Gemeinsam war den meisten allerdings, dass sie ihren eigenen Zugang unabhängig von ihren Eltern finden wollten. Der Bedarf für einen eigenen Raum, in dem Inder_innen der zweiten Generation erkunden konnten, wer sie eigentlich waren bzw. wer sie sein wollten, bestand bei vielen (vgl. 1.2).

3.2.3. Räume der zweiten Generation

Zu den Bemühungen der Eltern, ihren Kindern ihre Kultur bzw. Religion nahezubringen, gehörten religiöse Feste wie Durga Puja, Malayalam-Schulen sowie Sport- und Kulturveranstaltungen (vgl. Goel 2011b) und eine Reihe von Jugendgruppen in ihren Vereinen (vgl. Cherian et al. 2001, 24-30). Die Kinder wurden zudem zu Seminaren, die für Migrant_innen aus Indien organisiert wurden, mitgenommen. Neha, die Tochter einer Krankenschwester, erzählte von ihren Aufenthalten bei der jährlichen »Kerala Mela«:

»Das hat mir sehr gefallen. Das war einfach total schön. Das war ein wunderbares Gemeinschaftserlebnis, wie so ein Kinderspielparadies. Das war wie eine Ferienanlage, wie so ein Centerpark für Inder, na ja für Malayalis. Ich habe da wunderschöne Kindheitserinnerungen daran.«

Bei diesen Veranstaltungen wurden spezifische Angebote für Kinder und Jugendliche gemacht, für die sie selbst Verantwortung übernehmen sollten. Allerdings kam die Initiative dazu meist von den Eltern, die auch die Kontrolle über den Rahmen behielten. So wurden zwar Räume für die zweite Generation geschaffen, diese konnten aber nur begrenzt angeeignet und entsprechend der eigenen Bedürfnisse gestaltet werden. Zu einem gewissen Grad gelang dies beim von 1994 bis 2003 jährlich von der DIG durchgeführten Jugendseminar in der Evangelischen Akademie Bad Boll (vgl. Goel 2007a; 2003). Initiiert wurde es von einem Migranten aus Indien, der den Kindern von Migrant_innen Wissen über Indien vermitteln wollte. Schon im ersten Jahr rebellierten die jugendlichen Teilnehmenden gegen das Programm, setzten eigene Themen und beteiligten sich in den folgenden Jahren aktiv an der Programmgestaltung und Seminardurchführung. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen wollten zwar auch etwas über Indien lernen, vor allem aber wollten sie sich auf ihre eigene Weise mit natio-ethno-kulturell Gleichen über ihre Themen austauschen (vgl. 1.2). Im Rahmen des Wochenendseminars trafen sich junge Menschen aus ganz Deutschland jenseits der elterlichen Netzwerke und hatten intensiven Austausch in einem kleinen Rahmen. In den 1990ern waren zudem an verschiedenen Orten eine Reihe von mehr oder weniger formellen Jugendgruppen und -initiativen entstanden (vgl. Cherian et al. 2001, 24-30). Ziel der meisten Zusammenschlüsse war es, gesellige Räume für ungezwungenen Austausch zu bilden. Viele nutzten dafür kulturelle Veranstaltungen und Partys. 1996 gründete sich in Frankfurt a.M. die Jugendgruppe Sandhikta (vgl. ebd. 26). Schon im ersten Jahr ihres Bestehens veranstaltete sie die erste »Indian Night«, eine Party von Kindern von südasiatischen Migrant_innen für andere wie sie selbst. Swati, eine der Veranstaltenden, erzählte wie es dazu gekommen war:

»Weil wir oft in Frankfurt erlebt haben, dass wir als Gruppe nicht zusammen in Diskotheken reingekommen sind. Dass wir zu viele waren und die Türsteher dann gesagt haben: »Nein, ihr kommt nicht rein.« Die Erfahrung haben wir ziemlich häufig gemacht und so kam dann die Idee: Wir machen einfach mal eine Party für uns.«

Mit dieser Idee waren sie sehr erfolgreich. Im ersten Jahr kamen etwa 150 bis 200 Gäste. Im Jahr 2000, als zum ersten Mal Werbung für die Party über das Internet gemacht wurde, tanzten bei der vierten »Indian Night« knapp 1000 Menschen, die mittlerweile auch aus anderen Städten angereist kamen. Die jungen Menschen von Sandhikta hatten laut Swati 1999 begonnen, zu indischen Partys in anderen Städten zu reisen und dadurch Anregungen für ihre eigene Party bekommen. Die »Indian Night« scheint dabei etwas Besonderes geblieben zu sein. Rajesh erklärte:

»Die Indian Night ist eine Geschichte, die mich selber auch fasziniert. Da hat man wirklich dieses soziale Gathering und nicht wegen Party, sondern weil man trifft sich, man sieht sich wieder, man sieht, was in der Community abläuft und ich glaube, da ist es nicht auf Party ausgerichtet. Die haben wirklich diese Fusion geschafft. Mit der Hilfe einer Party die Leute zusammenzukriegen. Und das jährlich. Das war zum Beispiel bei der Internet-Party oder jetzt auch bei meinen Partys nicht der Fall.«

Nicht lange nach der Gründung von Sandhikta gründete sich 1996/97 die Jugendgruppe der DIG Bonn/Köln mit dem Ziel über eine andere Art von Veranstaltungen junge Menschen zu erreichen. Einer der DIG-Initiatoren erklärte:

»Einfach nur klassische Kultur zu vermitteln, damit lockt man die Leute nicht, weil das für die Jugendlichen langweilig ist. Deshalb habe ich mir gesagt, sollte man was veranstalten, was die Jugendlichen anspricht. Das war auch der Zeitpunkt gewesen, wo ich zum ersten Mal Hindi-Remixes gehört habe in Indien und ich war total baff. Das war die beste Musik seit längerem und es war Musik, die mich auch angesprochen hat aus beiden Teilen. Zum einen, klar, ich bin mit Hindi-Musik zu Hause groß geworden und ich fand es immer ganz gut, weil es harmonisch und melodiemäßig war. Nur irgendwie hat der Beat dazu gefehlt, es war nicht tanzbar. Man hat sich geschämt, deutschen Mitschülern oder deutschen Freunden was vorzuspielen, weil sich das ziemlich seltsam angehört hat und die piepsige Stimme halt. Dann diese Hindi-Remixes, die ich zum ersten Mal in Indien gehört habe, da war ich schon ein bisschen stolz. Da habe ich gesagt, das ist eine Musik, die kann man in Deutschland sicherlich präsentieren und die dann auch Anklang finden würde.«

So organisierten die Bonn/Kölner_innen jährlich die »Young Indian Night« mit Nachwuchskünstler_innen, die Eltern(teile) aus Indien hatten. Im Jahr 1999 fand

zudem die erste »Sound of India«-Party in Neuss statt und in München startete die Partyreihe »Munich Masala«. Deren Veranstalter erzählte über die Anfänge:

»Eine Plattform, auf der sich asiatisches Publikum mit nicht-asiatischem oder nicht-migrantischem Publikum auf gleicher Augenhöhe begegnen kann, das war unsere Idee. Diese Asian-Partykultur, die gab es in Deutschland zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Ich erinnere mich noch, auch unter Asiaten: ›Was soll denn das sein, eine asiatische Disco oder eine asiatische Party?‹ Also viele konnten sich darunter nichts vorstellen.«

Es ging den Veranstaltenden von »Munich Masala« wie der Jugendgruppe Bonn/Köln darum, eine neue Musikrichtung zu etablieren. Wichtig war »Munich Masala« aber auch, einen diskriminierungsfreien Raum zu schaffen. Ähnlich wie bei Sandhikta stand an ihrem Ausgangspunkt, dass die Veranstalter_innen rassistische Ausgrenzungspraxen beobachtet hatten. 2004 schrieb eine lokale Zeitung über die Anfänge von »Munich Masala«:

»Überall war eine Party, doch bestimmte Leute kamen nicht rein. D, E und F stellten sich eines Nachts vor einen großen Club im ehemaligen Kunstpark Ost und beobachteten, wie die Türsteher siebten. D sagt: ›Wer immigrantisch aussah, konnte wieder nach Hause gehen.‹ Die Männer auf jeden Fall. Weibliche exotische Schönheiten hatten etwas bessere Chancen. Dies geschah vor genau fünf Jahren. Die Idee zu ›Munich Masala‹ war geboren.«

Im Jahr 2000 veranstaltete das Label »whatyaar Entertainments« in Köln seine erste Party mit rein indischer Musik und war vom Erfolg mit über 700 Gästen überrascht. Veranstalter Narendra erzählte:

»Es waren für mich zu dem Zeitpunkt komplett neue Gesichter, die ich gar nicht kannte, überwiegend aus der Malayali-Community, aber auch viele Nordinder. Es gab bis zu dem Zeitpunkt keine Party in dem Sinne in NRW. Es gab auch diese Aufmachung nicht. Wir haben farbige Flyer gedruckt in Fotoqualität. Wir haben Werbung über das Internet betrieben. Wir haben E-Mail-Adressen gehabt, die wir angeschrieben haben, die Leute wirklich angesprochen haben, und das waren so zwei neue Punkte.«

Die meisten dieser Partys brauchten DJs, die auch indische Musik auflegten, sowie Künstler_innen für Live Acts. Sie fanden diese überwiegend unter den Kindern von Migrant_innen aus Südasien. Das Vermitteln und die Wertschätzung indischer Kultur war vielen Veranstaltenden dabei wichtig (vgl. 2.4.3). Es gab aber auch indische Partys, denen es allein darum ging, Inder_innen der zweiten Generation zu erreichen. Bei ihnen bezog sich die Bezeichnung indisch nur auf ihre Zielgruppe, nicht auf die Musik. Für viele Besuchenden boten indische Partys (egal mit welcher Musikrichtung) die erste Gelegenheit, in einem Raum voll von natio-ethno-

kulturell Gleichen zu sein und sich als Teil der natio-ethno-kulturellen Norm zu fühlen. Eine Indernet-Redakteur_in erinnerte sich in ihrem Grußwort zum dreijährigen Jubiläum: »Ich war wirklich sprachlos, als ich im Winter 2001 auf der ›Indian Night‹ in Frankfurt ankam. Meine erste indische Party. Bis dahin dachte ich noch, Deutschland sei ein inderloses Land.« Durch diese Partys entstanden sowohl Netzwerke als auch eine eigene kulturelle Szene, die nach anderen Regeln funktionierte als die Netzwerke und Kulturveranstaltungen der Eltern (vgl. Baumann 1996, 35).

Es gab also bereits vor der Gründung des Indernets verschiedene selbstgestaltete Räume der zweiten Generation in Deutschland. Ihre Zugangsbarrieren waren unterschiedlich hoch. Die Seminare waren wie die Partys zwar grundsätzlich offen für alle, doch musste man von ihnen nicht nur erfahren, sondern auch größere zeitliche und finanzielle Ressourcen aufbringen, um an ihnen teilzunehmen. Zudem waren diese Räume nur zu bestimmten Zeitpunkten offen. Einen kontinuierlicheren Anlaufpunkt konnte man nur finden, wenn man bei einer der Jugendgruppen mitmachte.

3.2.4. Internetprojekte zu Indien

Auch im virtuellen Raum gab es schon vor der Gründung des Indernets verschiedene Projekte für Inder_innen der zweiten Generation bzw. zu Indien (in Deutschland). Die im Herbst 1998 gegründete Jugendgruppe der DIG Weststadt hatte eine umfangreiche Webpräsenz aufgebaut (vgl. Cherian et al. 2001, 24-25). Wie so viele andere Webseiten zu der Zeit entstand auch diese, wie der Webmaster Frank ausführte, aus »einer Lust und Laune heraus, dass ich schon immer mal so eine Homepage machen wollte, nie aber irgendwie einen vernünftigen Inhalt hatte«. Ähnlich wie das Indernet hatte Frank überlegt, ein Angebot für die zweite Generation in ganz Deutschland zu schaffen. Dazu war es allerdings nicht gekommen, wohl weil er allein daran gearbeitet hat. In meiner Erinnerung glich das Indernet am Anfang dem inhaltlichen Aufbau der Seite der Weststädter Jugendgruppe und bot nicht mehr Inhalte als diese. Das Indernet machte aber aufgrund seines Designs und Namens einen professionelleren und einladenderen Eindruck.

In den Erzählungen über die Entstehung des Indernets wurde meist nicht erwähnt, dass es vorher bereits ein ähnliches Projekt gegeben hatte. Im Gegenteil schien es der Redaktion wichtig, zu behaupten, die Ersten und Einzigen gewesen zu sein. Diese Behauptung tauchte in den Interviews wiederholt auf. Gleichzeitig behauptete das Portal Indien-Newsletter mit Datum 2000 in der Kategorie »Wir über uns«:

»Indien-Newsletter.de ist das erste deutsche Indien-Magazin im Internet. Informativ und kompetent berichtet es über die verschiedensten Aspekte des moder-

nen Indiens. Das Online-Magazin informiert über aktuelle Entwicklungen aus der indischen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Neue Filme und Bücher werden ausführlich besprochen. Wo es das beste indische Essen in Deutschland gibt? Der Newsletter weiß die Antwort. Und unsere Küchenchefin zeigt, wie man indisch kocht. Ein Veranstaltungskalender und eine Link-Liste runden das Angebot ab.«

Mitglieder der Newsletter-Redaktion erzählten, dass ihr Internetprojekt die Fortführung eines Print-Newslatters war, den sie an ihrer Universität herausgegeben hatten. Sie waren ehemalige Studierende und wollten ein von den deutschen Medien abweichendes und komplexeres Indienbild darstellen (vgl. 2.4.3). Eine ähnliche Entstehungsgeschichte hat das Internetportal suedasien.info, das im Frühjahr 2000 online ging. Auch dieses entstand aus einer studentischen Initiative und bot laut Selbstdarstellung (Anfang 2013) »ein umfangreiches, fundiertes Angebot [...], das sich den acht südasiatischen Staaten [...] als auch Aspekten der weltweiten Diaspora und der internationalen Beziehungen widmet«. Wie auch die anderen Portale beschrieb sich suedasien.info 2013 als einzigartig: »suedasien.info nimmt eine führende und bislang einzigartige Position in der Information über Themen der südasiatischen Region im deutschsprachigen Internet ein«.

Es gab so im Jahr 2000 mindestens vier Internetportale, die deutschsprachige Informationen über Indien/Südasiens anboten und zumindest zum Teil über Indisches/Südasiatisches in Deutschland berichten wollten. Die vier Seiten verlinkten sich gegenseitig und bezeichneten sich zum Teil als Kooperationspartner. Einzigartig waren die Portale jeweils in ihrem spezifischen Konzept, den Redaktionsteams und Kompetenzen, nicht aber in ihrem deutschsprachigen Fokus auf Indien. Im Jahr 2020 gab es die Seite der Jugendgruppe und den Indien-Newsletter schon lange nicht mehr. suedasien.info legte Anfang 2016 eine »kreative Pause« ein und bestand seitdem nur noch als Archiv. Das Indernet war als Blog und FB-Seite neu gestartet worden.

3.2.5. Das neue Medium Internet

Ende der 1990er Jahre waren die technischen Entwicklungen des Internets, die Verfügbarkeit von Internetverbindungen und das Wissen über Webseitengestaltung in Deutschland so weit fortgeschritten, dass sich nicht nur besonders Technikbegeisterte daranmachen konnten, ihre eigene Webseite zu gestalten. Z erklärte:

»Ich hatte das Medium damals entdeckt, wir hatten bei uns in der Schule HTML gemacht. Das fand ich sehr interessant, da habe ich mich etwas mehr mit dem WWW auseinandergesetzt und irgendwann war auch dieser Drang da, sich irgendwie auch dann im Netz mal zu präsentieren.«

Z ging es wie dem Webmaster der Weststädter Jugendgruppe und vielen anderen jungen Menschen zu der Zeit. Sie waren mit dem neuen Medium in Kontakt gekommen, wollten damit experimentieren und sich ausprobieren. Es entstanden zahlreiche private Homepages und Internetprojekte, auch von natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen (vgl. Gorny 2009; Hugger 2009). Weil sich alle im Internet ausprobierten, wollte auch X eine eigene Seite: »Das war gerade in irgendwie. Da hatte jeder eine. Mit Fotos – gar nicht mal über Indien, sondern von irgendwelchen Partys. Nur so aus Spaß eine Homepage, die war auch recht lustig.« Da er allerdings anders als Z in der Schule kein HTML gelernt hatte, musste er auf einen einfachen Webseiteneditor zurückgreifen. Vermutlich verfügte er als Student über einen Internetzugang an der Universität, vielleicht sogar in seinem Zimmer. Y hingegen lebte noch bei seinen Eltern und bekam erst Mitte 2000 einen Internetzugang zuhause. Die Internetwelt öffnete sich für ihn später als für seine Kollegen. Ihn reizte am Basteln von Webseiten vor allem das Kreative:

»Ich habe schon immer gerne gestaltet und fand das gut, mich in dem Medium gestalterisch auszutoben. Ich hätte alleine deswegen auch eine Website am Leben erhalten oder gemacht, auch wenn das keiner gesehen hätte oder wenn es keinen interessiert hätte. Einfach aus Spaß am Gestalten.«

Seinen Kollegen hätte es nicht gereicht, nur für sich zu experimentieren. Sie wollten mit ihren Internetprojekten auch wahrgenommen werden, wie Z erzählte: »Mal zu gucken, wie andere Menschen meine persönliche Seite sehen können, weil das doch bis dahin sehr schwierig war. Es ist schwierig, sich über andere Medien, Printmedien so zu präsentieren, einfach so aus Spaß und so ist das geworden.«

Diese Kombination von verschiedenen Interessen und damit verbundenen Kompetenzen der Gründer war für den Erfolg des Indernets entscheidend. Während Y ein professionelles Design entwickelte, eignete sich Z die notwendigen technischen Kenntnisse für den alltäglichen Betrieb sowie das Tüfteln im Hintergrund an und X sorgte für die Öffentlichkeitsarbeit sowie die strategische Weiterentwicklung. Da alle am Anfang des Studiums (oder noch davor) standen, konnten sie sich den großen Zeiteinsatz leisten, den dieses Projekt verlangte. Zudem besaßen sie die Fähigkeit, weitere Redakteur_innen anzuwerben, die Fähigkeiten und Netzwerke mitbrachten, die ihnen selbst fehlten. Auf dieser Basis konnten sie ein Internetportal aufbauen, das einen hohen Grad von Professionalität zeigte.

Auch einige der Redakteur_innen, die nach der Gründung zum Iternet dazu kamen, hatten sich schon vorher im Internet versucht. Der Politikredakteur hatte unter anderem eine Webseite zu indischen Gottheiten aufgebaut. Er verlor aber bald das Interesse an seinen Webprojekten, da sie statisch waren, nichts mehr an ihnen zu tun war und er alleine an ihnen arbeitete. Der Sportredakteur war durch eine ähnliche Phase gegangen:

»Ein Freund von mir hatte mir Anfang des Jahres 1998 seine Internetseite gezeigt. Ich fand das sehr interessant und fragte ihn: »Wie hast du das gemacht?« Dann habe ich eine Seite über mich selber gemacht, habe dann aber gemerkt: »Ja gut, jetzt habe ich die Seite zusammengestellt, aber da ist irgendwie nichts mehr zu tun. Also das war es jetzt. Ich kann alle drei, vier Monaten ein Update machen, aber mehr muss ich nicht tun.« Dann habe ich mir irgendetwas gesucht, worüber ich eine Seite machen wollte, wo ich auch nicht mich selber, sondern auch andere informieren wollte.«

Auf der Suche nach einem Inhalt beschloss er eine Webseite zum indischen Fußball aufzubauen (vgl. 2.2.2: Sport). Der Aufbau eines Internetportals war mit wenig finanziellen Mitteln möglich (vgl. Karim 2003b, 13). Zu Beginn brauchten die Gründer nur Computer- und Internetzugänge. Sie mussten weder Geld investieren noch jemanden um Erlaubnis bitten. Sie konnten kostenlosen Webspace sowie kostenlose Internetanwendungen nutzen. Je mehr Zugriffe Internetportale bekamen, desto mehr zeigte sich allerdings, dass diese kostenlosen Ressourcen nicht ausreichten. Der technische Administrator des Indernets, der in der Anfangszeit Teil des Teams wurde, erklärte:

»Wir hatten das alles ausgelagert. Wir mussten die Kosten so tief wie möglich halten und haben solche Umsonst-Dienste genommen. So wie viele andere Communities das auch machen, dass sie das auslagern auf tausend Seiten und sehen, wenn irgendetwas ausfällt, dann müssen wir schnell mal andere Sachen draufmachen. Das sind viel Verwaltungsaufgaben gewesen, manchmal bin ich fast gar nicht mehr hinterhergekommen.«

Für die Nutzenden, die meisten Redakteur_innen und die Betreibenden weniger frequentierter Internetangebote war insbesondere die Qualität ihres eigenen Internetzugangs entscheidend. Im Jahr 2000 hatten viele zuhause noch keinen Internetzugang und noch weniger verfügten über Flatrate und DSL, die kostengünstiges und schnelles Surfen ermöglichten. Der Gründer der Bollywood-Seite happyindia erklärte lachend, warum seine Seite erst nach zwei Jahren so richtig zum Laufen kam:

»Ich habe eine Flatrate mit DSL bekommen. Das hatte ich vorher nicht, das heißt jede Minute, die ich online war, hat mich Geld gekostet. Davon hat man als Student nicht besonders viel und deswegen haben wir da sporadisch daran gearbeitet, teilweise gar nicht, weil uns das zu viel wurde.«

Für die Inder_innen der zweiten Generation in Deutschland hatte, wie X es formulierte, das Internetzeitalter begonnen. Anfang der 2000er gab es eine Phase, in der viel möglich war, dem Experimentieren kaum Schranken gesetzt waren und mit wenig Aufwand viel Aufmerksamkeit erreicht werden konnte. So konnten die

Gründer zu diesem Zeitpunkt aus Spaß ein Projekt starten, das mehr oder weniger zufällig die Bedürfnisse von anderen jungen Menschen bediente und im Laufe der Entwicklung so angepasst werden konnte, dass es weiter attraktiv blieb.

3.2.6. »Kinder statt Inder«

Im Jahr 2000 traf nicht nur das Bedürfnis nach natio-ethno-kultureller Orientierung unter Inder_innen der zweiten Generation auf die Möglichkeit, mit Hilfe des neuen Mediums Internet einen eigenen Raum zu schaffen. Die von der Bundesregierung geplante Anwerbung von IT-Spezialist_innen aus dem Ausland hatte zudem zu einer öffentlichen Debatte über Migration, das Internet, Inder_innen und Ausbildung in Deutschland geführt. Der CDU-Politiker Jürgen Rüttgers forderte, dass Deutschland anstatt (indische) Computer-Fachkräfte anzuwerben, in die Ausbildung von (deutschen) Kindern investieren sollte. Diese Forderung wurde schnell unter dem Slogan »Kinder statt Inder« bekannt und prägte den gesellschaftspolitischen Kontext, in dem das Indernet entstand. Einer der Gründer schrieb im Grußwort zum dreijährigen Jubiläum:

»Das Jahr 2000 war das Jahr der GreenCard. Eine Schwemme indischer Softwarespezialisten sollte Deutschland überrollen. Das war tatsächlich nicht der Fall. Deutschland sprach von den Indern und Herr Rüttgers wollte lieber »Kinder statt Inder«. Ein Grund, warum damals meine beiden Kollegen und ich uns entschlossen, unsere persönlichen Internetseiten miteinander zu vernetzen. Indernetzwerk halt, ›jetzt zeigen wir's denen‹ und so.«

Diese Bezugnahme auf die Computer-Inder_innen und die Kampagne »Kinder statt Inder« (vgl. Goel 2000) zog sich durch viele meiner Interviews. Ranjan erklärte, dass das Internetportal am Anfang eine Protestseite gewesen sei, deren Idee es war »Herrn Rüttgers zu ärgern und zu sagen: ›Hier, es gibt Inder in Deutschland und wir sind als Community stark‹«.

Als Inder_innen wahrgenommene Menschen waren bis zu der Diskussion um die Anwerbung von (indischen) IT-Fachkräften im Jahr 2000 kaum als (problematISChe) Migrant_innen in der öffentlichen Debatte in Deutschland verhandelt worden. Ihre absolute Anzahl war gering gewesen, viele waren Teil der Mittelschicht. Zudem eigneten sich als Inder_innen wahrgenommene Menschen als Projektionsfläche für orientalistische Sehnsüchte (vgl. Goel 2008a, 215-218). Rassistische Stimmungsmache und Ausschreitungen wie die Brandanschläge in Mölln, Solingen, Hoyerswerda und Rostock im Jahr 1992 oder die CDU-Kampagne gegen die doppelte Staatsbürger_innenschaft im Herbst 1998 beunruhigten zwar auch viele privilegierte Kinder von Migrant_innen aus Südasien und führten dazu, dass einige begannen, ihren Status in Deutschland als prekär wahrzunehmen (vgl. Goel 2006, 152-155; Paske 2006, 15-18). Da im Mittelpunkt der Debatten aber

Arbeitsmigrant_innen (Gastarbeiter), Asylbewerbende etc. und nicht qualifizierte Migrant_innen aus Indien standen, konnten sich viele Kinder von Migrant_innen aus Indien als nicht-betroffen imaginieren. Der plötzliche Fokus auf hochqualifizierte Inder_innen änderte dies. Dass Inder_innen zum einen eine bis dahin nicht vermutete (IT-)Kompetenz zugeschrieben wurde, zum anderen aber ihre Präsenz in Deutschland in Frage gestellt wurde (vgl. Goel 2000), traf in Deutschland sozialisierte und als Inder_innen wahrgenommene junge Menschen überraschend und ambivalent. Bedeutend wird dabei auch gewesen sein, dass sie durch das Entweder-Oder von »Kinder statt Inder« unsichtbar gemacht wurden. So entstanden die InderKinder, die betonten sowohl Inder_innen als auch Kinder zu sein (vgl. Goel et al. 2012b, 9-11).

Das Indernet machte ihnen ein Angebot, indem es die Ambivalenz der Debatte aufgriff. Auf der einen Seite bezog sich das Internetportal positiv auf das Bild der Computer-Inder/innen, stellte die IT-Kompetenz Indiens dar und versuchte so ein modernes Indienbild (vgl. 2.4.3) zu fördern. Zum anderen übten die Redakteur_innen Kritik an den ausgrenzenden Diskursen. Dies geschah vor allem implizit, aber zuweilen auch explizit wie Ende 2000 in der Nachrichtenrubrik:

»Als Kanzler Schröder bekannt gab, dass er die GreenCard einführen wolle, protestierte die halbe Nation. Befürchtungen vor zu viel Einwanderung, sowie die Gefahr, dass die Experten nicht nach 5 Jahren das Land wieder verlassen, bildeten den Keim für konservative bis zu rechtsextremen Kampagnen.«

Die implizite Auseinandersetzung mit der diskriminierenden Kampagne erfolgte insbesondere durch das humoristische Spielen mit ausgrenzenden Bildern (vgl. Paske 2006, 27-28; Goel 2000, 12), der Sammlung von Cartoons rund um Computer-Inder/innen (vgl. 2.2.2: Unterhaltung) und der Selbstaneignung von Wortspielen wie Indernet und InderKinder (vgl. Florea 2005). Mit Mecheril⁶ lässt sich argumentieren, dass hier Ironie genutzt wurde, um die Ambivalenz der Situation zu ertragen und zu verarbeiten. Oder wie einer der Gründer formulierte: »Da haben wir uns ein bisschen geärgert, dass so viel negative Propaganda gemacht wurde. Und auf der anderen Seite haben wir es auch ganz lustig gefunden.«

3.2.7. Fazit: Ein Zufallsprodukt

Im Jahr 2000 kamen unterschiedliche Faktoren zusammen, die die Gründung des Indernets ermöglichten: Erstens befand sich eine beträchtliche Anzahl von Kindern von Migrant_innen aus Südasien in einer Lebensphase, in der sie sich mit ihrer zugeschriebenen Herkunft selbstbestimmt auseinandersetzen wollten, andere ihnen natio-ethno-kulturell Gleiche kennenlernen wollten und daher nach

6 Zusammengefasst in Goel (2008d, 65-66).

Räumen der zweiten Generation suchten. Zweitens ermöglichte das neue Medium Internet es jungen Menschen, mit wenigen Ressourcen und unabhängig von Offline-Autoritäten, ein eigenes Projekt zu starten, es nach ihren Bedürfnissen zu gestalten und so die verstreut über Deutschland lebenden Inder_innen der zweiten Generation zu erreichen. Die Neuigkeit des Mediums sprach, drittens, die Experimentierfreude von jungen Menschen an. Sie hatten die Möglichkeit ein neues Feld zu betreten, mit Technik zu spielen, selbst zu gestalten und wahrgenommen zu werden. Die Gründer waren daher bereit, viel Engagement in ihr virtuelles Projekt zu stecken – und brachten durch Zufall die dafür notwendigen Kompetenzen mit. Viertens schuf die GreenCard-Initiative und die »Kinder statt Inder«-Kampagne den diskursiven Rahmen, in dem das Indernet entstehen konnte. Sie legten nahe, dass sich InderKinder mit Internetprojekten auseinandersetzten, lieferten den Namen für das Internetportal, versorgten es mit einer Grundausstattung an Cartoons und Themen und sorgten so sowohl für einen humoristischen Zugang als auch für dauerhafte Aufmerksamkeit. Fünftens konnten die Gründer des Indernets auf den Erfahrungen, Vorbildern und Netzwerken von früheren Räumen von bzw. für Kinder von Migrant_innen aus Südasien aufbauen und von ihnen profitieren.

Das Indernet konnte in seiner Form nur entstehen, weil diese verschiedenen Faktoren zusammenkamen. Es war nicht das Produkt einer wohlüberlegten Marktanalyse oder strategischer Überlegungen, sondern vom zufälligen Engagement der richtigen Leute mit dem passenden Fokus und passender Technologie zum richtigen Zeitpunkt. Der spezifische zeitliche, räumliche, politische, gesellschaftliche, demografische und technologische Kontext war entscheidend für die Art und Weise, wie das Indernet entstand und wie es zum Raum der Zugehörigkeit (vgl. das erste Mosaik) und einem Gemeinschaftszentrum (vgl. das zweite Mosaik) werden konnte.

3.3. Der Aufbau des Netzwerks

3.3.1. Vernetzen

»Das Indernet bildet eine Plattform, die eine große Anzahl von Webseiten (unter anderem whatyaar.de, indianfootball.com) miteinander vernetzt, um einen Informationsgehalt auf hoher Ebene herzustellen«, formulierte die Projektbeschreibung Ende 2000. Die neuen Möglichkeiten des Internets waren für eine solche Vernetzung besonders geeignet, da sie es ermöglichten, geografische Distanzen und Hindernisse zu überwinden (vgl. Karim 2003b, 13; Dollhausen und Wehner 1999, 243-244). Allerdings weist Greschke (2009, 25) darauf hin, dass es nicht ausreicht, ein Online-Angebot zu machen, um auch gefunden und genutzt zu werden. Die Zielgruppe muss das Angebot auch finden (vgl. Winker 2005, 24). Das wirft die Fragen auf, wie das Indernet seine Zielgruppe erreicht, Projekte und Webseiten ausfindig und in den Tiefen des WWW auf sich aufmerksam machen konnte.

Im Redaktionsinterview 2004 erklärten die Redakteure, dass die Gründer sehr engagiert gewesen seien, viel Zeit investiert und Kontakte geknüpft hätten. Ohne diese Pionierarbeit hätte es nicht funktioniert.

3.3.2. Ausgangspunkt: Durga Puja

Das hinduistische Fest Durga Puja hatte für viele von mir interviewten Kinder von Bengalis, also von Migrant_innen aus dem indischen West-Bengal, eine große Bedeutung (vgl. Goel 2011b, 306-308). An mehreren Orten in West-Deutschland wurde dieses mehrtägige Fest jährlich ausgerichtet. Es waren Treffpunkte, an denen sich Jugendliche kennenlernen konnten. Über die Jahre entwickelten sich Freundschaften und Netzwerke. Eine Redakteur_in erzählte:

»Unsere Community ist die Puja-Community. Darüber kennt man die Leute. Am Anfang gab es Bremen-Puja, darüber kannte man Leute. Das sind die ersten Inder, die ich in Erinnerung habe. Später sind wir nach Nordrhein-Westfalen gezogen. Dadurch, dass jetzt Puja nach Köln verlegt worden ist, kennt man natürlich auch hauptsächlich die Leute, die in der Kölner Puja waren.«

Auch die Gründer des Indernets hatten sich über Durga Puja kennengelernt. Als die erste Version des Indernets online war, nutzten sie die Durga Puja-Netzwerke, um ihr Projekt bekannt zu machen. Die ersten Nutzenden und Redakteure kamen so dazu. Z erzählte über einen Kontakt:

»Da war irgendeine Feier, irgendeine Veranstaltung, da habe ich MC kennengelernt. Das war ein lustiger Typ. Wir haben uns nett unterhalten. Er hatte damals auch schon eine Webseite. Deutschen Hiphop machte er. Wir sind in Kontakt ge-

blieben und ihn hatte ich dann gefragt, willst du nicht mitmachen? Er meinte, ich helfe euch, wo ich kann, und ich kenne noch den und den.«

Über MC kamen weitere Redakteure zum Indernet. Der Sportredakteur schrieb in seinem Beitrag zum dreijährigen Jubiläum:

»Es war einer dieser Tage im Juni 2000, wo ich meinen indischen Kumpel MC mal wieder im Rechenzentrum der Universität getroffen habe. MC erzählte mir von einer neuen Internetseite, die das Indernet hieß. Indernet? Ich fragte ihn, was das für eine Seite sei und worum es denn bei der Seite ginge. Er erzählte mir, dass Freunde von ihm aus dem Norden Deutschlands die Seite gemacht hätten [...]. Naja, dachte ich, eine tolle Idee! MC sagte noch weiter, dass einer der drei Macher der Seite sich mit mir in Kontakt setzen würde, da ich sicherlich der Seite inhaltlich im Bereich indischer Sport durch meine Erfahrungen mit indianfootball.com helfen könnte. Und es kam genauso – Z rief mich eines Abends an, und wir hatten ein sehr interessantes und konstruktives Gespräch.«

MC und der Sportredakteur waren auch deshalb so leicht zu begeistern, weil sie sich auf einer vom Sportredakteur betriebenen Mailing-Liste zeitgleich mit ähnlichen Themen beschäftigt hatten wie die Indernet-Gründer.

Das effektive Nutzen der Durga-Puja-Netzwerke führte dazu, dass das frühe »Indernet zum Großteil aus Bengalen besteht«, wie der Sportredakteur erklärte. Eine frühe Nutzer_in hatte den Eindruck, dass sich die anderen schon lange kennen und »war ein bisschen genervt davon, dass sie sich, nur in ihrer Sprache [Bengali] unterhalten haben«, wenn sie im Chat waren.

3.3.3. Online vernetzen

Narendra, den Organisator von whatyaar, kontaktierten die Gründer, als sie einen Post von ihm auf der Webseite der Kölner Durga Puja sahen. Narendra erzählte:

»Daraufhin habe ich eine Mail bekommen von Z, der meinte, wir haben hier eine Seite und wir versuchen, neue Inder kennenzulernen, deutschlandweit. Schau dir das mal an. Wir können uns ja ein bisschen austauschen, über E-Mail. Dann habe ich mir die Seite angeschaut und habe im Gegenzug natürlich gesagt, wir haben jetzt auch eine Seite: whatyaar.de. Wir haben auch eine Party gemacht und so viele Leute waren da. Wir haben hier also schon einen recht großen Verbund an Indern, die wir mittlerweile kennengelernt haben, wo wir schon so eine Art Community haben. Dadurch hat man sich kennengelernt, wir haben dann öfters gechattet, haben E-Mails ausgetauscht und haben geguckt, wo liegen die Parallelen, wo liegen die Gemeinsamkeiten, inwiefern kann man sich zusammentun oder nicht zusammentun.«

Z und Narendra hatten so die Grundlage für eine langjährige Kooperation gelegt. Die direkte Ansprache von Aktiven war ein effektiver Weg, um das Indernet-Netzwerk auszubauen. Z erklärte, dass er auch bei anderen Gelegenheiten auf Leute zugegangen war, damit sie sich beteiligen: »Dann hat man viel Mundpropaganda gemacht, viel E-Mail-Propaganda gemacht, so wie: geh doch mal drauf, schreib dich doch mal ins Gästebuch ein, unterstütze uns so und wenn du eine Idee hast, dann mach mit. So kam das dann auch.« Die Gründer haben nicht abgewartet, dass sie gefunden wurden, sondern haben versucht, mögliche Interessierte aktiv einzubinden. So kam auch die erste Unterhaltungsredakteurin zum Indernet:

»Das war eine komische Sache eigentlich. Da war ich in einer Freistunde und habe geschattet in chatcity.de. Da war ich 16. Ich war absolut im Chatfieber. Asian Girl oder so habe ich mich genannt. Auf jeden Fall habe ich da dann Y angesprochen und so sind wir ins Gespräch gekommen und dann hat er gemeint, ich baue gerade eine Plattform auf. Wir haben uns eigentlich ziemlich gut angefreundet, dann hat er gemeint, mach doch mal die Artikel. Das war so eine Selbstverständlichkeit unter Freunden.«

Die Gründer waren auch in anderen Interneträumen unterwegs, haben dort neue Kontakte geschlossen und diese für eine Mitarbeit beim Indernet gewonnen. Nicht immer allerdings waren ihre Anfragen so erfolgreich. Ein Bundestagsabgeordneter mit indischem Elternteil erzählte, dass er bereits 2000 vom Indernet angesprochen worden war, ob er sich nicht als Mitglied eintragen wolle. Er wollte nicht. Die werbewirksame Aufnahme eines Bundestagsabgeordneten entfiel damit vorläufig.

Gleichzeitig fanden Leute von sich aus das Internetportal. Nikhil erklärte: »Auf jeden Fall noch die Anfangszeiten, also als es online gegangen ist, kurz danach wahrscheinlich. Also ich kann mich jetzt nicht mehr an die Umstände erinnern, durch wen ich darauf gekommen bin, es war einfach da.« Vielleicht hatte ihn jemand auf das Portal hingewiesen so wie Ashok, dem ein Freund davon erzählt hatte, Kiran, der eine Rundmail zum Indernet von einer Freundin bekam, oder Sunil und Sughandu, die von einer Chat-Bekanntschaft auf das Indernet hingewiesen wurden. Oder er war irgendwo auf die URL gestoßen, wie Narendra, der sich erinnerte, auf der Durga-Puja-Seite einem Link zum Indernet gefolgt zu sein, oder wie Manish:

»Ich meine, dass ich auf einer Inder-Party war und da jemand kennengelernt habe, der eine Visitenkarte hatte und er hatte eine eigene Webpage gehabt, aber es war nicht das Indernet, sondern eine andere Webpage. Dann habe ich auf seine Webpage aus Interesse geguckt und entweder war es dort verlinkt oder ich habe später versucht auf diese Seite, ohne den Namen zu haben, zuzugreifen. Ich konnte mich nicht mehr so genau dran erinnern und irgendwie bin ich dann auf die Seite gelangt.«

Es gab viele Wege das Indernet zu finden, wenn man erst einmal online mit Bezug zu Indien unterwegs war. Dann war die Wahrscheinlichkeit recht hoch, Menschen zu treffen, die das Indernet kannten, oder Seiten zu finden, die den Link hatten. So stieß auch Nitin beim Surfen auf das Internetportal:

»Ich kam 2000 von Indien zurück, im September. Ich hatte erst fünf Monate Internet und habe einfach so gesurft. Da bin ich irgendwie auf das Indernet gestoßen. Das Indernet war zu dem Zeitpunkt noch ganz frisch. Da gab es noch nicht so viel Artikel und es waren eigentlich nur Tausende von Links, Forum und sonst eigentlich ganz wenig. Da habe ich denen einfach eine E-Mail geschickt, habe gemeint, dass ich die Idee und die Seite ganz toll finde und ob ich nicht irgendwas mitmachen könnte.«

Nitins Angebot wurde von den Gründern gerne angenommen. Auch eine Frauenredakteurin war auf ähnlichem Weg zur Redaktion gestoßen:

»Nach dem Abitur hatte ich ein bisschen mehr Zeit, da habe ich angefangen, mich mit dem Internet auseinanderzusetzen und habe gesehen, Mensch, da kannst du viel Informationen nicht nur speziell über Indien, sondern auch über alles andere finden. Wie ich eigentlich auf diese Seite letztendlich gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Es kann Google gewesen sein, dass ich da irgendwie ›Indische Kultur‹ oder so was eingegeben habe.«

Gefunden wurde das Indernet auch von Redakteur_innen des Internetportals suedasien.info, wie Bernd erzählte: »Irgendjemand hat die entdeckt und wir haben eine Meldung geschrieben, dass es jetzt das Indernet gibt«. So bekam das neue Projekt ohne sein aktives Zutun Werbung von einem anderen seriös wirkenden Informationsportal. Das WWW wirkte für das Indernet als deutschlandweites Netz, über das neue Kontakte geschlossen werden konnten.

3.3.4. Das Schlüsselereignis: Königswinter

»Ich glaube Königswinter war ein Erfolgsfaktor, weil dadurch eine, man sagt so schön, Awareness geschaffen worden ist und das Klientel, das in Königswinter auf dem Seminar war, war eine typische Multiplikatorengruppe, die aus den verschiedensten Regionen kamen. Ich kann mich erinnern, dass dort von der Berliner Region, Hamburger oder Niedersachsen-Region bis hin zu Baden-Württemberg fast alle Regionen in Deutschland in irgendeiner Form vertreten waren und die Personen, die zu diesen Seminaren kamen, innerhalb dieser Regionen sehr vernetzt waren, so dass es sich per Mundpropaganda letztendlich herumgesprochen hat. Ich glaube, gerade diese frühzeitige Entwicklung, früh die richtigen Personen gegriegt zu haben, das war ein entscheidender Erfolgsfaktor.«

So erklärte Soumil, der inzwischen Unternehmensberater geworden war, die Bedeutung des Vernetzungsseminars »Indernet.de« Ende 2000 in Königswinter. Das Jugendforum der DIG, zu dem auch ich gehörte, organisierte dieses Seminar mit dem Ziel, bestehende Projekte der zweiten Generation zusammenzubringen und zu vernetzen. Wir hatten schon bei der Planung gedacht, das Internet könnte hierbei eine Rolle spielen, und aufgrund der aktuellen GreenCard-Debatte den Semintitel »Indernet.de« gewählt, ohne dass wir – in meiner Erinnerung – das Indernet schon gekannt hätten. Es war eine Namenswahl, die nahe lag. Für unsere Werbung nutzten wir unsere Netzwerke, zu denen Narendra gehörte. Ein Mitglied des Jugendforums wurde in der Planungszeit Indernet-Nutzerin und erzählte von unserem Seminar:

»Dann kam aber die Zeit, wo das Seminar, also Königswinter, stattfinden sollte. Ich habe ganz beiläufig davon erzählt und hätte nie im Leben damit gerechnet, dass dann sofort Begeisterungstürme ausbrechen. ›Ach, ja können wir dahinfahren‹ und ›da kommen wir auch hin‹ und ›dann treffen wir uns doch alle mal‹. Daraufhin hat das dann auch stattgefunden, das wirklich erste Treffen.«

Die drei Gründer sowie mehrere der ersten Redakteur_innen reisten zum Seminar. X erklärte, dass dies »ein Schlüsselereignis« für das Indernet (und für ihn persönlich) gewesen sei:

»Insofern, dass man dann zum ersten Mal auch eine wirklich größere Gruppe jugendlicher Inder getroffen hatte, von der ich vorher gar nicht gedacht hätte, dass es so was gibt und regelmäßig solche Treffen sind. Auch insofern Schlüsselereignis, -erlebnis, dass die Seite da propagiert wurde und da jetzt exponentiell die Klickrate zugenommen hatte. Auf einmal kannten es viel mehr Leute, es wurde alles größer, es waren viel mehr Leute im Chat.«

Zum einen gab das Vernetzungsseminar der Redaktion einen Einblick in Aktivitäten von Inder_innen der zweiten Generation, zum anderen verschaffte es dem Indernet viele neue Besuchende. Auch Y sah es als einen entscheidenden Punkt in der Entwicklung des Portals an:

»Ohne Königswinter hätten wir diesen Zugang zu der Gemeinschaft gar nicht gehabt und zu dieser indischen Szene, die es schon gibt und hätten uns vielleicht gar nicht etablieren können oder gar nicht auf uns aufmerksam machen können richtig. Das war aber damals gar nicht so geplant, das war mehr so das Interesse an der indischen Community, dass es die gibt. Und dass man sich mit Indern trifft. Das war schon so ein Highlight überhaupt, zu mehr als zehn Indern in einem Raum zu sein.«

Eine Kollegin aus dem Jugendforum hatte das Gefühl, dass das Seminar die Motivation der Redaktion gestärkt hatte:

»Dass sie davon total profitiert haben. Ich hatte den Eindruck, dass die selber auch ganz beeindruckt waren, und dass die froh waren darüber, eine Plattform bekommen zu haben. Auch sehr viel Feedback, sehr viel positives Feedback und, dass die das so ein bisschen als Kick genommen haben, sich überhaupt so weiterzuentwickeln.«

Dieser Eindruck spricht auch aus dem Jubiläums-Beitrag des Politikredakteurs:

»Auf einem Seminar in Königswinter zur Vernetzung der Inder untereinander lernte ich die Macher kennen und freundete mich schnell mit ihnen und ihren Visionen (naja bedruckte Tassen und Firmenwagen haben wir ja immer noch nicht) an.«

Eine der Frauenredakteurinnen erzählte, dass das Seminar genutzt wurde, um das Projekt voranzubringen: »Es wurde darüber geredet, was wir als nächstes machen. Da haben wir am Tisch gesessen und so einiges besprochen.« Für mehrere Interessierte war das Seminar der Punkt, an dem sie in die Redaktion aufgenommen wurden und Aufgaben übernahmen. So wurde einer die Aufgabe übertragen, einen Bericht über das Seminar zu schreiben: »Ich habe eigentlich nur so abgewinkt und sagte so scherzhaft ›ja«, aber dann kriegte ich tatsächlich doch an dem Montag nach dem Seminar: ›Ja und? Wir kriegen den Bericht, ne?‹ Dann habe ich mich hingesetzt und hab auch einen geschrieben.« Das persönliche Kennenlernen der Redaktion war auch für sie der entscheidende Schritt, sich stärker zu engagieren. Bald darauf war sie Redakteurin.

3.3.5. Die Partys

Beim Vernetzungsseminar lernten auch Mitglieder der Gruppe Sandhikta die Indernet-Redaktion kennen. Sie nutzten das Portal, um ihre nächste Party zu bewerben und konnten damit ihre Besuchendenzahlen massiv steigern. Swati erklärte: »Ich glaube, ohne das Indernet wären wir nicht in der Lage gewesen, so viel Werbung zu machen.« Auch die meisten anderen Partyveranstaltenden, sowohl bereits etablierte wie »Munich Masala« oder whatyaar als auch neue, nutzten in der Folgezeit das Indernet für Werbung.

Die Partyankündigungen, -diskussionen und -berichte auf dem Indernet haben allen genutzt (vgl. 2.2.5). Die Besuchenden bekamen Informationen, konnten sich austauschen und Leute kennenlernen. Die Veranstaltenden konnten ihre Zielgruppe direkt ansprechen und einen Überblick über den Markt bekommen. Das Indernet band Besuchende enger an sich, bekam redaktionelle Inhalte und belebte interaktive Elemente. Zudem profitierten die Künstler_innen der Community. Sie wurden für die Partys engagiert und über sie wurde auf dem Indernet berichtet. Gemeinsam schufen sie eine indische Jugendkultur in Deutschland, unabhängig

von ihren Eltern und mit ihrer eigenen Definition von Indischem (vgl. Baumann 1997, 218-219). Das Indernet und die Partys waren aus den gleichen Bedürfnissen entstanden (vgl. 1.2). Sie gehörten zusammen, ergänzten sich und profitierten von einander. Zusammen schufen sie eigene Räume der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit (vgl. 1.3) und waren daher so erfolgreich.

Für die Redaktion waren die Partys zudem wichtig, weil sie ihnen den Rahmen für informelle Redaktionstreffen boten und die Möglichkeit, mit anderen Aktiven und Besuchenden ins Gespräch zu kommen. Rahul erklärte:

»Wenn X mal nicht so viel Stress hat, dann schickt er eine Mail vorher raus und fragt die Redaktion, wer Lust hat an dem und dem Zeitpunkt, zu der und der Party zu gehen. Dann können wir uns bei der Party treffen. Dann lernen wir da so ein paar Leute kennen. Oft freuen die sich dann: ›Oh, ihr seid ja vom Indernet, bist du nicht der X, bist du nicht der und der‹. Dann kommt man so ins Gespräch.«

Die über ganz West-Deutschland verstreut lebende Redaktion fand so Anlässe, um sich in einem netten Umfeld offline zu treffen. Das positive Feedback, das sie erhielt, motivierte sie für weiteres Engagement. Die Partys waren also auch für die Entwicklung der Redaktion unverzichtbar.

3.3.6. Projekte vernetzen

Anfangs war ein Ziel des Indernets, Projekte vorzustellen und Webseiten zu vernetzen. Die Redaktion bot hierfür ihre Mitgliederliste an. Zudem wies das Portal durch Veranstaltungshinweise und Links auf Initiativen hin. Schließlich führte das Indernet im Editorial eine Liste von befreundeten Webseiten auf, zu denen Ende 2000 neben whatyaar und indianfootball.com auch die »Indian Night« gehörte. Mit whatyaar bestand von Anfang an eine intensive Zusammenarbeit. Die Indernet-Redaktion tauschte sich viel mit Narendra aus und führte gemeinsam Projekte durch. Durch indianfootball.com bekam das Indernet eine kompetente Sportredaktion und diese eine breitere Öffentlichkeit (vgl. 2.2.2: Sport). Gemeinsam organisierten sie Offline-Veranstaltungen rund um Fußball. Unterstützung bekam das Indernet in der Anfangszeit auch von Frank, dem Webmaster der Weststädter Jugendgruppe:

»Habe ich die Jungs kennengelernt und habe gesagt: ›Ja, wir können auch zusammenarbeiten.« Seitdem habe ich dann immer, wenn ich bei mir Termine eingestellt habe, David eine Mail geschickt: ›Hier, ich habe mal wieder neue Termine eingestellt, kannst du gerne übernehmen.« Zum Teil hat er mir, wenn er irgendwelche Termine entdeckt hat, auch Termine geschickt. Am Anfang war die komplette Terminliste vom Indernet eigentlich meine Terminliste, weil sie überhaupt nicht die

Infoquellen hatten. Damals war das eine nette, partnerschaftliche Zusammenarbeit.«

Damit war er zufrieden, auch wenn er mehr gab als er bekam und nicht als Kooperationspartner angegeben wurde. Ausgeglichen war der Austausch mit den bereits bestehenden Internetportalen Indien-Newsletter und suedasien.info. Mit beiden ging das Indernet eine Partnerschaft ein. Die Portale verwiesen aufeinander und wollten Artikel austauschen. Auch mit anderen Internetprojekten versuchte das Indernet Kooperationen aufzubauen, zum Beispiel mit der Seite happyindia. Im Laufe des Jahres 2001 wurde sie vom Indernet kontaktiert, wie Amir erzählte:

»Die haben uns geschrieben, toll, dass ihr das macht. Es wäre doch schön, wenn wir uns gegenseitig verlinken. Da bin ich auf die Seite gegangen und habe einen mittelgroßen Schock gekriegt. Weil man hat doch irgendwo so seine Zielvorstellungen gehabt, wo man hin wollte mit happyindia. Ich wollte eine tolle Bollywood-Seite, gut informieren und da sehe ich plötzlich eine Seite, die perfekt gestaltet ist, wo die Artikel wunderbar sind, wo plötzlich alles das da ist und noch viel mehr, was ich ursprünglich wollte. Da kam schon so dieses Konkurrenzdenken: Oh Gott, wenn ich das jetzt verlinke, da laufen mir doch die ganzen User weg.«

Für Amir war die Anfrage des Indernets eine Bedrohung. Er fürchtete, nicht konkurrieren zu können und ging daher nicht darauf ein. Auch mit dem Internetportal pak24 für Pakistanis in Deutschland kam es zu keiner wirklichen Kooperation. Devraj erzählte, dass sie vorgehabt hatten, gemeinsam etwas zum Unabhängigkeitstag Indiens und Pakistans zu machen: »Berichte schreiben, das von beiden Seiten mal ein bisschen beleuchten«. Dazu gekommen ist es aber nicht.

Während mit den Jahren weitere Partnerschaften eingegangen wurden, fiel das Ziel, Projekte und Webseiten zu vernetzen, bald weg. Je mehr die Redaktion ihr Projekt entwickelte und je mehr Erfolg sie damit hatte, desto weniger sah sie einen Nutzen in vertiefter Zusammenarbeit. Einzelne Redakteur_innen schienen auch nicht zu wissen oder zu vergessen, dass die Vernetzung einmal ihr Ziel gewesen war, wie Debashishs Ausführungen zeigen:

»Zum Beispiel wollten dann so ein paar Leuten gleich am Anfang schon, dass wir zusammen mit denen ein Portal machen und den Namen dann anders nennen. Da klickt man dann drauf und dann gibt es einmal das Indernet und deren Portal. Momentmal, was haben wir eigentlich davon, das bringt uns ja überhaupt nichts. Da wollten die unsere Bekanntheit ausnutzen, um sich selber bekannt zu machen, ohne dass ich da irgendeinen Vorteil für uns gesehen habe.«

Insbesondere beschuldigte Debashish Frank, dass dieser das Indernet kopieren wollte. Devraj erklärte, dass Frank sie als Konkurrenz angesehen habe und sie deswegen vorsichtig geworden seien. Das Thema Konkurrenz war eines, das sich in

den nächsten Jahren weiterentwickelte und manche Zusammenarbeit verhinderte. Für den Start des Indernets war es aber hilfreich gewesen, dass sich das Indernet mit anderen vernetzen und deren Kompetenzen mitnutzen konnte. So etablierte sich das Indernet als das zentrale Internetportal.

3.3.7. Fazit: Ethnopolitische Unternehmer_innen

Die Indernet-Gründer und ihre Redakteur_innen waren von Anfang an bemüht, bereits bestehenden Netzwerke für das Projekt zu nutzen und neue aufzubauen, um sich breiter aufzustellen. Dabei ging es ihnen insbesondere um Netzwerke von natio-ethno-kulturell Gleichen (vgl. 1.2). Im Jahr 2004 waren sie davon überzeugt, das gut geschafft zu haben, wie Devraj erklärte:

»Also zu den meisten indischen Vereinen oder Initiativen oder Projekten in Deutschland haben wir Kontakt in irgendeiner Form. Entweder persönlich oder per E-Mail oder telefonisch, teilweise auch ins Ausland, zum Beispiel auch Holland, als etwas, was etwas näher dran ist und auch Österreich und Schweiz.«

Sie kannten sich in der Szene der indischen Vereine, Initiativen und Projekte aus und waren bekannt. Dies war notwendig, da sie sich zur zentralen Anlaufstelle für alles Indische in Deutschland entwickeln wollten. Wenngleich am Anfang des Projekts die Lust am Experimentieren im Mittelpunkt gestanden hatte und das Thema Indien ihnen dafür nur den notwendigen Inhalt geliefert hatte, gewann die natio-ethno-kulturelle Verortung mit der Zeit zunehmend an Bedeutung. Zum einen, weil sie für die Redaktion persönlich wichtig war und sie dadurch einen Raum der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit (vgl. 1.3.1) für sich selbst schaffen konnten. Zum anderen, weil sie erlebten, dass sie damit erfolgreich sein konnten, dass es einen natio-ethno-kulturellen Markt für ihr Angebot gab. Die Förderung natio-ethno-kultureller Identifikation und Vernetzung wurde zu ihrem unternehmerischen Ziel.

Brubaker (2004) geht davon aus, dass ethnische Gruppen nicht von sich aus existieren, sondern von ethnopolitischen Unternehmer_innen erst geschaffen werden. (Ethnische) Identität wird als Kategorie der Praxis genutzt und zwar

»by political entrepreneurs to persuade people to understand themselves, their interests, and their predicaments in a certain way, to persuade certain people that they are (for certain purposes) ›identical‹ with one another and at the same time different from others, and to organise and justify collective action along certain lines.« (ebd. 31-32)

Diese ethnopolitischen Unternehmer_innen verfolgen soziale, politische, ökonomische etc. Ziele, die sie ethnisch definieren und zu deren Umsetzung sie unter einer ethnischen Rahmensetzung mobilisieren. In Anlehnung an diese Argumentation

Brubakers lässt sich für Deutschland argumentieren, dass es dort nicht eine Gemeinschaft von Inder_innen (der zweiten Generation) gab, die vom Indernet und den Anbietenden indisch-definierter Events bedient wurde, sondern dass ethnopolitische Unternehmer_innen diese ethnisch definierte Gemeinschaft erst geschaffen haben (vgl. Goel 2007b; 2014a, 75-77). Die Motive, sich natio-ethno-kulturell-definiert zu engagieren, war dabei sicher für die verschiedenen Akteur_innen unterschiedlich und haben sich mit ihrem persönlichen Engagement gewandelt. Die meisten sind wohl davon ausgegangen, dass es eine ethnische Gemeinschaft ohne ihr Zutun gab und sie nur ein Angebot für diese und sich selbst zur Verfügung stellten. Manche waren dabei von patriotischen Gefühlen geleitet (vgl. 1.4.7), andere wollten gegen Rassismuserfahrungen vorgehen (vgl. Goel 2014b). Je erfolgreicher sie wurden, desto mehr kamen auch andere Motive hinzu: bekannt und beliebt zu sein, etwas Besonderes zu schaffen, prominente Menschen kennenzulernen, an wichtigen Veranstaltungen teilzunehmen oder auch Geld zu verdienen (vgl. Gorny 2009, 86-87).

Für den Erfolg von ethnopolitischen Unternehmer_innen ist entscheidend, dass sie im natio-ethno-kulturellen Markt gut verankert sind, ihr natio-ethno-kulturelles Produkt überzeugend vermarkten und gemeinsam mit anderen ethnopolitischen Unternehmer_innen dafür sorgen, dass ihre Kund_innen Interesse an den natio-ethno-kulturellen Produkten entwickeln und behalten. In der Anfangszeit des Internetportals hat die Indernet-Redaktion mit ihrem erfolgreichen natio-ethno-kulturellen Netzwerken hierfür ein solides Fundament gesetzt.

3.4. Das Community-Projekt

3.4.1. Erfolg

Die Sehnsucht nach einer Community (vgl. 1.3.3) bzw. die Suche nach natio-ethno-kulturell Gleichen (vgl. 1.2) war einer der Gründe, warum das Indernet entstanden war. Dies spiegelte sich in der anfänglichen Ausrichtung des Indernets auf Inder_innen der zweiten Generation wider (vgl. 2.3.2) und führte dazu, dass das Internetportal ein Raum der Zugehörigkeit für diese werden konnte (vgl. 1.3). Diese Zugehörigkeit wurde durch das Angebot von Informationen und Austausch (vgl. 2.4) ermöglicht. Entscheidend war dabei, dass das Indernet auch gesellige Räume anbot (vgl. 2.2.4), die von den Nutzenden selbst gestaltet werden konnten, und es auf entsprechende Offline-Räume hinwies (vgl. 2.2.5).

Als ich Anfang 2004 im Redaktionsinterview fragte, warum das Indernet so erfolgreich war, waren die Redakteur_innen überzeugt, dass es an dieser Ausrichtung auf die zweite Generation lag. Die Nutzenden erklärten den Erfolg damit, dass das Indernet einmalig war (vgl. 1.1.1). Laut Savitri lag es daran, dass »die als kleine Gruppe von Leuten, die sich dazu aufgerafft haben, etwas ins Netz zu setzen, es wirklich geschafft haben, innerhalb und außerhalb von Deutschland Leute zu vernetzen«. Nancy sagte, dass »das Indernet alle zusammengeführt hat«. Von anderen Internetprojekten unterschied es sich 2004 für viele der Interviewten allein schon darin, dass es immer noch existierte oder wie Ishvar sagte: »Den Erfolg vom Indernet sieht man daran, dass sie sich als nicht-kommerzielle Seite noch hält und gut besucht wird.« Für die Redaktion waren die Zugriffszahlen ein Zeichen des Erfolgs wie Debashish erklärte: »Woran Erfolg messbar ist, ist an den Klickzahlen, die stetig mehr werden oder zumindest nicht weniger.« Betriebswirtschaftlich formulierte Soumil:

»Ich habe mich zum Teil auch mit E-Commerce beschäftigt. Ein Mittel zum Erfolg ist es, möglichst schnell eine hohe Aufmerksamkeit zu kriegen. Ich vermute, dass ein Großteil der zweiten Generation Inder, die im jugendlichen oder im frühen Erwachsenenalter sind, einfach die Seite kennt. Auch wenn sie, wie zum Beispiel ich, sie nicht täglich oder wöchentlich nutzen, so ist die Bekanntheit schon da, was einfach eine große Werbewirksamkeit ist. Dadurch, dass ich auf anderen Netzwerkseiten, die nichts mit Indien zu tun haben, hin und wieder mal Kontakt zu Indern kriege, verweise ich die zum Teil eben auch auf diese Seite.«

Viele der Interviewten teilten diese Einschätzung der Bekanntheit des Indernets. Sudhir sagte: »Das Indernet hat es geschafft, unter dem Großteil der jungen Asians in Deutschland bekannt zu sein. Bekannt insofern, dass die Leute wissen, dass es es gibt und es relativ umfangreich ist.« Als Stärke wurde dabei zudem genannt, dass das Indernet nicht aus kommerziellen Gründen betrieben wurde, sondern

wie Soumil ausführte, »es war für alle Beteiligten ganz klar, wir machen das für die Community, das hat einen sozialen Zweck, ein Netzwerk aufzubauen, es haben alle gerne und mit Engagement ehrenamtlich getan«.

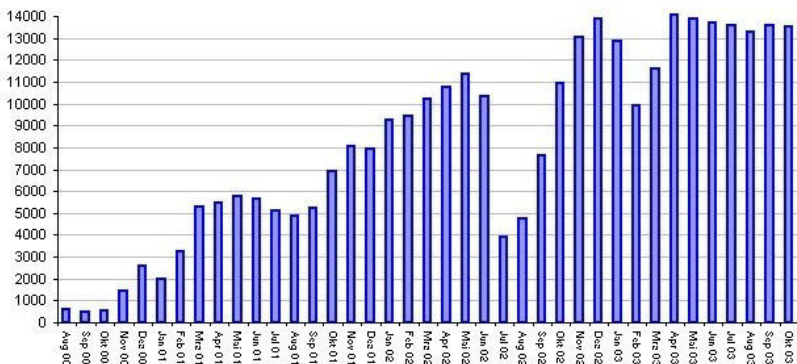
3.4.2. Zunehmende Zugriffszahlen (2000-03)

Zugriffszahlen sind im Internet ein wesentliches Erfolgskriterium. Das Indernet hat diese nicht öffentlich gemacht, aber intern ausgewertet. Sneha erzählte:

»Wir haben jeden Monat diese Zahlen, diese Statistiken, und das variiert. Mittwochs ist immer ein sehr sehr gut benutzter Tag für alle Rubriken. Einen Monat ist der Unterhaltungsbereich sehr genutzt worden, im anderen Monat der ›Land und Leute‹-Bereich. Es gibt Foren, die werden nicht so genutzt.«

Zu den detaillierten Statistiken bekam ich keinen Zugang. Mir wurde aber zu Beginn meiner Forschung Abbildung 1 zur Verfügung gestellt.

Abbildung 1: Klicks pro Monat 2000-2003 mit IP Sperre



Quelle: Indernet

»Das sind die gesamten Klicks monatlich auf jegliche Seiten von Indernet. Sprich: Hauptseite, Artikel, Foreneingangsseite usw. Bei den Statistiken ist wichtig, dass der Zugriff nur einmal gezählt wurde. Wiederholtes Klicken durch dieselbe Person wurde nicht gezählt. Das macht die Statistik ›ehrlicher‹. Ich erinnere, dass wir bestimmte IP-Adressen von der Statistik ausschließen konnten. Ich weiß, dass ich eine feste IP-Adresse hatte und täglich mehrmals klicken musste, um zu kontrollieren, ob die Artikel korrekt hochgeladen wurden etc. Unsere IPs haben wir exkludiert.«

So erklärte mir die Redaktion die Abbildung Ende 2016. An den Zugriffszahlen kann man die Bedeutung bestimmter Ereignisse für das Indernet erkennen. Der Anstieg im November 2000 hing wohl mit dem Vernetzungsseminar in Königswinter zusammen, das Anfang November stattfand, sowie mit der Fotogalerie und Berichterstattung zur »Indian Night« Mitte November. Zusätzlich mag er durch die bereits einsetzende Medienberichterstattung über das Indernet (vgl. 2.5.1) befördert worden sein. Ende November 2000 fand sich im Forum die optimistische Meldung: »Es hat zwei bis drei (!) Monate gedauert, bis sich die Leute damals aufgerafft haben, das Forum zu benutzen, jetzt steppt hier der Bär.« Die aktive Netzwerkarbeit der Redaktion und der Ausbau ihrer Angebote zeigten schnelle Erfolge. Im Oktober 2001 bekam das Indernet ein neues Design, das neue Rubriken und weitere neue Angebote mit sich brachte. Die Zugriffszahlen stiegen rasant und kontinuierlich. Bis sie im Mai 2002 ihren Höhepunkt erreichten. Deepak erklärte:

»2002 haben wir eine Party gemacht und nach dieser Party war auch ein ganz starker Nutzerzulauf. Die war auch relativ kontrovers die Party. Im Nachhinein wurde stark diskutiert über sie. Es stand in den Sternen, ob die überhaupt stattfindet. Daher war das vielleicht so ein kleiner Skandal, der auch die Seite so ein bisschen gepusht hat, der das Interesse auf die Seite gelenkt hat.«

Im Juli folgte dann ein Einbruch der Zugriffszahlen aufgrund einer technischen Krise. Deepak erzählte:

»2002 kam dann dieser Sommer, in dem wir Serverprobleme hatten. Auf der Suche nach einem Server waren und dann nur so eine Übergangsseite unter einer temporären Adresse hatten. Das war natürlich eine kleine Krise, weil die Leute wollten auf das Indernet, aber da war kein Indernet mehr. Das hätte natürlich auch zu Nutzerverlusten führen können, so dass die Leute sich denken, das gibt es nicht mehr, dann ruf ich es nicht mehr auf. Das waren ja auch ein paar Monate. Da kam schon die Frage auf, was ist jetzt mit dem Indernet. Als wir dann einen Server gefunden haben, ging es relativ schnell wieder bergauf mit den Nutzerzahlen«

Für den technischen Administrator setzte eine Katastrophe ein:

»Da gab es Angriffe auf den Server und dieser Server, das war nicht meiner, sondern das war in der alten Firma, dort lief die Seite drauf und die haben da große Sicherheitslücken gehabt. Das haben wir aber erst viel später gemerkt, dass irgendwelche Leute auf unseren Server zugreifen konnten und da Schabernack getrieben haben, in dem Sinne, dass unsere Seite zum Absturz gekommen ist. Da waren wir echt verzweifelt, wie kriegen wir das Ding jetzt wieder hoch, weil da lag ja alles drauf, 100 Prozent, aller unsere Daten waren da drauf.«

Das Projekt fiel vom absoluten Hoch ins Nichts. Da einer der Gründer Sicherheitskopien gemacht hatte, konnte das Portal wiederaufgebaut werden. Bevor es aber

wieder online gehen konnte, mussten erst die Server-Probleme gelöst werden. Die steigenden Zugriffszahlen bedeuteten, dass die technische Infrastruktur und die wirtschaftliche Planung überdacht werden mussten. Der technische Administrator formulierte das zugespitzt als »je erfolgreicher, desto teurer wird es.« Er fand eine technische Lösung:

»Ich habe mit der Gruppe geredet und dann haben wir uns auf zwei Server geeinigt. Da gibt es ein Unternehmen, das ist ein IT-Dienstleister, das gehört einem Inder und der hat gesagt, um der Community zu helfen, das war sehr nett, da haben wir alle zusammen ein Gespräch mit ihm gehabt und er hat Platz ermöglicht, dass wir unsere Seite da ablegen können, aber nur die Hauptseite. Alle Unterseiten sind ausgelagert auf meinem Server, das ist der Indernet-Server an sich. Es gibt zwei Server, damit wir eine Ausfallsicherheit haben.«

Die Redaktion wies derweil über das Schwarze Brett und einen Infobrief daraufhin, dass das Indernet vorübergehend unter einer anderen Adresse zu erreichen sei. Was genau dort zu finden war, weiß ich nicht mehr. Auch was die Zugriffszahlen für Juli bis September aussagen, kann ich nicht sagen. Vielleicht waren es die Zugriffsversuche auf das Indernet? Faszinierend war auf jeden Fall, dass das Indernet diese Krise unbeschadet überstanden hat. Nachdem in einem Infobrief Mitte September 2002 angekündigt wurde, dass das Indernet wieder online sei, stiegen die Zugriffszahlen schnell auf und über das vorherige Niveau. Die Befürchtungen der Redaktion, dass ihr Projekt an seinem Höhepunkt all seine Nutzenden verlieren würde, bewahrheiteten sich nicht. Samir erklärte sich das durch verschiedene Faktoren:

»Ich glaube, einerseits lag es daran, dass es schon eine Community gab. Dadurch, dass die Alternativdomain kommuniziert worden ist, das war ein Punkt. Der zweite war, dass es eben doch nicht so lange war. Und dass die Community nicht so groß war, wie sie jetzt ist. Ich glaube, wenn sie jetzt weg wäre, wäre es schlimmer. Würden wir prozentual bestimmt mehr verlieren.«

In der Folgezeit war die Indernet-Redaktion aktiv, führte Neuigkeiten ein und pflegte Kontakt mit den Nutzenden. Die Zugriffszahlen stiegen mit dem Indienboom (vgl. 2.5.2). Für den Einbruch der Zugriffe im Januar/Februar 2003 finde ich in meinem Material keine Erklärung. Das Absinken im November 2003 (vgl. Abbildung 2) hängt wohl mit der Schließung des Gästebuchs (vgl. 2.2.4) zusammen, wie Kiran erzählte:

»Da gingen die Zahlen ganz kurz runter, auf Grund dessen, dass wir es gesperrt haben. Neue News und auch neue Geschichten, neuer Klatsch und Tratsch, dann waren die Leute auch da, aber sobald das dann weg war, hatten die Leute keine

Plattform mehr, keine Möglichkeit mehr und haben sich dann gedacht, was soll ich da noch.«

Im Mai lagen die Zahlen erstmals bei über 14.000 Zugriffen pro Monat, was zu der Zeit vergleichsweise wenig für ein Jugendportal war. Andere Angebote, wie das deutsch-türkische Portal vaybee, hatten sehr viel mehr Zugriffe. Allerdings müssen die Zugriffe ins Verhältnis zur Größe der Zielgruppe gesetzt werden. Kanish rechnete:

»45.000 Inder, dann gibt es die Indischstämmigen und dann gibt es die Leute, die an Indien interessiert sind. Ich denke schon, dass du da so 80.000 bis 100.000 zusammenkriegst, die als Gesamtzahl von potentiellen Nutzern in Frage kommen würden. Da musst du die demografischen Faktoren abziehen. Ich habe jetzt mal die Linie bei 30 Jahren gezogen, ziehen wir sie mal bei 40, dann hast du natürlich auch die ganz kleinen Kinder noch weg und dann hast du vielleicht noch so 50, das ist schon zu viel, sagen wir mal 40.000 potentielle Nutzer.«

Angesichts seiner recht beschränkten Zielgruppe hatte das Indernet wohl einen guten Marktanteil⁷.

Seit der Registrierungspflicht im Forum Anfang 2002 gab es dort Mitgliederlisten. Allerdings sind diese mit Vorsicht zu interpretieren. Nach einem Gespräch mit dem technischen Administrator Anfang 2005 notierte ich:

»Der technische Administrator erzählt von sich aus über eine enorme Zunahme der Forumsnutzung. Von den über 1000 registrierten Nutzern sind etwa 600 unterschiedliche IPs. Etliche haben sich mit mehreren Nicks registriert. Zurzeit nutzen durchschnittlich 300 User täglich das Forum, es können auch schon mal viel weniger oder mehr sein. Seit Dezember gibt es einen massiven Zuwachs. Im November waren es noch so 3 GigaByte, jetzt sind es 10 bis 15. Der Server hat gesagt, dass er das nicht mehr schafft und er einen neuen suchen muss. Das hat er, aber das Umziehen wird dauern, da er vieles manuell machen muss, da so viel gepostet wird. Als Administrator kann er nachverfolgen, wer wie viel online ist. Manche loggen sich schon früh morgens ein und sind dann bis abends spät mit kurzen Unterbrechungen eingeloggt. Nicht alle posten.«

Der technische Administrator verfügte über mehr Informationen über die Nutzenenden als alle anderen. Ende 2004 nahm er einen starken Zuwachs des Datenflusses wahr, der zu Kapazitätsproblemen führte und von ihm technische Lösungen erforderte. Auch in meiner Beobachtung war das Indernet im Zeitraum 2004/05 ein vor Aktivität brummender Raum der zweiten Generation.

7 Diese Einschätzung ist auch dann gerechtfertigt, wenn die Schätzung von 40.000 potentiellen Nutzenden nicht ganz zutrifft.

3.4.3. Eine engagierte Redaktion

Zentral für den Erfolg des Indernets war das Engagement der Redaktion. Sie sorgte dafür, dass das Indernet auf dem neuesten technischen Stand war, ein professionelles Design hatte, gutes Marketing machte und attraktiv für seine Zielgruppe war. Dabei zahlte sich aus, dass die Gründer über unterschiedliche Kompetenzen verfügten und verschiedene Arbeitsbereiche übernahmen wie Z erklärte:

»Am Anfang war das so aufgeteilt: Y hat diesen technischen Kram gemacht, X hat die Grafiken gemacht. Ich hatte hauptsächlich die Offline-Koordination gemacht. Alles was mit Organisatorischem dazu gehört, Flyer drucken oder bei Treffen habe ich organisiert, dass wir dahinfahren. Sicher auch ideenmäßig, habe immer viel telefoniert und habe gesagt, hier, das können wir doch so machen.«

Für die Nutzenden waren Zs Aktivitäten allerdings kaum wahrnehmbar. Präsenter waren für sie der Designer und der Webmaster. Y erklärte:

»Damals war noch nicht so mit Server und all so was, das war ein kostenloser Speicherplatz, den wir uns da gesucht hatten. Bei mir ging es mehr so um Organisation, also Administration, wenn man so will, das Technische: Gästebuch, Forum, Chat, das musste alles funktionieren.«

Auch Y organisierte, verwaltete und managte. Unterstützt wurde er bald vom technischen Administrator, der zum Team dazu kam. Eine Redakteur_in erklärte, dass vor allem Y und X das Indernet nach außen darstellten: »X die Grafiken, die ganzen Bilder. Und Y den Text und die ganzen Ideen. Der Boss sozusagen, der dann auch sagt, macht das und dies und das ist toll, was du gemacht hast. Das war ja auch jemand, der Optimist war.« So hatte auch ich Y wahrgenommen: als Macher, der mit den Ideen, der den Kontakt mit den Redakteur_innen hält, sie unterstützt und motiviert, der mein Ansprechpartner war. Er erklärte:

»Die Motivation am Anfang war, dass überhaupt Leute sich die Seite angeguckt haben, dass man Zuspruch findet: Macht weiter so! Das ist eine lustige Sache! Finden wir gut, da gehen wir öfters rauf! Macht doch einmal ein bisschen mehr, macht doch mal das und das! Das ist die Motivation, die so geblieben ist. Es ist heute in vielerlei Hinsicht ein bisschen Pflicht, damals war es ausschließlich, wir haben gemacht, wann wir Zeit hatten und wann wir Lust hatten und das war einfach nur der Spaß an der ganzen Sache. Heute hat sich das ein bisschen verändert.«

Die Gründer hatten Spaß daran, das Indernet aufzubauen. Motiviert hat sie, dass sich Nutzende fanden und diese sie in ihrer Arbeit bestätigten. Mit zunehmendem Erfolg gesellte sich zum Spaß die Pflicht. Sie mussten Verantwortung tragen und die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen.

Am Anfang konnte jede in der Redaktion mitmachen, die Interesse hatte. Ende 2000 waren es laut meinen Aufzeichnungen elf Redakteur_innen. Im Laufe des Jahres 2001 kamen noch ein Redakteur, mehrere freie Mitarbeitende und Übersetzerinnen dazu. Anfang 2003 wurden drei weitere Redakteur_innen im Editorial aufgeführt und später im Jahr eine neue Unterhaltungsredakteurin. Zudem gab es wechselnde freie Mitarbeitende. Die Redakteur_innen kamen dabei auf den unterschiedlichsten Wegen zum Indernet. Sughanda erzählte:

»Hab dann den Nitin aus Heidelberg kennengelernt, der war damals noch Redakteur beim Indernet. Mit dem habe ich geschattet und auch paar Sachen für ihn im Internet recherchiert und ihm bei Artikeln geholfen. Er war damals für die Unterhaltungsseite zuständig und hat mich gefragt, ob ich nicht ab und zu was für ihn schreiben möchte. Mein erster Artikel war ›Sharukh Khan – Der Allrounder‹. Ich war freie Mitarbeiterin und hab immer mal wieder einen Artikel abgeliefert. Als ich dann später Z kennengelernt habe, hat er mich als Redakteurin vorgeschlagen. Ich wollte gerne fest dabei sein, damit ich mehr Aufgaben übernehmen kann und auch mitreden darf.«

Andere, wie Kanish, waren zufrieden damit, als freie Mitarbeitende ab und zu Artikel beizusteuern. Auch Samir hatte damit begonnen, als Nutzer einen Artikel anzubieten:

»Das fand ich sehr cool, dass er nicht einfach übernommen worden ist, sondern auch mit Rückmeldung was zurückgekommen ist, also auch Kritik bzw. mal eine Stellungnahme auch zum Inhalt dann gekommen ist. Das fand ich sehr positiv. Dann hat sich da ein Kontakt etabliert.«

Mit der Zeit wurde dieser Kontakt intensiver, insbesondere nachdem er einige der Redakteur_innen auf einer Party traf. Auch Samir wurde Mitglied der Redaktion, so wie Sanjay:

»Habe ich mir das alles mal angeguckt und das war alles ganz interessant. Dann habe ich angefangen, mit den Leuten Kontakt aufzunehmen. Da stand auch: ›Wir suchen Redakteure‹, dann habe ich da mal gefragt, ob ich mitmachen kann. Y hat gesagt, dass ich ihm erstmal einen Probeartikel schicken soll. Das habe ich gemacht und er hat gesagt, ist in Ordnung. Nach dem dritten Artikel hat er dann gefragt, ob ich denn Lust hätte, richtig einzusteigen.«

So wuchs die Redaktion schnell auf eine beträchtliche Größe. Die Redaktionsarbeit musste organisiert werden. Im Redaktionsinterview wurde erzählt, dass in regelmäßigen Abständen virtuelle Redaktionstreffen stattfanden. Dafür nutzten sie den Chat, Mailing-Listen, die Foren und Telefonate. Die wirklich wichtigen Angelegenheiten würden sie bei Face-to-Face-Treffen regeln. So habe es im Sommer 2002 ein

Treffen in Niedersachsen gegeben, bei dem die Redaktion fast vollständig anwesend gewesen sei.

Vor diesem Treffen gab es ein Redaktionstreffen im Herbst 2001. Sanjay erzählte: »Dann habe ich die Leute gefragt, ob sie nicht Lust hätten, sich in der Nähe zu treffen, und habe geschaut, wo es am günstigen ist. Also nicht zu nördlich und nicht zu südlich und dann haben wir gesagt, dass es hier in Bonn sein soll.« Die Redaktion traf sich bei ihm zu Hause. Devraj erinnerte sich daran, dass es das erste komplette Redaktionstreffen und daher sehr wichtig war. Sie hätten dort »viele Konzepte ausgearbeitet«. Auch andere Redakteur_innen erzählten, die Treffen seien wichtig gewesen und hätten Spaß gemacht. Anirban sagte: »Ich habe mich gefreut, die Leute zu sehen und möchte mit denen zusammenarbeiten und auch zusammen feiern können. Das ist auch ein erweiterter indischer Freundeskreis.« Die Mitarbeit in der Redaktion war so für ihn nicht nur ein journalistisches Projekt.

Grundsätzlich funktionierte die virtuelle Zusammenarbeit gut. Bhaskar reichte der Kontakt über E-Mail, Redaktionschat und Telefonate. Rami fand es sogar angenehm, dass sie bei Besprechungen parallel am Computer recherchieren konnte. Zudem fand sie die schriftlichen Absprachen im Chat positiv:

»Man hat es schriftlich vor sich und kann dann konkreter agieren, als wenn man sich tatsächlich persönlich in einem Raum trifft, 15 Leute dort sitzen hat und die sich alle gegenseitig anschreien. Kann ja passieren, passiert ja auch sehr oft, wenn viele Leute auf einem Haufen sind.«

Sie nahm die Kanalbeschränkung des Chats, die sie dazu zwang alle Absprachen schriftlich zu formulieren, als einen Vorteil wahr. Devraj hingegen sah genau hierin ein Problem, da er die schriftliche Kommunikation unpersönlich fand:

»Deswegen ist so ein Redaktionstreffen, wo sich alle auch einmal in die Augen schauen und sagen können, hör zu das passt mir nicht oder so müssen wir das jetzt durchziehen. Man kann auch in einer E-Mail nicht so viel reinschreiben, wie man in Worte fassen könnte.«

Hierdurch wurden bestimmte Dinge nicht an- und ausgesprochen. Emotionen konnten nicht bearbeitet werden. Zudem gab es weniger Möglichkeiten, neue Ideen für das Indernet zu entwickeln. Ein Offline-Treffen zu organisieren wurde aber immer schwieriger, da die Redakteur_innen über ganz West-Deutschland verstreut lebten und in ihren Studien- bzw. Berufsalltag eingebunden waren. Die Redakteur_innen erlebte ich überwiegend als sehr motiviert. Sanjay erklärte:

»Es war schon ein sehr schönes Gefühl, wenn es Partys gegeben hat und die Leute dann immer gesagt haben: ›Wann kommen die nächsten Bilder, wann kommen denn endlich die nächsten Bilder?‹ und du hast das Gefühl, jetzt warten die, in

Berlin, in Hamburg, in München, wo sie auch immer sind, die warten jetzt auf die Bilder, die du erst noch alle scannen musst, die du noch alle verschicken musst.«

Er genoss es, dass das Produkt seiner Arbeit erwartet wurde. Ranjan erzählte von seiner Überzeugung für die Sache:

»Es ist nicht etwas, was ich zwangsweise machen muss, sondern ich mache es, weil ich es machen will, weil es mir Spaß macht und weil ich an das Konzept Indernet glaube. Das ist auch sehr, sehr wichtig, dass man, wenn man etwas macht, dass man das richtigmacht und dass man daran glaubt.«

Auch Gautam stand voll hinter dem Projekt:

»Ich identifiziere mich momentan absolut mit dem Indernet. Ich versuche, es immer weiter zu bringen, wie alle anderen ja auch. Wenn ich die Möglichkeit habe, versuche ich, wenn da Inder sind oder Indieninteressierte, denen einen Flyer in die Hand zu drücken vom Indernet.«

Für die meisten Redakteur_innen war das Indernet nicht irgendein Projekt. Es war ihnen, auch persönlich, sehr wichtig und so engagierten sie sich auch über ihren jeweiligen Arbeitsbereich hinaus dafür.

3.4.4. Herausforderungen

Im Jahr 2004 war das Indernet nicht länger ein Projekt von ein paar jungen Leuten, sondern ein Medienangebot, das regelmäßige Nutzende hatte und öffentlich wahrgenommen wurde. Es bestand daher Druck, die geweckten Erwartungen zu bedienen. Ranjan fasste dies positiv zusammen: »Ist aus so einem Spaßprojekt oder persönlichem Kreuzzug was Ernsthaftes geworden. Etwas geworden, was man sich wahrscheinlich selber nicht hätte vorstellen können.« Für die Redaktion bedeuteten die steigenden Nutzendenzahlen, dass es schwieriger geworden war, das Gästebuch und die Foren zu moderieren. Daher experimentierten sie mit verschiedenen Formen der Moderation, stellten einen Verhaltenskodex auf, suchten technische Lösungen und schlossen das Gästebuch (vgl. 2.2.4). Je effektiver sie dabei waren, Beleidigendes zu unterbinden, desto größer war allerdings die Gefahr, dass die Nutzendenzahlen zurückgingen. Die Redaktion fragte sich, wie sie ihre Lesenden bei Laune halten, was sie Neues anbieten konnte. Sie suchten hierfür nach technischen Neuerungen, organisierte Offline-Veranstaltungen und förderte den Unterhaltungsbereich. Gleichzeitig war es schwierig, ausreichend neuen Content zu produzieren. Fehlende Aktualisierungen wurden von Redakteur_innen, Nutzenden und Beobachtenden als Problem benannt. Soumil erklärte:

»Gerade im Internetzeitalter ist die Halbwertszeit von Informationen sehr sehr schnell, so dass man immer Gefahr läuft, seinen Status zu verlieren aufgrund von

unzeitgemäßen Artikeln, schlechtem Aufbau, es mag auch schon reichen, dass das Layout der Seite nicht verändert wird. Es muss immer wieder ein Erneuerungsprozess stattfinden. Da sehe ich so ein bisschen die Gefahr. Möglicherweise ist auch das der Grund, warum ich jetzt nicht so regelmäßig auf der Seite bin, weil möglicherweise das Layout nicht geändert worden ist.«

Mehr noch als andere Projekte zeichneten sich jene im Internet dadurch aus, dass sie immer up-to-date sein mussten. Nutzende erwarteten ständige Aktualisierungen, nicht nur der Inhalte, sondern auch des Designs und der Anwendungen. Wenn ein Internetprojekt diese nicht mehr leistete, blieben die Besuchenden schnell aus und suchten andere virtuelle Räume auf. Der Redaktion war diese Gefahr bewusst. Der Designer sah dringenden Bedarf, das Layout zu überarbeiten, kam aber nicht dazu. Es gab redaktionsinterne Diskussionen darüber, wie das Indernet sich weiterentwickeln konnte. Hindernisse lagen insbesondere in den begrenzten Ressourcen der Redaktion. 2004 hatten einige Redakteur_innen das Indernet verlassen, andere musste aufgrund von Studium oder Berufstätigkeit kürzertreten. Rami erklärte, dass sie aufgehört hatte, »weil das einfach zu zeitaufwendig mit dem Studium wurde«. Anirban blieb zwar dabei, konnte aber nicht mehr so viel Zeit investieren:

»Aus dem Indernet ist noch so viel rauszuholen, aber alles ist eine personelle Sache. Wir sind zwar zehn Leute, aber jeder ist unterschiedlich stark aktiv und jeder ist unterschiedlich stark zeitlich eingebunden. Es gibt Leute, die verdammt viel Zeit für so was haben und ich zum Beispiel, das ist bei mir semesterabhängig, klausurabhängig, in diesem Semester habe ich nie Zeit.«

Je nach Studienfach und -stadium bzw. beruflicher Einbindung konnten die Redakteur_innen unterschiedlich viel Zeit investieren. Zudem hatten sich zum Teil die Prioritäten verschoben, wie der Designer erzählte:

»Es ist schon irgendwie weniger geworden. Im Sommer letzten Jahres habe ich ein Praktikum gemacht in einer Agentur, da habe ich den ganzen Tag nur gearbeitet und da hatte ich gar keine Zeit mehr, was für das Indernet zu machen. Dadurch bin ich auch so ein bisschen distanziert gewesen und habe jetzt auch ein bisschen Schwierigkeiten, mich da wieder so richtig reinzufinden, da wieder richtig engagiert mitzumachen.«

Dass einige Redakteur_innen weniger Zeit investierten, wurde von anderen kritisiert. So beschwerte sich Sneha über die Faulheit anderer Redakteur_innen und Devraj sagte:

»Das Setzen von Prioritäten sehe ich als Problem. Das Setzen von Prioritäten im beruflichen Sinn. Wir haben nie von jemandem erwartet, dass das Indernet an erster Stelle sein soll, aber wenn man mitmachen will oder sagt, dass man mit-

machen will, muss man auch tatsächlich etwas tun. Das sehe ich als Problem an, dass das nicht alle tun können oder vielleicht auch nicht tun wollen.«

Sanjay stieg deswegen aus der Redaktion aus:

»Klar, ein bisschen war ich auch traurig, weil es hat sehr viel Spaß mit den Leuten gemacht, immer diese gemeinsamen Chats dann am Sonntagabend mit denen und dass man neue Sachen entwerfen kann, neue Ideen reinbringen kann. Aber auf der anderen Seite, dass der ganze Leistungsdruck weg war. Weil es kann nur Spaß machen, wenn man das von sich selber aus gerne und freiwillig tut und wenn da Druck aufkommt, dann macht man das zwar auch, aber nicht gerne und man macht es auch nicht mehr so ausführlich wie, wenn man es sonst machen würde, wenn es einem Spaß machen würde.«

Das Indernet stand vor verschiedenen Herausforderungen: unterschiedliche Grade des Engagements mussten ausbalanciert, verschiedene Anforderungen an professionalisierte Arbeitsabläufe abgestimmt und alle gleichzeitig eingebunden werden. Kiran war mit den Entwicklungen nicht zufrieden:

»Jetzt hat sich das doch wieder getrennt: die, die sagen, und der Rest, der macht. Man ist wieder weit weg von den Leuten. Die Chats sind auch nicht mehr so. Wenn sie sind, dann sind sie eigentlich nur noch nervig, weil wir wirklich nur noch Punkte abhaken müssen. Es werden Themen für den Chat angesetzt und die müssen durchgesprochen werden und da bleibt wenig Raum für den Blödsinn, den wir früher gemacht haben, das Private irgendwo.«

Kiran hatte das Gefühl, dass sich die Ausrichtung des Indernets verändert hatte:

»Das war eine Seite für die zweite Generation in Deutschland. Es sollte etwas für die Inder sein. Und mittlerweile ist es eher für unsere Kasse, auch wenn das nie so explizit gesagt wird. Natürlich wird das nie so gesagt und vieles Finanzielles wird auch hinter dem Berg gehalten. Erst mit der Indernet-Party-Geschichte ist überhaupt vieles erst an den Tag gekommen. Weil da fing es an, da musste man aus den Schulden erst mal wieder rauskommen. Diese Situation war geschaffen für jemanden, der sagt, ihr könnt aus dem Indernet Geld machen, durch Werbeverträge, durch Berichte: Vorberichte, Nachberichte, mit allem Möglichen. So hat das dann angefangen und seitdem hat sich ja auch die Idee des Vereins durchgesetzt. Wir sind mittlerweile ein Verein, ein eingetragener Verein und wir können das Geld halt auch verwalten.«

In Kirans Wahrnehmung hatte sich das Indernet von einem Community-Projekt zu einem kommerziellen Projekt entwickelt. Er argumentierte, dass das finanzielle Misslingen der eigenen Party diesen Prozess angestoßen hätte. Schulden – von denen ich bis zu diesem Interview nichts erfahren hatte – hätten abgezahlt

werden müssen. Dies war einer der wenigen Augenblicke, dass mir eine Redakteur_in Einblick in die Finanzen des Indernets gab. Generell galt, dass Finanzielles eine interne Angelegenheit war und Einnahmen ausschließlich für das Indernet verwandt wurden. Ob Kirans Wahrnehmung den Tatsachen entsprach oder nicht, kann ich nicht beurteilen. Wichtig für meine Analyse ist, dass es den Eindruck gab, dass das Indernet kommerzieller ausgerichtet wurde und dass dies auf Widerstand traf. Kiran hätte über die Veränderungen gerne eine Verständigung mit der restlichen Redaktion gehabt. Diese veränderte sich allerdings auch. Etliche der frühen Redakteur_innen hatten das Indernet verlassen und neue waren hinzugekommen. Hierin sah Kiran ein weiteres Auseinanderdriften der Redaktion:

»Das Problem ist einfach, dass die Neuen das gar nicht so empfinden oder auch nicht so mitbekommen, weil die gar nicht wissen, wie es vorher war und gar keinen Vergleich zum Anfang haben. Deshalb kann ich das auch gerade nicht äußern, auch in so einer Runde, die würden das total missverstehen, die würden es vielleicht auch gar nicht verstehen.«

Diesen Eindruck bekam ich auch. Die neueren Redakteur_innen waren überwiegend für eine weitere Professionalisierung und nahmen keine Konflikte um die Ausrichtung des Portals wahr. Der neu dazugekommene Wirtschaftsredakteur erklärte, »in der Redaktion herrscht eine ganz gute Harmonie und dass wir eben auch mal schauen, wer was zu sagen hat, wer wie denkt«. Er fühlte sich gut aufgehoben und hatte das Gefühl, dass alle sich einbringen konnten. Die neuen Redakteur_innen waren unter anderen Rahmenbedingungen zum Indernet gekommen als jene aus der Anfangszeit. Sie hatten das Indernet nicht mit aufgebaut, waren nicht bei den Face-to-Face-Treffen dabei gewesen, wussten weniger über die Verankerung des Indernets in der Community. So füllten sie ihr Projekt Indernet mit anderen Inhalten als ihre Kolleg_innen, mit denen sie wenig Kontakt hatten. Auf neue Mitarbeitende aber war das Indernet angewiesen. Dies war umso wichtiger, da nicht nur Artikel geschrieben, sondern unter anderem auch E-Mails beantwortet, Foren moderiert, die Startseite aktualisiert, die Technik betreut, neue Strategien entwickelt, die Zusammenarbeit in der Redaktion gestaltet werden mussten.

3.4.5. Zukunftsszenarien

Auf der Basis der unterschiedlichen Herausforderungen entwickelten mehrere Redakteur_innen in den Interviews Zukunftsszenarien für das Indernet. Debashish erklärte:

»Es gibt da sicher mehrere Szenarien, die man sich vorstellen kann. Einmal Worst-Case-Szenario, dass die Alten auf einmal überhaupt keine Zeit mehr haben, dass die Leute, die an Nachwuchs da sind, viel selber machen, das aber alleine nicht

mehr hinkriegen und das dann auf kleiner Basis. Also dass es ganz weg sein wird, kann ich mir nicht vorstellen, aber auf kleiner, sehr kleiner Basis nur noch weiterläuft und langsam vielleicht in Vergessenheit dann gerät. Das andere, was ich so momentan realistisch finde, dass es so auf der Ebene so immer irgendwie weitergehen wird, dass man immer so einigermaßen in der Szene drin ist, so ein bisschen Kontakt hat. Ich weiß nicht, ob wir noch expandieren können. Vielleicht gibt es irgendein Schlüsselereignis, wo es dann doch auf einmal passiert, irgendeine Veranstaltung, wo man auf einmal total präsent ist und neue Mitglieder kriegt.«

Debashish hielt es für unwahrscheinlich, dass das Indernet seinen Erfolgskurs fortsetzen würde und weiter expandierte. Er ging aber auch nicht davon aus, dass das Indernet offline gehen würde. Auch die anderen Redakteur_innen waren zuversichtlich, dass es irgendwie weitergehen würde. Sie unterschieden sich allerdings in ihren Visionen. Kiran war überzeugt, dass es das Indernet noch »auf lange, lange Sicht« geben würde und ging davon aus, dass es dabei auch um (finanzielle) Kooperationen mit Veranstaltungen gehen würde. Die ehemalige Redakteurin Rami hingegen entwickelte eine technische Vision:

»Ich bin gespannt, wann das neue Design ansteht. Vor allem bin ich auch gespannt, wie sie jetzt neuere Formen der Technik umsetzen wollen, wie Voice-Chat. So neu ist es nicht, aber das haben sie noch nicht. Oder Webcam, Chats über Webcam. Weil das doch eine andere Art von Kommunikation ist, die aber auch sehr spannend ist und mittlerweile auch in Gruppen funktioniert, also man nicht nur Sprecher A, Sprecher B hat, sondern dass auch mal drei oder vier dabei sein können, wie sich so was entwickelt. Von den Themen her bin ich gespannt, ob sie noch weitere Rubriken aufnehmen, obwohl das schon sehr weit gefächert ist, was dort ist. Die Frage ist, wird sich das Indernet irgendwann zum Selbstläufer entwickeln oder bleibt es redaktionelle Arbeit, die was vorgibt und wo drauf die Leute dann im Prinzip nur reagieren.«

Rami sah eine ganze Reihe von neuen technischen Möglichkeiten, die die Kommunikation auf dem Internetportal revolutionieren könnten. Ihre Vision war ein Portal, das von den Nutzenden komplett selbst gestaltet werden konnte. Anderen Redakteur_innen war eher die inhaltliche Ausrichtung wichtig. Biju erklärte:

»Es soll schon so bleiben, dass das Indernet ein Portal ist für Inder oder auch für indieninteressierte Personen erste Anlaufstelle sein sollte. Das ist auf jeden Fall wichtig und den Status kann man schon bewahren. Wie gesagt, man muss immer wieder verbessern, das ist klar, qualitativ und auch quantitativ muss man sich schon verbessern, das ist normal und das gehört dazu.«

Samir hingegen reichte es nicht, den Status Quo aufrechtzuhalten:

»Meine Vision ist: Das Indernet ist auf allen indischen Veranstaltungen in Deutschland dabei. Jeder kennt das Indernet. Es gibt keine Veranstaltung, wo das Indernet nicht dabei ist. Sei es als Logo, sei es als irgendwas. Dass das wirklich zu realisieren ist, ist relativ unwahrscheinlich mit dem jetzigen Status Quo. Aber das ist, was ich gerne hätte. Weil das eben die Community zusammenbringt. Mir hat es sehr viel gebracht, diese Kommunikation mit den vielen anderen Menschen, die im gleichen Boot sitzen wie ich. Wenn das möglichst vielen Menschen ermöglicht werden kann, ist das eine sehr gute Sache. Erstens. Und zweitens ist es natürlich auch persönlich ein tolles Gefühl, zu sagen, ich habe das jetzt geschafft. Wir haben das Indernet so weit gebracht. Klar, ein Teil auch Selbstbestätigung. Das ist selbstverständlich.«

In ihren Zukunftsszenarien zeigten die Redakteur_innen, ihre Fähigkeit in die Zukunft zu denken und sie zu gestalten (vgl. Appardurai 2004). Dabei waren ihre Entwürfe für die Zukunft von den Problemen der Gegenwart geprägt (vgl. Chakkalakal 2018, 12).

3.4.6. Engagierte Nutzende

Es waren die vielen Nutzenden, sowohl die lurkenden als auch die aktiven, die das Indernet erfolgreich machten (vgl. 2.3). Sie hatten es zum Raum der zweiten Generation gemacht (vgl. 1.3). Sie belebten das Gemeinschaftszentrum, eigneten es sich an und gestalteten es (vgl. 2.2.3; 2.2.4). Sie machten Werbung und unterstützten die Redaktion. Aus ihren Reihen wurden neue Redakteur_innen rekrutiert. Sie nutzten den ihnen gebotenen technischen und inhaltlichen Rahmen und machten etwas draus. Sie blieben dem Indernet trotz der Serverkrise im Sommer 2002 treu.

Und es wurden immer mehr Nutzende. Bei einem Vortrag im Sommer 2005 sprach ein Mitglied der Redaktionsleitung von über 160.000 Seitenzugriffen pro Monat und ca. 5.000 pro Tag. Es gäbe rund 20.000 individuelle Besuchende pro Monat, über 1.300 registrierte Forumsnutzende mit über 43.000 individuellen Beiträgen in über 2.200 Threads sowie rund 1.200 Infobrief-Abonnements. Es war auch mein Eindruck, dass das Indernet höchst lebendig war, wie ein Eintrag in mein Feldtagebuch Ende 2004 zeigt:

»In letzter Zeit ist echt viel los im Forum. Viele Posts, viele Nutzer gleichzeitig im Forum (8!). Es ist richtig spannend, bleibe immer wieder hängen, lese lange, dokumentiere viel, weil so viel Spannendes ist. Bs Krimi macht mir richtig Spaß. Schade, dass er gestern durch A und C unterbrochen wurde. Ich freue mich über Bekannte, z.B. D und E. Ich kann Dinge einordnen, vergleichen mit dem Interview, z.B. habe ich die Frage: D trägt doch gar kein Kopftuch. F irritiert mich, passt nicht in mein Raster.«

Während etliche der frühen Nutzenden erzählt hatten, dass früher alles besser gewesen sei und sie sich in den Foren nicht mehr wohl fühlten, war ich als teilnehmende Beobachterin erst hineingezogen worden. Ich kannte mich immer besser aus, kannte die Nutzenden und die selbst aufgestellten Regeln. Manche der Diskussionen verfolgte ich mit viel Spaß. In dieser Zeit tauchten neue Nutzende im Forum auf, die zu den aktivsten Postenden wurden. Trotz der Skepsis in den Interviews waren die interaktiven Teile des Indernets höchst lebendig. Dort konnte man nach wie vor eine eigene Gemeinschaft antreffen, die viel Zeit miteinander verbrachte, sich umeinander kümmerte und Verantwortung für den Raum übernahm. Diese Entwicklung ging auch 2005 weiter, wie ein Feldtagebucheintrag vom Sommer zeigt: »Die Zahl der NutzerInnen scheint wirklich zugenommen zu haben. Es gibt neue regelmäßige Poster [...] Der Raum verändert sich mit den NutzerInnen.« Auch ich war nach anderthalb Jahren intensiver Feldbeobachtung zu einer der alten Nutzenden geworden, die davon irritiert war, wenn neue Nutzende einen anderen Stil mitbrachten und Abläufe sich änderten.

Das Engagement der Nutzenden zeigte sich im Jahr 2005 auch offline. An verschiedenen Orten in West-Deutschland und Österreich wurden Forentreffen organisiert. Ich war bei zwei dabei, bei denen jeweils eine Handvoll Nutzende teilnahm und gemeinsam eine gute Zeit verbrachte. Bei einem anderen war ich als teilnehmende Beobachterin nicht erwünscht. Nach dem, was ich online beobachten konnte, waren dort noch mehr Nutzende zusammengekommen und es folgten weitere Treffen. So wurden Kontakte weiter gefestigt und Freundschaften geschlossen. Über FB bekam ich mit, dass etliche auch noch im Sommer 2016 befreundet waren.

3.4.7. Fazit: Ein Projekt der Community

Das Indernet entstand, weil die Gründer sich mehr mit Indien auseinandersetzten und sich mit anderen wie sie selbst vernetzen wollten. Sie nutzten ihre nationethno-kulturellen Netzwerke, kooperierten mit anderen ethnopolitischen Unternehmern_innen und konnten so gemeinsam mit ihren Nutzenden einen Raum der zweiten Generation (vgl. das erste Mosaik) schaffen. Dies gelang nur, weil die Nutzenden die Angebote des Indernets annahmen, sich aneigneten und den Raum selbst mitgestalteten (vgl. das zweite Mosaik).

Der Erfolg des Indernets lag auch darin begründet, dass es ihm in kurzer Zeit glückte, innerhalb seiner primären Zielgruppe bekannt zu werden. Schnell kamen genug regelmäßige Besuchende, um den Raum zu beleben und für andere Nutzende attraktiv zu machen. Die wachsenden Zugriffszahlen stellten die Redaktion allerdings vor Herausforderungen. Zum einen musste die technische Infrastruktur den steigenden Anforderungen angepasst werden. Zum anderen mussten die geweckten Erwartungen der Nutzenden erfüllt werden. So wandelte sich das In-

dernert für die Redaktion von einem reinen Spaßprojekt zu einem ernsthaften Unternehmen, für das sie Verantwortung trugen.

Aus der Community und den Reihen der Nutzenden konnten die Gründer ihre Redaktion aufbauen. Die Redakteur_innen waren genauso wie sie davon angetrieben, gemeinsam etwas für die Community zu tun und dabei Spaß zu haben. Je länger das Indernet existierte, desto mehr waren die Redakteur_innen mit ihrer Ausbildung, Studium und Beruf beschäftigt. Sie konnten nicht mehr so viel Zeit in das Projekt investieren wie zu Anfang. Gleichzeitig brauchte das Indernet immer mehr Mitarbeit, da es wuchs. So mussten neue Arbeitsabläufe eingeführt und neue Redakteur_innen angeworben werden. Dies führte zu einer Professionalisierung, die für einige Redakteur_innen ihrem Verständnis des Indernets als Community-Portal widersprach.

Während so die Redaktion im Jahr 2004 zum einen von Stolz auf ihr erfolgreiches Projekt und zum anderen von Sorge um dessen Zukunft geprägt war, kamen die Nutzenden nach wie vor und immer mehr. Sie erfreuten sich des ihnen zur Verfügung gestellten Raumes, belebten ihn, bildeten eine Gemeinschaft und prägten so das Bild der lebendigen und aktiven Indernet-Community.

3.5. Das professionelle Internetportal

3.5.1. Professionelles Auftreten

Einige der Redakteur_innen benannten die zunehmende Professionalisierung des Indernets als Problem. Allerdings war das Indernet zu keinem Zeitpunkt ein reines Spaß-Portal gewesen. Professionalität war von Anfang an eines seiner Kennzeichen. Nur deshalb konnte es im Vergleich zu anderen Internetprojekten so erfolgreich werden. Als es im Jahr 2000 an den Start ging, war es technisch und in Bezug auf das Layout auf dem neuesten Stand. In den folgenden Jahren bemühte es sich, neue technische Anwendungen einzubinden und das Angebot an die Bedürfnisse der Nutzenden anzupassen. Die Interviewten sprachen immer wieder bewundernd von der Professionalität des Indernets. Sudhir sagte, »das ist wirklich sehr professionell gemacht, da kann man nichts sagen«. Der Webmaster von pak24 erklärte: »Mein Eindruck war, dass da echt kompetente Leute sind, die wirklich wissen, was sie wollen. Und dass sie das gut gelöst haben, wie sie das aufgemacht haben. Dass die auch Hindi als Sprache haben, dass sie das auch gelöst haben.« Als jemand, der selbst ein Internetportal aufgebaut und betrieben hatte, wusste er, welche Kompetenzen nötig sind und blickte so beeindruckt auf das Indernet. Auch viele der Nutzenden wussten die Professionalität zu schätzen. So maß Maya die Qualität, »an der Abwechslung des Contents, wie sophisticated ist die Grafik. Die Usability der Seite ist sehr gut. Das Konzept ist durchdacht und es wird ziemlich oft aktualisiert«. Sie fand, dass das Indernet die Anforderungen an Webseiten – Konzept, Inhalte und Nutzbarkeit – sehr gut umgesetzt hatte. Auch Pramada, die das Indernet als Redakteurin unter anderem verließ, weil es ihr zu professionell wurde, sah darin ebenfalls Vorzüge: »Sehr, sehr gut, sehr professionell, wirklich super, es war sehr selten so, dass ich gedacht habe, jetzt müssten wir alle mal zusammensitzen. Ich hätte nicht gedacht, dass das alles so gut virtuell alles zu Stande kommen kann. Das hat mich beeindruckt.« Eine besondere Rolle beim professionellen Eindruck spielten der Name und das Design. Rajesh erzählte:

»Der Name alleine von der Seite: das Indernet. Das spricht die Leute an. Die Leute können sich darunter mit einem Schmunzeln vorstellen, worum es geht. Vielleicht denken auch viele Berichterstatter oder Medienpersonen, dass es eine kritische Seite ist. Alleine durch den Namen. Wenn man sagt ›das Indernet‹, ist es wahrscheinlich, die nehmen sich selber aufs Korn. Oder es ist wahrscheinlich eine kritische Berichterstattung bei denen vorhanden. Das führt wahrscheinlich dazu, dass man dann über die Seite berichtet, dass man die anspricht, denen diese Kompetenz dann auch zuspricht.«

Auch viele andere Nutzende und Beobachtende fühlten sich von dem Namen angesprochen. Es war ein eingängiger Name, der Inhalt und Stil versprach – anders

als die Namen der Weststädter Jugendgruppe oder happyindia. Wichtig war auch das Design, wie Rajesh zustimmte: »Zum einen ist die Aufmachung vom Indernet relativ gut. Das heißt, die Seite ist designtechnisch sehr gut. Spricht an, ist sehr gut geordnet.« Es war Anfang der 2000er eine ansprechende Seite, die nicht nur viele der damals üblichen Gestaltungs-Sünden vermied, sondern ein wirklich durchdachtes Design hatte. Kanish erklärte:

»Der Designer hat seinen eigenen Stil. Er hat das Angebot damit ganz gut gestaltet. Bei der Nutzerführung und in der Strukturierung müsste man vielleicht noch mal was überlegen. Aber ich finde das insgesamt cool. Hat der ganz gut seine Handschrift draufgedrückt. Das passt auch gut zu den Inhalten. Das wirkt auf mich modern. Das ist eine ganz gute Mischung zwischen europäisch und indisch.«

Es war sichtbar, dass das Design speziell für das Indernet entwickelt worden war. Ein Beobachter erklärte, dass »durch das Design Professionalität überhaupt erst rüberkommt, es ist die Voraussetzung für Professionalität, gutes Design«. Der Designer sagte:

»Ende 2001 haben wir das Neu-Design verwirklicht. Ich persönlich, weil ich gestalte, habe den Anspruch, dass die Seite vom Design her sehr anspruchsvoll ist und auch sehr, wie man so schön sagt, stylisch. Oder dass jemand, der sich mit Design auskennt, sagt, wow, das ist eine geile Seite.«

Das Design war ein Alleinstellungsmerkmal des Indernets. Allerdings entsprach das beeindruckende Neu-Design von 2001 zum Zeitpunkt der Interviews im Jahr 2004 schon nicht mehr den aktuellen Ansprüchen. Das sah auch der Designer: »Wie die Seite jetzt aussieht, sieht sie nicht mehr gut aus, entspricht sie nicht mehr meinen Vorstellungen.« Er erklärte:

»Deswegen wollen wir jetzt auch ein Neu-Design machen. Da tue ich mich ziemlich schwer mit, weil ich könnte irgendein Design machen, das stylisch wäre und das gut aussehen würde oder designmäßig aussehen würde, aber das doch so aussehen würde wie alle Designerseiten aussehen im Internet. Das wäre kein Problem, das so zu machen. Aber ich habe den Anspruch, was zu machen, was anders ist, was designerisch ist, aber doch ein bisschen anders. Da tüftelte ich gerade am Neu-Design und tue mich aber ein bisschen schwer damit, weil ich warte, dass da das Design vor meinen Augen ist und ich das dann umsetzen kann.«

Für die anderen in der Redaktion war das Neu-Design vor allem wichtig, um neue technische Möglichkeiten zu bekommen, wie er erklärte: »Zum Beispiel, dass man jetzt einen Artikel versenden kann an einen Freund oder weiterempfehlen kann. Solche technischen Feinheiten wollen wir reinbringen und die könnte man in ein neues Design besser integrieren.« Das Design bedeutete also nicht nur Ästhetik, sondern auch Funktionalität. Der Designer erhoffte sich auch einen neuen Ent-

wicklungsschritt für das Indernet: »Es muss irgendwas Neues kommen, so ein initialer Schub, dass wieder mehr los ist. Da kann einem das Neu-Design natürlich auch helfen, rein psychologisch, dass alles neu aussieht und dass alles in neuem Glanz erstrahlt, dass man dann wieder richtig loslegen kann.« Der Designer hatte überlegt, ob er das Indernet zum Thema der Abschlussarbeit seines Design-Studiums machen sollte, sich aber dagegen entschieden. So kam es nicht zu der Überarbeitung. Nur der Infobrief bekam im Frühjahr 2004 ein neues professionelles Layout. Das Bewusstsein, dass das Indernet ein neues Design brauchte, war aber weiter vorhanden. So schrieb mir die Redaktionsleitung im Herbst 2007:

»Unsere Pläne sind erst mal Neu-Design, womit wir eine professionelle Werbeagentur beauftragt haben. Mit dem Neu-Design soll mehr Interaktivität (Video, Podcast, Radio usw.) kommen und das derzeitige langweilige Design abgelöst werden. [...] Ebenfalls mit dem Neu-Design soll ein CMS her, das die Veröffentlichung von Artikeln leichter macht und zeitlich programmieren lässt.«

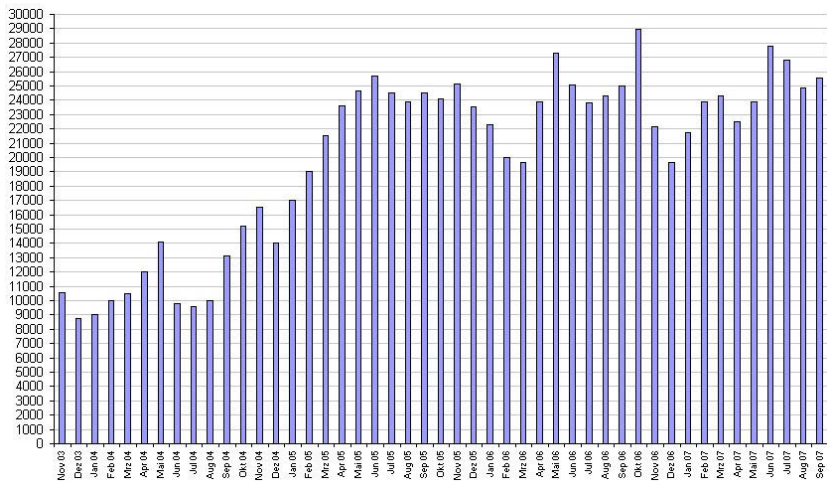
Das Internetportal sollte neu erfunden werden, um neue technische Möglichkeiten einzubauen und die redaktionelle Arbeit einfacher zu machen. Aber auch aus diesem Plan wurde nichts. Das Indernet behielt bis zu seinem Neustart als FB-Seite und Blog im Jahr 2011 das Design von 2001. Dies illustriert eine Herausforderung, der sich gerade Internetprojekte stellen müssen. Es reicht nicht, gut zu starten, die Professionalität muss auch aufrechterhalten werden. Das sehr professionelle, gute anfängliche Design war zwar auf den ersten Blick auch später noch ansprechend, es fehlte aber an Erneuerungen, am Mitgehen mit Trends und vor allem am Einbinden von neuen technischen Möglichkeiten. Zudem führte das alte Design dazu, dass das Indernet etliche tote Links hatte. Ein professionelles Projekt braucht stetiges professionelles Arbeiten und die Umsetzung von Plänen.

3.5.2. Zugriffszahlen auf hohem Niveau (2004-07)

Im September 2007 bekam ich die Anschlussdarstellung für die Zugriffszahlen (vgl. Abbildung 1). Insgesamt zeigt Abbildung 2 ein starkes und nachhaltiges Wachstum. Die vergleichsweise niedrigen Zugriffszahlen im Sommer 2004 mögen allerdings zur etwas pessimistischen Einstellung der Redakteur_innen bei den Interviews in dem Jahr geführt haben.

Diese Zahlen zu interpretieren ist für mich schwieriger als jene bis 2004. Meine Beobachtungen passen kaum zu den Statistiken. Ab Mitte 2005 gab es immer wieder Probleme mit den Foren, die Unzufriedenheit der Nutzenden stieg (vgl. 2.2.4). Dies spiegelt sich allerdings in den Zahlen nicht wider. Während ich das Gefühl bekam, dass das Community-Portal langsam zum Stillstand kam, gingen die Zugriffszahlen weiter hoch, höher als sie jemals waren. Um die Zahlen besser

Abbildung 2: Zugriffe 2003-2007



Quelle: Indernet

zu verstehen, betrachte ich im Folgenden einige Entwicklungsschritte ab dem Jahr 2004 genauer.

Anfang 2004 wurde ein neues redaktionelles Konzept eingeführt, das zu einer Verstetigung von Artikeln führen sollte. Im August 2004 notierte ich:

»Die Redaktion sagt, dass die Aktualität jetzt mit dem Themenplan gewährleistet ist, und alle zwei bis drei Tage neue Artikel online sind. Auch ich habe das Gefühl, dass es seit dem Themenplan besser geworden ist. Vorher war wochenlang nichts Neues. Ein Gefühl von Aktualität habe ich aber immer noch nicht.«

Im Sommer 2004 hatte ich damit angefangen, Feldtagebuchnotizen explizit zum Thema Aktualität zu verfassen, da mir deren Fehlen immer wieder aufgefallen war und auch Interviewte darüber sprachen. Im September 2004 notierte ich:

»Ich stelle gerade fest, dass die Politik-Rubrik aktueller ist, als die Startseite. Hier wurde offensichtlich aktualisiert. Es sind neue Kurzmitteilungen da und diese sind alle datiert! Die Vorwahlberichterstattung ist inzwischen weg. Eine positive Überraschung, aber nicht wirklich begeisternd.«

Mein spezifischer Zugang zum Indernet (vgl. 2.3.1) über die Startseite (vgl. 2.2.1) direkt ins Forum (vgl. 2.2.3; 2.2.4) und nicht in die Rubriken (vgl. 2.2.2) hatte mich übersehen lassen, dass dort Neuigkeiten zu finden waren, die auf der Startseite nicht angegeben wurden. Mein Eindruck war also ein partieller, nicht zuletzt, weil

mich nicht mehr die gleiche Neugier antrieb wie zu Beginn meiner Beobachtungen. Auch die Felddagebucheinträge wurden weniger: Für das Jahr 2006 habe ich keine. Das Indernet faszinierte mich nicht mehr so sehr, ich hatte anderes zu tun. Damit unterschieden sich meine Eindrücke und meine Erzählung vermutlich deutlich von jenen, die Nutzende machten, die in dieser Zeit neu zum Indernet kamen – das waren, nach den Zugriffszahlen zu urteilen, viele – und möglicherweise viel beeindruckter vom Internetportal waren als ich.

Als ich im Jahr 2015 durch die gespeicherten Startseiten der Jahre bis 2008 klickte, hatte auch ich den Eindruck, dass sich in dieser Zeit etwas verändert hatte. Schließlich hatte ich diese nur dann abgespeichert, wenn etwas Neues eingestellt worden war. Gelegentliche oder neue Besuchende stießen auf eine bunte Startseite mit mehreren Artikel-Teasern und Werbung, die Eindruck machen konnte. Ein Gang durch die verschiedenen Rubriken ließ die Grenzen, die durch das Design von 2001 gesetzt wurden, besser verstehen. Rubriken, die nicht mehr betreut wurden, konnten nicht einfach von der Seite genommen werden. Sie waren im Design vorgesehen und luden daher weiter dazu ein, besucht zu werden. So wurden Nutzende spätestens ab Mitte der 2000er Jahre durch das Design zu etlichen Baustellen geführt. Zu diesen gehörten nicht aktualisierte Rubriken (vgl. 2.2.2), die seit 2004 nicht aktualisierte Mitgliederliste (vgl. 2.2.1), der nicht mehr gefüllte Kühlschrank (vgl. 2.2.6) und der Restaurantführer mit Stand 2002 (vgl. 2.2.6). Im Februar 2005 hielt ich ein Zwischenfazit fest:

»Die Redaktion will sehr professionell auftreten. Wichtig sind: Design, Offline-Auftritte, Neuigkeiten, Promis. Darauf wird viel Energie verwendet und die Routinearbeit vernachlässigt. Die Startseite wird selten aktualisiert. Tsunami-Berichterstattung ist schlecht gestaltet. Es gibt keine Informationen über Planungen. Informationen kommen nur, wenn alles klar ist, aber nicht im Prozess. Es gibt wenige Inhalte.«

Im Jahr 2007 experimentierte das Indernet zum ersten Mal seit den Audio-Beiträgen im Jahr 2003 (vgl. 1.5.3) mit neuen Möglichkeiten des Web 2.0 (vgl. Schmidt 2011). Im September notierte ich: »Vor ein paar Tagen habe ich zum ersten Mal den Clip der Woche auf der Startseite entdeckt. Ein integriertes kleines Youtube-Video. Das erste war Will Smith singt Hindi, heute: Russel Peters und schwule Inder.«⁸ Die 2004 begonnene Berichterstattung zum jährlichen Filmfestival in Stuttgart integrierte weitere neue Features. Für sie wurde extra ein Blog angelegt. Videos und Audio-Beiträge wurden produziert und eingestellt. Social bookmarks, also Internet-Lesezeichen, wurden vergeben.

8 Laut Wikipedia wurde das Internetunternehmen Youtube im Jahr 2005 in den USA gegründet. Quelle : <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=YouTube&oldid=149957156> (17.01.16)

Im Herbst 2007 waren die Zugriffszahlen weiterhin sehr hoch und in der Außerendarstellung für Werbende oder andere Kooperationspartner_innen sicher beeindruckend.

3.5.3. Redaktionelle Entwicklungen

Bald nachdem das Indernet gegründet worden war, wurden die verschiedenen Rubriken (vgl. 2.2.2) eröffnet und Redakteur_innen für sie gefunden. Alle waren wie die Gründer Südasiat_innen der zweiten Generation, die sich für die Community engagieren wollten. Nur der Sportredakteur David war schon vorher journalistisch in einem ähnlichen Feld tätig gewesen. Zusammen haben sie eine virtuelle Redaktion aufgebaut und sich organisiert (vgl. 2.2.7). Schon im Gründungsjahr gelang es ihnen, als Journalist_innen anerkannt zu werden, wie in der internen Chronik von 2013 zu lesen ist: »Die Deutsche Messe AG erkannte uns als Pressemedium an, nachdem wir dort persönlich vorstellig wurden und die Idee unseres Portals erklärten – dies war für uns ein wichtiger Schritt.« Wichtig war diese Anerkennung vor allem, um von Veranstaltungen berichten zu können. Ein Gründer erklärte:

»Man müsste eigentlich in einem offiziellen Presseverband sein, dann kann man Presseausweise bekommen, allgemein. Haben wir aber nicht, sondern es gibt auch spezielle, das kommt auf den Veranstalter an. Die Hannover Messe zum Beispiel akkreditiert auch gegen Vorlage eines Impressums, gegen Vorlage von Publikationsnachweisen. Da haben wir das so gemacht. Online-Medien werden ein bisschen anders behandelt als Printmedien. Auf anderen Veranstaltungen fragen wir kurz nach, wir sagen: hier schauen sie, wir sind von der Seite, wir würden gerne einen Bericht über sie schreiben und die sind eigentlich recht locker, muss man sagen.«

Von Anfang an warb das Indernet um weitere Mitarbeitende, sowohl auf der Startseite als auch in den Infobriefen. Der Sportredakteur erklärte:

»Es gab öfters einen Aufruf auf der Seite: Wir suchen Redakteure. Es melden sich auch viele und dann bietet man denen an, als freier Mitarbeiter was zu machen für die nächsten drei bis sechs Monate. Wenn sich die Leute bewähren, würde man ihnen sagen, wir geben euch Redakteur-Status. Darüber haben sich Leute wie der Wirtschaftsredakteur qualifiziert.«

Nachdem am Anfang wenige Artikel ausreichten, um Redakteur_in zu werden, war 2004 eine mehrmonatige Probezeit üblich geworden. Zudem wurde mir erzählt, dass zumindest ein Redaktionsmitglied die neuen Mitarbeitenden persönlich treffen sollte. Im Jahr 2003 wurde im Editorial erstmals eine Redaktionsleitung benannt und damit eine neue hierarchische Ebene eingeführt. Als ich Redaktionsleiter Q darauf ansprach, erklärte er:

»Wir machen mehr. Das ist klar. Das hat sich so ergeben, vorher hatten wir diesen ganzen Titel nicht. Das haben wir erst im Zuge dessen gemacht, dass wir viele Kooperationspartner hatten und wir das Editorial halt ein bisschen professioneller gestalten wollten. Analog zur Zeitung. Da musste man irgendwas angeben. Das war bei uns schon immer so, dass wir gesagt haben, wer viel macht, hat auch mehr Kompetenzen oder mehr Mitspracherecht.«

Im Laufe des Jahres 2003 wurde ihm die ungleiche Arbeitsverteilung in der Redaktion zu viel und er trat zurück:

»Weil keiner mehr was getan hat. R und ich haben den ganzen Laden geschmissen. Es war extrem unzuverlässig alles. Da hatte ich keine Lust und habe wirklich monatelang darauf gedrängt, dass sich da was ändern muss. Dann hatte ich keine Möglichkeit mehr gesehen. Da habe ich gesagt, ich mach mich hier nicht zum Affen, rei mir nicht den Hintern auf, nur damit dann irgendetwas läuft, aber keiner zieht mit.«

Obwohl der Konflikt schon einige Zeit zurücklag, war Q merklich wütend darüber, dass nicht alle Redakteur_innen seine Ansprüche an die Mitarbeit teilten. Er verlangte großes Engagement und Verlässlichkeit von all jenen, die der Redaktion angehören wollten. Wie auch schon die Notwendigkeit einer Redaktionsleitung begründete er dies mit externen Kooperationspartner_innen. Wenn er diesen Daten zusagte, mussten die auch geliefert werden. Das war für ihn die Grundlage professionellen Arbeitens. Seine Kritik richtete sich allerdings nicht an die gesamte Redaktion:

»Wir haben schon zwei neue Redakteure letztes Jahr gekriegt und die sind auch gut. Die sind engagiert. Die sind noch nicht so in der Redaktionsarbeit drin, die sind auch noch relativ jung beide, aber ich sehe da sehr großes Potential bei den beiden. Deswegen sind wir auch sehr froh, dass wir die haben. Denn was die beiden gebracht haben in den letzten sieben Monaten, die sie dabei sind, ist schon beachtlich. Muss man mal wirklich sagen, es ist echt super. Dafür, dass sie es vorher noch nicht gemacht haben, dafür, dass sie neu dazugekommen sind und wenn man es mit den alten Redakteuren vergleicht, stellen die alle in den Schatten.«

Die neuen Redakteur_innen teilten Qs Kritik, hielten nach seinem Rücktritt Kontakt mit ihm und fanden es wichtig, dass er in die Redaktion zurückkehrte, während etliche der Redakteur_innen der Anfangszeit die zunehmende Professionalisierung kritisierten. Gründer R fand es wichtig, die Redaktionsarbeit zu überdenken:

»Dann haben wir eine ernsthafte Diskussion gehabt. Es ging nicht darum, wie schaffen wir das, Q wieder zurückzukriegen, sondern wie können wir die Redaktionsarbeit endlich mal effektiv gestalten. Bis dahin war das Problem, wenn ein

Artikel da war, haben wir das publiziert. Es kann sein, dass mal wirklich alle zwei Tage aktualisiert wurde, aber es konnte auch mal sein, dass alle zwei Wochen aktualisiert wurde. Die Idee war, aktuell bleiben, einigermaßen zumindest, wir können nicht jeden Tag aktualisieren. So viele Themen haben wir nicht und so viel Zeit haben wir nicht. Aber vielleicht alle zwei, drei Tage oder sagen wir einmal, zwei- bis dreimal die Woche und vor allem Kontinuität.«

Q beschrieb den Prozess der Neu-Organisation:

»Ich habe mich mit R zusammengesetzt. R hat mich gefragt, was ist denn alles schiefgelaufen, lass uns mal was überlegen. Dann haben wir uns was zusammen überlegt, dann habe ich gesagt, nimm es mit, besprich es mit der Redaktion, mach was du willst und dann sag mir, ob die das ok finden oder nicht. Wenn das läuft, wie wir uns das überlegen, wenn das auch funktioniert, dann bin ich gerne bereit, es noch einmal zu versuchen. Gemacht, getan, und es läuft.«

R erklärte, dass die Abstimmung komplett per E-Mail gelaufen war, da sie es nicht geschafft hatten, ein Treffen zu organisieren. Das Ergebnis fasste die neue Unterhaltungsredakteurin zusammen:

»Dann wurde am 1. Januar ein neues Konzept verabschiedet, das sehr streng ist. Jeder hat die Pflicht bestimmte Artikel zu schreiben, aus dieser Themenliste und wenn das nicht gemacht wird, dann hat das Konsequenzen und so ist das tatsächlich, dass die Leute jetzt mehr schreiben, die zuvor nicht so viel gemacht haben.«

Einige der Redakteur_innen aus der Anfangszeit waren weniger begeistert, insbesondere gefiel ihnen nicht, wie es zu dem neuen Konzept gekommen war. Zum Inhalt des neuen Konzeptes erklärte R:

»Da haben wir ein redaktionelles Neukonzept verfasst. Endlich niedergeschrieben, welche Pflichten, welche Rechte hat ein Redakteur, eine Redakteurin, was kann man erwarten, wie wollen wir in Zukunft die Publikation unserer Artikel regeln, wer ist dafür zuständig. Wir hatten nicht klar definiert, wer was machen soll, da fühlt sich keiner dafür zuständig. Deswegen haben wir gesagt, die und die Leute übernehmen die Verantwortung dafür und wenn es schief geht sind die auch daran schuld. Jeder bekommt einzelne Bereiche und wirklich genau festgelegt. So kann man auch im Nachhinein reproduzieren, wer was gemacht hat. Jeder soll in gewissen Abständen schreiben, intern bei uns oder im Forum, was er oder sie gerade tut, welche Artikel bisher verfasst wurden. Einfach, um auch für andere Leute aus der Redaktion das ein bisschen transparenter darzustellen. Kritiken waren zum Beispiel auch, wir wissen gar nicht, was ihr da so macht. Dadurch hat sich das auch wesentlich verbessert. Wir können jetzt auch ein paar Mal die Woche aktualisieren.«

Das neue Konzept war umfassend. Es regelte nicht nur das Verfassen von Artikeln, sondern auch die Aufgabenbereiche. Zur Aufgabenverteilung erklärte R:

»Q und ich übernehmen die Redaktionsleitung. Das heißt, wir sind im Wesentlichen dafür zuständig, dass eine Themensammlung erstellt wird, dass aus dieser Themensammlung sich dann die Redakteure die Themen herausuchen sollen, dass wir uns Fristen setzen, das heißt: bis wann soll der Artikel abgegeben werden, wann wird der Artikel publiziert. Wir versuchen das dann auf den Monat einigermaßen vernünftig zu verteilen, natürlich mit Aktualität. Wir sammeln die Artikel dann, wir layouten sie entweder selbst beziehungsweise jeder layoutet sie selbst bzw. wir verteilen die Aufgaben. Dann erstellen wir einen Publikationsplan und sorgen dafür, dass die Leute oder bzw. dass diese Themen pünktlich auf die Startseite kommen. Dann kümmern wir uns darum, dass wir die internen redaktionellen Chats veranstalten, dass wir dafür die Themen aussuchen, was ist aktuell, was müssen wir jetzt diskutieren. Dass wir gewisse Impulse geben, dass wir Ansprechpartner sind für die Neuen in der Redaktion usw. und so fort.«

Eine Mitsprache der Anderen schien nicht vorgesehen. Sneha war von den Themenlisten beeindruckt: »Ich lese immer die Themen und denke mir, wow, was für eine gute Idee.« Sie fand sie gut, weil die anderen Redakteur_innen dadurch mehr schrieben. Für sie selbst war die Neuregelung aber auch eine Verschlechterung: »Noch vor diesem neuen Konzept hatte ich Artikel geschrieben, die bis jetzt noch nicht veröffentlicht wurden und das find ich ziemlich scheiße. Weil, ich habe die nicht umsonst geschrieben. Das waren auch Sachen, die total aktuell waren.« Zudem blieb das Problem bestehen, dass etliche Redakteur_innen nicht genug Zeit hatten und der Publikationsplan daher nicht eingehalten werden konnte. Vor allem aber wurde der Zusammenhalt in der Redaktion durch das neue Konzept geschädigt, wie Kiran erzählt. Das neue System war effizienter. Das führte dazu, dass er nur noch seine Aufgaben erfüllte und sich nicht mehr darüber hinaus für das Indernet engagierte. Sein Gefühl, das Indernet mitgestalten zu können und zu müssen, ging verloren, da nun die Redaktionsleitung dafür zuständig war.

Der interne Konflikt und das neue Redaktionskonzept waren eine Reaktion auf das kontinuierliche Wachstum des Internetportals, das die Redaktion permanent vor neue Aufgaben stellte. Während viele der Redakteur_innen weniger Zeit zur Verfügung hatten, verlangte das Indernet mehr Engagement als am Anfang. Mit dem Erfolg und der langjährigen Arbeit an dem Projekt hatte sich zudem die Motivation für die Mitarbeit geändert (vgl. Gorny 2009, 86). Im Jahr 2004 ging es nicht mehr darum, mit dem neuen Medium zu experimentieren. Jetzt war das Ziel, der Verantwortung gegenüber den Nutzenden gerecht zu werden und eine möglichst umfassende Berichterstattung zu Indien (in Deutschland) anzubieten. Die effizientere Gestaltung interner Abläufe sollte nicht nur den Fortbestand des Indernets, sondern auch einen journalistischen Standard garantieren.

In den nächsten Jahren experimentierte das Indernet weiter mit der internen Organisation. Es passierte viel hinter dem Bildschirm, von dem ich als Nutzerin wenig mitbekam. Forte (2005, 93) weist darauf hin, dass die visuelle Stagnation auf dem Bildschirm trügerisch sein kann. Statt eines Zeichens der Inaktivität kann sie auch ein Ausdruck davon sein, dass gerade zu viel passiert und die Redakteur_innen nicht mehr allem gerecht werden können. Forte (ebd. 100-103) nennt dies »broker overload«. Merkmale hiervon sind zu viele Anfragen nach Information und Rat, das Versagen von Moderation und eine ungleiche Verteilung von Aufgaben (ebd. 100). Niederschlagen kann sich diese Überforderung in toten Links, fehlenden Neuigkeiten und Updates sowie langen Phasen der Ruhe (vgl. ebd.). Vieles hiervon ließ sich auf dem Indernet im Jahr 2007 wiederfinden, wodurch ich das Gefühl bekam, dass das Indernet gerade zu Ende ging. Als ich aber bei der Redaktionsleitung anfragte, erklärte diese, dass sie an einer neuen Konzeption arbeitete. Hierzu gehörte auch ein weiterer Umbau der Redaktion:

»Wir möchten das Personalkonzept weiter ausbauen und setzen nicht mehr auf eine große feste Redaktion, sondern auf eine Handvoll ›Entscheider‹, die die Richtlinien festlegen und einen großen Pool von freien Mitarbeitern, die uns monatlich mit Artikeln versorgen. Das klappt derweil sehr gut, doch müssen wir weitere Redakteure dafür gewinnen und damit die Artikelzahl erhöhen.«

Die Redaktion musste darauf reagieren, dass inzwischen zahlreiche Redakteur_innen aufgehört hatten. Die kleine Gruppe der verbliebenen Redakteur_innen sollte den Kern der Redaktion bilden und so eine Kontinuität des Indernet-Gedankens gewährleisten. Die Inhalte aber sollten von einem großen Kreis freier Mitarbeiter:innen produziert werden.

3.5.4. Professionalisierung

Nicht nur Redakteur_innen waren davon überzeugt, dass das Indernet sich professionalisieren musste. Auch einige Beobachtende fanden dies notwendig. Rajesh argumentierte:

»Die haben einfach nicht genügend Leute. Die bieten den Leuten, den Mitgliedern, auch keinen großartigen Anreiz. Es reicht nicht aus, auf der Seite drauf zu schreiben, werde Mitglied, werde Indernet-Redakteur oder Berichterstatter. Damit wird man sich sicherlich nicht die Jugendlichen oder die engagierten Leute holen. Da muss ein Anreiz sein, sei es finanziell. Aber das kann man natürlich nur, wenn man wirtschaftlich arbeitet.«

Rajesh hielt es für einen Fehler, dass das Indernet noch als ehrenamtliches Community-Projekt betrieben wurde. Ähnlich sah es Soumil:

»Um tatsächlich eine noch stärkere Professionalität in die Seite reinzukriegen, müssten da tatsächlich Hauptamtliche arbeiten. Im Prinzip halte ich es auch nicht für verwerflich, wenn die Seite gut gemacht ist und wenn sie einen Zweck erfüllt, Marktpreise für die Leute, die daran arbeiten, zu zahlen.«

Sneha war überzeugt vom Potential des Indernets:

»Man könnte da etwas Nicht-Ehrenamtliches draus machen, dass man damit vielleicht auch Geld verdienen könnte. Das wäre auch noch so eine Motivation, die ich vielleicht irgendwann erreichen würde. Aber es geht mir nicht ums Geld. Um Gottes willen. Aber man könnte vielleicht schon das Indernet noch ausdehnen. Es müsste nur jemand wirklich Geschick darin haben.«

Auch Redaktionsleiter Q sprach von »sehr sehr sehr viel unausgeschöpftes Potential« des Indernets und meinte, dass eine Professionalisierung machbar war. Aber auch er ging davon aus, dass dies voraussetzungsreich war: »Das setzt natürlich eine extreme Identifikation mit dem Projekt voraus. Das ist die Frage, bei wem das wirklich so ist. Wo die Leute sind, ob es sie gibt, die diesen starken Identifikationsgrad haben.« Es brauchte also nicht nur Einzelne mit Geschick, sondern ein Team, dass sich mit dem Gedanken völlig identifizierte und das gemeinsam die Vision realisierte. Den Macher mit Geschick sahen einige in Q. So erklärte Rajesh: »Q hat viele Aufgaben übernommen und ordnet das besser ein, strukturiert das besser, macht auch vieles mehr und denkt auch wirtschaftlicher.« Das bestätigte auch R:

»Q ist seit Frühjahr 2002 dabei. Er hat viel dafür getan, dass auch ein bisschen in die Richtung des Bereichs Marketing gearbeitet wurde, dass das einigermaßen funktionell abläuft, weil er sich auch in dem Bereich auskennt. Wie sieht es aus, wie macht man Verträge, wie ist das mit Werbeanzeigen und all so was. Das war einfach wichtig für uns, denn wir müssen uns irgendwie finanzieren, das ist klar.«

Q brachte Kompetenzen in die Redaktion ein, die vorher nicht vorhanden waren. Zwar hatte sich ein Gründer um finanzielle Dinge gekümmert, er aber hatte keine kaufmännische Ausbildung und nicht in dem Bereich gearbeitet. Q war Kaufmann, hatte Kontakte, das notwendige Wissen und den Willen, das Indernet auf einen neuen Weg zu bringen. Vor ihm hatte das wohl schon Nitin versucht. Kiran erzählte:

»Eigentlich hat das angefangen mit Nitin. Nitin war derjenige, der viel aus dem Indernet rausholen wollte, das zu einem Projekt machen wollte, mit dem man auch Geld machen kann, Werbeverträge machen konnte. Das war derjenige, der auch zum ersten Mal das Finanzielle ansprach. Er wollte viel voranbringen, aber dafür war das Indernet einfach nicht fähig, also, wir als Redakteure waren das nicht. Dann kam irgendwann Q dazu, der es verstand, es in die Richtung zu bringen.«

Nitin konnte die Redaktion nicht überzeugen, stieg aus und gründete sein eigenes ethnisches Unternehmen. Er war zu früh, hatte aber den Weg für Q vorbereitet, dessen Ideen positiver aufgenommen wurden. Diese internen Diskussionen über die Entwicklung des Indernets müssen vor dem Hintergrund der sich ändernden kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen gesehen werden. Ab etwa dem Jahr 2002 begann der Indienboom (vgl. 2.5.2) die Partylandschaft zu verändern. Im Jahresrückblick 2003 schrieb einer der Gründer:

»2003 war zweifelsohne das Jahr des Indien-Trends. Waren wir bis vor zwei oder drei Jahren nur eine Handvoll indischer Partys von Sandhikta, whatyaar oder Soul of India – die Nostalgiker mögen sich erinnern – gewohnt, so mussten wir jüngst feststellen, dass nicht nur Partys, sondern auch neue Veranstalter wie Pilze aus dem Boden sprießen. [...] Die einstigen Glanzlichter eines Jahres wurden nun abgelöst durch regelmäßig stattfindende Partyreihen, die das Zeitalter der Kommerzialisierung in der Desi-Szene einläuteten. Schließlich ist Indien im Trend und die Leute fahren drauf ab. [...] Aus Sicht eines Veranstalters also objektiv betrachtet dumm, nicht auf den Zug mit dem Lockruf des Geldes aufzuspringen.«

Aus den Veranstaltungen aus der Community für die Community war ein lohnend scheinender Markt geworden. Immer mehr Partyveranstaltende tauchten auf, die hofften, Geld zu machen. Diese zogen durch den Indienboom neue Gäste an. Der Community-Charakter der Partys ging verloren und die Pionier_innen unter den ethnopolitischen Unternehmer_innen betrachteten den Wandel mit Unzufriedenheit.

Es hatte sich ein ethnischer Markt geöffnet, der ethnopolitisches Unternehmen_innentum attraktiv erscheinen ließ und damit neue Unternehmer_innen anlockte. Eine materielle Motivation (vgl. Gorny 2009, 86) war zu den anderen Motiven der Redaktion hinzugekommen. Gleichzeitig erforderte der Erfolg des Indernets eine Neuausrichtung des Projekts. Die technischen und personellen Anforderungen, um das Internetportal weiter zu betreiben, konnten von einem rein ehrenamtlichen Team nur noch mit Schwierigkeiten erfüllt werden. Die neu hinzukommenden Redakteur_innen gingen mit der Situation um, die sie vorfanden und waren nicht nostalgisch an die Anfangszeiten gebunden. So waren neue Verhandlungen über die Entwicklung und das Ziel des Indernets nötig. Viele von diesen Entwicklungen waren nicht spezifisch für das Indernet. Die meisten ehrenamtlichen Projekte machen einen ähnlichen Prozess durch, wenn sie wachsen und die Gründergeneration Raum für neue Mitarbeitende machen muss.

Beim Indernet war von Anfang an der Wille vorhanden, professionell zu handeln und gleichzeitig ein Community-Projekt auf ehrenamtlicher Basis zu sein. In der Anfangszeit funktionierte dies sehr gut. Mit zunehmendem Erfolg und Wandel in den Rahmenbedingungen sowohl für die Redakteur_innen als auch das Projekt wurde es schwieriger. Dabei erschwerte die geografische Verstreuung der Redak-

tion und die Kanalreduktion der virtuellen Kommunikation die Aushandlung aufkommender Konflikte und die gemeinsame Neuausrichtung des Projekts. So zogen sich jene, die unzufrieden waren, zurück bzw. verließen die Redaktion.

3.5.5. Das Indernet vermarkten

Von Anfang an hatte das Indernet aktiv Öffentlichkeitsarbeit gemacht. Damit war es erfolgreich. Über das Projekt wurde geredet, berichtet und geforscht (vgl. 2.5). Von Anfang an versuchte es auch, Gelder zu akquirieren. Werbeanzeigen wurden erfolgreich eingeworben. In der Reise-Rubrik wurden Buchtipps zu amazon verlinkt (und damit vermutlich Klicks oder Verkäufe vergütet). 2001 ging das Indernet eine Kooperation mit einem Reisebüro ein (vgl. 2.2.6). In der internen Chronik aus dem Jahr 2013 steht dazu:

»Die Popularität des Indernets führte zu einer ›optimierten Zielgruppe‹, die plötzlich für Werbekunden interessant wurde. Unseren ersten Werbevertrag schlossen wir mit einem Reisebüro aus Köln, das für vergünstigte Flüge nach Indien warb und auf unser Portal aufmerksam geworden war. Dies ging einher mit unserer ersten groß angelegten Flyeraktion, mit der wir gezielt auf Veranstaltungen auf unsere Internetseite aufmerksam machen konnten.«

Das Indernet erkannte sein Potential für Ethno-Marketing, also der gezielten Ansprache einer ethnisch definierten Zielgruppe, da genau diese gezielte Ansprache das Projekt ausmachte. Laut interner Chronik konnten »in den Folgejahren weitere Werbeverträge mit Veranstaltern und Firmen geschlossen werden«. Die Rechtsgrundlage hierfür war der Verein, den das Indernet im Jahr 2002 gegründet hatte. Kiran erklärte seinen Zweck:

»Dass man besser aussah, wenn wir auf irgendwelchen Veranstaltungen sind und sagen können, wir sind eine Vereinigung. Gerade für Messen. Wir haben mittlerweile auch Presseausweise bekommen. So geht es natürlich einfacher. Aber das mit den Spendenquittungen, das war schon immer so ein kerngedankliches Argument.«

Als Verein konnte das Indernet Vertragspartner_in für Institutionen sein. Der Vereinsstatus ermöglichte zudem, dass Spendenquittungen ausgestellt werden konnten. Ich gehe davon aus, dass das Indernet als gemeinnützig anerkannt wurde und damit Spenden steuerlich absetzbar wurden. Einen anderen Versuch des Ethno-Marketings startete das Indernet mit seinem Restaurantführer (vgl. 2.2.6). In der Außenwirkung wurden dies unterschiedlich aufgenommen. Sudhir kritisierte, dass kommerzielle und nicht-kommerzielle Inhalte nicht klar getrennt wurden. Andere nahmen mit Verwunderung wahr, dass sie dazu aufgefordert wurden, die Werbung zu klicken, wie Manish erzählte:

»Das weiß ich übrigens auch, weil eine Bekannte von mir mich mal angeschrieben hat, dass es da einen Artikel gäbe auf der Seite und dann mit der Bemerkung am Ende ihres Briefes: ›Bitte dann noch auf die Werbung klicken, weil dann kriegen wir Geld dafür.« Ich glaube das war ein Link zu amazon.«

Die Redaktion machte nicht nur Werbung für ihre Artikel, sondern forderte die Lesenden auch dazu auf, mitzuhelfen Einkommen zu generieren. Nicht alle fanden das problematisch. Subash erklärte: »Werbung muss auf jeden Fall sein, weil die sich finanzieren müssen. Aus eigener Tasche will das ja keiner zahlen, aber es soll natürlich nicht zu kommerziell werden, also zu viel Werbung, nur noch Pop-Ups, also zu kommerziell auch nicht, das ist klar.« Im Zuge des Indienbooms (vgl. 2.5.2) wurden auch für die neu auf den Markt drängenden Partyveranstaltenden Anzeigen auf dem Indernet interessant. Im Gegensatz zu den bereits Etablierten verfügten sie nicht über eigene Netzwerke und gute Kontakte. Rajesh erzählte:

»Viele Partyveranstalter haben Werbung, Werbebanner gemietet auf dem Indernet. Das war natürlich ein Punkt, wo man Geld verdienen kann. Q hat das richtig gut ausgenutzt, hat das richtig gut platziert, dieses Produkt, dass man Werbung auf dem Indernet machen kann, bezahlbare Werbung für andere Partyveranstalter.«

Laut Rajesh gab es nicht nur eine Nachfrage nach Werbung, die Redaktion bzw. Q hatte für diese auch gezielt passende Produkte angeboten. Der Veranstalter und ehemalige Redakteur Nitin erzählte, dass sich die Zusammenarbeit verändert hatte:

»Früher war es noch so, dass wir kostenlos über die Partys berichtet haben, dass man das einfach drauf gesetzt hat auf die Seite. Jetzt müssen die Veranstalter alle Geld bezahlen. Das sehe ich nicht ein, deswegen biete ich denen dafür die Interviews an oder CDs zum Verlosen oder was anderes, eben ein gegenseitiges Geben und Nehmen.«

Während in der Anfangszeit des Indernets Partyberichte wichtig für das Portal gewesen waren, um Nutzende anzuziehen und zu binden (vgl. 2.2.5), waren sie laut Nitins Aussage später dazu genutzt worden, um Einnahmen zu generieren. Der Veranstalter Prince gab mir detailliertere Auskünfte darüber, was das Indernet anbot und verlangte: »Es gibt da verschiedene Varianten: Vorbericht, Banner auf der Startseite, bestimmte Größe, geht von 200 bis 1000 Euro aufwärts. Für einen bestimmten Zeitraum.« Ob die Preise so stimmten, kann ich nicht sagen, und noch weniger, ob das Indernet in der Lage war, sie zu erzielen. Veranstalter wie Nitin oder Prince fanden andere Vereinbarungen, um ihre Veranstaltungen zu bewerben. Die interne Chronik aus dem Jahr 2013 verweist auf den Erfolg der Werbeverträge mit Veranstaltenden und Unternehmen:

»Wir bildeten somit finanzielle Rücklagen, um endlich unsere laufenden Kosten zu decken, die wir bis dato aus privaten finanziellen Mitteln gezahlt hatten und uns als Studenten auf Dauer nicht leisten konnten. Diese neuen finanziellen Mittel ermöglichten uns zudem, Veranstaltungen zu organisieren. Bis heute sind wir jedoch unserem Grundsatz treu geblieben, das Indernet ehrenamtlich zu betreiben. Finanzielle Einnahmen werden in die IT-Infrastruktur, Druck von Werbemitteln, Gewinnspiele und in projektbedingte Fahrtkosten reinvestiert.«

Der Verweis darauf, dass Rücklagen gebildet werden konnten, ist entweder ein Hinweis darauf, dass der betriebswirtschaftliche Begriff nicht richtig benutzt wurde oder dass das Indernet mehr Einnahmen machte, als es zur Deckung des alltäglichen Bedarfs brauchte. Da die Chronik davon spricht, dass Einnahmen zur Finanzierung von Veranstaltungen genutzt wurden, ist letztere Deutung wahrscheinlich. Es war der Redaktion aber auch noch 2013 wichtig zu betonen, dass die Einnahmen nicht an die Redakteur_innen ausgezahlt wurden, dass das Indernet weiter ehrenamtlich betrieben wurde.

Das Interview der Studierenden von Jannis Androutsopoulos mit einem Gründer zeigt, dass zumindest er nicht mit betriebswirtschaftlichen Begriffen vertraut war. Als sie fragten, ob auf dem Indernet auch Ethno-Marketing betrieben wurde, ließ er sich erst den Begriff erklären, verneinte dann und betonte: »Wie gesagt: In erster Linie sind wir ein Informationsportal und auch ein Kommunikationsportal«. Später ergänzte er allerdings:

»Aber so von der Wirtschaftlichkeit her, wir bieten unsere Seite schon als Werbeplatz an. Das heißt, wenn irgendwer irgendwas verkaufen möchte, wenn irgendjemand, das ist so in der Praxis eigentlich, dann wirbt er gerne bei uns, weil er einfach sich sagt hier, da gehen spezielle Leute drauf, die interessieren sich für Indien, das sind auch vornehmlich Inder, die auf diese Seite gehen, also mache ich Werbung drauf und hoffe dann, dass die Leute zu meiner Veranstaltung gehen.«

Damit lieferte er eine gute Definition des Ethno-Marketings, obwohl er das erst verneint hatte. Es schienen sich nur wenige in der Redaktion, eingehender mit Marketing beschäftigt zu haben oder sich mit Finanzen auseinanderzusetzen zu wollen.

Bei den Werbeverträgen und Kooperationen ging es allerdings nicht nur um Einnahmen. Sie bedeuteten auch Anerkennung (vgl. Gorny 2009, 87). Deswegen wurden die Medienpartnerschaften immer wieder aufgeführt, ob in den FB-Meilensteinen, bei Vorträgen oder in der internen Chronik:

»2003 waren wir Mitveranstalter der ersten ›Miss India Germany‹ Wahl in Frankfurt a.M., 2005 unterstützten wir Opfer der Tsunamikatastrophe in Kerala durch die Einnahmen aus einer Bollywood-Party in Köln. 2006 wurden wir Partner der Biennale in Bonn und 2007 richteten wir in Hamburg die bis heute einzige Presse-

konferenz des populären indischen Sängers Sonu Nigam aus. Redaktionell begannen wir Projektleiter zu benennen, die am Ort des Geschehens agieren konnten.«

Solche Aufzählungen zeigten, dass die Redaktion in Kontakt mit wichtigen Projekten und Prominenten war und ließ sie so an deren Ruhm teilhaben. Besonders geeignet war hierfür die 2007 durchgeführte Pressekonferenz mit dem Bollywood-Sänger Sonu Nigam, dem zumindest in der Indernet-Berichterstattung ein hoher Kult-Status zugeschrieben wurde.

Mich wundert, dass in den Auflistungen die Kooperation mit dem indischen Filmfestival in Stuttgart fehlt. Ab 2005 berichtete das Indernet als Medienpartner jährlich mit einem Special über das Filmfestival (und tat das auch 2019 noch). Auf der Homepage des Filmfestivals war das Indernet mit Logo vertreten. Redakteur_innen kamen beim Festival in Kontakt mit Schauspieler_innen und Regisseur_innen aus Indien und konnten sie interviewen.

Für all die Veranstaltungen, bei denen das Indernet Medien- oder Kooperationspartner war, machte es Öffentlichkeitsarbeit und ermöglichte den Veranstaltenden, Inder_innen der zweiten Generation und junge Indieninteressierte direkt anzusprechen. Ähnliches erfolgte durch Gewinnspiele, bei denen Bollywood-Filme, Teekreationen oder andere ethnisch-definierte Produkte beworben wurden. Das Indernet vermarktete Produkte von anderen und damit auch sich selbst.

3.5.6. Fazit: Strategische Neuausrichtung

Im Jahr 2006 blieb auf dem Bildschirm alles weitgehend gleich. Das Internetportal schien wenig verändert. Das Forum war aktiv. Änderungen und Aktualisierungen der Startseite waren so unauffällig, dass ich keine Notizen in mein Feldtagebuch machte. Hinter den Kulissen aber änderte sich einiges. Redakteur_innen hatten aufgehört, neue waren dazugekommen. Ein Beirat wurde gegründet. Ein Redakteur, der nach Indien gezogen war, leitete dort nun offiziell ein Indernet-Büro. Vor allem aber änderte sich in der ersten Hälfte des Jahres die Projektbeschreibung wesentlich. Bis zu diesem Zeitpunkt erklärte sie: »Wer sind wir?«, »Was machen wir?«, »Auf wen haben wir es abgesehen?«, »Wie kann man mitmachen?«, »Kommunikation im Internet – wie machen wir das?« sowie »Sponsoren«. Das Wir, das hier immer wieder benutzt wurde, machte das Indernet persönlich. Lesende konnten sich eine Gruppe junger Leute vorstellen, die sich für ein Projekt engagierten und andere dafür gewinnen wollten. Es gab die Möglichkeit, Teil dieses Wirs zu werden. Die Neuformulierung benutzte einen ganz anderen Stil. Die Überschriften waren nun: Idee, Angebot, Ziele, Pressestimmen, Partner, Offline, Werbung. Die junge Redaktion sprach nicht mehr direkt zu den Lesenden, stattdessen wurde die Institution vorgestellt. Die Projektbeschreibung wirkte viel distanzierter als die vorherige Version. Gleichzeitig adressierte die Projektbeschreibung die Lesenden

nun direkt. Das hatte die vorherige Version vermieden. Dort war eher auf Passivkonstruktionen zurückgegriffen worden, wenn es um die Nutzenden ging. Allerdings schien sich die direkte Ansprache der neuen Projektbeschreibung weniger an (potentielle) Nutzende des Indernets zu richten, als an Beobachtende, mögliche Anzeigenkund_innen und Sponsor_innen. Letztere waren zwar auch schon in der vorherigen Version angesprochen worden:

»Eine eigene Domain und die damit verbundenen Onlinekosten finanzieren sich nicht von selbst. Doch möchten wir das nicht über Mitgliedsbeiträge tun. Also sind wir auf Sponsoren, für die wir auf unserer Internetseite gerne werben, angewiesen. Fragen zu Ihrer Werbeanzeige bitte an ad@indernet.net.«

Es wirkte aber nicht, als sei die Projektbeschreibung primär für sie geschrieben worden war. Es war lediglich der Hinweis, dass ein Projekt wie das Indernet auch finanziert werden musste. Die Neuformulierung 2006 schien hingegen vor allem darauf ausgerichtet zu sein, Werbekund_innen zu akquirieren. Sie endete mit den Worten:

»Wenn alle Argumente, die für das Indernet sprechen, Sie überzeugt haben und Sie die optimierte Zielgruppenausrichtung vom Indernet nutzen möchten, ist eine Werbeanzeige der richtige Weg. Neben klassischer Bannerwerbung in Standard- und individuellen Größen bieten wir Content Sponsoring, Event- und Gewinnspiel-Sponsoring, Langzeitwerbung und individuelle Lösungen sowie Printmediengestaltung und Webdesign an. Qualität setzt sich durch. Fordern Sie noch heute ein unverbindliches Beratungsgespräch sowie eine Preisliste an!«

Hier ging es nicht mehr darum, das Indernet zu unterstützen, sondern darum, dass das Indernet einen unternehmerischen Mehrwert bieten konnte. Das Indernet bot sich offensiv als Ethno-Marketing-Partner an. Zudem bot die Projektbeschreibung auch Tätigkeiten an, die nichts mit dem Indernet zu tun hatten wie Printmediengestaltung oder Webdesign. Während es in der Projektbeschreibung bis dahin vor allem darum ging, Leute zu motivieren, beim Projekt mitzumachen, ging es ab 2006 um das Vermarkten des Indernets. Genutzt wurde dafür eine Marketing-Sprache, die vor allem unternehmerische Interessen adressierte. Dabei ging es nicht nur um stilistische Veränderungen. Es wurde ganz konkret kommerzieller Mehrwert durch das Indernet angepriesen:

»Durch die Vielzahl technischer, inhaltlicher und personeller Kooperationen mit diversen Unternehmen, Gesellschaften und Internetprojekten verfügt das Indernet über eine weitläufige und engmaschige Infrastruktur, die sowohl den Nutzern als auch den Kunden vom Indernet zugutekommt. Durch die Nutzung der dadurch entstehenden Synergien können interne Prozesse optimiert und effizienter gestaltet werden. Einige unserer Kooperationspartner sind: Times Group

India, Universal Pictures, 123india.com, Frankfurter Buchmesse, Biennale Bonn, Deutsche Welle/southasia.de, Rapideye Movies, Etihad Airways, IPS, team|networks, Government of West Bengal, The Euro-India Centre, Deutsch-Indische Gesellschaft, Tharangni, Filmbüro Baden-Württemberg, kolkatatoday.com, indian-football.com, J.J. Darboven, southasia.info, ...«

Das Indernet pries nicht nur seine Nutzenden, sondern auch sein Netzwerk als Ressource an. Um diese Behauptung zu untermauern folgte eine lange Liste von Kooperationspartner_innen, wobei völlig offenblieb, worin die Kooperationen gelegen haben mögen. Bei manchen aus der Liste habe ich eine Ahnung, kann mich an gemeinsame Veranstaltungen, Medienkooperationen oder Werbung erinnern. Bei anderen ist mir unklar, was der Zusammenhang sein könnte. Die neue Projektbeschreibung betonte auch die Offline-Kompetenzen des Indernets und seine Nähe zu Inder_innen der zweiten Generation:

»Durch zahlreiche Kooperationen, insbesondere im Veranstaltungsbereich, und der regelmäßigen Medienpräsenz tritt das Indernet nicht nur online, sondern auch offline mit der Zielgruppe in den Dialog und gewährleistet so eine ideale Verknüpfung der zwei Bereiche. Beispiele sind u.a. regelmäßig stattfindende Community-Partys der deutsch-indischen Jugendszene, bei denen der Einsatz von Werbemitteln sowie Promotion-Maßnahmen jeglicher Art durch das Indernet organisiert bzw. durchgeführt werden.«

Das Indernet bot sich so für viel mehr als nur Anzeigen an. Es pries seine eigene Mittlerrolle für die zweite Generation an (vgl. 2.5.4). Es bot sich als den Weg an, um diese Zielgruppe optimal zu erreichen. Während es vorher Teil der zweiten Generation gewesen war, stand es nun eher außerhalb. Dies zeigte sich auch daran, dass die potentiellen Nutzenden in der Neuformulierung gesiezt wurden: »Sie suchen Information und Kommunikation zum Thema Indien? Dann ist das Indernet die richtige Wahl.« Die Projektbeschreibung warb nach wie vor um Nutzende. Damit waren aber nicht wie vorher vor allem die natio-ethno-kulturell Gleichen gemeint. Es ging nicht mehr darum, Gemeinschaft zu schaffen. Geblieben war, dass die Redaktion betonte, keine unternehmerischen Zwecke zu verfolgen:

»Die Redaktion vom Indernet arbeitet vollkommen ehrenamtlich. Das Indernet verfolgt keine kommerziellen Ziele und wird demnach als Non-Profit Projekt betrieben. Weiterhin ist das Indernet ein unabhängiges und unparteiisches Online-Medium.«

Damit wollte das Indernet vermutlich klarstellen, dass es nach wie vor auch ein Community-Projekt war, aus der Community für die Community, und die Redaktion aus Engagement für die Sache und nicht aus kommerziellen Interessen aktiv

war. Gleichzeitig mag diese Formulierung auch dazu gedient haben, den Status als gemeinnütziger Verein nicht zu gefährden.

Was genau die Indernet-Community war, wurde zu dieser Zeit umdefiniert (vgl. 1.3.3). War es in der Anfangszeit noch klar, dass mit Community vor allem die Inder_innen der zweiten Generation gemeint waren, so öffnete sich der Begriff zunehmend (vgl. 2.3.2). In der internen Chronik aus dem Jahr 2013 ist unter der Überschrift »Vom Inder-Netzwerk zum Indien-Netzwerk« zu lesen: »Da viele deutsche Freunde unser Projekt unterstützten und wir niemanden aus Gründen der Toleranz ausgrenzen wollten, mutierte das Inder-Netzwerk zu einem Indien-Netzwerk.« Dieser Schritt ist in der Chronik nicht datiert, allerdings wird im folgenden Satz auf die Gründung des Vereins verwiesen. So verweist die Chronik diese Öffnung der Zielgruppe in die Anfangszeit. In meiner Wahrnehmung aber war die Standard-Nutzer/in des Indernets (vgl. 1.3.2) noch einiges länger ein/e Inder/in der zweiten Generation. Erst Mitte der 2000er wurden die Inhalte stärker auf dominanzdeutsche Indieninteressierte ausgerichtet. Auch dieser Wandel in der Ausrichtung des Indernets lässt sich in der Neuformulierung der Projektbeschreibung finden. Während zuvor die zweite Generation als Zielgruppe benannt wurde, ging es nun um das Thema Indien und es erfolgte eine Verortung im Integrationsdiskurs (vgl. 1.3.4). Im Gegensatz zur Anfangszeit ging es nicht mehr darum, eine Gemeinschaft der natio-ethno-kulturell Gleichen zu schaffen.

Dieser Prozess der Neuausrichtung vollzog sich über mehrere Jahre und verlief nicht gradlinig. Zudem erfolgten parallel andere Entwicklungen. Von Anfang an gab es Tendenzen zur Professionalisierung und von Anfang an war das Indernet offen für alle Indieninteressierten. Zum Community-Projekt und Raum der zweiten Generation entwickelte es sich, weil es dafür Anfang der 2000er Jahre einen großen Bedarf gab, weil das Indernet erfolgreich die zweite Generation an sich binden konnte und die Nutzenden sich das Indernet aneigneten. Aber genauso wie die Redakteur_innen älter wurden, stärker in Studium oder Beruf eingebunden wurden und andere Interessen entwickelten, so entwickelten sich auch die Nutzenden weiter. Auch diese hatten mit Hilfe des Indernets ihre natio-ethno-kulturelle Orientierungsphase durchlaufen und dadurch weniger Bedarf an einem Raum der zweiten Generation. Zudem eröffneten sich andere technische Möglichkeiten, um ihr verbleibendes Interesse an Indien und dem Netzwerken mit Menschen, die ihnen natio-ethno-kulturell ähnlich waren, zu befriedigen. Mitte der 2000er brauchten sie das Indernet viel weniger als einige Jahre zuvor. Gleichzeitig stieg durch den Indienboom (vgl. 2.5.2) das Interesse von Menschen jenseits der primären Zielgruppe an Indien. Das Indernet bot sich dafür an. Durch Teilnahme an den Forendiskussionen konnten die neuen Nutzenden die Themen und den Umgang miteinander gestalten. Manche begannen als freie Mitarbeitende oder Redakteur_innen an der inhaltlichen Gestaltung und Ausrichtung des Indernets mitzuarbeiten. So passte sich das Indernet den geänderten Rahmenbedingungen und Bedürfnissen an.

3.6. Stagnation

3.6.1. Das Worst-Case-Szenario

Im Jahr 2007 trat das ein, was Debashish im Jahr 2004 als Worst-Case-Szenario bezeichnet hatte. Die Foren wurden wiederholt geschlossen, die meisten Rubriken wurden nicht mehr aktualisiert, auf dem Indernet gab es viele tote Links und auch die Startseite wurde nur noch selten aktualisiert. Das Indernet existierte zwar noch, aber es lief nur noch »auf kleiner Basis«. Der Baum, den Ranjan wachsen sah (vgl. 2.1.3), fing an zu kränkeln, Äste starben ab und es war fraglich, ob der Baum überhaupt noch einmal ausschlagen würde. Die Redaktionsleitung widersprach aber meiner These, dass das Forum weitgehend tot war:

»Stimmt das so? Das Forum hat an Aktivität in der Tat abgenommen, da sich unheimlich viele eigenständige Parallelforen auf anderen Seiten entwickelt haben und sich die User verteilen. Einige Aktionen davon waren unfair uns gegenüber, aber man kann sowas nicht verhindern. Auch unsere zeitweilig nicht konsequente Verwaltung des Forums aufgrund Zeitmangels hat sein Übriges getan. Es ist schade und wir diskutieren über eine Art Neuanfang.«

Den Grund für die Abnahme der Aktivitäten sah die Redaktion vor allem in der Konkurrenz durch andere virtuelle Räume. Sie war aber zuversichtlich, einen Neuanfang zu schaffen. In der internen Chronik aus dem Jahr 2013 wurde diese Phase weniger optimistisch dargestellt: »Es gab einige Phasen in der Geschichte des Indernets, in denen wir komplett aufhören wollten, insbesondere als es ab 2006 ruhiger um das Internetprojekt wurde.« Bereits 2006 hatte ein Prozess eingesetzt, der sich in den kommenden Jahren verschärfte und die Existenz des Indernets gefährdete. Möglicherweise war es gerade diese Gefahr, die die Redaktion im Herbst 2007 veranlasste, mir gegenüber Probleme abzustreiten. Vielleicht wollte sie sich davon überzeugen, dass es nicht so schlimm war.

Während das Indernet die Serverkrise im Jahr 2002 und auch das Schließen des Gästebuchs 2003 gut überstanden hatte, hatten die Probleme, die ab dem Jahr 2005 auftraten, gravierendere Auswirkungen. Dies kann daran gelegen haben, dass gleichzeitig mehrere Herausforderungen auftraten: das Forum wurde anfällig für Störungen, die Redakteur_innen hatten immer weniger Zeit, die Nutzenden der zweiten Generation brauchten die natio-ethno-kulturelle Orientierung weniger, das Web 2.0 bot neue virtuelle Räume und das Indernet passte sich nicht ausreichend an die neuen technischen Möglichkeiten und Anforderungen an. Es vollzogen sich also sowohl intern als auch in den sozialen und technischen Rahmenbedingungen Änderungen, die die Funktionsweise und Attraktivität des Indernets beeinflussten. Die interne Chronik geht auf diese Phase und die verschiedenen Faktoren ausführlich ein:

»Allen Erfolgen zum Trotz wurde es ab 2007 ruhiger um das Indernet. Ein Zusammenbruch in der IT-Infrastruktur sowie ein Hackerangriff hatten uns einige Jahre zuvor bereits zahlreiche Nutzerinnen und Nutzer gekostet, die auf andere Plattformen, die ihre Chance erkannten, auswichen. Nahezu alle Redakteure des Indernets hatten ihr Studium oder ihre Ausbildung abgeschlossen und widmeten sich nun ihrer beruflichen Karriere. Wir waren daher aus Zeitgründen nicht mehr in der Lage, unsere Diskussionsforen zu moderieren und ließen Kontinuität in der Redaktionsarbeit und Innovation vermissen. Das Diskussionsforum, das aus technischen Gründen irgendwann überhaupt nicht mehr funktionierte, schlossen wir endgültig, auch wenn uns bewusst war, dass diese Maßnahme die Zugriffszahlen senken und den zentralen Gedanken der Kommunikation eliminieren würde. Die Klickzahlen sanken in der Tat, jedoch waren wir überrascht, dass noch immer zahlreiche Zugriffe von Lesern erfolgten, die sich vor allem für unsere Online-Artikel interessierten. Auch als die Aktualisierung in Form regelmäßig veröffentlichter Artikel berufsbedingt nicht mehr möglich war, waren es vor allem ältere Artikel zu allgemeinen Themen Indiens, die die Leserinnen und Leser nach wie vor interessierten. Das Indernet verkleinerte sich durch den Weggang von Redakteuren personell und schränkte seine Aktivität in der Öffentlichkeit ein.«

3.6.2. Auf und Ab im Forum (2005-09)

Im Jahr 2005 wurde das Forum von aktiven Postenden genauso wie von lesenden Lurkenden viel besucht. Im Sommer 2005 wurde dies allerdings gestört, wie ein Eintrag in mein Feldtagebuch Ende Juli 2005 zeigt:

»Morgens komme ich nicht ins Forum rein und versuche es über die Startseite. Dort bekomme ich die Meldung: Das Forum ist morgens gehackt worden und wird daher ein paar Tage down sein. Als Alternative ist das Curry-Forum angegeben. Dort gibt es während des Tages ein paar Posts zum Hacken.«

Das Indernet war auch schon vorher häufiger gehackt worden. Der Umgang mit unerlaubten Zugriffen ist ein grundsätzliches Problem für Internetprojekte. Sicherheitslücken müssen erkannt und geschlossen werden, die Technik muss auf neuestem Stand gehalten und ständig überwacht werden – eine große Herausforderung für eine ehrenamtliche Redaktion. Während im Hintergrund der technische Administrator versuchte, das Problem zu lösen, wurde den Nutzenden eine alte Version des Forums für den Austausch angeboten. Viele Nutzende versammelten sich dort und diskutierten. Wenige Tage später waren dann die Provisorien nicht mehr nötig, wie ich Anfang August notierte: »Heute ist alles neu: ein Forums-Update. Es gibt neue Rubriken, Mitteilungen der Redaktion und neue Technik. Ich muss mich neu zurechtfinden. Die User freuen sich, danken, versuchen sich zurecht zu finden, organisieren.« Die Redaktion teilte mit, dass sie die Wartungs-

und Reparaturarbeiten dazu genutzt hatte, ein Forum-Update mit neuen Features zu installieren. Aber auch das neue Forum war nicht stabil. Es kam immer wieder zu Problemen, so dass es nicht zuverlässig genutzt werden konnte. Der Chat diente den Nutzenden als Ausweichort, konnte aber die Kommunikation im Forum nicht ersetzen.

Im November 2005 war das Forum erneut unbenutzbar. Die Redaktion verwies wieder auf das alte Forum. Dieses Forum war allerdings technisch und von der Struktur auf dem Stand der frühen 2000er. Fichte, ein Indernet-Nutzer, der sich mit Forenbetreuung auskannte, bot der Community einen anderen Ort an. Er erstellte eine abgespeckte Kopie des Forums und gab ihr den Titel »Reserve-Indernet – Temporäre Notfallbetreuung für Indernet-Süchtige«. Er versuchte so, den Nutzenden eine möglichst genaue Kopie ihres Wohnzimmers (vgl. Bozdag 2013, 111-113) zu bieten, damit sie sich dort zusammenfinden konnten, während ihr eigentlicher Raum unbetretbar war (vgl. 2.2.3). Der Untertitel dieses Reserve-Indernets war zum einen eine ironische Überspitzung, deutete aber zum anderen darauf hin, dass für die regelmäßigen Forennutzenden tatsächlich ein Notfall eingetreten war und sie sich nun in Selbsthilfe zusammenfinden konnten, um diesen zu überstehen. Es meldeten sich schnell Nutzende an, vor allem die Auffallenden (vgl. 2.3.3). Wie sonst das Indernet-Forum nutzten sie nun das Reserve-Indernet fleißig, insbesondere die geselligen Teile (vgl. 2.2.4). Sobald das Indernet-Forum wieder online war, wies Fichte im Reserve-Indernet daraufhin und schloss es. Das normale Forenleben ging weiter. Der technische Administrator bekam derweil die Probleme nicht in den Griff. Das Forum blieb instabil. Ende März 2006 notierte ich in das Feldtagebuch:

»Seit Mitte März scheint das Forum wieder Probleme zu machen. Fichte hat das Reserve-Forum aktiviert. Es sind mittlerweile 40 NutzerInnen, es wird diskutiert. Und es gibt besondere Features: Dewanagari, Malayalam. Das Indernet linkt aber das Ausweichforum, in dem nichts passiert. Das eigentliche Forum ist auch noch aktiv.«

Mitte März 2006 eröffnete eine mir unbekannte Nutzer_in im Reserve-Indernet den Thread »Abspaltung« und fragte: »Ich sehe, Ihr habt das Board vom Indernet kopiert und macht Konkurrenz. Was verspricht Ihr Euch davon, diese jahrealte Community zu zerstören?« Verschiedene Nutzende widersprachen der Unterstellung. Fichte schrieb:

»Dieses Forum ist lediglich als Ergänzung für Offline-Zeiten des Indernets gedacht. Während das Indernet läuft, ist dieses hier zwar einsehbar, aber für neue Beiträge gesperrt. Indernet: Jeder Post erzeugt Fehlermeldungen, die Navigation auf der Startseite bricht zunehmend zusammen, die Statistikfunktionen funktionieren nicht mehr, und die Suche ist vollständig zerstört. Wenn irgendetwas dabei

ist, diese Jahre alte Community zu zerstören, dann ist das der derzeitige Zustand des Indernets und die Nachlässigkeit der Betreiber. Ich denke, durch die Strategie, in den (häufigen) Offline-Zeiten des Indernets eine Ersatzplattform bereitzustellen, damit nicht die Community in der Zwischenzeit zerfällt und Mitglieder abwandern, trägt diese Plattform wesentlich zum Erhalt der Community bei.«

Mein Eindruck war auch, dass das Reserve-Indernet dazu beitrug, die Community zu erhalten. Die Stimmung zwischen der Indernet-Redaktion und Fichte verschlechterte sich allerdings zunehmend. Fichte reagierte:

»Dieses Board wurde am 16.11.2005 gestartet. Es war damals als temporäres Ausweichforum (Reserve-Indernet) für das Diskussionsforum des Indienportals Indernet konzipiert, als jenes aufgrund technischer Probleme für längere Zeit offline war. In der Folge wurde dieses Board als Ersatzforum nach Bedarf mehrfach reaktiviert und wieder stillgelegt. Die letzte (und endgültige) Reaktivierung fand am 13.03.06 statt, da das Indernet-Forum aufgrund schwerer Bugs praktisch unbrauchbar geworden war. Nachdem sich über mehrere Wochen keinerlei Veränderung am Zustand des Indernet-Forums zeigte und der Eindruck entstand, dass es nicht mehr gepflegt würde, wurde dieses Reserve-Indernet am 9.4.06 in ›Indersatz‹ umbenannt und ist seitdem als dauerhaftes Angebot online. Seit dem 1.5.06 ist es auch über die URL www.indersatz.de erreichbar.«

Fichte begann, seine Version der Geschichte des Reserve-Indernets zu fixieren. Das Indersatz wurde ein unabhängiges Forum, das in keiner Weise mit dem Indernet kooperierte. Es war so tatsächlich zu einer Abspaltung geworden. Die Nutzenden hatten diese Spaltung nicht gewollt, sie wollten einfach nur weiter das machen, was sie gewohnt waren. Mehrere Nutzende beteiligten sich an einer Diskussion auf dem Indernet über das Indersatz. Sie unterstützten Fichtes Aktivitäten und betonten ihre eigenen Interessen. So schrieb Ladki Mitte Mai 2006 an die Indernet-Redaktion:

»Fichte war damals für uns Indernetsüchtige da, als wir ihn am allernötigsten gebraucht haben. Das Indersatz war anfangs nur ein Ausweichforum. Euer temporäres Ausweichforum war nämlich mehr als nur schlecht und peinlich. Dann später habt ihr euch weder bei den Usern gemeldet, noch habt ihr irgendwas ins Forum gepostet, um uns mitzuteilen, warum das Forum kaputt ist und wann es wieder funktionieren wird. (danke übrigens).«

Proud allerdings war unzufrieden. Im Indersatz schrieb er am gleichen Tag:

»Irgendwo habe ich gelesen (glaube auf Urmilas Homepage, müsste das aber nochmal nachprüfen), dass dieses Forum als Antwort auf die damalige Kampagne ›Inder statt Kinder‹ gedacht war, was mir als Idee sehr gut gefiel. Auch wenn dies trotzdem ein ganz normales Forum ist, wie jedes andere deutsch-pakistanische, deutsch-afghanische, deutsch-was-der-hugo-was Forum auch. Aber immerhin et-

was von Inder für Inder & Friends. Es ist doch schlimm genug, dass auf Wikipedia und Co. zu allen indischen Themen nur noch Non-Indian Authors herangezogen werden, da muss der Sitebetreiber eines ›indischen‹ Forums nicht auch noch Nichtinder sein. Außerdem wird im Indersatz an keiner Stelle deutlich gemacht, dass das Forum nicht von Indern ist.«

Proud war einer der sehr aktiven Nutzer des Indernets. Auch wenn vieles auf dem Indernet nicht speziell indisch war, so war es ihm doch wichtig auf einer Seite von Inder_innen (der zweiten Generation) für Inder_innen (der zweiten Generation) zu sein (vgl. 1.2.1). Am Indersatz missfiel ihm, dass dieses Forum von einem Dominanzdeutschen betrieben wurde. Dass Nicht-Inder_innen Indien erklärten, kannte er schon von genug anderen Orten, das wollte er nicht auch noch an dem Ort erleben, an dem er unter Gleichen sein wollte. Proud zog sich deshalb vom Indersatz zurück. Ein knappes Jahr später meldete er sich allerdings wieder an. Die Möglichkeit des Austauschs schien ihm doch wichtiger, als die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit des Betreibers.

Einen Tag später versuchte die Indernet-Redaktion eine weitere Beruhigung der Emotionen. Sie schrieb: »Wir akzeptieren, dass das Indersatz ein Produkt vom Indernet geworden ist, auf Grundlage des unzureichenden Zustands, den das Indernet-Forum zum Schluss hinterlassen hat. Es wird unsererseits keine Kooperation beider Foren geben, aber eine Koexistenz.« Sie bot damit einen Waffenstillstand an, nicht aber Frieden. Konkurrenz und Wettbewerb schienen sich bei der Indernet-Redaktion als treibende Kraft etabliert zu haben (vgl. Gorny 2009, 86). Die Zeit, in der sich die neuen Medien als nicht hierarchisch ausgezeichnet hatten (vgl. Karim 2003b, 13), war Vergangenheit. Online hatten sich neue Hierarchien etabliert, es wurde um Zugang zu Ressourcen und Vormachtstellung gerungen.

Die Probleme im Forum hatten aber nicht nur dazu beigetragen, dass das Indersatz entstand. Die Indernet-Redaktion nutzte die Herausforderung, um das Forum neu zu strukturieren und besser zu moderieren. Das wurde gut angenommen. Das Forum wurde intensiv genutzt und war der Ort für unterschiedlichste Diskussionen. Es gab aber auch Unzufriedenheit, wie der Post eines Moderators im Dezember 2006 zeigte:

»Ihr Lieben, eine Menge Kritik mussten wir Eurerseits einstecken, bevor dieses Forum neu aufgezogen wurde und der Ruf nach Moderatoren laut wurde. Diese sind nun da und trotzdem hört die Kritik nicht auf. Jedoch ist Kritik jeder Art erlaubt, sofern sie konstruktiv ist. Und das ist bei einigen Postings der Fall. Doch zwischen den ganzen Threads und Beiträgen im gesamten Forum entgehen uns leider auch immer wieder mal Verbesserungsvorschläge, damit Ihr als User Euch wieder wohlfühlt auf dem Indernet. Wir geben aber zu bedenken, dass es nicht immer an den bösen Mods liegen muss, dass sich bisweilen Langeweile breitmacht. Darum:

schreibt uns hier in diesen Thread konkret auf, was Ihr Euch wünscht. [...] Vielleicht lassen sich die wichtigsten Punkte Eurerseits ja in diesem Thread bündeln. Wir freuen uns auf Euer Feedback!«

Die Redaktion war merklich an gutem Kontakt mit den Nutzenden interessiert. In den Rückmeldungen wurden verschiedene Baustellen genannt. Neben technischen Problemen wurde moniert, dass es zu wenige Diskussionen gab und dass immer mehr Dominanzdeutsche im Indernet unterwegs waren. Letzteres war auch mein Eindruck. Ich archivierte Threads, bei denen ich vermutete, dass sie aus einer dominanzdeutschen Perspektive verfasst worden waren, und hatte den Eindruck, dass sich damit auch Themen veränderten und das Gefühl der Vertrautheit (vgl. 1.3.1) abnahm. Ich nahm wahr, dass marginalisierende Zuschreibungen und andernde Bilder über Indien zunahmen⁹. Anfang 2007 erstellte DeInder eine Umfrage zum Thema »Warum schreiben derzeit gefühlt mehr Nicht-Inder:innen im Indernet?«. Bhenji schrieb: »Vielleicht weil die Inder, die hier schon lang dabei waren und noch sind, übersättigt sind und alle Themen schon mindestens einmal durchgekauft haben und sich jetzt nicht mehr wirklich die Mühe machen ihre Meinung erneut kund zu tun?!« Zorro stellte einen Wandel in den Themen fest: »Die neuen Threads sind eher Bollywood und über Tarotkarten oder Sternengucker-Themen, sind auch nichts für mich.« Das hatte aber nicht unbedingt etwas mit natio-ethno-kultureller Verortung zu tun und kann auch als Seitenhieb auf DeInder verstanden werden, denn dieser postete häufiger Tarot-Karten. Beta hingegen brachte den Themenwandel mit der zunehmenden Zahl von Dominanzdeutschen in Verbindung:

»Was mich aber an diesem Forum und an dieser Website stört, ist, dass Bollywood so einen starken Bereich einnimmt! Ich gebe zu, dass ich keine Lust verspüre mit den vielen Usern (leider mehrheitlich Deutsche), die von der indischen Kultur gerade mal Bollywood und Bhangra kennen, zu diskutieren!«

Revol wiederum beklagte, dass die Exklusivität, das Spezifische des Indernets verloren gegangen war: »Ich habe wirklich kein Problem damit, dass auch Nicht-Inder bzw. irgendjemand sich an Postings beteiligt, aber mittlerweile ist das hier ein Forum für jeden geworden.« Die Betonung, dass sich natürlich jede_r beteiligen konnte, wurde durch das angehängte Aber relativiert. Eigentlich wollte er nicht, dass sich jede_r beteiligen konnte, lieber wäre er unter natio-ethno-kulturell Gleichen geblieben. Das ging aber nicht allen so. Proud fand die unterschiedliche natio-ethno-kulturelle Verortung der Nutzenden »eine wunderbare Gelegenheit, mit verschiedenen Leuten über indische Themen zu diskutieren«. Ladki war weniger wichtig, wer sich an den Diskussionen beteiligte, als wie diese abliefen:

9 Unter anderem durch die Beiträge von Willi (vgl. Reggi 2008; 2010).

»Es ist hier mittlerweile langweilig geworden und man hat das Gefühl, etwas eingegrenzter zu sein, da man ›Angst‹ hat, jeder just-for-fun-Beitrag würde gleich gelöscht werden. Ich persönlich komme nur hierher, um mal was zu lesen, mehr auch nicht. Oder nur mal bisschen Quatsch zu labbern.«

Sie suchte auf dem Iternet vor allem Geselligkeit (vgl. 2.2.4) und fühlte sich dadurch gestört, dass nun stärker moderiert wurde. Naan störte sich weniger an der Moderation als daran, dass die anderen Nutzenden Veränderungen abwehrend gegenüberstanden:

»Wäre einfach nur ein bisschen schöner, wenn nicht alles Neue, was hier jemand versucht einzubringen, ob es ein neues Spiel ist oder ein ernsthaftes Thema, gleich immer mit irgendwelchen Wertungen versehen wird, das ist einfach anstrengend. Und der Ton könnte wieder etwas netter werden. Danke!«

Naan wünschte sich ein Forum, das offener und einladender war. Auch wenn diese Kommentare relativ willkürlich zusammengestellt scheinen, so deuten sie doch darauf hin, dass es ganz unterschiedliche Erklärungsmuster dafür gab, dass sich etwas verändert hatte. Zudem zeigen sie, dass etliche Nutzende nicht mehr besonders motiviert waren, sich auf dem Iternet auszutauschen. Hinzu kam ein weiteres Problem. Das Forum wurde zunehmend gesamt. Anfang Juni 2007 notierte ich in mein Feldtagebuch: »In letzter Zeit ist nicht viel los, aber seit langem ganz viel Spam (Sex). Wo sind die Moderatoren?« Wenn auch nicht sofort, so reagierte die Redaktion doch. Im November 2007 teilte sie mit: »Wie Ihr gemerkt habt, versamt dieses Forum zunehmend. Wir werden da einen Riegel verschieben und werden im kommenden Jahr ein neues Forensystem einsetzen. Die Plauderecke ist zudem bis auf weiteres gesperrt.« Auch für dieses Problem gab es also eine technische Lösung, die sie einführen wollten. Vorerst aber schlossen sie ein geselliges Forum. Es kam ohnehin – oder vielleicht aus dem gleichen Grund – häufiger vor, dass das Forum nicht erreichbar war.

Im Jahr 2008 gab es das Forum zwar noch, aber es war nicht mehr verlässlich nutzbar. So schrieb im Oktober 2008 Latha auf dem Indersatz: »Naja, ich war dieses Jahr schon immer mal wieder ein paar Mal da und habe geguckt, ob einer guckt, aber jetzt gibt es wieder eine komplette Fehlermeldung. Naja, seis drum. Da war ja eh kaum noch was los.« Die verschiedenen Entwicklungen, aber wohl vor allem die technischen Probleme führten dazu, dass das Forum immer weniger genutzt wurde, dass immer weniger Besuchende kamen. Das Forum wirkte verlassen und inaktiv. Schon im Oktober 2007 schrieb Proud: »Hier ist es ja wie auf einem Friedhof.« Wie Latha kam er wohl noch ab und zu vorbei, obwohl nichts passierte, und hinterließ dabei auch mal einen Post. Faszinierend war, dass es noch Besuchende gab, die nur darauf warteten, dass etwas passierte. Noch am gleichen Abend antwortete Elisa auf Proud: »Immerhin gibt es ab und an mal einen vereinzelt

Friedhofsbesucher.« Die Nutzenden hatten das Forum noch nicht ganz aufgegeben, sie spazierten ab und zu über den Friedhof und freuten sich, wenn sie auf Bekannte trafen. Im Herbst 2007 befragte ich Ishvar, nachdem ich ihn im Forum gesehen hatte. Er antwortete:

»Ich denke von einer Wiederbelebung des Forums kann keine Rede sein. Es gab wohl mal kurzzeitig wieder einen leichten Anstieg, aber auch der scheint mittlerweile wieder abgeflaut zu sein. Genau weiß ich das nicht, da ich nur noch sporadisch reinschaue, wenn ich gerade nichts Anderes zu tun habe. Warum ich überhaupt noch reinschaue, weiß ich ehrlich gesagt gar nicht. Es gibt keinen logischen Grund. Ich glaube, dass durch meine damalige häufige Präsenz einfach noch eine Gewohnheit da ist. So ganz aufgegeben habe ich das Forum dann doch nicht. Ab und an trifft man ja noch auf alte Bekannte.«

Bekannte zu treffen, konnte aber nicht der Hauptgrund sein. Sie hätte er viel wahrscheinlicher auf dem Indersatz getroffen. Es musste mit dem Raum an sich zu tun haben. Über die regelmäßigen Besuche scheint eine Bindung an den Raum entstanden zu sein, die sich nicht so einfach auflöste, die immer wieder die Schritte in diese Richtung lenkte und auch Anlass für Erinnerungen gab.

Mitte Januar 2009 notierte ich in mein Feldtagebuch: »Seit kurzem steht auf der Startseite, dass umstrukturiert wird und so lange Forum und Kalender nicht funktionieren.« Genau wie beim Gästebuch wurde aus dieser vorübergehenden Schließung eine endgültige. Das Forum öffnete nicht wieder.

3.6.3. Indersatz, StudiVZ und Facebook

Schon bevor das Forum geschlossen wurde, hatte das Indernet seine Einmaligkeit (vgl. 1.1) verloren. Es war nicht mehr der eindeutig bedeutendste Raum für Inder_innen der zweiten Generation (vgl. 1.3) und für Indieninteressierte. Andere Räume hatten sich gebildet, die zum Teil technisch auf einem aktuelleren Stand waren oder sonstige Vorzüge gegenüber dem Indernet aufwiesen. Es gab Möglichkeiten, sich von den inzwischen online etablierten Autoritäten, wie dem Indernet, zu emanzipieren. Deutlich wurde die Möglichkeit des Wechsels während der Forenkrise ab Ende 2005 und besonders nach der Abspaltung des Indersatzs im Sommer 2006. Nutzende zogen um und hinterließen zum Teil ihre neue Adresse, wie zum Beispiel Ladki, die im April 2007 auf dem Indernet schrieb: »ach ja Elisa, falls du mich finden willst, bin drüben um die Ecke beim Indersatz«. Es gab eine neue Adresse, an der man sich treffen konnte. Einen Ort, der nicht weit entfernt war, gleich um die Ecke. Dieser neue Ort entwickelte mit der Zeit einen eigenen Charakter. Er zog insbesondere einige der auffallenden Nutzenden des Indernets (vgl. 2.3.3) an. Ihnen ermöglichte er geselligen und informellen Austausch. Ein paar Nutzende waren dauerhaft umgezogen und damit beschäftigt, sich den Indersatz

zum neuen zu Hause zu machen. Hierzu gehörte unter anderem Top2006. Auf dem Iternet hatte sie sich mit dem 10.000sten Post verabschiedet und setzte hier ihr Viel-Posten fort. Bald war sie neben Fichte die zentrale Nutzerin. Andere waren eine Weile aktiv, gingen wieder und kamen später zurück. So notierte ich im Oktober 2009: »In letzter Zeit wieder aufgetaucht im Indersatz: Fakir, Ishvar, Cricket. Sonst Fichte, Top2006, x, y und Übersetzungswünsche für Tattoos.« Ähnliche Einträge finden sich wiederholt. Irgendeine mir bekannte Nutzer_in war aufgetaucht, hatte sich aktiv beteiligt und war wieder verschwunden. Derweil entwickelte sich unter den regelmäßig anwesenden Nutzenden eine Indersatz-Community mit eigenen Normen, Umgangsformen und Regeln. Auch wenn es immer wieder neue Nutzende schafften, Teil der Gemeinschaft zu werden, wirkte das Indersatz geschlossener als das Iternet. Das Forum war kein publikumsoffenes Café (vgl. 2.2.4), das jede_r jederzeit betreten konnte, sondern eher der Gemeinschaftsraum einer Gruppe, von der man erst einmal Teil werden musste.

In den Gesprächen der regelmäßigen Nutzenden kam es gelegentlich zu Verweisen auf das Iternet. Auf Kats Frage Anfang 2013: »Was ist denn mit dem Iternet-Forum passiert?« antwortete Fichte: »Das ist doch schon seit Jahren verjährt. Und hier ist auch nicht mehr viel los. Für mich ein klares Zeichen dafür, dass Inder im Aussterben sind.« Die Frage zeigt grundsätzlich an, dass das Iternet als gemeinsamer Referenzrahmen nach wie vor vorhanden war. Kat konnte nach dem Iternet fragen und sicher sein, dass die anderen wussten, was sie meinte. Die Antworten zeigten aber auch, dass das Iternet Geschichte war. Das Indersatz schien mir immer weiter zu bestehen und das Iternet zu überleben. Umso überraschter war ich, als es Anfang 2015 auf einmal nicht mehr aufrufbar war. Das Indersatz war einfach so, ohne Vorwarnung und Erklärung verschwunden.

Im Herbst 2006 war im Indersatz gefragt worden, welche anderen Internetforen besucht wurden. Cricket antwortete:

»Hier, im Iternet-Forum mehr oder weniger, dann im (neuen) Forum von pak24 (Deutsch-Pakistanis), dann im ishq-magazine (India Lifestyle Magazin), dann im Forum vom 1do3.de (da ist aber tote Hose), dann gammel ich in letzter Zeit in den StudiVZ-Foren herum.«

Es gab eine ganze Reihe von virtuellen Räumen, die für die Iternet-Nutzenden interessant waren. Cricket besuchte neben südasiensbezogenen Seiten auch das soziale Netzwerk StudiVZ (vgl. Neuberger und Gehrau 2011) und war damit nicht die einzige aus der zweiten Generation. So schrieb aloo im April 2007 im Iternet-Forum: »Nichts für ungut, aber dieses Forum hier ist mehr tot als lebendig. Ich glaube die meisten sind jetzt im StudiVZ. Die größte Inder-Gruppe im StudiVZ: inder-kinder mit aktuell 565 Mitgliedern.« StudiVZ bot Inder_innen (der zweiten Generation) neue Vernetzungsmöglichkeiten. Es wurde im Herbst 2005 gegründet und hatte Studierende als Zielgruppe (vgl. Gehrau und Neuberger 2011, 8). Cricket

besuchte das Netzwerk also etwa ein Jahr nach dessen Gründung, als es noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht hatte. Im Laufe des Jahres 2007 wurde StudiVZ immer populärer (vgl. ebd. 7). Erst Anfang 2008 bekam es Konkurrenz durch eine deutschsprachige Version von FB (vgl. ebd. 8), die nach einer Weile den Markt übernahm.

StudiVZ bot seinen Nutzenden verschiedene Ebenen der Nutzung und Öffentlichkeit. Gehrau (2011, 30-31) unterscheidet zwischen, erstens, der Möglichkeit der öffentlichen Massenkommunikation, zweitens, den individuellen halb-öffentlichen Profilen und, drittens, den privaten Nachrichten und Kontakten (vgl. Beck 2010, 31). Während ein Internetportal wie das Indernet auch öffentliche Massenkommunikation durch die Foren und private Kontakte über private Nachrichten bieten konnte, waren die auf einem Portal möglichen individuellen Profile, zum Beispiel im Forum (vgl. 2.2.3), nicht mit jenen von StudiVZ vergleichbar. Anders als bei den sozialen Netzwerken standen diese bei Portalen nicht im Mittelpunkt, konnten viel weniger gepflegt werden und verfügten über weniger Anwendungsmöglichkeiten (vgl. Schmidt 2013, 11). Generell unterschieden sich die Logiken von Internetportalen und sozialen Netzwerken fundamental. Während erstere verschiedene Angebote an einem Ort bündelten und für die Nutzenden als Filter wirkten (vgl. 2.1.1), ermöglichten und erforderten die sozialen Netzwerke ein individuelles Identitäts-, Beziehungs- und Informationsmanagement durch die Nutzenden (vgl. Schmidt 2011, 73-106). StudiVZ setzte keinen inhaltlichen Rahmen, sondern ermöglichte seinen Nutzenden, sich eigene Netzwerke zusammenzustellen und eigene Öffentlichkeiten zu schaffen. Hierbei konnten Informationen aus anderen Räumen, wie zum Beispiel dem Indernet, eingespeist werden. Die Gruppe »inder-kinder« war eines von unzähligen Netzwerken, das Nutzende in StudiVZ angelegt hatten.

Auch das Indernet hatte die Bedeutung von StudiVZ erkannt, war seinen Nutzenden dorthin gefolgt und hatte eine Gruppe eröffnet. Im Herbst 2009 fragte Kat auf Indersatz: »Wer von Euch ist im StudiVZ und ist in der Gruppe ›Indernet – Indien im Netz?‹?« Ob sie die Indernet-Gruppe nutzte, blieb unklar. Latha antwortete ihr: »Ich glaube, ich. Bin mir aber grad nicht sicher, ob ich die Gruppe nicht wieder rausgeschmissen habe.« Sie hatte sich die Gruppe zumindest angeschaut und war auch Mitglied geworden, ohne ihr aufmerksam zu folgen. Auf meine These, dass Indernet-Nutzende zu StudiVZ umgezogen waren, antwortete Maymol:

»Es wurde heute tatsächlich mal eine Nachricht in der Gruppe ›Indernet‹ eingetragen. Aber bloß eine eigenartige Ankündigung für eine Bollywood-Veranstaltung. Tut mir leid, dass ich Deine These kaputt gemacht habe! Aber vielleicht habe ich ja gar nicht recht! Aber vielleicht schreiben sich die Leute auch bloß untereinander viele Nachrichten (persönlich) im StudiVZ. Bei den Nachrichten auf Pinnwänden, sehe ich häufig einen doch regen Kontakt zwischen InderKindern (aber vielleicht

empfinde ich es bloß als häufig, weil ich diesen Kontakt bisher kaum bis gar nicht hatte)!«

Ein paar Jahre später, zwei Jahre nachdem das deutschsprachige FB gestartet worden war, folgte das Indernet seinen Nutzenden auch zu diesem sozialen Netzwerk. Die interne Chronik von 2013 vermerkt:

»Melanie wurde verantwortlich für den Bereich Öffentlichkeitsarbeit und sorgte 2010 für den Eintritt des Indernets bei FB. Wir nutzten Facebook, um wieder gezielt mit Nutzern in Kontakt zu treten. Dieser Schritt war richtig, weil wir unser altes Netzwerk reaktivieren konnten und unserem Anspruch, Kommunikation zu betreiben, wieder ein Stück näherkamen. Wir freuten uns, dass das Indernet noch immer in den Köpfen präsent war und sich bei Facebook sogar eine Indernet-Fangruppe gebildet hatte, die die alten Kontakte pflegte. Die Mitglieder dieser Gruppe ›Indernet Supporters‹ hatten sich vor vielen Jahren über das Indernet kennengelernt und wollten in Kontakt bleiben.«

FB hatte StudiVZ in seiner Bedeutung längst überholt¹⁰. Nutzende waren von einem Netzwerk ins andere gezogen. Einige Indernet-Nutzende hatten eine eigene Indernet-Gruppe gegründet. Nun folgte auch das Indernet und legte eine Seite an. Initiiert hatte diesen Schritt eine Redakteurin, die Mitte der 2000er Jahre zum Indernet gestoßen war und sich unter anderem um die Berichterstattung vom indischen Filmfestival Bollywood & Beyond gekümmert hatte. Im Oktober 2010 notierte ich:

»Seit ein paar Wochen (?) klicke ich auf das FB-Logo auf der Startseite. Dort sind immer mal Einträge, vor allem Werbung, Kommerzielles, Weißes, auch von Nicht-Indern. Schau die Posts durch, viele zu Bollywood & Beyond, in Englisch. Der erste Post ist zu Bollywood & Beyond 2009 am 8.6.10, danach WM-Tippspiel. In Diskussionen: DeInder meldet sich, will Archiv über Kennenlernen, für Indernet antwortet Melanie. Bei Info: ›10. anniversary, pioneer NRI portals in and outside Germany‹.«

Die Redaktion hatte den FB-Plugin auf die Startseite platziert. So konnten alle Besuchenden sehen, dass es jetzt einen FB-Auftritt vom Indernet gab. Jede_r konnte ihn anklicken und anschauen, ohne sich bei FB zu registrieren. Irgendwann hatte ich angefangen, das zu machen, und meine Feldforschung auf diesen Raum ausgeweitet.

Die FB-Gruppe »Indernet – Best Indian portal ever« nahm ich vermutlich erst wahr, als ich mich im Herbst 2011 selbst bei FB registrierte. Soweit ich es rekonstruieren kann, wurde sie im Sommer 2010 von Pauline eröffnet. Im August 2010 kom-

10 Laut Schmidt (2013, 12) war FB ab 2010 das meiste genutzte soziale Netzwerk.

mentierte Roni: »Dachte, dass es schon eine Seite gibt.« Er schien überrascht, dass neben der FB-Seite noch eine Gruppe angelegt wurde. Pauline antwortete, dass die Gruppe eine Ergänzung zur Seite sei und zwar der »Chat-, Forum-, Gästebuch-Ersatz«. Pauline war eine Nutzerin der interaktiven Elemente des Indernets (vgl. 2.2.3; 2.2.4) gewesen und wollte mit der Gruppe einen Ersatz hierfür schaffen. Die Gruppe schien nicht besonders aktiv, bekam aber nach der Umstellung auf eine von FB aktualisierte Gruppenfunktion Ende 2011 viele neue Mitglieder und den Namen »Indernet-Supporters reunited at Facebook«. Ab und zu nutzte jemand die Gruppe für Ankündigungen oder Links. Zu Diskussionen oder Geselligem kam es aber nicht. Die Gruppe konnte Chat, Forum und Gästebuch nicht ansatzweise ersetzen.

Ab Mitte der 2000er waren durch das Web 2.0 eine ganze Reihe neuer virtueller Räume entstanden, deren Ziel vor allem Netzwerken und Austausch war und über die individuell zusammengestellte Informationen bezogen werden konnten. Die thematisch ausgerichteten virtuellen Räume verloren dadurch an Bedeutung, vor allem wenn sie technisch nicht auf dem neuesten Stand gehalten wurden. Die ehemaligen Indernet-Nutzenden bekamen ein breit gefächertes Angebot, aus dem sie für sie Passendes aussuchen bzw. zusammenstellen konnten. Das Indernet gehörte nun nur noch zu einem von vielen Räumen, die besucht werden konnten, und verlor für die meisten seine zentrale Bedeutung. Dies lag auch an den Veränderungen und Problemen auf dem Indernet. Vermutlich waren diese aber nur ein Katalysator für Prozesse, die bereits angelaufen waren.

3.6.4. Die kleine Basis

Das Indernet schlitterte ab 2005 zunehmend in eine Krise. Im Jahr 2007 hatte es für regelmäßige Nutzende kaum noch etwas zu bieten. In der internen Chronik aus dem Jahr 2013 ist unter der Überschrift »Totgegläubte leben länger« zu lesen:

»Nach außen erschien das Indernet dem Betrachter als tot. Andere Online-Portale und Printmedien wurden in dieser Zeit gegründet und bereichern noch heute die Medienlandschaft. Zahlreiche Ideen und Konzepte, die das Indernet entwickelt und erfolgreich umgesetzt hatte, wurden von anderen Medien kopiert, sicherlich aber auch erweitert und besser gemacht. Es gab einige Phasen in der Geschichte des Indernets, in denen wir komplett aufhören wollten, insbesondere, als es ab 2006 ruhiger um das Internetprojekt wurde. Genauso häufig gab es jedoch Strömungen innerhalb der Redaktion, die den Idealismus und Enthusiasmus der Anfangszeit wieder aufflammen ließen. Trotzdem hat die Redaktion nicht aufgegeben.«

Beeindruckend ist, dass das Indernet trotz Zeitmangels, Überforderung, technischer Krisen und geänderter Rahmenbedingung im Gegensatz zu vielen anderen Internetprojekten nicht eingestellt wurde (vgl. Lopez 2014, 429-430). Gorny (2009,

86) sieht in einem solchen Festhalten am eigenen Projekt die Motivation der Ausdauer, Hartnäckigkeit und Leidenschaft am Werk. Zudem würden Webmaster auch durch die Hoffnung auf Anerkennung und Ruhm angetrieben (vgl. ebd. 87). Hierzu gehört auch, immer wieder neue Pläne zu schmieden, um das Projekt voranzubringen.

Die Indernet-Redaktion hatte 2007 eine umfassende Neukonzeption vor. Als Nutzer_in bekam man von diesen Plänen, die im Hintergrund geschmiedet wurden, nicht viel oder nichts mit (vgl. Forte 2005, 93). Es kann sein, dass die geplanten Veränderungen so umfangreich waren, dass genau dies zum scheinbaren Stillstand führte (vgl. ebd. 100-103). Während das angestrebte neue Design, die Integration von mehr Interaktivität und die Neukonzeption des Forums nicht kamen, wurden andere Ideen mehr oder weniger umgesetzt. Die Redaktion wurde umgestaltet und vor allem wurden viele Medienpartnerschaften und Kooperationen eingegangen. Durch die Organisation der Pressekonferenz für den indischen Sänger Sonu Nigam war das Indernet ganz nah an Bollywood. Zu dieser Zeit hatte das Portal hohe Zugriffszahlen und mag einige Besuchende durch diese Aktion beeindruckt haben. Während die Zusammenarbeit mit Sonu Nigam eine einmalige Veranstaltung war, gab es auch langfristige Medienpartnerschaften. Am langfristigen war jene mit dem Filmfestival in Stuttgart, die im Jahr 2019 noch bestand, und zu der in der internen Chronik zu lesen ist:

»Es keimte wieder Aktivität innerhalb der Redaktion auf, als die Kontakte zum Filmbüro Baden-Württemberg, die durch unsere Redakteurin Melanie seit 2005 bestanden, stetig intensiviert wurden. Unter Melanies Projektleitung veröffentlichten wir jährlich einen sehr ausführlichen Sonderteil zur Veranstaltungsreihe ›Bollywood and Beyond«. Dieser Sonderteil ist bis heute der ausführlichste journalistisch aufbereitete Beitrag zu dieser Veranstaltung.«

Das Indernet schien zudem guten Kontakt zum Filmverleih für indische Filme Rapid Eye Movies (vgl. Krauß 2012, 69-74, 76-80) zu haben. Es gab Berichte über von diesem vertriebene Filme, zum Teil auch Interviews und gelegentlich Gewinnspiele. Damit konnte das Indernet über das Filmfestival hinaus Bollywood-Interessierte mit Inhalten versorgen.

Die allgemeine Berichterstattung war dabei immer unregelmäßiger geworden. Mal passierte lange nichts, dann wurden gleich mehrere Artikel hochgeladen. Neben vielen Pressemitteilungen und Nachrichten über Bollywood dominierten Werbung für Community-Veranstaltungen sowie Artikel zu wirtschaftlichen Themen. Letzteres lag daran, dass der Wirtschaftsredakteur weiter aktiv und eine wesentliche Stütze des Teams geworden war. Zudem wurden neue Kolumnen eingeführt. Das Indernet hatte englischsprachige Autor_innen gefunden, die gelegentlich Texte verfassten. In der internen Chronik ist über diese Zeit zu lesen:

»Unser Wunsch, auch aus Indien aktiv sein zu können, erfüllte sich durch die Zusammenarbeit unter anderem mit G und H, die zu aktuellen Themen aus Neu-Delhi berichteten. Darüber hinaus bereiste die Studentin J 2010 Indien. Sie schrieb und fotografierte ausschließlich für das Indernet und wurde dafür mit einem Stipendium des DAAD gefördert. Diese Art der Auslandsreportage wurde öffentlich mit großem Interesse verfolgt.«

Wenn ich es richtig dokumentiert habe, wurden die Berichte von J erst nach dem Neustart des Indernets im Jahr 2011 hochgeladen. Worauf die Aussage, dass ein großes öffentliches Interesse bestand, beruht, weiß ich nicht. Möglicherweise wurden Zugriffe verfolgt oder Rückmeldungen von Lesenden gemacht.

Zu besonderen Anlässen verschickte das Indernet weiterhin Infobriefe. Mich beeindruckte, dass das Indernet mit diesen Infobriefen noch Nutzende erreichen konnte. Beim beworbenen Indernet-WM-Tippspiel im Jahr 2010 nahmen etliche mir bekannte (ehemalige) Nutzende und Redakteur_innen teil. Sie waren dem Indernet noch so verbunden, dass ein Besuch der Seite und ein Treffen mit alten Bekannten für sie attraktiv waren. Diese andauernde Verbundenheit zeigte sich auch als im gleichen Jahr die FB-Seite eröffnet wurde. Ich teile den Eindruck, der in der internen Chronik formuliert worden war: Das Indernet konnte »unser altes Netzwerk reaktivieren«. Etliche der ehemaligen Nutzenden liketen¹¹ die Seite.

So existierte und experimentierte das Projekt weiter. Bis es im November 2011 so aussah, als ob es das Indernet nicht mehr gäbe. Ich notierte im November 2011: »Seit einigen Tagen öffnet die Inhaltsseite nicht (nur der Rahmen)«, eine Woche später: »Indernet-Content öffnet sich seit Tagen nicht« und weitere drei Tage später: »Indernet-Inhalt öffnet sich weiter nicht«. Ohne Ankündigung war das Indernet nicht mehr erreichbar.

3.6.5. Fazit: Indernet-Netzwerk

Relativ unabhängig davon, was ab Mitte der 2000er Jahre auf dem Indernet (nicht) passierte, behielt es für viele seiner ehemaligen Nutzenden und Redakteur_innen eine bemerkenswerte Bedeutung. Es war zwar nicht mehr Teil ihrer Gegenwart und spielte keine Rolle mehr für ihre Zukunft, blieb aber ein wichtiger Teil ihrer Vergangenheit (vgl. 1.3.1).

11 Die FB-Logik und -Sprache macht eine Beschreibung in Schriftsprache schwierig. Ein wesentliches Element von FB (zumindest bis 2020) war die Option »Gefällt mir«, die im englischen Original knapper »Like« heißt. Da das Liken auch schon Eingang in die Alltagssprache genommen hat, nutze ich das Wort Like in verschiedenen Formen in diesem Buch, um auf die Praxis des Klickens von »Gefällt mir« zu verweisen. Ein Like ist das Klicken von »Gefällt mir«, den Akt des Klickens beschreibe ich mit dem Verb liken und Likende sind jene, die eine Seite abonniert haben, indem sie »Gefällt mir« gedrückt haben.

In Kommunikation mit ehemaligen Nutzenden, darunter auch eher unauffällige oder unsichtbare (vgl. 2.3), wurde mir deutlich, dass ich nicht die einzige war, die Interesse an der Weiterentwicklung des Indernets hatte. Als ich im Frühjahr 2012 in FB etwas über die Entwicklung des Portals postete, kommentierte Rani: »Hab mich auch gewundert vor Jahren, dass die Seite stand, sich aber nichts tat.« Jahre nachdem auf dem Indernet eigentlich nichts mehr passierte, war mein Post ausreichende Motivation, sich auch dazu zu äußern. Ähnliche Erfahrungen machte ich häufiger, wenn ich mit Bekannten oder Freund_innen über meine Forschung sprach. So schrieb mir Sophie im Frühjahr 2011: »Schade, dass das Indernet überhaupt nicht mehr aktualisiert wird.« Solche Aussagen bedeuten nicht, dass die sich so Äußernden das Indernet noch benutzt hätten, wenn es denn noch aktiv gewesen wäre. Dass sich mehrere meiner Gesprächspartner_innen bedauernd über den Wegfall dieses Raumes äußerten, deutet lediglich darauf hin, dass sie mit diesem positive bzw. bedeutende Erinnerungen verbanden. Dies zeigte sich auch, als ich bei einer Veranstaltung der zweiten Generation im Sommer 2018 das Manuskript zu diesem Buch auslegte. Mehrere im Raum outeten sich als ehemalige Nutzende und wollten das Buch gerne lesen.

Viele Nutzende und Redakteur_innen hatten Freundschaften über das Indernet geschlossen. So erklärte Yps, die ich im Herbst 2008 zu einem anderen Thema interviewte, dass sie während ihrer Zeit auf dem Indernet die ganze Redaktion und viele Nutzende gut kennengelernt hatte. Mit einem der noch aktiven Redakteure war sie befreundet. Daher wusste sie auch sehr viel mehr darüber, was gerade im Indernet passierte, als ich. Bei anderen war das Indernet mehr in den Hintergrund gerückt. So schrieb mir Fatima im Herbst 2011:

»Ich kannte zwar M schon vor der Forumszeit des Indernets, aber durch den regelmäßigen ›Kontakt‹ im Indernet haben wir uns erst richtig kennengelernt, und heute ist er ein vollwertiges Familienmitglied. Er hat meine Hochzeit organisiert und die Rolle eines richtigen Bruders übernommen, bald zieht er sogar in dasselbe Wohnhaus wie meine Mutter. Aber auch N und zwei weitere Mädchen treffe ich noch regelmäßig. Bemerkenswert ist, dass das Indernet, durch das wir erst zusammenfanden, heute keinerlei Erwähnung mehr findet.«

Auch zu mir hielt Fatima losen Kontakt. Sie las meinen Blog und kontaktierte mich zu Studienfragen. Durch das Indernet waren Netzwerke entstanden, die für unterschiedlichste Bedürfnisse genutzt werden konnten.

Als ich mich im Herbst 2011 bei FB anmeldete, tat ich dies vor allem, um meinem Forschungsfeld zu folgen. Ich wollte sehen, was beim Indernet passierte und wieder in Kontakt mit den Interviewten kommen. Ich notierte im Oktober 2011:

»Ich habe mich gestern endlich dazu durchgerungen, mich in FB anzumelden, insbesondere für das Forschungsprojekt. Ich like die Indernet-Seite. Ich gehe durch

meine Interviewliste und suche nach meinen Interviewpartner_innen. Viele der Namen sind sehr häufig in FB und ich kann die Personen daher nicht eindeutig finden. Andere sind gar nicht zu finden. Die Freundeslisten von einigen sind gute Quellen: über A und B finde ich viele und befreunde sie. Das erste Ergebnis: angenommen von C, D, E, F, G, H, B, I, J und K. L habe ich eine Nachricht geschrieben, da ich ihn nicht befreunden kann. Ich stecke die Freunde in die Liste Indernet. Folgenden Gruppen will ich beitreten: Inderkinder, Inderkinder Berlin und Indernet. Viele Vernetzungen sind zu finden, mal sehen, was ich mitbekomme. Einen ersten Post zur Indernetforschung gemacht. Rani schreibt mir auf die Wand.«

FB gab mir die Möglichkeit, mich mit vielen Nutzenden und Redakteur_innen sowie mit etlichen Beobachtenden zu vernetzen. Alle Interviewten konnte ich zwar nicht finden, zum Teil weil ich ihre Namen nicht kannte, zum Teil, weil ihre Namen zu häufig waren, und zum Teil, weil sie nicht auf FB waren oder nichtöffentliche Profile hatten. So ließ L es zum Beispiel nicht zu, dass andere ihm Freundschaftsanfragen schickten. Die meisten, aber nicht alle, nahmen meine Freundschaftsanfrage an. Mit einigen tauschte ich ein paar Worte aus. Andere wiederum sandten Freundschaftsanfragen an mich. Bald war ich Teil eines größeren Netzwerks und konnte über die Freundeslisten¹² von anderen weitere Bekannte finden. Es hatte sich ein Indernet-Netzwerk jenseits und unabhängig vom Indernet gebildet, das auf der gemeinsamen Vergangenheit in dem virtuellen Raum beruhte. Damit blieb auch eine Verbindung zu diesem Ort weiterbestehen. Er blieb ein Referenzpunkt, der innerhalb dieses Netzwerkes eine Bedeutung hatte.

12 Den Begriff FB-Freunde verstehe ich als ein durch FB geprägtes Konzept, dass sich von Freund_innen im sonstigen Sprachverständnis unterscheidet. Daher benutze ich für FB-Freunde keinen Gender Gap.

3.7. Indernet 2.0

3.7.1. Reifer, erwachsener, kritischer

»Kurz nach Mitternacht: Indernet öffnet sich wieder nicht (außer Rahmen). Ich drücke auf neu laden und mache was Anderes. Auf einmal überraschend für mich: Indernet in ganz anderem Design. Das scheint der Bollywood & Beyond Blog 2011 zu sein, auf den ich umgeleitet wurde.«

Das notierte ich Ende November 2011. Nachdem auf dem Indernet seit 2007 kaum etwas geschehen war, passierte auf einmal völlig Neues. Das Internetportal verschwand und stattdessen wurde der Blog, der bisher der Berichterstattung über das Stuttgarter Filmfestival gedient hatte, zum neuen Indernet. Artikel, die eigens für das Indernet verfasst worden waren, wurden neu veröffentlicht. In der internen Chronik aus dem Jahr 2013 ist unter der Überschrift »Indernet 2.0« zu lesen:

»Wenn auch die mittlerweile technisch nicht mehr zeitgemäße Internetseite die ganzen Jahre über online war und nur sporadisch Artikel erschienen, entschlossen wir uns das Indernet 2011 auch gedanklich wieder aufleben zu lassen und in Form eines Blogs neu zu starten. Ich wusste, dass das Indernet nicht mehr so sein würde wie früher, dafür jedoch reifer, erwachsener, kritischer, mit neuem Design und technisch der Zeit angepasst.«

Im neuen Gewand sollte eine neue Version des Indernets entstehen, die nicht mehr primär jugendlichem Elan, sondern erwachsenen Überlegungen folgen sollte. Mit der Bezeichnung Indernet 2.0 nahm die Chronik dabei Bezug auf das Web 2.0 bzw. darauf, dass eine neue Version des Indernets mit grundlegenden Veränderungen und Erweiterungen veröffentlicht wurde (vgl. Schmidt 2011, 13). Nach Schmidt (2013, 11) eröffnete das Web 2.0 bessere Möglichkeiten, Inhalte zu veröffentlichen und zu bearbeiten sowie in Austausch zu treten¹³. Ein langjähriger Begleiter des Indernets erklärte 2012 in einem auf dem Indernet veröffentlichten Interview:

»Das Indernet schrumpfte zu einem interessanten Informationsmedium rund um das Thema Indien und erfährt nun einen neuen Auftrieb und wieder einen größeren Bekanntheitsgrad. Alle Pioniere und Anhänger der Seite haben sich nun im Sozialen Netzwerk FB zusammengefunden und das Indernet ist zu einem lebendigen Blog geworden. Mit Stolz kann ich sagen: Ich bin von Anfang an dabei gewesen und bin dem Indernet auch in schlechten Zeiten immer treu geblieben!«

13 Allerdings argumentiert Schmidt (2008, 22) auch, dass der Wandel zum Web 2.0 weniger groß war, als diese Bezeichnung suggeriert, und plädiert dafür, vom Social Web zu sprechen, da die Veränderungen gerade im Bereich der sozialen Beziehungen erfolgten.

3.7.2. Der Blog

Das Indernet behielt seine Adresse. Das Gemeinschaftszentrum (vgl. 2.2) wurde aber abgerissen und an seiner Stelle ein ganz anderes und viel kleineres Gebäude aufgebaut.

Das Kennzeichen von Blogs (kurz für: Weblogs) ist, dass sie chronologisch geordnet, in der Regel öffentlich zugänglich und von Autor_innen betrieben sind (vgl. Beck 2010, 29). Schmidt (2006, 13) fügt hinzu, dass sie regelmäßig aktualisiert werden. Lim (2009, 179) weist darauf hin, dass die Beiträge als Archiv online bleiben und mit Suchmaschinen durchsuchbar sind. Der Begriff Weblog wurde bereits 1997 geprägt (vgl. Schmidt 2006, 13). Aber erst, als Anfang der 2000er Jahre Weblog-Hosting angeboten und es dadurch für individuelle Nutzende einfach wurde, einen Blog anzulegen und ihn zu pflegen, stieg die Anzahl der Blogs rasant (vgl. ebd. 14).

Der Indernet-Blog lässt sich als Laien- bzw. journalistischer Blog klassifizieren (vgl. Beck 2008, 119-148). Sein Ziel war es, Informationen über Indien und Indisches in Deutschland zu publizieren (vgl. 2.4). Damit glich er anderen Blogs, die von natio-ethno-kulturell Anderen betrieben wurden (vgl. Lopez 2014), und deren Ziel es war, eine eigene Öffentlichkeit für ihre sonst wenig beachteten Themen herzustellen (vgl. ebd. 421). Im Unterschied zu Lopez (2014) Darstellung der Asian American Blogosphäre war das Indernet aber ein Blog ohne Bloggende. Die Betreibenden des Indernets wurden nicht sichtbar, stellten sich nicht selbst dar, arbeiteten im Hintergrund. In der internen Chronik von 2013 ist zu lesen:

»Heute nach nunmehr 13 Jahren Indernet haben sich die Fanzahlen bei FB gesteigert und eine Regelmäßigkeit in der redaktionellen Arbeit ist wieder erkennbar. Die Redaktionsleitung der Vergangenheit ist mit A, B, C und mir im Kern bestehen geblieben. Regelmäßige redaktionelle Telefonkonferenzen und Treffen finden statt. Freie Mitarbeiter bereichern heute in Form von qualitativ hochwertigen Artikeln unsere Plattform. Unter anderem konnten wir mit D einen Korrespondenten aus Chennai gewinnen.«

Zur Redaktion gehörten zwei der Gründer, der technische Administrator aus der Anfangszeit sowie der Wirtschaftsredakteur. Sukzessive baute die Redaktion den früheren Filmfestival-Blog zur neuen Hauptadresse des Indernets um.

Ein großer Vorteil von Blogs ist, dass sie auch für Laien leicht anzulegen und zu bedienen sind (vgl. Schmidt 2006, 128; Beck 2010, 29). Wenn ein Blog-Hoster benutzt wird (vgl. Schmidt 2006, 14), kümmert sich dieser um die technische Administration. Die Bloggenden bekommen meist nur in sehr begrenztem Rahmen Rechte, etwas technisch zu ändern. Auch das Design können sie nur in einem vorgegebenen Rahmen anpassen. Ihnen fällt vor allem und fast ausschließlich die Rolle zu, Inhalte zu produzieren und sich zu vernetzen. Für die Indernet-Redaktion war der Blog damit viel leichter zu betreuen als das Internetportal. Neben der Mög-

lichkeit, Informationen zu publizieren, versprach ein Blog auch, den Austausch zu fördern. So gehört zu Blogs standardmäßig, dass Lesende die Beiträge kommentieren können (vgl. Beck 2010, 30). Zusätzlich bot das Indernet auf dem Blog eine Feedback-Option an, durch die Lesende mit der Redaktion in Kontakt treten konnten. Ich notierte im Herbst 2012:

»Da ich heute das digitale Feldtagebuch aktualisiere, klicke ich mich auch durch den Blog. Es fällt mir auf, dass ein neuer Tab Video da ist, der nicht richtig funktioniert. Und ein Tab Links mit dem Einstieg: ›Für Linktausch sind wir jederzeit offen. Wichtig ist, dass ihre Seite einen indienrelevanten Bezug besitzt und es sich um seriöse, regelmäßig gepflegte Seiten handelt. Ein Link zum Indernet muss dauerhaft platziert werden.«

Das Indernet bot also auf Basis von Reziprozität an, Internetseiten mit Indienbezug zu verlinken. Linksammlungen sind für Blogs üblich und werden Blogrolls genannt (vgl. Beck 2010, 30). Sie verbinden verschiedene Blogs miteinander. Durch sie entsteht die Blogosphäre, also der gemeinsame virtuelle Raum der Blogs (vgl. Schmidt 2013, 13). Im Falle des Indernets schien mir die Linksammlung nicht wirklich ein Blogroll zu sein. In ihr wurden überwiegend statische Webseiten aufgeführt, nur sehr wenige Blogs fanden sich darunter. Die Linkliste verband das Indernet somit nicht mit anderen Blogs und integrierte es daher auch nicht in die Blogosphäre.

Interessierte konnten sich per RSS-Feed (vgl. Schmidt, 2011, 16) über Aktualisierungen des Blogs informieren lassen (vgl. Beck 2010, 30; Schmidt 2011, 113). Das heißt, sie konnten einen Feed-Reader nutzen, durch den sie über Aktualisierungen im Blog nicht nur informiert wurden, sondern in dem sie die neuen Beiträge auch direkt lesen konnten. Sie konnten damit die Indernet-Beiträge in ihre persönliche Zusammenstellung von Informationen aufnehmen (vgl. Schmidt 2008, 32). Bei mir klappte das allerdings nicht, wie mein Eintrag vom Sommer 2015 zeigt: »Heute habe ich mal geschaut, ob es einen Blog-RSS-Feed gibt. Es scheint aber keinen zu geben, zumindest keinen, für den man sich nicht irgendwo registrieren muss.« Ich verstand die angebotenen Feeds nicht und konnte sie nicht in meinen Feed-Reader integrieren. Also war ich darauf angewiesen, regelmäßig auf die Seite zu gehen oder mich darauf zu verlassen, dass neue Blogposts in FB angekündigt wurden.

Der neue Leseraum

Zentrales Element bei Blogs sind die chronologisch angeordneten Blogbeiträge. Der Indernet-Blog führte so die Rubriken des Internetportals fort (vgl. 2.2.2). Dafür ordnete die Redaktion Beiträge verschiedenen Kategorien zu. Diese Sortierung knüpfte an jene im Internetportal an, hatte aber ihre eigene Logik und setzte andere Schwerpunkte. Die Blogsoftware war flexibler als das Design des Portals. Es konnten jederzeit neue Kategorien eingerichtet werden. Die Software erstellte au-

tomatisch eine Übersicht (vgl. Schmidt 2011, 169). Die so entstehende Ordnung bildete die tatsächlich eingestellten Beiträge ab. Damit wurde offensichtlich, dass der Schwerpunkt eher auf Unterhaltung als auf seriösen Informationen lag. In der internen Chronik aus dem Jahr 2013 hieß es dazu:

»Das Indernet der Gegenwart muss sich den Bedürfnissen seiner Leserinnen und Leser anpassen. Bollywood-Themen spielen in der Tat eine große Rolle, doch sollen auch Themen in den Bereichen Politik und Wirtschaft stärker zum Tragen kommen sowie eine stärkere Berichterstattung von Veranstaltungen der deutsch-indischen Diaspora.«

Der Blog knüpfte zwar an die vorherige redaktionelle Arbeit an, erzeugte damit aber nicht den gleichen Eindruck. Während auf dem Internetportal eine Bibliothek (vgl. 2.2.2) mit einer Vielzahl von Räumen entstanden war, in die man eintauchen konnte, in denen man stöbern und viel Zeit verbringen konnte, bot der Blog einen eher kleinen, wenig attraktiven Raum mit ein paar chronologisch geordneten Regalbrettern an. Wer wollte, konnte zwar recherchieren, aber der Blog lud, anders als das Portal, nicht zum Verweilen ein. Bei Recherchen zeigte sich zudem die eingeschränkte Eignung eines chronologisch geordneten virtuellen Raumes als Archiv (vgl. Kaun und Stiernstedt 2014, 1160). Von der beeindruckenden Bibliothek des Gemeinschaftszentrums war nur ein kleiner Leseraum übriggeblieben.

Um die Regalbretter zu füllen und an die Vergangenheit des Gemeinschaftszentrums anzuschließen, suchte die Redaktion Artikel aus der alten Bibliothek aus und stellte sie mit ihrem Originalveröffentlichungsdatum in den Blog ein. Die neu eingestellten, alten Artikel waren auf dem Blog bei einem Besuch auf den ersten Blick nicht sichtbar. Sie konnten nur gefunden werden, wenn man sich das Archiv genauer ansah. So war es mir nicht aufgefallen, dass alte Artikel wieder veröffentlicht wurden. Erst als ich einen Blogbeitrag, der in FB beworben worden war, nicht fand, schaute ich genauer hin und fand das Archiv. Ich erkannte, dass die Redaktion in den ersten zwei Monaten des neuen Indernets nicht nur regelmäßig neue Artikel eingestellt, sondern auch kontinuierlich das Archiv aufgefüllt hatte. So ermöglichte die Redaktion ihren Lesenden einen Zugang zur Indernet-Vergangenheit (vgl. ebd. 1155). Sie stellte Zeit auf spezifische Weise her (vgl. Chakkalakal 2018, 6). Nichts wies darauf hin, wann der Blog angelegt worden war und dass nicht alle Artikel dort zuerst erschienen waren. Das Blog-Archiv suggerierte eine kontinuierliche Entwicklung und beeindruckende Vergangenheit des Blogs. Während die alten Artikel auf dem Blog wenig Aufmerksamkeit auf sich zogen, stellten sie auf FB einen Teil der aktuellen Berichterstattung dar. So notierte ich im Herbst 2012:

»In letzter Zeit wurden wieder alte Indernet-Artikel im Blog veröffentlicht. Heute der Königswinter-Artikel von 2000. In FB so angekündigt: »Vor 12 Jahren: Mit indernet.de (Insidern auch als Köwi bekannt) fand ein richtungsweisendes Seminar

zur Vernetzung deutsch-indischer Jugendlicher statt. Wir blicken mit diesem Originalartikel aus dem Jahr 2000 (wehmütig) zurück! Was hat sich Eurer Meinung seitdem getan, welche Rolle würdet Ihr dem Indernet dabei zuordnen?«

Die Artikel wurden in FB nicht nur beworben, sondern auch kontextualisiert. Es wurde versucht, Lesende in eine Diskussion einzubinden. Letzteres gelang allerdings nur selten und wenn überhaupt dann in FB und nicht auf dem Blog.

Im Folgenden wechselten sich Phasen von Aktivität mit jenen von Stagnation ab. Mein Eindruck war, dass der Grad der Aktivität davon abhing, wie viel Zeit die zwei zentralen Redakteure hatten (vgl. Lopez 2014, 429-430). So notierte ich im Frühsommer 2014: »X scheint mehr Zeit zu haben, jetzt kommen immer mal wieder Meldungen auf FB und sogar Blogbeiträge.« Dadurch, dass ich mit beiden Redakteuren bei FB befreundet war, bekam ich einen kleinen Einblick in ihr Privat- und Berufsleben. So konnte ich mitverfolgen, dass der eine heiratete, ein Kind bekam, eine neue Stelle antrat und umzog. Der andere schloss derweil ein berufsbegleitendes Studium ab. Wenn es ihnen ihre vielen Verpflichtungen erlaubten, engagierten sie sich für das Indernet. Wenn sie nicht ausreichend Zeit übrighatten, blieb das Indernet weitgehend unbetreut.

Inhaltlich und formal fanden sich auf dem Blog sehr unterschiedliche Beiträge. Gefühlt überwogen Veranstaltungshinweise, Filmankündigungen und Gewinnspiele, die größtenteils so wirkten, als ob sie aus Pressemitteilungen übernommen worden waren. Von Zeit zu Zeit gab es selbstverfasste Artikel. Gelegentlich wurde auf aktuelle gesellschaftspolitische Themen reagiert, zum Beispiel auf die international diskutierte Gruppenvergewaltigung einer jungen Frau im Dezember 2012 in Delhi (vgl. Schneider und Titzmann 2015) oder 2014 bei der Kontroverse um den Bundestagsabgeordneten Sebastian Edathy¹⁴. Mir fiel auf, dass Blogbeiträgen Daten gegeben wurden, die nicht notwendigerweise mit den Veröffentlichungsdaten übereinstimmten. Das Archiv gab damit einen anderen Eindruck der Blogaktivitäten als das tägliche Beobachten. Im Archiv erschien es zum Beispiel so, als ob ein Artikel zu Edathy zeitnah erschienen war, tatsächlich wurde er aber erst mehrere Monate später veröffentlicht.

Wie schon auf dem Portal beobachtete ich alles, was mit Hindu-Nationalismus zu tun hatte besonders kritisch (vgl. 1.4.8). Leichter als auf dem Portal konnte ich beim Blog und in FB Beiträge direkt kommentieren. Dies nutzte ich mehrmals. Im Frühjahr 2015 fand meine Kritik Eingang in einen Beitrag, wie folgender Eintrag ins Feldtagebuch zeigt:

»YZ hat vor ein paar Tagen einen Bericht über Modis Besuch und die Hannover Messe geschrieben. Er war wohl auch vor Ort als Pressevertreter. Im Wesentlichen

14 Da Edathy einen indischen Vater hat, war er eine wichtige Person für die indische Community. 2014 wurde der Vorwurf erhoben, dass er kinderpornografisches Material besaß.

ist dies auch wieder ein Text, der beschreibt, was Modi alles so tut und wie ihm zu-gejubelt wird. Dann aber bin ich ganz überrascht, er sagt nicht nur, dass es auch Kritik gab, sondern zitiert die ›Wissenschaftlerin Urmila Goel‹ mit meinem Kommentar auf FB und verweist auf Proteste der Sikhs. Allerdings geht er nicht weiter darauf ein, warum Kritik geübt wird.«

Im Dezember 2016 erklärte der Autor: »Deinen Eintrag bei FB fand ich wichtig. Er passte während des Modi-Besuches gut zum Artikel bzw. war sinnvoll und richtig. Ich wollte kritische Stimmen nennen« (vgl. Prolog 3).

Auch wenn mich nicht alle selbstrecherchierten und -verfassten Beiträge in ihrer Qualität und politischen Ausrichtung überzeugten, so las ich sie doch gerne, da sie mir Informationen über Einstellungen und Zugänge in der Community gaben. Sie waren allerdings zu selten, um den Blog zu einem attraktiven Ort für mich zu machen. Er war kein Ort zum Verweilen und verleitete Lesende auch leicht dazu, andere Orte zu besuchen: die Tabs Fotos und Videos sowie das FB-Plugin führten weg vom Blog (im Herbst 2019 zu FB und YouTube¹⁵).

Die Lesenden

Als Beobachterin war es schwer einzuschätzen, wer den Blog las und wofür sich die Lesenden interessierten. Bis Frühjahr 2020 fanden sich nur sehr wenige Kommentare auf dem Blog. Die Redaktion verfügte vermutlich über mehr Informationen über ihre Lesenden als ich. Sie kannte möglicherweise Zugriffszahlen auf einzelne Beiträge und hatte damit einen besseren Eindruck, welche Artikel attraktiv waren und welche nicht. Ein Indikator hierfür war die Auflistung der meist gelesenen Beiträge der Woche. Diese veränderten sich, auch wenn sich sonst auf dem Blog nichts tat, und maßen die Popularität der Beiträge bei den Lesenden (vgl. Schmidt 2008, 33). Laut Redaktion wurden jene Artikel angezeigt, die in der aktuellen Woche »am meisten angeklickt wurden«. Als mir auffiel, dass der Edathy-Artikel angezeigt wurde, fragte ich nach, ob sie nachvollziehen konnten, woher die Zugriffe kamen. Ich ging davon aus, dass sie – wie für Blogs üblich – über eine trackback-Funktion verfügten und nachsehen konnten, ob der Beitrag auf bestimmten Seiten verlinkt und von dort angesteuert wurde. Sie antworteten mir allerdings, dass sie von einer solchen Funktion bei ihrem Blog-Anbieter nichts wussten.

Fazit: Mit wenig Aufwand

Das Indernet nutzte eine Blog-Infrastruktur für seinen Neustart. Mit der chronologischen Anordnung der Beiträge, ihrer Kommentierbarkeit, verschiedenen verar-

15 Im Youtube-Kanal vom Indernet waren im Herbst 2019 34 Videos hochgeladen. Die ältesten stammten aus dem Jahr 2007. Die meisten waren Interviews bzw. Impressionen, die im Rahmen des Filmfestivals gefilmt worden waren. Es gab aber auch Interviews mit wichtigen Personen aus der indischen Community in Deutschland.

beitenden Algorithmen und dem Angebot eines RSS-Feeds war das Indernet technisch ein Blog. Es nutzte die Blog-Spezifika aber kaum und war nicht Teil der Blogosphäre. Für die Analyse half mir daher die wissenschaftliche Literatur zu Blogs (z.B. Schmidt 2006) wenig.

Der Indernet-Blog wirkte statisch. Die Blog-Software schien im Wesentlichen genutzt worden zu sein, um eine leicht zu bedienende und kostengünstige Webseite zu betreiben. Nachdem das Internetportal durch technische Krisen und redaktionelle Engpässe nicht mehr zufriedenstellend betrieben werden konnte und Versuche der Neukonzeption scheiterten, bot der Blog eine gute Möglichkeit, das Indernet mit wenigen Ressourcen weiterzuführen. Gleichzeitig versprach die Blog-Software, dass es statt einer statischen Webseite eine interaktive werden würde (vgl. Schmidt 2006, 21). Schmidt (2011, 27) argumentiert, dass Blogs Merkmale einer Homepage und eines Diskussionsforums verbinden, da Blogbeiträge kommentiert werden können. Redaktionelle Beiträge stehen so der Diskussion durch Lesende offen. Schon im Internetportal war dies ein Anliegen der Redaktion. Dafür verband sie die Bibliothek (vgl. 2.2.2) mit den Debattierräumen (vgl. 2.2.3). Mit dem Blog, so schien es, könnte Lesen und Diskutieren am gleichen Ort erfolgen. Auch Lopez (2014, 435) erklärt in einer Fußnote, dass trotz aller struktureller Unterschiede zwischen Diskussionsforen und Blogs beide ähnliche Funktionen erfüllten. Viele Bloggende der Asian American Blogosphäre empfänden die Diskussionen auf Blogs und Foren als ähnlich. Durch die Blogs würden intensive Beziehungen zwischen Bloggenden und Lesenden aufgebaut und eine Community hergestellt (vgl. ebd. 429-430). Im Falle des Indernets passierte dies allerdings nicht. Der Austausch mit den Lesenden blieb minimal. Der Blog diente vor allem der Informationsvermittlung. Das lag wahrscheinlich vor allem daran, dass die beiden aktiven Redakteure wenig Zeit hatten. Wenn das Ziel ist, durch Bloggen Gemeinschaft und Zugehörigkeit zu schaffen, argumentiert Lopez (ebd. 431), bedeutet Bloggen affektive Arbeit. Die Bloggenden müssen voll bei der Sache sein, sich emotional engagieren und können damit einen Raum für Austausch schaffen. Ein solcher Einsatz ist aber nicht nur emotional anspruchsvoll, sondern auch sehr zeitintensiv (vgl. ebd. 432). All das konnten die Indernet-Redakteur_innen nicht leisten, auch wenn sie mir Ende 2016 versicherten, dass sie dem Projekt nach wie vor emotional stark verbunden waren. Sie verfügten weder über die notwendigen Ressourcen, noch wollten sie sich persönlich in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stellen.

Der Indernet-Blog war damit weniger ein Ort des Austauschs als ein Ersatz für die Bibliothek des Gemeinschaftszentrums. Aber auch dafür eignete er sich nur eingeschränkt, da die von der Blog-Software vorgegebene Struktur und Design auf schnellen Konsum der neuesten Beiträge und nicht auf das Verweilen und Versinken im Archiv ausgelegt war. Diese Tendenz wurde dadurch verstärkt, dass es durch Feed-Reader und die Verlinkung auf der FB-Seite nicht mehr nötig war, den Blog direkt anzusteuern und sich dort umzuschauen. Die Information über

Aktualisierungen bekam man auch ohne einen Blogbesuch. Es gab daher keinen Grund, regelmäßig beim Indernet-Blog vorbeizuschauen.

3.7.3. Die Facebook-Seite

Nach dem Neustart im Jahr 2011 ließ sich das Indernet nicht mehr so eindeutig lokalisieren wie zuvor, es war diffuser geworden. Statt eines Haupteingangs (vgl. 2.2.1) gab es nun zwei gleichberechtigte Zugänge mit verschiedenen Adressen: der Blog und die FB-Seite. Auf der FB-Seite wurden die Blogbeiträge angekündigt und andere Informationen rund um Indien und Indisches in Deutschland veröffentlicht. Der Blog bot ein FB-Plugin zum Ansteuern der FB-Seite. Beide Räume verwiesen so aufeinander und waren durch verschiedene Wege miteinander verbunden. Die Verbindung der beiden Räume machte auf mich einen guten Eindruck, wie ich Anfang 2012 notierte: »Blog, FB-Seite und -Gruppe gerade recht aktiv. Gute Medienkombination für Indernet? FB-Seite: Link-Sammlung zu Indien, ohne großen journalistischen Aufwand.«

FB¹⁶ gehört – wie zuvor StudiVZ – zu den Anwendungen des Web 2.0 bzw. des Social Web, die als Netzwerkplattformen bzw. Online-Communities bezeichnet werden (vgl. Schmidt 2013, 11-12). Diese eröffnen andere Optionen als Blogs. Zentral für sie ist, dass Nutzende sich registrieren müssen und ein Profil zu ihrer Person anlegen (vgl. ebd. 11). Dieses individuelle Profil dient dazu, in Beziehung zu anderen Profilen zu treten, ein eigenes Netzwerk aufzubauen und sich mit anderen Nutzenden auszutauschen. Während bei einem Blog die Bloggende im Zentrum steht und Austausch mit anderen nicht notwendig ist, gibt es bei Netzwerkplattformen kein einheitliches Zentrum. Für Unternehmen und öffentliche Personen bot FB die Option an, eine Seite (anstatt eines Profils) anzulegen (vgl. Langelois et al. 2011, 259).

Noch stärker als bei Blogs geben Nutzende bei FB die Verantwortung für die technische Infrastruktur und die Gestaltung ab. FB setzt den Rahmen und kann diesen jederzeit nach eigenen Bedürfnissen ändern. Nutzende haben darauf keinerlei Einfluss und müssen mit den Vorgaben von FB umgehen (vgl. Lingel und Golub 2015, 546). Dabei bleibt ihnen wenig Gestaltungsspielraum. Anders als vorher beim Internetportal konnten bei FB weder Redaktion noch Nutzende den virtuellen Raum nach eigenen Vorstellungen gestalten. Allerdings musste die tatsächliche Nutzung nicht unbedingt dem entsprechen, was FB beabsichtigte (vgl. ebd. 537).

Die FB-Seite des Indernets war von Anfang an so eingestellt, dass man sie lesen konnte, ohne sich bei FB registrieren zu müssen. Jede_r mit Internetzugang konnte also verfolgen, was dort passierte. Wer sich allerdings beteiligen wollte, muss-

16 Vgl. Kneidinger (2010), Miller (2011), Leistert und Röhle (2011), Kaun und Stiernstedt (2014), Lingel und Golub (2015).

te sich registrieren, da nur dann die Kommentarfunktion zur Verfügung stand. Zudem mögen FB-ferne Indernet-Besuchende (wie ich in der Anfangszeit) auch Hemmungen verspürt haben, diesen Raum einfach so zu betreten. Es war zwar möglich, aber man betrat eine Welt mit eigenen Regeln, zu der ich mich als Nicht-Registrierte nicht zugehörig fühlte.

Im Herbst 2011 war das zentrale Element von FB-Seiten die Pinnwand. Auf ihr wurden Beiträge der Seitenbetreibenden sowie von Nutzenden chronologisch rückwärts (wie bei Blogs) angeordnet und konnten sowohl kommentiert als auch geliket (vgl. Fußnote 11 in Abschnitt 3.6.5.) werden. Im Mai 2012 änderte sich der Aufbau von FB grundlegend. FB führte mit der Chronik ein neues Ordnungssystem und ein verändertes Design ein. Das Indernet hatte wie alle Nutzenden keine andere Wahl, als mit diesen Änderungen umzugehen und sie für sich zu nutzen. Mit der Chronik versuchte FB den Profilen und Seiten eine größere zeitliche Tiefe zu geben. Das Leben sollte von der Geburt bis zur Gegenwart mit Stationen in FB hinterlegt werden. Dafür blieb die rückwärtschronologische Anordnung der Beiträge bestehen. Es war jetzt aber auch möglich Einträge für vergangene Zeitpunkte vorzunehmen sowie in der Chronik vergangene Jahre anzusteuern. Zudem wurden die Beiträge von anderen Nutzenden aus der Chronik in einen kleinen Kasten daneben verlagert. Die Chronik zeigte nun ausschließlich Beiträge vom Indernet an. Das Indernet nutzte die neuen Möglichkeiten, die die Chronik bot, um ein Archiv anzulegen und so Zugang zu Ereignissen in der Vergangenheit zu eröffnen (vgl. Kaun und Stiernstedt 2014, 1162).

Des Weiteren nutzte das Indernet die Möglichkeit, seine FB-Seite mit einem großen Titelbild zu individualisieren. Dieses wurde von Zeit zu Zeit gewechselt. Insbesondere wurde die Möglichkeit genutzt, um aktuelle Ereignisse wie den indischen Unabhängigkeitstag zu bebildern. Zum Teil wurden die Titelbilder vom Designer aus der Anfangszeit des Indernets entworfen. Allerdings sah man diese nur, wenn man die FB-Seite explizit aufsuchte. Die meisten der Likenden werden dies kaum getan haben, da sie Aktualisierungen über ihren eigenen FB-Feed zu sehen bekamen (vgl. ebd. 1162).

Das neue Foyer

In der internen Chronik aus dem Jahr 2013 schrieb die Redaktion: »Das klassische Diskussionsforum und der Chatroom sind der FB-Seite gewichen. Die zentralen Gedanken eines Indien-Netzwerkes mit ›Kommunikation und Informations‹ bleiben bestehen.« Wie auch die von Nutzenden angelegte FB-Gruppe sollte die FB-Seite Austausch ermöglichen. Es kam zu einzelnen Diskussionen. Allerdings blieben sie im Vergleich zu den Diskussionen auf dem Portal (vgl. 2.2.3) kurz. Sie entwickelten sich nicht selbständig unter vielen Beteiligten und wanderten nicht von einem Thema zum anderen, sondern waren stark durch die Redakteur_innen

strukturiert. Insgesamt gelang es der Redaktion nur selten, Kommentare zu motivieren. Diskussionen waren noch seltener. Auch die Zahl der Likes blieb gering. Die gesellige Funktion des Portals (vgl. 2.2.4) wurde nicht wiederbelebt.

Das Misslingen des Austauschs mag daran gelegen haben, dass das Indernet eine FB-Seite und nicht ein Profil oder eine Gruppe als ihren Raum angelegt hatte. Schmidt (2011, 115-116) erklärt, dass Seiten von FB nicht für eine reziproke Beziehung zwischen Betreibenden und Besuchenden gedacht waren. Sie dienten dazu, dass die Seitenbetreibenden Ankündigungen und Mitteilungen machen konnten. Dies wird von Lingel und Golubs (2015) Untersuchung der Nutzung von FB durch Brooklyns Drag Community bestätigt. Die Künstler_innen erklärten, dass sich FB-Seiten nicht für die Interaktion mit ihren Fans eigneten und sie daher lieber Profile benutzten (vgl. ebd. 544). Die asymmetrische Beziehung zwischen Seitenbetreibenden und Fans ist laut Schmidt (2011, 115) in den FB-Code eingeschrieben und kann daher auch von den Seitenbetreibenden kaum unterlaufen werden. Ähnlich argumentieren Kaun und Stiernstedt (2014, 1163), dass die Technologie von FB-Seiten nur eine zentralisierte und hierarchische Beziehung mit den Likenden ermöglicht. Letztere werden vom Code nur als Öffentlichkeit nicht aber als Handelnde vorgesehen. Dies spiegelt sich auch darin wider, dass ihre Beiträge nicht sichtbar sind (vgl. ebd. 1163). Dies bemerkte ich, als ich im Frühjahr 2012 einen Interaktions-Versuch startete. In mein Feldtagebuch schrieb ich:

»Ich habe gerade in FB die Hyderabader Konferenz gepostet und nach Kommentaren gefragt: auf meiner Pinnwand, in der Indernet-Gruppe, auf der Indernet-Seite und mit einer Nachricht an Redakteur A. Mal sehen, ob das auf der Indernet-Seite zu sehen sein wird und wer wann und wo wie antwortet. Etwas später: B hat in der FB-Gruppe gefragt, ob das Paper zu lesen ist, weil sie das spannend findet.«

In der FB-Gruppe bekam ich schnell eine positive Rückmeldung einer früheren Interviewpartnerin. Auf der FB-Seite passierte nichts. Am nächsten Tag notierte ich: »Auf der FB-Seite finde ich den Post von mir nicht (und auch keinen anderen von nicht-Indernet). Nachmittags: Er ist doch da, ich musste nur auf ›alle Beiträge‹ klicken. C hat kommentiert für die Redaktion, habe zurück kommentiert.« Der FB-Algorithmus hatte meinen Beitrag in den Hintergrund geschoben. Da ich das nicht wusste, konnte ich meinen Beitrag (und die Reaktion der Redakteurin C) nicht finden. Dafür musste ich erst herausfinden, dass ich die Einstellung ändern musste. Eine Diskussion konnte ich so auf der FB-Seite nicht selbst initiieren, da auch die anderen Lesenden meinen Eintrag vermutlich nur sahen, wenn sie sich darum bemühten. Erfolgreicher war, dass ich einem Redakteur eine private Nachricht geschickt hatte. A nahm meine Anfrage zum Anlass, einen eigenen Indernet-Beitrag zu veröffentlichen. Mein Feldtagebuch sagt nichts dazu aus, ob es darauf Kommentare gab. Beim Schreiben mehrere Jahre später lässt sich das schwer rekonstruieren. Die Chronik der FB-Seite lässt sich zwar nach Jahren durchsuchen.

Dann erscheinen aber als erstes die Beiträge vom Jahresende und das Durchklicken bis zum Frühjahr ist nicht nur langwierig, sondern führte bei mir auch zur fehlerhaften Darstellung. Das FB-Archiv ist nicht leicht zu durchsuchen (vgl. ebd. 1160).

Austausch ließ sich durch die FB-Seite schon aus technologischen Gründen kaum initiieren. Sie diente vielmehr wie der Blog als ein Ort der Informationsvermittlung, allerdings mit einem anderen Profil. Während im Blog selbst geschriebene (oder übernommene) Beiträge in einen Leseraum eingestellt wurden, diente die FB-Seite dazu, Informationen aus allen möglichen Quellen zu verteilen. Es wurden nicht nur die Blogbeiträge beworben, sondern auch ohne großen Aufwand Informationen und Entertainment rund um Indien und Indisches in Deutschland aus anderen Quellen geteilt und kommentiert. Die FB-Seite konnten Nutzende ansteuern, um einen Überblick zu bekommen, was gerade im Angebot war und dann den Angeboten zu ihren jeweiligen Quellen folgen. Damit übernahm die FB-Seite die Rolle des Foyers im Gemeinschaftszentrum (vgl. 2.2.1).

Eigenständig war die Berichterstattung dann, wenn sie direkt von einer Veranstaltung oder aus dem Interessengebiet eine Redakteur_in stammte. Dies galt nicht nur für das Filmfestival, sondern auch für manche Community-Veranstaltung sowie für Meldungen aus dem Themenfeld Wirtschaft. Der Wirtschaftsredakteur arbeitete inzwischen in dem Bereich und berichtete gelegentlich von Veranstaltungen oder über Neuigkeiten¹⁷. Die meisten Beiträge kamen allerdings nicht aus eigenen Quellen, sondern wurden aus unterschiedlichen Medien übernommen. Zudem gab es service-orientierte Beiträge: Veranstaltungsankündigungen, Freikarten, Gewinnspiele und ähnliches. Das Indernet betrieb weiterhin Ethno-Marketing.

Anders als bei einem Besuch im Gemeinschaftszentrum konnte ich in FB die mir in den Feed gespülten Indernet-Beiträge direkt mit anderen Quellen vergleichen. Dies fiel mir besonders bei der Berichterstattung über die indische Regierung auf. Neben den Indernet-Beiträgen, standen jene aus der Modi¹⁸-freundlichen FB-Gruppe »Indians in Germany« und die von meinen überwiegend kritisch eingestellten FB-Freunde aus Südasien. In meinem FB-Feed begegneten sich so ganz unterschiedliche und sich widersprechende Perspektiven auf indische Politik. Dadurch fiel mir die (fehlende) Positionierung mehr auf und ich merkte zudem, wenn das Indernet Themen spät aufgriff oder weitgehend ignorierte. Wie schon auf dem Internetportal stieß mir auf, dass zwar viel über Erfolge von Inder_innen berichtet wurde (vgl. 2.4.3), problematische Themenkomplexe aber eher unbeachtet blieben.

17 Die Zuordnung von Indernet-Posts zu einzelnen Redakteur_innen konnte ich zum Teil vornehmen, da die Redakteur_innen auch meine FB-Freunde waren und ich dadurch Verbindungen zwischen den Aktivitäten der einzelnen Redakteur_innen und den Aktivitäten auf der FB-Seite ziehen konnte.

18 Vgl. Fußnote 3 in Prolog 3.

Insgesamt erschienen mir die Nachrichten, die auf FB geteilt wurden, eher unkritisch¹⁹. Gleichzeitig hatte ich aber nicht das Gefühl, dass dahinter eine durchdachte Strategie stand. Es erschien mir eher zufällig, was gepostet wurde und was nicht. Es hing stark davon ab, welche_r Redakteur_in gerade besonders aktiv war und wie aktiv das Indernet überhaupt gerade war. Wie auch beim Blog schwankte der Grad der Aktivität der FB-Seite sehr stark. Insgesamt passierte zwar sehr viel mehr als auf dem Blog, aber es gab auch Phasen, in denen die Seite stagnierte.

Im Spätsommer 2014 gab es einen Aktivitätsschub mit einigen Neuerungen. Das Indernet veröffentlichte täglich irgendwas mit dem Zusatz »of the day«. Nach ein paar Wochen notierte ich: »Die irgendwas of the day gibt es gerade tatsächlich täglich (oder zumindest fast). Sie sind unterschiedlichst: News, Link, Video, App. Zu unterschiedlichen Themen.« Aber dauerhaft wurde dies nicht durchgehalten, es trat wieder eine Ruhephase ein, die im Januar 2015 unterbrochen wurde. Das Indernet nutzte jetzt Hashtags, um die Beiträge zu verschlagworten und bei Schlagwort-Suchen auftauchen zu lassen. Im Frühjahr versuchte das Indernet wieder mit täglichen Beiträgen die Aufmerksamkeit seiner Lesenden zu binden. Dafür nutzte es die einfache und in FB sehr übliche Möglichkeit, Bilder zu teilen. Die meisten dieser Bilder stammten von einer indischen Webseite für »funny pictures«. Es war also einfach, täglich ein Bild auszusuchen und mit einem kurzen Kommentar versehen zu teilen. Durch all diese Aktivitäten bekam ich den Eindruck, dass sich beim Indernet etwas verändert hatte. Mitte Mai notierte ich:

»Ist das Indernet in eine neue Phase eingetreten? Auf FB wird wirklich regelmäßig und zum Teil viel gepostet. Es passiert viel und die zunehmenden Likes und Shares sagen vielleicht schon was aus. Haben sie eine neue Nische gefunden? Jetzt war auch der Blog wieder aktiv.«

Aber schon bald danach war es mit der Aktivität wieder vorbei. Bis zur Fertigstellung dieses Buchs im Frühjahr 2020 nahm ich keine signifikante Zunahme an Aktivitäten mehr wahr.

In den aktiven Phasen bot die FB-Seite mehr als der Blog. Es ließ sich hier viel finden und es lohnte sich in diesem neuen Foyer vorbeizuschauen. Es sammelte Hinweise auf Nachrichten zu Indien und Indischem in Deutschland und leitete zu den Original-Quellen weiter. Dabei wurde eine Öffentlichkeit über den deutschsprachigen Raum hinaus angesprochen. Während einige Beiträge auf Deutsch verfasst wurden, waren andere Englisch oder zweisprachig. Doch auch die aktive FB-Seite war kein Ort, der zum Verweilen einlud oder der aufgesucht werden musste, um aktuelle Meldungen zu erhalten. Wer die Seite geliket hatte, bekam die Ak-

19 Hierüber habe ich mit der Redaktion diskutiert und einen differenzierteren Einblick bekommen (vgl. Prolog 3).

tualisierungen in den eigenen Feed gespült (vgl. Kaun und Stiernstedt 2014, 1162; Schmidt 2011, 29).

Gefällt mir

Liken war eine Option für jene, die ausdrücken wollten, dass ihnen die Seite gefiel. Sowohl auf der FB-Seite als auch auf dem eigenen Profil wurde diese Präferenz dann sichtbar. Außerdem abonnierte man durch Liken die Aktualisierungen in den eigenen Feed. Daran konnten auch FB-Nutzende ein Interesse haben, denen die Seite nicht gefiel, die sie aber verfolgen wollten. Ein FB-Like ist daher genauso wenig wörtlich zu nehmen wie ein FB-Freund. Für die Seitenbetreibenden sind die Likes trotzdem ein Erfolgsindikator und Marketingmittel. Die absolute Zahl der Likes wird auf der Seite angezeigt. Mit der Einführung der Chronik kam für FB-Seiten auch eine Übersicht über die Entwicklung der Likes hinzu.

Im ersten Halbjahr 2013 verzeichnete das Indernet einen starken Anstieg seiner Likes. Im Mai 2015 notierte ich:

»Am 03.05. ein Dankeschön für 2.000 Likes, am 05.05. dann für 2500 mit dem Zusatz »the Indernet story continues... at your service since the year 2000« und am 06.05.15 dann für 3.000 (das Danke jeweils illustriert mit kleiner Grafik oder Foto). Wie bekommt Indernet in einer so kurzen Zeit, in der ich noch nicht mal dazu komme, Feldtagebucheinträge zu machen, 1.000 neue Likes? Auf der FB-Seite zu Gefällt mir Angaben steht: »1.587 Neue »Gefällt mir«-Angaben für die Seite«. Wenn ich es richtig verstehe in der letzten Woche. Das ist eine Verdoppelung in einer Woche.«

Ich wandte mich per Kommentar an die Redaktion: »Wie habt Ihr denn eine Verdoppelung der Likes in einer Woche geschafft?« und bekam als Antwort:

»Hallo Urmila! Wir sind selber überwältigt von diesem tollen Erfolg und sehen die Ursache im nun kontinuierlichen Posten von interessanten Links mit den passenden Tags, Videos, Fotos etc., die vermehrt auch internationales Publikum ansprechen, geliket, kommentiert und geteilt werden. Wir danken unseren Usern aber auch für das Weiterempfehlen!«

Die öffentliche Antwort auf meine öffentlich gestellte Frage wird von der Redaktion – verständlicherweise – für Öffentlichkeitsarbeit in eigener Sache genutzt. Mit dem Verweis darauf, dass es ihnen gelungen war, mehr Aktivitäten der Lesenden zu initiieren, verwiesen sie auf die Logik der FB-Algorithmen. So führen Kaun und Stiernstedt (2014, 1161-1162) aus, dass FB-Seiten nur dann erfolgreich sein können, wenn sie ihre Lesenden dazu zu motivieren, ihre Beiträge zu liken, zu kommentieren und zu teilen. Nur wenn dies geschieht, werden die Beiträge der FB-Seite auch in die Feeds der Likenden gespült und damit weitere Aufmerksamkeit für die Seite produziert. Zudem funktionieren dies besser, wenn Fotos gepostet oder Links geteilt

würden, als wenn nur Textbeiträge gepostet würden. Letzteres hatte das Indernet erfolgreich umgesetzt.

Ich schaute mir die letzten Beiträge des Indernets genauer an. Dabei merkte ich – was mir vorher nicht aufgefallen war –, dass die Likes von Beiträgen tatsächlich angestiegen waren. Außerdem stieß ich auf ein Video, das das Indernet geteilt hatte. Dies war ein international erfolgreiches Video, das zum Zeitpunkt meines Feldtagebucheintrags bereits fast 640.000 Zugriffe hatte und auch schon über indische FB-Freunde in meinen Feed gelangt war. Das Indernet hatte dieses Video mit einem kurzen Text geteilt, in dem die Künstler_innen mit einem Hashtag versehen waren. Dieses geteilte Video bekam auf der Indernet-FB-Seite 1.815 Likes, die höchste Zahl bis dahin. Das Indernet schien durch das Teilen dieses Videos und die Verschlagwortung FB-Nutzende auf sich aufmerksam gemacht zu haben, die die Seite bis dahin nicht gekannt hatten.²⁰

Likes heißen allerdings nicht, dass die Likenden tatsächlich die Seite verfolgen. Dies war mir aufgefallen, als ich mit einer Bekannten sprach, von der mir FB anzeigte, dass sie das Indernet likete. Bei einem Treffen wollte ich mehr darüber erfahren. Auf meine Frage reagierte sie überrascht, sie hatte vergessen, dass sie die Seite geliket hatte. Während mir FB ihr Like anzeigte, kann es gut sein, dass ihr die Aktualisierungen nicht im Feed angezeigt wurden. Der FB-Algorithmus wählt selbständig aus, welche Aktualisierungen in den Feed kommen und welche nicht. Wer nicht ausreichend mit einer Seite oder einem Profil interagiert, bekommt deren Aktualisierungen nicht mehr angezeigt (vgl. Kaun und Stiernstedt 2014, 1161-1162).

FB ist laut Kaun und Stiernstedt (ebd. 1161) darauf ausgerichtet Unmittelbarkeit, Kurzlebigkeit, Lebendigkeit und Bewegung zu vermitteln und nicht Erinnerung und Bewahrung. Daher fördert der Algorithmus schnellen Wechsel und Vergessen. Dies habe auch ich erlebt. Um die Aktivitäten der FB-Seite für mein Forschungsprojekt zu dokumentieren, hatte ich ihre Aktualisierungen in meinem Feed-Reader abonniert. So bekam ich dort immer eine Information darüber, dass sich etwas verändert hatte. Diese Information konnte ich asynchron lesen, wenn ich Zeit hatte, und ich konnte sie auch archivieren. Im Sommer 2015 änderte sich dies, wie ich notierte: »Seit einer Weile schon tauchen die FB-Updates vom Indernet nicht mehr in meinem Thunderbird-Feed auf. Ich sehe sie zwar noch auf der Pinnwand, aber so ist es weniger eindrücklich und flüchtiger. Das Indernet ist aktiver als ich es wahrnehme.« Nachdem ich nicht mehr explizit über die Aktualisierungen informiert wurde, verpasste ich sie häufiger. In meinem FB-Feed, den ich in der Regel schnell durchschaute und indem Nachrichten von allen möglichen

20 Es wurde allerdings kein nachhaltiges Wachstum initiiert. Im Frühjahr 2020 hatte die FB-Seite etwas mehr als 3100 Likes und damit ähnlich viele wie im Mai 2015.

Quellen standen, gingen die Indernet-Aktualisierungen leicht unter. Dazu notierte ich mir im Oktober 2015: »Im Feed ziehen die Inhalte an mir vorbei und ich achte nicht darauf, wer das Zeug postet (india! Magazin, Indernet oder eine Person).« Offensichtlich überflog ich meinen FB-Feed vor allem in Bezug auf Inhalte und achtete erst nachrangig darauf, wer etwas postete. So konnte ich anschließend nicht sagen, wer eine Meldung über Indien oder Indisches in Deutschland verbreitet hatte. Das Indernet ging in der Menge der Informationen unter.

Fazit: Eine Haltestelle unter vielen

Während die Internetportale Information und Kommunikation gebündelt an einem Ort anboten (vgl. 2.4), funktionierten soziale Medien anders. Sie zogen die Nutzenden nicht mehr zu sich, sondern sandten diesen (über die Feeds) gezielt Informationen (vgl. Schmidt 2011, 102). Der Besuch der Quelle der Informationen war so nicht mehr notwendig.

Soziales Netzwerken in sozialen Medien ermöglicht und erfordert laut Schmidt (2013, 52-53) ein persönliches Informationsmanagement. Während bei Internetportalen die Betreibenden entschieden, welche Themen und Quellen relevant waren, konnten und mussten die Nutzenden sozialer Medien sich ihre Informationen selbst zusammenstellen. In FB entschieden sie, mit wem sie sich befreundeten, welche Seiten sie liketen und wen sie abonnierten. FB spielte ihnen dementsprechend bestimmte Beiträge in ihren Feed, die dann wiederum durch die Nutzenden durch liken, kommentieren und teilen mit Bedeutung versehen werden konnten. So entstanden persönliche Öffentlichkeiten, die vor allem von der Relevanz der Inhalte für diese Person abhingen (vgl. ebd. 58) – und davon wie der FB-Algorithmus diese interpretierte. Gleichzeitig konnten die persönlichen Profile sowie Gruppen auch dem Austausch mit Gleichgesinnten dienen. Für Diskussionen musste man nicht an einen öffentlichen Ort gehen, sondern konnte sein selbst zusammengestelltes Netzwerk nutzen. Aus dieser veränderten Logik der Internetnutzung wuchsen neue Herausforderungen für jene, die – wie das Indernet – über das Internet Informationen vermitteln wollten. Sie mussten sich an die expliziten und impliziten Regeln und Logiken der FB-Nutzung halten (vgl. Kaun und Stiernstedt 2014, 1162) und hierfür eigene Strategien entwickeln. Lingel und Golub (2015, 542) stellten fest, dass diese von der Wahl des Tonfalls bis zur sorgsamsten Auswahl der Tageszeit zur Platzierung neuer Beiträge reichten. Dafür zu sorgen, sowohl zur richtigen Zeit in den Feed der Likenden aufgenommen zu werden, als auch deren Aufmerksamkeit zu gewinnen, bedeutete ein gezieltes und zeitintensives Vorgehen.

Zudem hatte das Indernet nur einen eingeschränkten Gestaltungsspielraum. Noch weniger als im Blog konnte das Indernet bei der FB-Seite Struktur und Design bestimmen. So unterschied sich die Indernet-Seite nicht signifikant von anderen Seiten und konnte anders als das Internetportal von den Nutzenden auch

nicht selbständig mitgestaltet werden. Um das Bild des zweiten Mosaiks aufzugreifen: Während das Gemeinschaftszentrum selbst entworfen, eingerichtet und umgebaut werden konnte, wurde der neue Leseraum im Blog aus Fertigteilen zusammengesetzt und das Foyer in FB war ein möblierter Büroraum, in dem noch ein paar Plakate aufgehängt werden konnten (ohne aber die Wände zu beschädigen). Das Indernet konnte nur das nutzen, was FB erlaubte: ein Profil- und ein Titelbild aussuchen, die Informationen über das Indernet entlang einer vorgegebenen Struktur zusammenstellen und Beiträge posten. Damit unterschied es sich nur wenig von anderen virtuellen Orten und verlor seine Einmaligkeit.

Für dieses neue Indernet passte das Bild, das Rajesh zum Indernet gezeichnet hatte (vgl. 2.1.3): »Eine Haltestelle, wo man immer vorbeifährt, aussteigen kann und verschiedene Informationen sich holen kann. Sich dann wieder in den Zug setzt und weiterfährt.« Das Indernet war zu einem flüchtigen Ort geworden, wo man vorbeischaun, sich mit Informationen versorgen und dann weitergehen konnte bzw. sich gleich dafür entscheiden konnte, sich alles nach Hause liefern zu lassen. An welcher Haltestelle man sich versorgte, blieb dabei mehr oder weniger dem Zufall überlassen.

3.7.4. Fazit: Ein anderes Indernet

Der Neustart des Indernets im Herbst 2011 war ein sinnvoller Schritt. So wurden die Nutzenden nicht mehr mit den ewigen Baustellen und toten Links auf dem Internetportal konfrontiert. Nachdem es nicht gelungen war, das Portal umzubauen und an die neuen Anforderungen anzupassen, boten die neuen sozialen Medien einen technischen Rahmen, in dem das Indernet mit vergleichsweise geringem Aufwand weiterbetrieben werden konnte. Zudem war es möglich, sowohl auf dem Blog als auch auf der FB-Seite eine – von Problemen bereinigte und Kontinuität herstellende – Geschichte des Indernets zu präsentieren.

Gleichzeitig hat der Neustart den Wandel des Indernets weiter beschleunigt und sichtbarer gemacht. Das Indernet war schon lange kein Raum der Zugehörigkeit (vgl. das erste Mosaik) und kein beliebtes Gemeinschaftszentrum (vgl. das zweite Mosaik) mehr. Es gab seit 2007 kaum noch Austausch und nur wenig neue Informationen. Die Versprechen der sozialen Medien, bessere Möglichkeiten für die Veröffentlichung von Inhalten zu bieten und mehr Austausch zu ermöglichen (vgl. Schmidt 2013, 11), erfüllten sich für das Indernet nicht. Als Internetportal erreichte das Indernet in seinen Hochzeiten Mitte der 2000er Jahre vermutlich eine viel größere Öffentlichkeit innerhalb der primären Zielgruppe, bot breiter gefächerte Informationen an und ermöglichte wesentlich mehr Interaktion. Wichtig für den früheren Erfolg war das eigene selbstgestaltete Gebäude gewesen. Nutzende und Beobachtende wussten, dass sie an dieser Adresse ein auf Indien und Indisches in Deutschland ausgerichtetes Angebot vorfinden, dort auf andere Men-

schen mit diesem Interesse treffen und dort Zeit (allein oder gesellig) verbringen konnten. Der Umzug in die sozialen Medien änderte dies fundamental. Das Gemeinschaftszentrum mit seinen vielen verschiedenen Räumen wurde abgerissen und an seiner statt ein aus Fertigteilen zusammengesetzter Raum mit ein paar Regalbrettern aufgestellt. Hinzu kamen Wegweiser zum möblierten Büro bei FB. Das Indernet hatte damit sowohl seine eindeutige Adresse als auch sein einmaliges und klares Profil verloren. Es war nun nur noch eines von vielen verschiedenen Angeboten zu Indien im Internet.

Der Neustart des Indernets war in einem ganz anderen Umfeld erfolgt als die Gründung des Indernets im Jahr 2000. Nach Neuberger (2011, 82) war das Web 2.0 ein Ort für alles und alle. Das aber bedeutete, dass es immer schwieriger wurde, in der Vielfalt der Angebote aufzufallen. Um wahrgenommen und in das individuelle Informations- und Beziehungsmanagement (vgl. Schmidt 2011, 76-95) aufgenommen zu werden, mussten Internetangebote etwas Besonderes bieten. Sie mussten etwas bieten, das von den individuellen Nutzenden nicht selbst hergestellt werden konnte. So wie das neue Medium Internet soziale Netzwerke verändert hatte (vgl. Gräf 1997), veränderten die sozialen Medien diese nun erneut. Die zentralen Internetangebote waren nicht mehr jene, die Informationen und Austausch anboten, sondern solche wie FB, die es ihren Nutzenden ermöglichten, sich selbst zu organisieren. Es entstanden persönliche Öffentlichkeiten (vgl. Schmidt 2008, 32), die auf persönliche Beziehungen aufbauten (vgl. Schmidt 2011, 107-134). Dabei wurden unterschiedliche Online-Dienste miteinander kombiniert (vgl. ebd. 113). Madianou und Miller (2012) sprechen in diesem Kontext von Polymedia. Sie (ebd. 170) argumentieren, dass der Fokus verschoben werden muss von der Betrachtung eines spezifischen Mediums hin zu den neuen Medien als einer Umgebung, in der verschiedene Handlungen möglich werden. Medien würden ergänzend genutzt, wobei zwischen ihnen aufgrund von Nützlichkeit gewechselt wird (vgl. ebd. 175). Schon bei der Analyse des Indernets als Internetportal war deutlich geworden, dass die Nutzenden verschiedene Medien miteinander kombinierten (vgl. 2.4.2). Nach dem Neustart in den sozialen Medien war dies noch stärker der Fall.

Das soziale Web führte zu einer gestiegenen Bedeutung der aktiven Nutzenden (vgl. Schmidt 2008, 25). Diese sind nicht mehr nur User, sondern Produzer. Sie rezipieren nicht nur Daten, Informationen und Inhalte, sondern produzieren sie auch (vgl. ebd. 26). Sie verstehen sich nicht als passiv Konsumierende, sondern als sich aktiv ermächtigende Subjekte (vgl. Reichert 2008, 9). Sowohl der Blog als auch die FB-Seite des Indernets boten hierzu allerdings kaum Möglichkeit. Beide waren viel stärker als die Foren des Internetportals auf passives Konsumieren ausgelegt. Die Art und Weise, wie das Indernet die sozialen Medien nutzte, fiel also hinter das zurück, was es seinen Nutzenden in der ersten Hälfte der 2000er bieten konnte. In Zeiten der sozialen Netzwerkplattformen konnten die Nutzenden zudem vieles,

was das Portal Indernet geboten hatte, selbst organisieren. Nachdem ich mich in FB angemeldet hatte, notierte ich:

»Andere Inder_innen/kinder finden, geht auf jeden Fall über FB und Netzwerke aufbauen, immer Neue Kennenlernen. Auf den Pinnwänden ist es möglich, ein bisschen wie im Forum zu reden, dann gibt es noch Chat und Nachrichten. Außerdem können Nachrichten, Informationen und Veranstaltungshinweise geteilt werden. Wer in den Netzwerken drin ist, hat möglicherweise ähnliche Möglichkeiten wie auf dem alten Indernet, nur weniger zentralisiert, diffuser, ausdifferenzierter, rund um Personen. Was auffällt, ist, dass viele der Inderkinder/Inder_innen viele andere solche in ihren Freundeslisten haben. Gibt es hier Räume der zweiten Generation? Viele? Die weniger gestört werden von Weißen, weil Lurken kontrolliert werden kann?«

FB schien mir ein Raum vieler Möglichkeiten, deren Umsetzungen aber schwerer zu finden und zu beobachten waren. Innerhalb von FB ließen sich unterschiedlichste Räume einrichten, deren Zugang über die Einstellungen regulierbar war. Dabei konnte auch besser als bei Foren kontrolliert werden, wer Zutritt suchte, denn die Profile gaben sehr viel mehr Informationen über Nutzende als die Selbstdarstellungen in den Foren gegeben hatten²¹.

Das Umfeld, in dem sich das Indernet 2.0 zu behaupten versuchte, war ein ganz anderes als jenes in dem das Portal gegründet und erfolgreich gewesen war. So ist es nicht überraschend, dass das Indernet nach seinem Neustart – angesichts der eingeschränkten zeitlichen Ressourcen der Redaktion – bis Frühjahr 2020 keinen neuen Zugang fand, um wieder an seine frühere Bedeutung anzuknüpfen. Oder wie es in der internen Chronik von 2013 hieß: »Letztlich bleibt das Indernet jedoch ein Netzwerk, das von seinen Nutzern sowie Autoren lebt.«

21 FB verlangte von Nutzenden, sich mit ihrem richtigen Namen zu registrieren. Im deutschen FB wurde dies zwar nicht konsequent überwacht, der Anteil der Profile, die mit physischen Personen übereinstimmten, dürfte aber sehr viel höher sein, als bei den Nicks, die im Indernet-Forum angelegt wurden.

3.8. Fazit und Ausblick zum dritten Mosaik

3.8.1. Eine kurze Geschichte des Indernets

Für die ersten beiden Mosaik habe ich vor allem Steine aus der Zeit von 2003 bis 2006 genutzt. In diesem dritten Mosaik habe ich nicht nur eine neue Anordnung der bereits genutzten Steine vorgenommen, sondern auch auf viele andere Mosaiksteine zurückgegriffen. Diese stammten zum Teil aus der Zeit vor 2003. Zum großen Teil aber waren es Steine, die ich nach der aktivsten Phase meiner Feldforschung zusammengetragen hatte. Sie waren weniger systematisch gesammelt worden, dafür aber über einen sehr langen Zeitraum (bis Frühjahr 2020). Im Sinne der kritischen Archäologie von virtuellen Räumen (vgl. Everett 2009, 35) habe ich Schicht um Schicht frei- und zusammengelegt. Während die ersten beiden Mosaik die Aspekte der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit bzw. der Gleichzeitigkeit von Ungleichem betonen, nimmt das dritte die Dynamik des Indernets und der diese fördernden Faktoren in den Blick. Dabei beschäftigt es sich mit ähnlichen Motiven, wie die beiden anderen Mosaik, nähert sich ihnen aber aus einer anderen Perspektive.

Das dritte Mosaik schlägt einen Bogen vom Jahr 2000 bis ins Jahr 2020. Es zeichnet die Entwicklung des Indernets nach und betrachtet, in welchem Umfeld diese stattfand. Dass die Geschichte dabei im Jahr 2000 begann, war nicht zufällig. Dieses Jahr war perfekt dafür geeignet, ein Internetprojekt für Inder_innen der zweiten Generation zu gründen. Aufgrund der spezifischen Migrationsgeschichte aus Südasien nach Deutschland gab es viele Jugendliche und junge Erwachsene mit dieser natio-ethno-kulturellen Verortung, die an eigenen Räumen interessiert waren. Sie lösten sich zunehmend von den Institutionen ihrer Eltern, begaben sich auf die selbständige Suche nach natio-ethno-kultureller Orientierung und starteten ihre eigenen Projekte. Gleichzeitig wurde das Internet immer populärer. Schüler_innen lernten die Grundlagen von Webseitengestaltung. Junge Menschen verfügten zunehmend über private Internetzugänge und konnten so mit diesem neuen Medium experimentieren. Zudem stellten die öffentlichen Debatten über Computer-Inder_innen und die Kampagne »Kinder statt Inder« einen direkten Zusammenhang zwischen Inder_innen (der zweiten Generation) und dem Internet her. Eine virtuelle Vernetzung der Kinder der indischen Migrant_innen war naheliegend.

Es war also nichts Besonderes, dass sich im Jahr 2000 drei junge Männer aus Norddeutschland im Internet ausprobierten. Das Besondere war, dass sie nicht nur experimentierten und ein Projekt begannen, sondern dass die drei sich auch hervorragend in ihren Kompetenzen ergänzten und ihr Projekt sehr viel professioneller als andere aufzogen. Die Rahmenbedingungen waren ideal und die Gründer wussten, sie optimal zu nutzen. Sie integrierten nicht nur die neuesten technischen Anwendungen in ihr Portal, sie gaben ihm auch ein professionelles Design

sowie einen ansprechenden Namen und machten geschicktes Marketing. Insbesondere nutzten sie von Anfang an gezielt ihre natio-ethno-kulturellen Netzwerke, um Unterstützung für ihr Projekt zu bekommen, und bauten diese systematisch aus. So wurden sie zu ethnopolitischen Unternehmer_innen (vgl. Brubaker 2004), die mit anderen im Markt der natio-ethno-kulturellen Orientierungssuche kooperierten, diesen dadurch weiterentwickelten und ein maßgeschneidertes Produkt anboten.

Ihr Produkt war eine Community-Plattform, die von Inder_innen der zweiten Generation für Inder_innen der zweiten Generation betrieben wurde. Sie waren selbst Teil ihrer Zielgruppe, hatten selbst Bedarf an ihrem Projekt und konnten es daher glaubhaft anbieten. Sie boten den Rahmen, in dem ein Ort der natio-ethno-kulturell Gleichen imaginiert werden und ein Raum der Zugehörigkeit entstehen konnte (vgl. das erste Mosaik). Der Rahmen wurde von Inder_innen der zweiten Generation angenommen, die das Portal mit Leben füllten, es sich aneigneten, sich an der Gestaltung beteiligten und die Redaktion zur Weiterentwicklung motivierten. Der so entstandene Raum der zweiten Generation wurde von Journalist_innen und Forschenden beobachtet und noch bekannter gemacht.

Wenige Jahre nach der Gründung des Indernets führte der Indienboom (vgl. 2.5.2) dazu, dass ein Interesse für indische Populärkultur in der dominanzdeutschen Gesellschaft entstand. Indien wurde angesagter und nachgefragter. Als eines der wenigen deutschsprachigen Medien mit passendem Angebot wurde das Indernet zunehmend als Expert_in angesprochen: Journalist_innen kontaktierten es. Neue Nutzende, die nicht zur primären Zielgruppe zählten, kamen. Unternehmen, die Ethno-Marketing betrieben, wurden auf das Portal aufmerksam. Das Indernet hatte für den sich neu entwickelnden Markt passende Produkte vorrätig: Informationen über indische Populärkultur sowie die Möglichkeit des zielgruppenoptimierten Marketings.

In diesem Umfeld entwickelte sich das Indernet zu einem einmaligen virtuellen Raum mit hoher Bindungskraft. Es bot ein lebendiges Gemeinschaftszentrum mit den unterschiedlichsten Angeboten für verschiedene Nutzende (vgl. das zweite Mosaik), das einen Raum der Zugehörigkeit für Inder_innen der zweiten Generation einschloss (vgl. das erste Mosaik). Die Grundlage hierfür war der klare Community-Bezug, das hohe Engagement sowie das Angebot von Authentizität (vgl. 2.5.4) verbunden mit Professionalität.

Je erfolgreicher das Portal war, desto mehr stieß es allerdings an die Grenzen der Leistungsfähigkeit einer rein ehrenamtlichen Redaktion. Die technische Administration wurde immer aufwändiger, um die hohen Zugriffszahlen zu bewältigen, die Infrastruktur an die Nutzung anzupassen und Sicherheitslücken zu schließen. Die Auswirkungen technischer Krisen wurden gravierender. Gleichzeitig erforderte die hohe Aktivität der Nutzenden zunehmend moderierende Tätigkeiten. Die große Aufmerksamkeit und hohen Erwartungen, die entstanden waren, mussten

inhaltlich und strukturell erfüllt werden. Das Indernet musste auf dem Stand der Technik bleiben, die neuen Entwicklungen der sozialen Medien mit einbeziehen und gleichzeitig regelmäßig und auf gleichbleibendem Niveau über Indien und Indisches in Deutschland berichten. All dies bedeutete immer größere Anforderungen an die Redaktion. Es reichte nicht länger, dass alle das machten, was sie am liebsten taten und wann sie dazu Zeit hatten. Anfallende Aufgaben mussten zeitnah erledigt werden. Regelmäßige Berichterstattung musste gewährleistet werden. Dies erforderte eine stärkere Professionalisierung der internen Abläufe und Organisation der Redaktion, fiel aber in eine Zeit, in der viele der Redakteur_innen biografisch bedingt weniger Zeit für das Indernet aufbringen konnten. Zudem wurden durch den Druck zur Professionalisierung bestehende interne Spannungen bedeutender. Es gab unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie sich das Indernet entwickeln sollte, was es bedeutete, ein Community-Projekt zu sein, und wie weit die Professionalisierung gehen sollte. Als reines Community-Projekt ging es nicht mehr weiter, aber ohne eine Verankerung in der Community ging es auch nicht. Die Anforderungen an das Indernet stiegen, während die redaktionelle Zusammensetzung und technische Infrastruktur dem weniger gerecht werden konnte. Redakteur_innen dachten darüber nach, wie sie das Indernet neu aufstellen konnten und wurden dabei von einem hohen Anspruch an sich selbst und das Projekt geleitet. Ein Übermaß an Plänen – nicht Passivität – mag dazu geführt haben, dass das Indernet auf die Nutzenden immer inaktiver und unattraktiver wirkte (vgl. Forte 2005, 100-103).

Ein Grund für die zunehmenden Probleme des Indernets kann darin gelegen haben, dass sich die Redaktion nicht ausreichend verjüngte und erweiterte. Entscheider_innen blieben eine kleine Gruppe von Gründern und Redakteur_innen aus der Anfangszeit, die alle immer weniger Zeit in das Projekt stecken konnten und sich – dadurch, dass sie älter wurden – immer stärker von den Interessen junger Nutzender entfernten. Insbesondere ein Gründer behielt eine Leitungsfunktion inne und konnte so Kontinuität gewährleisten. Dies machte es aber auch schwieriger, das Indernet an sich ändernde Bedingungen anzupassen. Damit ähnelte das Indernet anderen ehrenamtlichen Projekten, die ihren Gründer_innen viel zu verdanken haben, und es darüber versäumen, eine personelle Veränderung graduell vorzubereiten. Ohne Nachfolger_innen war das Indernet weiter auf das Engagement des einen Gründers angewiesen. Besonders war, dass das Indernet trotz all seiner Probleme und anders als die meisten Projekte in seinem Umfeld weiterbetrieben wurde. Die Verbundenheit der Redaktion und der Nutzenden blieb auch in der Phase der Inaktivität hoch. Gleichzeitig kamen technische Neuerungen auf den Markt, neue Projekte und Räume entstanden und viele der natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörigen entwickelten aus biografischen Gründen andere Interessen, sodass ein Raum wie das Indernet immer weniger notwendig für sie war.

Der Neustart des Indernets in den sozialen Medien erfolgte daher in einem völlig veränderten Umfeld. Zudem wurden – vermutlich aufgrund von fehlenden zeitlichen und emotionalen Ressourcen – die Potentiale der sozialen Medien nicht ansatzweise ausgenutzt. Das Indernet 2.0 wurde nicht konsequent neu gedacht, sondern im Wesentlichen wie das Portal weitergeführt. Damit fiel das Indernet 2.0 hinter das zurück, was das Indernet 1.0 geschaffen hatte. Es eröffnete weniger Möglichkeiten für Austausch, war weniger durch seine Nutzenden gestaltbar und unterschied sich weniger von anderen Angeboten. Das Indernet hatte seine Einmaligkeit und Besonderheit verloren. Dies lag zum einen daran, dass es in der Community aufgrund der biografischen und demografischen Entwicklungen weniger Bedarf an einem zentralen Raum der Zugehörigkeit gab. Zum anderen lag es daran, dass in dem neuen Medienumfeld Kommunikation und Information anders organisiert waren und daher ein Gemeinschaftszentrum wie das Indernet nicht mehr funktionieren konnte.

Das dritte Mosaik zeigt so die kontextabhängige Situiertheit der beiden anderen Mosaik. Die archäologischen Arbeiten illustrieren, in welchen Schichten sie zu verorten sind, was ihnen vorausging und nach ihnen folgte.

3.8.2. Kontextabhängigkeit

Nicht nur die soziale Verortung von Individuen ist kontextabhängig (vgl. Anthias 2008; 2009), auch Zusammenschlüsse von Personen und Projekten entwickeln sich abhängig von den jeweiligen Rahmenbedingungen. Verschiedene Konstellationen von Faktoren produzieren unterschiedliche Verläufe von ähnlichen Projektideen und -entwicklungen. Der Vorläufer des Indernets, die Webseite der Weststädter Jugendgruppe, war aus den verschiedensten Gründen nicht so erfolgreich wie das Indernet, obwohl die Grundidee ähnlich war. Die Entwicklung des Indernets war abhängig von den unterschiedlichsten Einflüssen: von der technischen Entwicklung von Internetanwendungen, von der demografischen und biografischen Entwicklung der primären Zielgruppe, vom Engagement anderer ethnopolitischer Unternehmer_innen, von betriebswirtschaftlichen Prozessen, von der Zusammensetzung der Redaktion, von gesellschaftspolitischen Entwicklungen (wie der GreenCard-Debatte und dem Indienboom), von ökonomischen Konjunkturen sowie von der medialen und wissenschaftlichen Begleitung. All diese wiederum veränderten sich im Zeitablauf und waren auf komplexe Weise miteinander und dem Indernet verwoben.

Die Entwicklung des Indernets und die öffentliche Aufmerksamkeit hatten Auswirkungen auf die Motivation der Redakteur_innen (vgl. Gorny 2009, 87-88), gleichzeitig hatte diese wiederum Einfluss darauf, wie sich das Indernet weiterentwickelte. Die Redakteur_innen hatten aber auch ein Leben jenseits des Indernets und dieses beeinflusste, wie viel Zeit und Engagement sie dem Indernet widmen

konnten und wollten (vgl. Lopez 2014, 429-430). Da die Redakteur_innen am Anfang ihres Engagements überwiegend junge Erwachsene waren, durchliefen sie in den nächsten Jahren wichtige Stationen ihrer Ausbildung, beruflichen Orientierung und zum Teil der Familiengründung. Sie waren so in weitere zeitaufwendige Projekte eingebunden, hinter die das Indernet zurücktreten musste. Des Weiteren hing die Entwicklung des Internetprojekts davon ab, wie sich die Community und der kollektive Bezug auf natio-ethno-kulturelle Kategorien entwickelte (vgl. Lopez 2014, 430). Aufgrund der vielen Faktoren, die die verschiedenen Entwicklungsschritte beeinflussten, waren diese nicht vorhersehbar und erschienen zufällig, waren aber nicht beliebig. Um sie nachvollziehen zu können, ist eine genaue Analyse ihrer Kontexte notwendig.

Im Falle des Indernets mag die zunehmende Stagnation des Internetportals und der beschränkte Erfolg des Indernets 2.0 daran gelegen haben, dass die Redaktion nur sehr eingeschränkt auf sich verändernde Rahmenbedingung reagieren konnte oder wollte. Es ist aber unwahrscheinlich, dass es möglich gewesen wäre, das Indernet so stark zu verändern, wie sich der Rahmen geändert hatte. Das Indernet gehörte in seine Zeit und die Zeit hatte sich geändert.

3.8.3. Die Bedeutung von Zeit

Fragen von Zeit und Zeitlichkeit spielen in der Geschichte des Indernets unterschiedliche Rollen. Es gab eine Zeit für das Indernet und eine Zeit, in die es nicht mehr passte. Es gab Veränderungen des Indernets über die Zeit mit den in diesem Mosaik beschriebenen Entwicklungsschritten. Es gab die relative Flüchtigkeit der Online-Archive des Indernets, die durch die Schließung des Gästebuchs oder neue Forensoftware verschwanden, und die nach dem Neustart in den sozialen Medien neu angelegt wurden. Vergangenheit wurde permanent in den Selbstdarstellungen des Indernets, in den Archiven und den Erzählungen von Nutzenden über das Indernet konstruiert und damit die Gegenwart hergeleitet und Zukunft imaginiert. Solche Vorstellungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren notwendig, damit ein Raum der Zugehörigkeit entstehen konnte (vgl. 1.3.1). Das Bedürfnis für diesen Raum wiederum war mit dem Lebensalter der Redakteur_innen und Nutzenden verbunden. Vor allem Jugendliche und junge Erwachsene waren auf der Suche nach eigenen Räumen und natio-ethno-kultureller Orientierung. In der Lebensphase hatten die Redakteur_innen zudem ausreichend Zeit, sich mit dem Internetportal zu beschäftigen. In anderen Lebensphasen war das anders. Es gab biografisch bedingt zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Prioritäten bezüglich der Zeitverteilung auf verschiedene Aktivitäten. Schließlich differierte die Zeit zwischen der Redaktion und mir. Dies wurde besonders deutlich, als ich mit ihr über mein Manuskript sprach (vgl. Prolog 3). Für mich ging ein Reflexionsprozess zu Ende und ich wollte mit der Forschung abschließen, die Redakteure wiederum

nahmen meine Analyse als Ausgangspunkt für eine mögliche Zukunft des Indernets und wollten mich dahin mitnehmen (vgl. Epilog).

Zeit und Zeitlichkeit sind nichts Eindeutiges und Gegebenes, sie werden permanent »praktiziert, imaginiert, erfahrbar gemacht und verortet« (Chakkalakal 2018, 6). Dieses Mosaik hat verschiedene dieser Praktiken und ihre Folgen gezeigt. Dabei hat die Redaktion ähnlich wie Chakkalakal (2018) eine Verbindung zu Kindheit und Bildung hergestellt. Wenn es in der internen Chronik von 2013 heißt, das Indernet sei »reifer, erwachsener, kritischer« geworden, dann heißt dies, dass das Indernet ein Kind war, das sich entwickelt und dazugelernt hat. Diese Perspektive ist zeitgebunden. Sie kann erst *ex post*, nachdem die Entwicklung abgeschlossen ist, formuliert werden. In den Zukunftsszenarien der Redaktion im Jahr 2004 war das Indernet schon ein junger, starker Baum, kein kleines Pflänzchen mehr. Es hatte noch Entwicklungspotential, war aber (wie seine Betreiber_innen) schon erwachsen. Kind konnte das Indernet immer nur in der Vergangenheit gewesen sein, sonst wäre sein Anspruch auf Professionalität nicht erfüllbar gewesen.

Zeit ist eine Akteurin, die sich einmischt, auch beim Schreiben dieses Buches. Zum einen musste ich eine Verbform für das ethnografische Schreiben wählen. Um die Zeitlichkeit des Indernets abzubilden und es nicht als etwas Statisches festzuschreiben, habe ich die Vergangenheit gewählt (vgl. Fabian 2014, 80-87). Zudem habe ich meine Verflechtungen mit dem Indernet beschrieben, um unser gleichzeitiges Werden deutlich zu machen (vgl. ebd. 87-97). Zum anderen habe ich nicht nur fast 20 Jahre geforscht, sondern über einen Zeitraum von 13 Jahren geschrieben. 2007 habe ich das Konzept für dieses Buch entwickelt und begonnen zu schreiben. In den frühen 2010er Jahren habe ich das Manuskript wieder hervorgeholt, daran weitergearbeitet und 2016 die erste Version des Buchs fertiggestellt. Seitdem habe ich das Buch mehrfach überarbeitet. Diese Zeitlichkeit des Schreibens prägt das Buch und seine Analysen.

3.8.4. Die Bedeutung der Technik

Die Fokussierung auf den Faktor Zeit hat mehr noch als jene auf Zugehörigkeit und Vielfalt die Bedeutung der technologischen Entwicklung für das Indernet gezeigt. Hier könnte noch viel genauer hingeschaut und die Bedeutung der Technik und der materiellen Gegebenheiten der Internetnutzung (vgl. Beck et al. 2012; Bauer et al. 2017) sowie der Infrastrukturierung (vgl. Niewöhner 2015) fokussiert werden. Es wäre zu fragen, was die technologische Entwicklung wie ermöglicht, beschleunigt oder verhindert hat. Dabei könnte betrachtet werden, wie dafür nicht nur die zeitliche Dimension, sondern auch die regional unterschiedlichen technischen Entwicklungen (vgl. Goggin und McLelland 2009) sowie Fragen von Klasse, Geschlecht und/oder Körperlichkeit eine Rolle spielten. Auch hierfür ließe sich ein Mosaik legen. Allerdings fehlen in diesem Forschungsprojekt die Mosaiksteine dafür.

Das Sammeln von Mosaiksteinen ist weder ein unschuldiger noch ein völlig offener Prozess (vgl. Hirschauer 2015). Es ist immer schon theoriegeleitet. Die eigenen theoretischen Vorkenntnisse und Vorlieben bestimmen, welche Mosaiksteine überhaupt wahrgenommen und aufgesammelt werden – und welche nicht. Am Ende des Sammelns lassen sich daher nur solche Mosaike legen, die beim Sammeln schon grundsätzlich denkbar waren.

Zum Abschluss: Jenseits des Indernets

In diesem abschließenden Kapitel biete ich erst eine Zusammenfassung der drei Mosaiksteine und richte anschließend den Blick über das Indernet hinaus. Ich diskutiere, welche Erkenntnisse die drei gelegten Mosaiksteine jenseits des Indernets ermöglichen. Dabei geht es um die drei zentralen Erkenntnisinteressen des Forschungsprojektes: Fragen der natio-ethno-kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit, die Analyse von Interneträumen sowie methodische Fragen zum ethnografischen Forschen im, zum und durch das Internet.

Zusammenfassung: Das Indernet in Mosaiken

Über einen Zeitraum von fast 20 Jahren habe ich Mosaiksteine zum Indernet gesammelt. Für dieses Buch habe ich sie durchgesehen, sortiert, poliert und in verschiedenen Kombinationen zusammengelegt. Herausgekommen sind dabei drei Mosaiksteine. Jedes hat einen anderen Fokus, nimmt eine andere analytische Perspektive ein und produziert einen anderen Blick auf das Indernet. So kann jedes Mosaik spezifische Aspekte des Indernets herausarbeiten und in ihrer Komplexität darstellen. Gleichzeitig haben die drei Mosaiksteine Unschärfen und produzieren spezifische Auslassungen.

Die Auswahl der Mosaiksteine für das erste Mosaik und ihr Arrangement war durch eine rassismuskritische Perspektive motiviert. Das Bild stellt dar, wie sich das Indernet zu einem Raum der Zugehörigkeit für natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige entwickeln konnte und welche Funktionen es damit erfüllte. Die Mosaiksteine fügten sich dabei leicht zusammen, da sie dem dominanten Verständnis der Indernet-Redaktion und -Nutzenden folgten. Die Imagination der natio-ethno-kulturellen Gleichheit wurde durch die spezifischen Kanalbeschränkungen gefördert, die die Technologie von Internetportalen in der ersten Hälfte der 2000er Jahre mit sich brachte. Der Raum der zweiten Generation konnte so nur im Internet entstehen, offline wären Ungleichheiten zwischen den als gleich Imaginierten offensichtlich gewesen. Gleichzeitig bedarf auch der virtuelle Raum der Zugehörigkeit einer Unterscheidung zwischen dem Wir und den Anderen. Auch online wurden im- und explizit Grenzen der Zugehörigkeit gezogen. Diese erfolg-

ten dabei nicht nur auf Basis natio-ethno-kultureller Kategorien, sondern auch innerhalb klassistischer und heteronormativer Machtstrukturen.

Das Mosaik des Raums der Zugehörigkeit fügte sich allerdings nur deshalb so reibungslos zusammen, weil viele Mosaiksteine aussortiert und einige passend gemacht wurden. An Stellen war zu sehen, dass das Bild nicht fehlerfrei war, dass es noch andere Lesarten geben musste. Insbesondere das Leitmotiv der (imaginierten) natio-ethno-kulturellen Gleichheit drängte andere Deutungen an den Rand. Mosaiksteine, die Ungleichheit darstellten, mussten aussortiert werden. Hieraus ergab sich der Fokus des zweiten Mosaiks: die Vielfalt des Indernets. Für dieses wurden Mosaiksteine ausgesucht, die die unterschiedlichen Angebote und Nutzungsarten des virtuellen Raums in den Mittelpunkt rückten. Der Raum der Zugehörigkeit wurde in ein Gemeinschaftszentrum mit vielen verschiedenen Räumen und unterschiedlichsten Nutzenden eingeordnet. Der Aspekt der natio-ethno-kulturellen (Un-)Gleichheit stand dabei weniger im Vordergrund. Andere Faktoren der Differenzierung gewannen an Bedeutung. Es ging nun darum, zu verstehen, wie durch das Internetportal soziale Räume entstanden sind und wie diese mit Bedeutung versehen wurden. Auch hierbei zeigte sich, wie sehr die Nutzung des Indernets von den technologischen Anwendungen des Internetportals abhängig war. Das thematisch auf Indien (in Deutschland) ausgerichtete Portal bot eine gemeinsame Anlaufstelle für unterschiedliche Menschen und Interessen. Deren Reiz machte allerdings – wie beim Raum der Zugehörigkeit – die imaginierte Standard-Nutzer/in, die Inder/in (der zweiten Generation) aus. Während diese den Einen einen Raum der Gleichen eröffnete, versprach sie den Anderen den Zugang zu authentischen Informationen und Erfahrungen.

Auch zum zweiten Mosaik fügten sich die Mosaiksteine leicht zusammen. Allerdings waren diese wie schon beim ersten Mosaik fast ausschließlich solche, die in der Hochphase des Indernets bis 2006 gesammelt wurden. Jene Mosaiksteine, die ich ab Ende 2011 gesammelt hatte, legte ich zur Seite. Sie passten weder zum Bild des Gemeinschaftszentrums noch zum Bild des Raums der Zugehörigkeit. Beide Bilder waren im Wesentlichen statisch und konnten die Entwicklungen und Veränderungen des Indernets nur begrenzt abbilden. Deshalb legte ich noch ein drittes Mosaik, um die Bedeutung von Zeit festzuhalten. Während ich für die anderen beiden Mosaiksteine dort ausgegraben hatte, wo sie am dichtesten lagen, trug ich für das dritte Mosaik sorgfältig verschiedene Schichten des Indernets ab. Dabei betrachtete ich, in welchem Umfeld die jeweils ausgegrabenen Mosaiksteine lagen. So ließ sich herausarbeiten, wie jeder Entwicklungsschritt des Indernets von verschiedensten Faktoren geprägt war: vom Erfolg des Indernets und den daraus entstehenden Herausforderungen, von technischen (Un-)Möglichkeiten, von demografischen Entwicklungen der primären Zielgruppe, von biografischen Entwicklungen der Machenden und Nutzenden sowie vom sozialen, politischen und gesellschaftlichen Umfeld. Um dies darzustellen, war das dritte Mosaik anders auf-

gebaut als die ersten beiden. Anstatt ein Bild ins Zentrum zu setzen und von dort aus weiterzuentwickeln, setzte ich sechs verschiedene Entwicklungsschritte als Bilder nebeneinander. So ließen sich auch die Mosaiksteine, die seit Ende 2011 gesammelt worden waren, in das Mosaik einfügen und Verbindungslinien zu früheren Entwicklungen aufzeigen.

In allen drei Mosaiken schimmerten immer wieder organisatorische und betriebswirtschaftliche Aspekte des Indernets durch. Sowohl der Raum der Zugehörigkeit als auch das Gemeinschaftszentrum waren Ergebnisse ethnopolitischen Unternehmer_innentums. Ohne die Redaktion und deren Akquise von notwendigen Ressourcen hätte es das Indernet nicht gegeben. Diese Aspekte könnten den Fokus eines weiteren Mosaiks bilden: die Organisation des Indernets. Ein weiterer Punkt, der mehr Aufmerksamkeit verdient hätte, ist die Technik. Ein genauerer Blick darauf, wie sich die Internettechnologien entwickelt haben, welche (Un-)Möglichkeiten sie eröffneten, welche Interaktionen es zwischen verschiedenen Einflüssen gab und was all dies mit dem Indernet gemacht hat, wäre spannend. Allerdings fehlen mir hierzu die Mosaiksteine und die notwendigen Kompetenzen zu ihrer Bearbeitung. Weitere mögliche Mosaiksteine lassen sich denken und zum Teil mit den gesammelten Mosaiksteinen legen, zum Teil nicht. Die drei gelegten Mosaiksteine erlauben Einblicke in das Indernet, lassen aber auch etliche Aspekte im Dunklen.

Produktion natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit

Am Anfang des Forschungsprojekts stand die Frage, warum der indisch-definierte virtuelle Raum Indernet entstanden war und was in ihm passierte. Diese Frage war eng verbunden mit einem Interesse an jenen, die als Inder_innen der zweiten Generation bezeichnet werden, stellte aber nicht sie, sondern den Raum in den Mittelpunkt der Analyse. Es sollte untersucht werden, welche Prozesse rund um einen natio-ethno-kulturell definierten Raum stattfinden und welche Bedeutungen diese für die als primäre Zielgruppe Angesprochenen haben. Es ging nicht darum, diese Zielgruppe zu analysieren, sondern zu verstehen, wie für sie natio-ethno-kulturelle Angebote interessant werden konnten und was sie mit ihnen machten (vgl. Brubaker 2004, 10). Methodisch bedeutete dies, ausgehend vom virtuellen Raum Leuten, Wegen und Themen zu folgen, um so Praxen, Netzwerke und Bedeutungen zu erkunden.

So konnte verfolgt werden, wie ein natio-ethno-kulturelles Angebot entwickelt, angenommen und angeeignet wurde. Es konnte untersucht werden, wie seine Bedeutung von unterschiedlichen Akteur_innen erklärt wurde, wie der Raum von ihnen genutzt und gestaltet wurde sowie wie mit Krisen umgegangen wurde. Zudem konnte beobachtet werden, wie er sich über die Zeit veränderte, seine natio-ethno-kulturelle Ausrichtung wandelte und schließlich seine Bindungskraft verlor.

Die Langzeitbeobachtung zeigte, dass das natio-ethno-kulturelle Angebot Anfang der 2000er Jahre auf eine Nachfrage stieß, diese aber mit der Zeit abnahm.

Die im deutschsprachigen Europa aufgewachsenen Interviewten mit zumindest einem Elternteil aus Südasien äußerten als junge Erwachsene einen starken Wunsch danach, sich mit natio-ethno-kulturell Gleichen zu umgeben. Dabei zeigte die Analyse, dass die Gleichheit eine imaginierte war, die durch die Kanalbeschränkung der Internetanwendungen gefördert wurde. Aus der Perspektive der Forscherin zeigte sich als wesentliche Gemeinsamkeit, dass die Interviewten im deutschsprachigen Europa als Inder_innen wahrgenommen wurden, unabhängig davon ob sie sich als solche verstanden oder andere so Konstruierte sie als Gleiche anerkannten. Um diese Zuschreibungen und ihre Konsequenzen untersuchen zu können, wählte ich eine rassismustheoretische Analyseperspektive. Die Sehnsucht nach Kontakt mit natio-ethno-kulturell Gleichen legte die Basis dafür, dass Räume der natio-ethno-kulturellen (Mehrfach-)Zugehörigkeit entstehen konnten. Das Indernet konnte als solcher angeeignet, angepasst und genutzt werden. Dabei zeigte sich, dass weniger ein Bedarf an explizitem Austausch über Fragen der Zugehörigkeit oder politischem Aktivismus bestand, als dass ein Raum der Geselligkeit gewünscht war. Die meiste Zeit verbrachten die Nutzenden im Indernet mit Infotainment und geselligem Austausch. Dabei waren ihre Netzwerke und Themen eindeutig im deutschsprachigen Europa (mit einem Schwerpunkt in West-Deutschland) verortet, obwohl es auf dem Indernet eine Suggestion von Transnationalität und weltweiten Verbindungen gab.

Der Raum der Zugehörigkeit ermöglichte es jenen, die in dominanten gesellschaftlichen Diskursen und Praxen als natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige aus der Ordnung fallen und als Andere markiert sind, sich als normal zu erleben. Ihre natio-ethno-kulturelle Uneindeutigkeit war hier die Normannahme und wurde nicht in Frage gestellt. Allerdings konnte dies nur funktionieren, indem Unterschiede unter den als gleich Imaginierten geleugnet wurden bzw. jene, die als zu unterschiedlich wahrgenommen wurden, zumindest diskursiv, aus der gemeinsamen Zugehörigkeit verwiesen wurden. Die Imagination der Gleichheit ging so mit der im- und expliziten Abgrenzung von anderen Anderen einher. Diese erfolgte zum einen durch Versuche der natio-ethno-kulturellen Grenzziehungen, zum anderen durch klassistische und heteronormative Normsetzungen. Dabei bestand die Tendenz, das Bild der indischen Modellminderheit zu bedienen.

Die Möglichkeitsbedingungen für diesen Raum der Zugehörigkeit haben ethnopolitische Unternehmer_innen geschaffen. Die Redaktion hat das Internetportal in ein natio-ethno-kulturelles Setting gesetzt (vgl. Brubaker 2004, 16-17) und durch die Gestaltung, Beschreibung und Vermarktung die Gruppe der Inder_innen der zweiten Generation angerufen (vgl. ebd. 10). Das Indernet kann so als ein Ort des »doing« (ebd.) natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit verstanden werden, durch den ein Prozess von natio-ethno-kultureller Vergemeinschaftung in Gang

gesetzt wurde (vgl. ebd.). Angenommen wurde das Indernet, weil es zum einen »expansive realization« (vgl. Miller und Slater 2000, 10-13) versprach: Die Möglichkeit, endlich das sein zu können, was man schon immer zu sein meinte (oder zumindest nun meinte, schon immer gewesen zu sein). Expansiv war diese Verwirklichung, weil sie in einem neuen Raum stattfand, der die bis dahin bestehende Lebenswirklichkeit erweiterte. Aber nicht alle verwirklichten auf dem Indernet eine Identität, von der sie schon zuvor überzeugt zu sein glaubten. Für viele war es auch die Möglichkeit, Neues zu denken und zu verwirklichen (vgl. ebd. 13-14). So entdeckten manche für sich erstmals eine indische Identität, andere verabschiedeten sich von elterlichen Kategorien und wandten sich, zum Beispiel, pan-indischen oder -südasiatischen Identifikationen zu. Das Indernet erweiterte so ihre Möglichkeiten natio-ethno-kultureller Imaginationen und trug gleichzeitig dazu bei, diese zu reifizieren (vgl. Brubaker 2004, 10). Gemeinsam schufen die Redakteur_innen und Nutzenden eine Community von Inder_innen (der zweiten Generation), die nicht nur imaginierte, sondern auch manifeste Konsequenzen hatte. Brubaker (ebd. 12) spricht hierbei von »groupness as event«, also der gemeinsamen Herstellung einer natio-ethno-kulturellen Gruppe, die dadurch auch erlebt wird.

Brubaker (ebd.) betont, dass nicht nur nach gelingenden Herstellungen von Gruppen gefragt werden sollte, sondern auch analysiert werden muss, wann diese Versuche scheitern. Hierfür ist die Langzeitbeobachtung des Indernets spannend. Während die Redakteur_innen in der ersten Hälfte der 2000er Jahre einen Raum der Zugehörigkeit ermöglichen konnten, gelang ihnen das nach den technischen Krisen in der zweiten Hälfte der 2000er und dem Neustart in den sozialen Medien in den 2010ern nicht mehr. Hierfür waren die unterschiedlichsten Faktoren verantwortlich. Zum Teil lag es daran, dass die Nutzenden älter wurden und weniger Bedarf an natio-ethno-kultureller Orientierung hatten sowie dass aus demographischen Gründen keine jüngeren Nutzenden nachkamen. Inwieweit sich Individuen natio-ethno-kulturell identifizieren ist immer kontextabhängig (vgl. Anthias 2008; 2009). Es lag aber auch an den technischen Entwicklungen, am gesellschaftspolitischen Umfeld und den organisatorischen Abläufen auf dem Indernet. Der Erfolg von Projekten ethnopolitischer Unternehmer_innen ist hochgradig kontingent, natio-ethno-kulturelle »groupness« lässt sich nicht selbstverständlich herstellen (vgl. Brubaker 2004, 27).

Zudem verändert sich auch die Motivation der Gestaltenden im Verlauf eines Projektes (vgl. Gorny 2009). Am Anfang eines natio-ethno-kulturellen Projektes können die unterschiedlichsten Anreize stehen: Lust am Experimentieren, Suche nach natio-ethno-kultureller Orientierung und Gemeinschaft, nationalistische Überzeugungen, kommerzielle Interessen etc. Je nachdem, wie sich das Projekt entwickelt, entstehen aus der Entwicklung heraus weitere Motive, die sich vom Ausgangspunkt grundlegend unterscheiden können. So erforderte das als Spaß-Projekt gestartete Indernet zunehmend Professionalisierung und eröffnete neue

Optionen für die Redakteur_innen. Gleichzeitig verlangte es von den ethnopolitischen Unternehmer_innen erhebliches Engagement und viel Arbeit. Ein Projekt lässt sich zwar unter Umständen leicht starten, der Erhalt ist aber wesentlich aufwändiger. Das natio-ethno-kulturelle Produkt muss nicht nur entwickelt und angeboten, es muss auch ein Markt dafür geschaffen und erhalten, das Produkt weiterentwickelt sowie die Infrastruktur laufend angepasst werden

Wenn ein natio-ethno-kulturelles Projekt erfolgreich ist und zu einem signifikanten Grad seine Zielgruppe an sich binden kann, wird es auch für andere interessant. Zum einen werden die ethnopolitischen Unternehmer_innen zunehmend als authentische Sprecher_innen ihrer Zielgruppe angesehen. Ihre Repräsentationen der natio-ethno-kulturell Geanderten werden nachgefragt und angenommen. Beim Indernet geschah dies vor allem durch Journalist_innen aber auch durch Forschende. Zum anderen wird gezieltes Ethno-Marketing durch die Projekte attraktiv. Die Angebote der ethnopolitischen Unternehmer_innen werden als Möglichkeiten gesehen, deren primäre Zielgruppe direkt anzusprechen (für kommerzielle, politische und andere Zwecke). Die ethnopolitischen Unternehmer_innen können auf dieses Interesse eingehen. Um aber als Sprecher_innen und Vermittler_innen agieren zu können, müssen sie sich dabei zumindest zum Teil an die Wünsche jener anpassen, die diese Leistungen nachfragen. Sie müssen die Vermarktung ihres Angebotes stärker auf diese ausrichten und riskieren dabei die Bindung an ihre primäre Zielgruppe. So entstanden auf dem Indernet zum einen Unstimmigkeiten darüber, wie sehr sich ein Community-Projekt professionalisieren darf. Zum anderen führte die zunehmende Öffnung für und Ausrichtung auf Zielgruppen jenseits der primären dazu, dass das Indernet immer weniger als Raum der Zugehörigkeit dienen konnte.

Die Analyse des Indernets zeigt, dass Menschen durch ein natio-ethno-kulturelles Angebot angesprochen werden können, dass sie dadurch das Gefühl von natio-ethno-kultureller Gemeinschaft ausbauen können und dies Praxen und Netzwerke verändern kann. Das bedeutet nicht, dass es essentiell gegebene natio-ethno-kulturelle Identität gibt, wohl aber, dass eine solche denkbar, anrufbar und aktivierbar ist. Für jene, die sie (gemeinsam) imaginieren, ist sie relevant und hat reale Konsequenzen. Insofern muss analysiert werden, wie es dazu kommt und was in diesem Prozess geschieht (vgl. Brubaker 2004). Um das Risiko zu verringern, durch Forschung die Ethnisierung von natio-ethno-kulturell Geanderten zu reproduzieren (vgl. Mecheril et al. 2003; Bojadžijev und Römhild 2014), bietet es sich an, nicht über eine Gruppe von Menschen, sondern zu natio-ethno-kulturellen Projekten und ihre Dynamiken zu arbeiten. Dabei ist wichtig, sie nicht als authentische Räume einer natio-ethno-kulturellen Gruppe zu verstehen, sondern genau zu untersuchen, wie sie von verschiedenen Individuen der angesprochenen Zielgruppe in welcher Art (nicht) angenommen werden. Gerade

jene, die sich einem natio-ethno-kulturellen Projekt verweigern, können Auskunft über das Projekt geben.

Möglichkeitsräume online

In den frühen 2000er Jahren wurde das Internet noch als neu und besonders angesehen. Die Differenzierung zwischen on- und offline wurde viel diskutiert. Im Jahr 2020 gehören Internetanwendungen für große Teile der Weltbevölkerung bereits selbstverständlich zum Alltag, sind Teil von Alltagspraxen und nicht mehr weg zu denken (vgl. Hine 2015). Über die 20 Jahre des Forschungsprojekts hat sich nicht nur das diskursive Umfeld grundlegend geändert, auch die technologischen Entwicklungen und Dynamiken online haben sich gewandelt. Das Forschungsprojekt ist so zu einer internethistorischen Arbeit geworden, die nachzeichnen kann, wie sich verschiedene Kontexte auf die Dynamiken eines virtuellen Raums ausgewirkt haben. Vor allem lässt sich vergleichen, unter welchen Bedingungen das Internetportal in den frühen 2000ern erfolgreich werden konnte, während dem Iternet 2.0 dieser Erfolg in den sozialen Medien Anfang der 2010er versagt blieb. Im Folgenden fasse ich ein paar der zentralen Unterschiede zusammen.

Anfang der 2000er Jahre war das Internet ein Experimentierfeld, in dem sich junge Leute mit geringen finanziellen, sozialen und auch technischen Ressourcen ausprobieren konnten. Ein Internetprojekt konnte leicht gestartet werden. Autoritäten gab es online noch wenige und traditionelle Offline-Autoritäten waren online noch nicht aktiv. So konnten junge Leute ihre eigenen Projekte unabhängig von anderen entwickeln und ihre eigenen Repräsentationen gestalten. Da es insgesamt noch nicht so viele Online-Angebote gab, hatten diese gute Chancen, gefunden und genutzt zu werden, wenn sie minimale Voraussetzungen an Design, Inhalt und Nutzbarkeit erfüllten. Zunehmende Zugriffszahlen stellten aber die jungen Pionier_innen vor Herausforderungen, da bald mehr Ressourcen und Engagement notwendig wurden, um das Projekt aufrecht zu halten.

In dieser Zeit war das Internet vor allem ein Ort für nicht-kommerzielle Projekte. Internetanwendungen waren so weit vorangeschritten, dass auch Menschen ohne ausgeprägte Informatikkenntnisse Internetprojekte starten konnten. Sie konnten sich aus verschiedenen kostenlosen Angeboten ihr eigenes Projekt zusammenstellen und es individuell prägen. So entstanden an die jeweiligen Bedürfnisse angepasste virtuelle Angebote, die von den Nutzenden angeeignet und zu ihren Räumen gemacht wurden. Diese zeichneten sich durch ihre Einzigartigkeit aus und hatten eine hohe Bindungskraft. Die geringe Anzahl von professionell erscheinenden Internetprojekten führte zudem dazu, dass diese Aufmerksamkeit auf sich zogen und als kompetent wahrgenommen wurden. So konnten auch Projekte von jungen Leuten, die bei Offline-Projekten nicht ernst genommen worden wären, on-

line großen Erfolg haben und die jungen Internetpionier_innen zu Expert_innen werden.

Die Kanalreduktion durch fast ausschließlich textbasierte Kommunikation führte zu anderen Interaktionen als offline. Zum einen führte sie stärker, als offline üblich gewesen wäre, zu Konflikten und Beleidigungen (Flaming). Zum anderen erleichterte sie ein Gefühl der Zugehörigkeit. Sie ermöglichte die Vorstellung, einander ähnlich zu sein. Aspekte, die dieses Gefühl störten, wurden online weniger wahrgenommen und konnten besser ausgeblendet werden.

So eignete sich das Internet Anfang der 2000er Jahre ideal dazu, um Gemeinschaften von jungen Leuten zu bilden und ihnen ihre eigene Repräsentation zu ermöglichen. Dies war vor allem für jene von großem Interesse, die offline dazu wenige Möglichkeiten hatten. Das Internet erweiterte ihre Möglichkeitsräume erheblich.

Anfang der 2010er Jahre war die Situation anders. Das Internet war nichts Neues und Besonderes mehr. Es erweiterte nicht mehr Möglichkeiten, sondern gehörte gerade für junge Menschen selbstverständlich zu ihrem allträglichen Medienmix. Gleichzeitig hatte sich die Ordnung des virtuellen Raumes grundlegend geändert. Mittlerweile gab es etablierte Online-Autoritäten und traditionelle Offline-Autoritäten waren auch online präsent. Das Internet war kein relativ unkontrolliertes Experimentierfeld mehr, sondern klar eingebettet in bestehende Ordnungen und Normen. Zudem dominierten kommerzielle Angebote zunehmend die Internetnutzung. FB, Google, Twitter, Instagram etc. bestimmten maßgeblich, was online möglich war, wo man mitmachen musste, wie die Regeln waren und prägten die Räume durch ihr Corporate Design. So waren zwar Anfang der 2010er viel mehr Menschen online unterwegs und nutzten die Angebote viel intensiver als Anfang der 2000er. Sie konnten die Räume aber viel weniger selbst gestalten und einmalig machen.

Die sozialen Medien änderten die Wege durch das Internet und die Arten der Interaktion. Während Internetportale an einem virtuellen Ort vielfältige Informationen und Angebote zur Verfügung stellten und so Menschen zusammenbrachten, ermöglichten soziale Medien den Nutzenden, individuelle Netzwerke zu bilden. Die Nutzenden entschieden, mit wem sie sich vernetzten, welche Informationen sie interessierten, wie sie verschiedene Medien kombinierten und bekamen alles Wichtige in ihren Feed geliefert. Sie waren so (in den Grenzen der jeweiligen Internetanwendungen und ihrer Algorithmen) autonomer in ihrer Internetnutzung und weniger auf zentrale Anlaufstellen angewiesen. Das machte es kleinen Internetprojekten viel schwerer als Anfang der 2000er Jahre, wahrgenommen und besucht zu werden. Um erfolgreich zu sein, waren in den 2010ern viel mehr Ressourcen, strategische Entscheidungen und Arbeit notwendig als in den frühen 2000ern.

Veränderungen erfolgen online schneller als offline. Interneträume können schneller eingerichtet werden und schneller verschwinden als Offline-Räume.

Um über einen längeren Zeitraum bestehen zu bleiben, ist es notwendig, dass die Internetprojekte beständig an das neue Umfeld, neue Technologien und Nutzungsarten angepasst werden. Ethnografische Arbeiten zum Zusammenspiel menschlicher und nicht-menschlicher Akteur_innen (vgl. Beck et al. 2012, Bauer et al. 2017) bieten sich hier für genauere Analysen an.

Ethnografisch Forschen im, zum und durch das Internet

Im Jahr 2020 ist kaum mehr die Frage, ob das Internet genutzt wird oder nicht. In fast allen Lebensbereichen spielt es eine Rolle. Daher gibt es kaum noch ethnografische Forschungsprojekte, die nicht mit Daten aus dem Internet umgehen (vgl. Fleischhack 2019). Mittlerweile gibt es hilfreiche Handbücher wie »Ethnography and virtual worlds. A handbook of method« von Boellstorff et al. (2012). Als ich mit diesem Forschungsprojekt anfang, konnte ich noch nicht auf solche zurückgreifen. Wie andere Forschende zu diesem Zeitpunkt entwickelte ich meinen Zugang durch »learning by doing«, wobei das Lernen insbesondere durch Konflikte und Probleme vorangetrieben wurde. In diesen abschließenden Bemerkungen will ich auf Basis meiner Lernprozesse während dieses Forschungsprojekt ein paar methodische Aufforderungen für alle jene formulieren, die ethnografisch im, zum und durch das Indernet forschen wollen.

Die wichtigste ist: Forschungsethische Fragen müssen online noch viel sorgfältiger abgewogen werden als offline (vgl. Boellstorff et al. 2012, 129-150). Das liegt zum einen daran, dass ethische Konventionen online noch weniger standardisiert sind als offline. Vor allem aber liegt es daran, dass es oft sehr einfach ist, Zugang zu virtuellen Räumen zu bekommen. Der Zugang kann meist ohne größeren Aufwand verdeckt erfolgen. Daher kann die Versuchung sehr groß sein, Material zu sammeln, ohne sich die informierte Zustimmung der Beobachteten einzuholen. Dabei nehmen Forschende häufig nicht wahr, dass die Unterscheidung zwischen öffentlich und privat online unklarer zu bestimmen ist als offline. Es kommt immer wieder vor, dass virtuelle Räume und Kommunikation zwar für alle zugänglich sind, sie aber von den Nutzenden trotzdem als privat angesehen werden. Forschende müssen daher sehr sorgfältig abwägen, mit was für Räumen bzw. Kommunikationen sie es zu tun haben und was ethisch vertretbar ist. Dabei müssen für jeden Fall die spezifischen Bedingungen abgewogen werden. Zudem muss bei der Publikation von Forschungsarbeiten noch stärker als beim ethnografischen Forschen offline auf Anonymisierung geachtet werden. Durch den leichten Zugang zu Online-Räumen, der weitgehenden Archivierung von Online-Daten und der Durchsuchbarkeit durch Suchmaschinen, können Lesende leicht Quellen finden. Auch in der Frage der Anonymisierung muss daher genau abgewogen werden, wie viel Information die Analyse braucht und welche Informationen so verändert werden müssen, dass Gesprächspartner_innen daraus keinen Nachteil erleiden. Dies gilt umso

mehr, da Online-Gesprächspartner_innen, wenn keine dauerhaften Kontaktdaten ausgetauscht wurden, im ethnografischen Schreibprozess häufig nicht mehr kontaktierbar sind.

Auf der anderen Seite ermöglicht das Internet, dass Forschende Informationen über ihr Forschungsprojekt, ihre Feldtagebücher, Feldnotizen und Publikationen online zur Verfügung stellen und so ihren Gesprächspartner_innen die Gelegenheit geben, diese nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch auf sie zu reagieren. Dies produziert neue Herausforderungen. Gerade die Veröffentlichung von Feldtagebüchern und Feldnotizen sollte nur in bearbeiteter Form geschehen. Vieles, was in ihnen notiert wird, ist nicht für die Öffentlichkeit gedacht und sollte sie – auch zum Schutz der Gesprächspartner_innen – nicht erreichen. Bei anderen Teilen kann es allerdings produktiv sein, diese zur Diskussion zu stellen und Rückmeldungen zu bekommen. Auch Feedback zur Konzeption des Forschungsprojekts und zu Analysen können das Projekt voranbringen. Allerdings erfordert dies, sich mit der eigenen Verletzlichkeit als Forschende und Mensch auseinanderzusetzen. Kritik zu bekommen und auszuhalten, muss gelernt werden. Generell stellt sich online, gerade beim Forschen in sozialen Medien, die Frage, wie sehr sich Forschende mit persönlichen Informationen gegenüber ihren Gesprächspartner_innen öffnen wollen (vgl. Hine 2015, 72). Wer sich über FB oder andere soziale Netzwerke mit Gesprächspartner_innen befreundet, braucht ein überlegtes Informations-, Identitäts- und Beziehungsmanagement.

Dass ethnografisches Forschen im, zum und durch das Internet vom eigenen Schreibtisch aus erfolgen kann, macht es schwieriger, zwischen Forschen und Privatem sowie zwischen Beobachten und Analysieren zu unterscheiden. Der Zugang zum Feld ist relativ einfach, das Eintauchen aber wird durch den gleichzeitigen Aufenthalt an anderen Orten (physisch und virtuell) immer wieder unterbrochen und der Ausstieg erschwert. So lässt sich gut multi-sited forschen (vgl. Marcus 1995) und ein Feld langfristig begleiten, gleichzeitig wird es schwierig, die Aufmerksamkeit aufrechtzuerhalten. Es stellt sich die Frage, wann teilnehmende Beobachtung anfängt und wann sie beendet ist. Vor allem ist unklar, was teilnehmend online genau bedeutet, wie viel Interaktion damit verbunden ist. Das Führen eines Feldtagebuchs und das Anfertigen von Feldnotizen werden herausfordernder, weil die Forschende ständig im Feld ist (oder auch nicht).

Die Dokumentation von Online-Geschehen erscheint einfach. Dateien können gespeichert, Screenshots gemacht und Inhalte ausgedruckt werden. Aber bei all diesen Arten des Dokumentierens gehen wichtige Informationen verloren. URLs können verloren gehen, Verlinkungen werden nicht dokumentiert etc. Daher ist es wichtig, sich genau zu überlegen, was wie dokumentiert wird. Vor allem ist es wichtig, sofort mit dem Dokumentieren zu beginnen. Online-Inhalte können jederzeit ohne Ankündigung verschwinden. Daher müssen sie in ihren Verflechtungen archiviert werden. Dies allerdings erfordert eine durchdachte Archivordnung,

da schnell große Mengen an Material gesammelt werden, die anschließend schwer zu überblicken sind. Je besser das Material sortiert und verschlagwortet wird, desto leichter fällt anschließend das archäologische (vgl. Everett 2009, 35) Erschließen des Materials.

Schließlich noch ein paar Überlegungen zu ethnografischen Interviews online: Wie in anderen Feldern auch ist es bei der Forschung im, zum und durch das Internet wichtig, durch Gatekeeper_innen Zugang zu möglichen Interviewpartner_innen zu bekommen. Um online Gesprächspartner_innen zu gewinnen, empfiehlt es sich, sich über einen langen Zeitraum aktiv in dem jeweiligen virtuellen Raum zu beteiligen. So können mögliche Gesprächspartner_innen kennengelernt und Vertrauen aufgebaut werden. Auf dieser Basis können Anfragen für Interviews gestellt werden. Dabei müssen die für die Interviews genutzten Medien sorgfältig ausgewählt und ihre spezifischen Herausforderungen für die Durchführung der Interviews bedacht werden. Alle Interviews, die nicht Face-to-Face geführt werden, gehen mit Kanalbeschränkungen einher. Bei Videointerviews sind diese am geringsten, da beide Beteiligte sich sehen und hören können. Aber auch hier muss mehr noch als bei Face-to-Face-Interviews darauf geachtet werden, eine ungestörte Interviewsituation zu schaffen, in der sich beide ganz darauf einlassen können. Bei rein textbasierten Interviewformen, insbesondere wenn sie asynchron geführt werden, ist es am schwierigsten, zu einem Gespräch zu kommen, die Interviewpartner_in zum Erzählen zu motivieren und unangenehme Themen thematisierbar zu machen.

Ethnografisches Forschen im, zum und durch das Internet unterscheidet sich nicht grundsätzlich von ethnografischem Forschen in, zu und durch andere Felder. Es ist nichts Besonderes mehr, sondern alltäglicher Teil von Forschung. Die Besonderheiten des Kontextes und seine spezifischen Herausforderungen müssen aber bedacht und ein jeweils kontextspezifischer Umgang mit ihnen gefunden werden.

Epilog: Generation Indernet

Im Herbst 2016 schickte ich den ersten Entwurf dieses Buchs an die damalige Indernet-Redaktion. Zwei Redakteure lasen große Teile des Manuskripts und schickten mir zum Jahreswechsel Kommentare. Einiges gefiel ihnen, anderes weniger. Insbesondere befürchtete Redakteur A, dass ich zu wenig die Bedeutung des Indernets und zu sehr die Kritik an dem Portal betonte:

»Ich kann nachvollziehen, dass Kritik am Indernet ein wichtiger Punkt in Deiner Arbeit ist und sein muss, um eine differenzierte Sichtweise gegenüber dem Portal zu vermitteln. Mir scheint jedoch, dass der positive Eindruck, den das Indernet bis heute hinterlassen hat, das heißt Pionierarbeit für die Entwicklung und Vernetzung einer Jugendgeneration geleistet hat, kritischen Aspekten gegenüber untergeordnet ist. Da ich jedoch noch nicht den kompletten Text Deines Buches gelesen habe, mag ich bisher einen subjektiven Eindruck erhalten haben.«

Hierauf entwickelte sich ein längerer E-Mail-Austausch zwischen uns, in dem wir einiges klären konnten und durch den wir uns besser verstehen lernten. Der persönliche Kontakt und ernsthafte Austausch führten dazu, dass die Distanz, die sich durch einen längeren Zeitraum ohne Interaktion aufgebaut hatte, wieder geringer wurde. Ich erkannte mehr, was sich hinter dem Bildschirm verändert hatte. Die Redaktion des Indernets 2.0 zeigte zwar eine große personelle Kontinuität zum Indernet 1.0, die Redakteure hatten sich aber in den sechzehn Jahren weiterentwickelt und neue Perspektiven eingenommen. So kritisierte A:

»Grundsätzlich finde ich die Perspektive in Deinem Buch zu klein, die Arbeit mit Schwerpunkt auf die Interviews von 2004 zu konzentrieren. Das ist über zwölf Jahre her und unterscheidet sich vom jetzigen Indernet und möglicherweise auch von der heutigen Sichtweise der Interviewten. Es wäre interessant, die Beteiligten im Zeitverlauf zu interviewen, um Veränderungen, aber auch unveränderte Positionen sowie deren Gründe herauszuarbeiten.«

Damit hatte A Recht. Die Interviews aus den Jahren 2004 bis 2006 geben nur einen Einblick in die Hochphase des Indernets und erfassen damit viele Entwicklungsstufen des Indernets sowie veränderte Sichtweisen der Interviewten nicht. Wei-

tere Interviews mit der Redaktion, (ehemaligen) Nutzenden und anderen ethnopolitischen Unternehmer_innen hätten neue Perspektiven eröffnen können. Beim Schreiben des Manuskripts hatte ich wiederholt das Bedürfnis, nochmal ins Feld zu gehen und neue Interviews zu führen, entschied mich aber aus Zeitmangel dagegen. Den E-Mail-Austausch über das Manuskript nutzte ich daher gerne, um Feedback zu meinen Analyseansätzen zu bekommen. Ich fragte A, ob er aus meiner Analyse des Indernet 2.0 (vgl. 3.7) etwas ziehen konnte. Er antwortete:

»Sicherlich. Die technischen Fortschritte sind ein Aspekt, der zu neuen Möglichkeiten im Web führt. Ein weiterer Aspekt ist im Vergleich dazu jedoch viel vordegründiger: Ich glaube, dass unsere Generation die ›Generation Indernet‹ war. Wir waren die heranwachsende zweite Generation der nach Deutschland ausgewanderten Inder_innen, die sich intensiv mit ihrer Identität beschäftigte. Aus zahlreichen persönlichen Gesprächen und Diskussionen in unserem damaligen Forum weiß ich, dass sich viele von uns noch nicht einmal selbst klar definieren konnten: ›Bin ich nun ein Inder, ein Deutscher, ein Deutsch-Inder?‹ Die Antwort auf diese Frage wurde dadurch erschwert, dass manch einer sowohl in Deutschland als auch in Indien als Ausländer gesehen wurde.

Ich denke, dass das Indernet in jeder seiner Phasen die Redaktion widerspiegelt und womöglich ein stückweit auch eine gesamte Generation. Ich erinnere mich noch sehr gut, als uns tragende Säulen der Redaktion aus unterschiedlichen Gründen verließen. Sie waren das Spiegelbild jener Generation, die sich in ihrer Sturm- und Drangzeit im Indernet austoben konnte, jetzt jedoch begannen, einen Beruf auszuüben, Geld zu verdienen, eine Familie zu gründen und sie zu ernähren. Der Alltag und Ernst des Lebens hatten sie zwangsläufig eingeholt. Ich stelle die Hypothese auf – die in jedem Fall auf mich zutrifft –, dass die aktivste Phase und damit der Höhepunkt des Indernets jene Phase in unserem Leben war, in der wir uns mit der zuvor genannten Identitätsfrage beschäftigten sowie gegen ›Kinder statt Inder‹ protestierten. Als wir die Identitätsfrage für uns beantworten konnten – womöglich durch das Indernet und jeder individuell für sich – und auch Herr Rüttgers keine Rolle mehr in der Politik spielte, hatte ›unser Projekt‹ seinen Zweck erfüllt. Der ›Spielplatz und Revolutionsort Indernet‹ rückte in den Hintergrund. Daher ist das Indernet 2000 nicht auf die Generation 2017 übertragbar! Möchte man die nächste Generation erreichen und die Generation Indernet reaktivieren, müssen neue Ideen und Konzepte her. Denn unsere Kinder kennen die Identitätsfrage womöglich überhaupt nicht, sondern stehen vor anderen Fragen und Herausforderungen. Und die Generation Indernet stellt sich im Jahr 2017 die Identitätsfrage nicht mehr. Auch sie steht vor neuen Fragen und Herausforderungen.«

Das bedeutete aber nicht, dass das Indernet am Ende war. A erklärte mir:

»Wir haben nicht vor, aufzuhören. Aber wir müssen uns neu erfinden. Die Kritikpunkte in Deinem Text sind hilfreich, um neue Konzepte zu entwickeln und neue Wege zu beschreiten. Und sie werden neue Fragen stellen, auf die wir Antworten finden müssen.«

Später schrieb A, auch Redakteur B hätte meine Arbeit interessant gefunden und gemeinsam diskutierten sie bereits, welche Erkenntnisse sie aus meiner Analyse für die Arbeit am Indernet ziehen könnten. A hatte schon zuvor erklärt, dass die Redaktion gerade an einem neuen Konzept arbeite:

»Ein Ziel ist es, alle redaktionellen Beiträge der Vergangenheit wieder online zu bringen, um so eine Sammlung zu schaffen, die ein historisches Abbild einer Generation mit ihren Stärken und Schwächen zeigt. Zugleich ein sehr umfangreicher Fundus aus nun 17 Jahren mit Schwerpunkt Indien und Diaspora in Deutschland. Um eine Deiner Begrifflichkeiten zu verwenden: vielleicht ist diese Sammlung eine ›InderKinder‹-Bibliothek mit Artikeln von und für ›InderKinder‹.

Aktuell arbeiten wir in kleinem Kreis ohne Druck an einer Neukonzeption. Wir sind uns einig, dass das Indernet nicht sterben darf, da es sowohl ein Teil von uns und ein Teil einer Generation ist. Wichtig für uns als Redaktion ist, dass wir zum Indernet stehen und wie bereits früher gesagt ›kritischer, reifer und erwachsener‹ sind. Ein tagesaktuelles Nachrichtenportal jedoch können und wollen wir allein aufgrund unserer beruflichen und familiären Verpflichtungen nicht liefern. Viele Leser_innen vergessen, dass wir das Indernet ehrenamtlich betreiben. Nicht zu vergessen: Wir sind noch immer ein Indien-Netzwerk. Solch ein Netzwerk aus professionellen Kontakten und tiefen Freundschaften, die wir uns in den vielen Jahren aufgebaut haben, ist noch heute ungemein wertvoll und besitzt enormes Potenzial. Es liegt an uns, was wir daraus machen und wie wir damit die Zukunft gestalten.«

Aus diesen Worten sprach eine tiefe Verbundenheit zum Projekt Indernet und den gemeinsamen Erfahrungen der »Generation Indernet«. Mir sagte A voraus: »Mein Gefühl sagt mir, dass auch Dich in Zukunft das Indernet nicht loslassen wird«. Ich bin darauf gespannt.

Bibliografie

- Abraham, Margaret (2008): »Domestic violence and the Indian diaspora in the United States« In: Rajni Palriwala und Patricia Uberoi (Hg.): Marriage, migration and gender. Los Angeles: Sage, 303-325.
- Ahmad, Munir D. (1988): »Die Ahmadiya« In: Andreas Germershausen und Wolf-Dieter Narr (Hg.): Flucht und Asyl. Berichte über Flüchtlingsgruppen. Berlin: edition parabolis, 101-106.
- Aksoy, Asu und Kevin Robins (2003): »Banal transnationalism: the difference that television makes« In: Karim H. Karim (Hg.): The Media of Diaspora. London: Routledge, 89-104.
- Amrute, Sareeta (2016): Encoding Race, Encoding Class. Indian IT workers in Berlin. Durham: Duke University Press.
- Andersson, Mette (2005): Urban multi-culture in Norway. Identity formation among immigrant youth. New York: Edwin Mellen Press.
- Ang, Ien (2001): On not speaking Chinese. Living between Asia and the West. London: Routledge.
- Anthias, Floya (2008): »Thinking through the lens of translocational positionality: an intersectionality frame for understanding identity and belonging« In: Translocations: Migration and social change, Band 4, Heft 1, 5-20.
- Anthias, Floya (2009): »Translocational belonging, identity and generation: Questions and problems in migration and ethnic studies« In: Finnish Journal of Ethnicity and Migration, Band 4, Heft 1, 6-15.
- Appadurai, Arjun (2004): »The Capacity to Aspire: Culture and the Terms of Recognition« In: Vijayendra Rao und Michael Walton (Hg.): Culture and Public Action. A Cross-Disciplinary Dialogue on Development Policy, Stanford: Stanford University Press, 59-84.
- Balibar, Étienne (1991): »Racism and Nationalism« In: Étienne Balibar und Immanuel Wallerstein (Hg.): Race, nation, class: Ambiguous identities. London: Verso, 37-68.
- Barth, Frederik (1996) [1969]: »Ethnic groups and boundaries« In: John Hutchinson und Anthony D. Smith (Hg.): Ethnicity. Oxford: Oxford University Press, 75-82.

- Basu, Tapan, Pradip Datta, Sumit Sarkar, Tanika Sarkar und Sambuddha Sen (1993): *Khaki shorts and saffron flags. A critique of the Hindu right*. Hyderabad: Orient Longman.
- Bates, Crispin (2001) (Hg.): *Community, Empire and Migration. South Asians in Diaspora*. New Delhi: Orient Longman.
- Battaglia, Santina (1995): »Interaktive Konstruktion von Fremdheit. Alltagskommunikation von Menschen binationaler Abstammung« In: *Journal für Psychologie*, Band 3, Heft 3, 16-23.
- Bauer, Susanne, Torsten Heinemann und Thomas Lenke (2017) (Hg.): *Science and Technology Studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven*. Berlin: Suhrkamp.
- Baumann, Gerd (1996): *Contesting culture. Discourses of identity in multi-ethnic London*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Baumann, Gerd (1997): »Dominant and demotic discourses of culture: Their relevance to multi-ethnic alliances« In: Pnina Werbner und Tariq Modood (Hg.): *Debating cultural hybridity. Multi-cultural identities and the politics of anti-racism*. London: Zed Books, 209-225.
- Baumann, Martin (2000): *Migration – Religion – Integration. Buddhistische Vietnamesen und hinduistische Tamilen in Deutschland*. Marburg: diagonal.
- Baxter, Craig, Yogendra K. Malik, Charles H. Kennedy und Robert C. Oberst (1993): *Government and politics in South Asia*, 3. Auflage. Boulder: Westview.
- Beck, Klaus (2008): »Neue Medien – alte Probleme? Blogs aus medien- und kommunikationsethischer Sicht« In: Ansgar Zerfaß, Martin Welker und Jan Schmidt (Hg.): *Kommunikation, Partizipation und Wirkungen im Social Web*. Band 1: *Grundlagen und Methoden: Von der Gesellschaft zum Individuum*. Köln: Herbert von Halem, 62-77.
- Beck, Klaus (2010): »Soziologie der Online-Kommunikation« In: Wolfgang Schweiger und Klaus Beck (Hg.): *Handbuch Online-Kommunikation*. Wiesbaden: VS, 15-36.
- Beck, Stefan, Jörg Niewöhner, Estrid Sørensen (2012) (Hg.): *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*. Bielefeld: transcript.
- Beißwenger, Michael (2002) (Hg.): *Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion, Sozialität & Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation. Perspektiven auf ein interdisziplinäres Forschungsfeld*, 2 Bände. Stuttgart: ibidem.
- Bhatt, Chetan und Parita Mukta (2000): »Hindutva in the West: mapping the antinomies of diaspora nationalism« In: *Ethnic and Racial Studies*, Band 23, Heft 3, 407-441.
- Binder, Beate und Sabine Hess (2011): »Intersektionalität aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie« In: Sabine Hess, Nikola Langreiter und Elisabeth

- Timm (Hg.): Intersektionalität Revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld: transcript, 15-54.
- Boellstorff, Tom, Bonnie Nardi, Celia Pearce und T.L. Taylor (2012): *Ethnography and virtual worlds. A handbook of method*. Princeton: Princeton University Press.
- Bojadžijev, Manuela und Regina Römhild (2014): »Was kommt nach dem ›transnational turn‹? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung« In: *Labor Migration* (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung. Berliner Blätter, Heft 65, 10-24.
- Bozay, Kemal (2005): »ich bin stolz, Türke zu sein!« Ethnisierung gesellschaftlicher Konflikte im Zeichen der Globalisierung. Schwalbach/Ts: Wochenschau.
- Bozdag, Cigdem (2013): Aneignung von Diasporawebsites. Eine medienethnografische Untersuchung in der marokkanischen und türkischen Diaspora. Wiesbaden: Springer VS.
- Brah, Avtar (1996): *Cartographies of diaspora. Contesting identities*. London: Routledge.
- Braune, Ines (2008): Aneignung des Globalen. Internet-Alltag in der arabischen Welt. Eine Fallstudie in Marokko. Bielefeld: transcript.
- Bredal, Anja (2005): »Arranged marriages as a multicultural battlefield« In: Mette Andersson, Yngve Georg Lithman und Ove Sternhede (Hg.): *Youth, otherness and the plural city: Modes of belonging and social life*. Göteborg: Daidalos, 75-105.
- Broden, Anne und Paul Mecheril (2007): »Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung« In: Anne Broden und Paul Mecheril (Hg.): *Re-Präsentationen: Dynamiken der Migrationsgesellschaft*. Düsseldorf: ida, 7-28.
- Brosius, Christiane (2004): »Of nasty pictures and ›nice guys‹: the surreality of online hindutva« In: Shuddhabrata Sengupta und Monica Narula (Hg.): *Media.Crisis. Sarai Reader 04*. New Delhi: Sarai, 138-151.
- Brosius, Christiane (2006): »Happy Ends und andere Krisen: Heimat und Familienglück im Spiegel Bollywoods« In: Christiane Brosius und Urmila Goel (Hg.): *masala.de. Menschen aus Südasien in Deutschland*. Heidelberg: Draupadi, 69-97.
- Brubaker, Rogers (2004): *Ethnicity without groups*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bruckman, Amy (2002): »Studying the amateur artist: A perspective on disguising data collected in human subjects research on the Internet« In: *Ethics and Information Technology*, 4, 217-231.
- Butler, Judith (2007) [1990]: *Gender Trouble. Feminism and the subversion of identity*. New York: Routledge.

- Castells, Manuel (2000): *The Rise of the Network Society*, 2. Auflage. Oxford: Blackwell.
- Castro Varela, María do Mar und Nikita Dhawan (2004): »Rassismus im Prozess der Dekolonialisierung – postkoloniale Theorie als kritische Intervention« In: *AntiDiskriminierungsBüro Köln und cyberNomads (Hg.): TheBlackBook. Deutschlands Häutungen*. Frankfurt a.M.: iko, 64-81.
- Castro Varela, María do Mar und Nikita Dhawan (2005): »Spiel mit dem ›Feuer‹ – Post/Kolonialismus und Heteronormativität« In: *Femina Politica*, Band 14, 1, 47-59.
- Castro Varela, María do Mar und Nikita Dhawan (2006): »Das Dilemma der Gerechtigkeit: Migration, Religion und Gender« In: *Das Argument*, 266, 427-440.
- Castro Varela, María do Mar und Nikita Dhawan (2007): »Migration und die Politik der Repräsentation« In: Anne Broden und Paul Mecheril (Hg.): *Re-Präsentationen: Dynamiken der Migrationsgesellschaft*. Düsseldorf: ida, 29-46.
- Castro Varela, María do Mar und Nikita Dhawan (2009): »Europa provinzialisieren? Ja, bitte! Aber wie?« In: *Femina Politica*, Band 18, Heft 2, 9-18.
- Chakkalakal, Silvy (2018): »›The World That Could Be‹. Gender, Bildung, Zukunft und das Projekt einer Anticipatory Anthropology« In: *Zeitschrift für Volkskunde*, Heft 1, 3-28.
- Chatterjee, Sandra (2012a): »Post-migrantisch? Nomadisch? Hapa? Was für eine Erfahrung...?!« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): *InderKinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland*. Heidelberg: Draupadi, 200-210.
- Chatterjee, Partha (2012b) [1989]: »The nationalist resolution of the women's question« In: Partha Chatterjee: *Empire & Nation. Essential writings 1985-2005*. Ranikhet: Permanent black, 116-135.
- Cherian, Bobby (1998): »Ich bin Inder, oder?« In: Urmila Goel: *Citizenship and identity among second generation South Asians in Western European Countries*. M.A. dissertation, School of Oriental and African Studies, London, www.urmila.de/UDG/Biblio/Citizenship.pdf (02.09.16), 6.
- Cherian, Bobby, Urmila Goel, Antony Kanapilly, Attiya Khan, Susanne Moll, Latha Paruthiyil und Nisa Punnamparambil-Wolf (2001): *Abschlussbericht des Jugendforums der Deutsch-Indischen Gesellschaft 1999-2001*, unveröffentlicht.
- Clifford, James (1986): »Introduction: Partial Truths« In: James Clifford und George E. Marcus (Hg.): *Writing culture. The poetics and politics of ethnography*. Berkeley: University of California Press, 1-26.
- Cohen, Anthony P. (1985): *The symbolic construction of community*. London: Routledge.
- Collins, Patricia Hill (2004): »Black nationalism and African American ethnicity: the case of Afrocentrism as civil religion« In: Stephen May, Tariq Modood und Ju-

- dith Spires (Hg.): *Ethnicity, nationalism and minority rights*. Cambridge: Cambridge University Press, 96-120.
- Connell, R.W. (2005): *Masculinities*, 2. Auflage. Berkely: University of California Press.
- Dech, Matthias (1999): *Hindus und Hindutum in Deutschland. Exemplarische Untersuchung anhand der Situation in Frankfurt a.M.* Marburg: Tectum.
- Desai, Jigna (2004): *Beyond Bollywood. The cultural politics of South Asian diasporic film*. New York: Routledge.
- Dessai, Elisabeth (1993): *Hindus in Deutschland*. Moers: edition aragon.
- Devasia-Demming, Maymol und Nisa Punnamparambil-Wolf (2012): »Wenn ich da bin, bin ich da, und wenn ich hier bin, bin ich hier!« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): *InderKinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland*. Heidelberg: Draupadi, 28-47.
- Dewey, Susan (2008): *Miss India Miss World. Constructing gender, power, and the nation in postliberalization India*. Syracuse: Syracuse University Press.
- Diekmannshenke, Hajo (2000): »Die Spur des Internetflaneurs. Elektronische Gästebücher als neue Kommunikationsforen« In: Caja Thimm (Hg.): *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationsstrukturen im Internet*. Wiesbaden: Westdeutscher, 131-155.
- Dirim, İnci und Paul Mecheril (2010): »Die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft« In: Paul Mecheril, María do Mar Castro Varela, İnci Dirim, Annita Kalpaka und Claus Melter (Hg.): *Migrationspädagogik*. Weinheim: Beltz, 99-120.
- Dollhausen, Karin und Josef Wehner (1999): »Virtualität und Modernität – Zum Verhältnis von elektronischen Medien und sozialer Integration« In: Claudia Honnegger, Stefan Hradil und Franz Traxler (Hg.): *Grenzenlose Gesellschaft? Op-laden: Leske + Budrich*, 240-251.
- Dombrowski, Julia (2011): *Die Suche nach der Liebe im Netz. Eine Ethnographie des Online-Datings*. Bielefeld: transcript.
- Döring, Nicola (1999): *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. Göttingen: Hogrefe.
- Döring, Nicola (2003): *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*, 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Göttingen: Hogrefe.
- Duval, Bettina (2005): »Virtuelle Mädchen- und Frauennetze als Kooperations- und Empowerment-Räume« In: Christina Schachtner und Gabriele Winker (Hg.): *Virtuelle Räume – neue Öffentlichkeiten. Frauennetze im Internet*. Frankfurt: Campus, 219-238.
- Eggers, Maureen Maisha, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt (2005) (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast.

- Everett, Anna (2009): *Digital diaspora. A race for cyberspace*. New York: Suny Press.
- Fabian, Johannes (2014): *Time & the other. How anthropology makes its object*. New York: Columbia University Press.
- Fleischhack, Julia (2019): »Veränderte Bedingungen des Sozialen. Eine methodologische Betrachtung zur Digitalen Anthropologie/Digitalen Ethnographie« In: *Zeitschrift für Volkskunde*, Heft 2, 196-215.
- Florea, Ioana Alexandra (2005): *Field Observations*. www.urmila.de/UDG/Forschung/florea.html (16.09.16).
- Forte, Maximilian C. (2005): »Centring the links: Understanding cybernetic patterns of co-production, circulation and consumption« In: Christine Hine (Hg.): *Virtual methods. Issues in social research on the internet*. Oxford: Berg, 93-108.
- Fraser, Nancy (2007) [1992]: »Rethinking the public sphere. A contribution to the critique of actually existing democracy« In: Simon During (Hg.): *The cultural studies reader*, 3. Auflage. London: Routledge, 488-506.
- Gajjala, Radhika (2002): »An interrupted postcolonial/feminist cyberethnography: Complicity and resistance in the ›cyberfield‹« In: *Feminist Media Studies*, Band 2, Heft 2, 177-193.
- Gajjala, Radhika (2003): »South Asian digital diasporas and cyberfeminist webs: Negotiating globalization, nation, gender and information technology design« In: *Contemporary South Asia*, Band 12, Heft 1, 41-56.
- Gajjala, Radhika (2004): *cyber selves. Feminist ethnographies of South Asian women*. Walnut Creek: Alta Mira.
- Gajjala, Radhika (2008): »South Asian technospaces and ›Indian‹ digital diasporas?« In: Radhika Gajjala und Venkataramana Gajjala (Hg.): *South Asian technospaces*. New York: Peter Lang, 37-48.
- Gallery, Heike (2000): »bin ich-klick ich«. Variable Anonymität im Chat« In: Caja Thimm (Hg.): *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationsstrukturen im Internet*. Wiesbaden: Westdeutscher, 71-88.
- Ganga, Deianira und Sam Scott (2006): »Cultural ›insiders‹ and the issue of positionality in qualitative migration research: Moving ›across‹ and moving ›along‹ researcher-participant divides« In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, Band 7, Nr. 3, www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-06/06-3-7-e.htm (16.08.07).
- Gardner, Katy und Abdus Shukur (1994): »I'm Bengali, I'm Asian, and I'm living here«: The changing identity of British Bengalis« In: Roger Ballard (Hg.): *Desh Pardesh. The South Asian presence in Britain*. London: Hurst & Company, 142-164.
- Gehrau, Volker (2011): »Team oder Gegner? Interpersonale Kommunikation und Massenmedien« In: Christoph Neuberger und Volker Gehrau (Hg.): *StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet*. Wiesbaden: VS, 20-32.

- Gehrau, Volker und Christoph Neuberger (2011): »StudiVZ als Forschungsgegenstand. Zur Einführung« In: Christoph Neuberger und Volker Gehrau (Hg.): StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet. Wiesbaden: VS, 7-19.
- Geisen, Thomas und Christine Riegel (2007) (Hg.): Jugend, Partizipation und Migration. Orientierungen im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Wiesbaden: VS.
- Goel, Urmila (2000): »Inder, Kinder, Chip-Erfinder. Die Green-Card-Diskussion aus der Sicht eines Inder-Kindes« In: *Meine Welt*, Band 17, Heft 1, 11-16.
- Goel, Urmila (2003): »Indische Wurzeln – Deutsche Heimat« In: DIG (Hg.): Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Deutsch-Indischen Gesellschaft 1953 – 2003. Stuttgart: DIG, 83-86.
- Goel, Urmila (2004a): »Ein überraschendes Wahlergebnis. InderInnen der zweiten Generation diskutieren den Regierungswechsel online« In: *Südasiens*, Heft 1, 74-77.
- Goel, Urmila (2004b): »Die Internetplattform theinder.net. Das Medium der 2. Generation« In: *Meine Welt*, Band 21, Heft 1, 66-67.
- Goel, Urmila (2005): »»Andere Deutsche« – Was ist das?« In: *Meine Welt*, 22/2, 11-13.
- Goel, Urmila (2006): »Ausgrenzung und Zugehörigkeit. Zur Rolle von Staatsbürgerschaft und Einbürgerung« In: Christiane Brosius und Urmila Goel (Hg.): *masala.de – Menschen aus Südasiens in Deutschland*. Heidelberg: Draupadi, 123-160.
- Goel, Urmila (2007a): »(Frei)Räume der zweiten Generation. Wege und Formen von Repräsentation« In: Anne Broden und Paul Mecheril (Hg.): *Re-Präsentationen: Dynamiken der Migrationsgesellschaft*. Düsseldorf: ida, 203-227.
- Goel, Urmila (2007b): »Indians in Germany«. *The imagination of a community*. UN-EAC Asia Papers, No. 20, 2007.
- Goel, Urmila (2008a): »Imagining India Online: Second-Generation Indians in Germany« In: Jörg Esleben, Christina Kraenzle und Sukanya Kulkarni (Hg.): *Mapping Channels between Ganges and Rhein: German-Indian Cross-Cultural Relations*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, 210-232.
- Goel, Urmila (2008b): »The Indernet – A German network in a transnational space« In: Remus Gabriel Anghel, Eva Gerharz, Gilberto Rescher und Monika Szalbrunn (Hg.): *The Making of World Society – Perspectives from Transnational Research*. Bielefeld: transcript, 291-309.
- Goel, Urmila (2008c): »»Half Indians«, Adopted »Germans« and »Afghan Indians«. On claims of »Indianness« and their contestations in Germany« In: *Transforming Cultures eJournal*, Vol. 3, No. 1, February, <http://epress.lib.uts.edu.au/journals/index.php/TfC/article/view/676/605> (02.09.16).
- Goel, Urmila (2008d): »The 70th anniversary of John Matthew. On Indian Christians in Germany« In: Knut A. Jacobsen und Selva J. Raj (Hg.): *South Asian Christian*

- Diaspora: Invisible Diaspora in Europe and North America. Farnham: Ashgate, 57-74.
- Goel, Urmila (2011a): »Zweite Generation Inder_innen«, »Deutsch-Inder_innen«, »Halb-Inder_innen«, »Indogerman_innen« oder »Desis«: über gefühlte und zugeschriebene Zugehörigkeiten zu natio-ethno-kulturellen Gemeinschaften« In: *migrazine.at*, 2011/2, www.migrazine.at/artikel/r-ume-der-zweiten-generation (02.09.16).
- Goel, Urmila (2011b): »Über das Sprechen über die Religion der Anderen« In: Briggit Allenbach, Urmila Goel, Merle Hummrich und Cordula Weissköppel (Hg.): *Jugend, Migration und Religion. Interdisziplinäre Perspektiven*. Baden-Baden: Nomos. 289-318.
- Goel, Urmila (2012): »Die Reflexionen der InderKinder. Eine Einleitung zu den Essays« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): *InderKinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland*. Heidelberg: Draupadi, 136-149.
- Goel, Urmila (2013a): »Ungehörte Stimmen. Überlegungen zur Ausblendung von Migration in die DDR in der Migrationsforschung« In: Duygu Gürsel, Zülfükar Çetin und Allmende e.V. (Hg.): *Wer Macht Demo_kratie? Kritische Beiträge zu Migration und Machtverhältnissen*. Münster: edition assemblage, 138-150.
- Goel, Urmila (2013b): »von unseren Familien finanziell unabhängig und weit weg von der Heimat« Eine ethnographische Annäherung an Migration, Geschlecht und Familie« In: Thomas Geisen, Tobias Studer und Erol Yildiz (Hg.): *Migration, Familie und soziale Lage. Beiträge zu Bildung, Gender und Care*. Wiesbaden: Springer VS, 251-270.
- Goel, Urmila (2014a): »From the German Periphery. On Ethnographic Explorations of Indian Transnationalism Online« In: Ajaya K. Sahoo und Johannes G. de Kruijf (Hg.): *Indian Transnationalism Online: New Perspectives on Diaspora*. Farnham: Ashgate, 63-80.
- Goel, Urmila (2014b): »»Indian« clubbing in Germany. On the constructions of natio-ethno-cultural belongingness and otherness« In: Sylvia Hahn und Stan Nadel (Hg.): *Asian Migrants in Europe. Transcultural Connections*. Göttingen: V&R unipress, 113-128.
- Goel, Urmila (2014c): »Die Stellung der Frau in Indien« – Gedanken zur Berichterstattung in *Meine Welt*« In: *Meine Welt*, Heft 1, Jahrgang 31, 19-20.
- Goel, Urmila und Uwe Skoda (2006) (Hg.): *Schwerpunkt: Queer South Asia. Liebe und Sexualität jenseits der Konvention*. suedasien.info, www.suedasien.info/schwerpunkte/675 (16.09.16).
- Goel, Urmila, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (2012a) (Hg.): *InderKinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland*. Heidelberg: Draupadi.

- Goel, Urmila, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (2012b): »InderKinder. Eine Einleitung zum Buch« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): InderKinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland. Heidelberg: Draupadi, 7-23.
- Goggin, Gerard und Mark McLelland (2009) (Hg.): Internationalizing Internet Studies. Beyond Anglophone Paradigms. New York: Routledge.
- Gokulsing, K. Moti und Wimal Dissanayake (1998): Indian popular cinema. A narrative of cultural change. Stock on Trent: Trentham.
- Gorny, Eugene (2009): »More than humor: Jokes from Russia as a mirror of Russian life« In: Gerard Goggin und Mark McLelland (Hg.): Internationalizing Internet Studies. Beyond Anglophone Paradigms. New York: Routledge, 79-95.
- Göttlich, Udo (2000): »Migration, Medien und die Politik der Anerkennung: Aspekte des Zusammenhangs von kultureller Identität und Medien« In: Heribert Schatz, Christina Holtz-Bacha und Jörg-Uwe Nieland (Hg.): Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk. Wiesbaden: Westdeutscher, 28-50.
- Gräf, Lorenz (1997): »Locker verknüpft im Cyberspace. Einige Thesen zur Änderung sozialer Netzwerke durch die Nutzung des Internet« In: Lorenz Gräf und Markus Krajewski (Hg.): Soziologie des Internet. Handeln im elektronischen Web-Werk. Frankfurt a.M.: Campus, 99-124.
- Greschke, Heike Mónica (2007): »Bin ich drin? – Methodologische Reflektionen zur ethnografischen Forschung in einem plurilokalen, computervermittelten Feld« In: Forum Qualitative Sozialforschung, Band 8, Nr. 3, Art. 32, www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-07/07-3-32-d.htm (30.10.16).
- Greschke, Heike Mónica (2009): Daheim in www.cibervall.com. Zusammenleben im medialen Alltag der Migration. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Greschke, Heike (2012): »Egal, wer du bist? Kommunikative Praktiken der Zugehörigkeit und Distinktion im medialen Alltag transnationaler Migration« In: Christian Stegbauer (Hg.): Ungleichheit. Medien- und kommunikationssoziologische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 197-222.
- Guimarães Jr., Mário J.L. (2005): »Doing anthropology in cyberspace: Fieldwork boundaries and social environments« In: Christine Hine (Hg.): Virtual methods. Issues in social research on the internet. Oxford: Berg, 141-156.
- Gujjula, Ravi (1996): »Ein ›indischer Bürgermeister‹ in Altlandsberg« In: Evangelische Akademie Bad Boll (Hg.): Indische Wurzeln – deutsche Heimat. Ein Seminar für junge Erwachsene, Protokolldienst 15/96, 37-47.
- Güntürk, Reyhan (2000): »Mediennutzung der türkischen Migranten« In: Heribert Schatz, Christina Holtz-Bacha und Jörg-Uwe Nieland (Hg.): Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk. Wiesbaden: Westdeutscher, 272-280.

- Hall, Stuart (1992): »New Ethnicities« In: James Donald und Ali Rattansi (Hg.): »Race«, Culture and Difference. London: Sage, 252-259.
- Hall, Stuart (1994): »Die Frage der kulturellen Identität« In: Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument, 180-222.
- Hall, Stuart (2004): »Das Spektakel des »Anderen«« In: Stuart Hall: Ideologie, Identität und Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument, 108-166.
- Haraway, Donna (2007) [1996]: »Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive« In: Sabine Hark (Hg.): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS, 305-322.
- Hartmann, Jutta, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche und Kristina Hackmann (2007) (Hg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS.
- Hartmann, Maren und Friedrich Krotz (2010): »Online-Kommunikation als Kultur« In: Wolfgang Schweiger und Klaus Beck (Hg.): Handbuch Online-Kommunikation. Wiesbaden: VS, 234-256.
- He, Terri (2009): »Online Tongzhi? Subcultural practices in the gay and lesbian community Spiteful Tots« In: Gerard Goggin und Mark McLelland (Hg.): Internationalizing Internet Studies. Beyond Anglophone Paradigms. New York: Routledge, 302-315.
- Heft, Kathleen (2018): »Brauner Osten – Überlegungen zu einem populären Deutungsmuster ostdeutscher Andersheit« In: Feministische Studien, Band 36, Heft 2, 357-366.
- Heft, Kathleen (2020): Kindsmord in den Medien. Eine Diskursanalyse ost-westdeutscher Dominanzverhältnisse. Opladen: Budrich Academic Press.
- Heidenreich, Nanna (2010): »Ausländer_in, Ausländer_innendiskurs« In: Adibeli Nduka-Agwu und Antje Lann Hornscheidt (Hg.): Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel, 93-101.
- Heidrich, Joachim (1998) (Hg.): DDR – Indien: Partner auf Zeit. Erfahrungen und Einsichten. Hamburg: LIT.
- Hess, Sabine (2010): »Aus der Perspektive der Migration forschen« In: Sabine Hess und Maria Schwertl (Hg.): München migrantisch – migrantisches München. Ethnographische Erkundungen in globalisierten Lebenswelten. München: Herbert Utz, 9-26.
- Hine, Christine (2000): Virtual Ethnography. London: Sage.
- Hine, Christine (2015): Ethnography for the internet. Embedded, embodied and everyday. London: Bloomsbury.

- Hirschauer, Stefan (2015): »Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis« In: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. 2. Auflage. Suhrkamp: Frankfurt a.M., 165-187.
- Hugger, Kai-Uwe (2009): Junge Migranten Online. Suche nach sozialer Anerkennung und Vergewisserung von Zugehörigkeit. Wiesbaden: VS.
- Hunger, Uwe und Kathrin Kissau (2009) (Hg.): Internet und Migration. Theoretische Zugänge und Empirische Befunde. Wiesbaden: VS.
- Jacobsen, Knut A. und P. Pratap Kumar (2004): South Asians in the diaspora: histories and religious traditions. Leiden: Brill.
- Jaffrelot, Christophe (1996): The Hindu nationalist movement and Indian politics. 1925 to the 1990s. London: Hurst & Company.
- Jain, Rohit (2012): »Zwischen Assimilation, Exotik und Kosmopolitismus. Intime und öffentliche Aushandlungen des Andersseins« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): InderKinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland. Heidelberg: Draupadi, 160-169.
- Jain, Rohit (2013): »Migrationsforschung als transnationale, genealogische Ethnographie – Subjektivierungsprozesse von ›InderInnen der zweiten Generation«« In: Paul Mecheril et al. (Hg.): Migrationsforschung als Kritik? Spielräume kritischer Migrationsforschung. Wiesbaden: Springer VS, 175-192.
- Jenkins, Richard (1994): »Rethinking ethnicity: identity, categorization and power« In: Ethnic and Racial Studies, Band 17, Heft 2, 197-223.
- Joinson, Adam N. (2005): »Internet behaviour and the design of virtual methods« In: Christine Hine (Hg.): Virtual methods. Issues in social research on the internet. Oxford: Berg, 21-34.
- Jones, Steven G. (1997): »The internet and its social landscape« In: Steven G. Jones (Hg.): Virtual culture. Identity and communication in cybersociety. London: Sage, 7-35.
- Jürgenmeyer, Clemens (1992): »Hinduism in the modern world. 5th European Hindu Conference, Frankfurt 28.-30. August 1992« In: Internationales Asienforum, Band 23, Heft 3-4, 400-407.
- Karim, Karim H. (2003a) (Hg.): The Media of Diaspora. London: Routledge.
- Karim, Karim H. (2003b): »Mapping diasporic mediascapes« In: Karim H. Karim (Hg.): The Media of Diaspora. London: Routledge, 1-18.
- Karuvallil, Nicole (2012): »Mit zwei Kulturen leben, nicht zwischen« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): InderKinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland. Heidelberg: Draupadi, 96-105.
- Kaun, Anne und Frederik Stiernstedt (2014): »Facebook time: Technological and institutional affordances for media memories« In: New media & society, Band 16, Heft 7, 1154-1168.

- Kaviraj, Sudipta (1997): »Introduction« In: Sudipta Kaviraj (Hg.): *Politics in India*. Delhi: Oxford University Press, 1-36.
- Kemper, Andreas und Heike Weinbach (2009): *Klassismus. Eine Einführung*. Münster: Unrast.
- Khan, Attiya (2003): »Die Wiege der Deutsch-Indischen Zweiggesellschaft Dresden« In: DIG (Hg.): *Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Deutsch-Indischen Gesellschaft 1953 – 2003*. Stuttgart: DIG, 56-58.
- Kissau, Kathrin und Uwe Hunger (2009): »Internet und Migration. Einführung in das Buch« In: Uwe Hunger und Kathrin Kissau (Hg.): *Internet und Migration. Theoretische Zugänge und Empirische Befunde*. Wiesbaden: VS, 7-14.
- Kivits, Joëlle (2005): »Online interviewing and the research relationship« In: Christine Hine (Hg.): *Virtual methods. Issues in social research on the internet*. Oxford: Berg, 35-50.
- Kizhukandayil, Sherry und Harpreet Cholia (2012): »Deutsch-Inder – British Asian. Alles das Gleiche, oder?« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): *InderKinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland*. Heidelberg: Draupadi, 106-114.
- Kneidinger, Bernadette (2010): *Facebook und Co. Eine soziologische Analyse von Interaktionsformen in online social networks*. Wiesbaden: VS Research.
- Köbsell, Swantje (2015): »Ableism. Neue Qualität oder ›alter Wein‹ in neuen Schläuchen?« In: Iman Attia, Swantje Köbsell und Nivedita Prasad (Hg.): *Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen*. Bielefeld: transcript, 21-34.
- Koch, Gertraud (2014): »Ethnografieren im Internet« In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: UTB, 367-382.
- Kolko, Beth E., Lisa Nakamura und Gilbert B. Rodman (2000): »Race in cyberspace: An introduction« In: Beth E. Kolko, Lisa Nakamura und Gilbert B. Rodman (Hg.): *Race in cyberspace*. New York: Routledge, 1-14.
- Krauß, Florian (2007): *Männerbilder im Bollywood-Film. Konstruktionen von Männlichkeit im Hindi-Kino*. Berlin: wvb.
- Krauß, Florian (2012): *Bollywood Neukölln. MigrantInnen und Hindi-Filme in Deutschland*. Konstanz: UVK.
- Kuhlmann, Jan (2003): *Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte*. Berlin: Hans Schiler.
- Kuhn, Thomas S. (1970): *The structure of scientific revolutions*, 2., erweiterte Auflage. Chicago: The University of Chicago Press.
- Kulke, Hermann und Dietmar Rothermund (1982): *Geschichte Indiens*. Stuttgart: W. Kohlhammer.

- Kuntsman, Adi (2004): »Cyberethnography as home-work« In: *Anthropology Matters Journal*, Jahrgang 6, Nummer 2, www.anthropologymatters.com/index.php/anth_matters/article/view/97/191 (16.09.16).
- Kuntsman, Adi (2009): *Figurations of violence and belonging. Queerness, migrant-hood and nationalism in cyberspace and beyond*. Oxford: Peter Lang.
- Lakatos, Imre und Alan Musgrave (1974) (Hg.): *Criticism and the Growth of Knowledge*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lal, Vinay (1999): »The politics of history on the internet: Cyber-diasporic Hinduism and the North American Hindu diaspora« In: *Diaspora*, Band 8, Heft 2, 137-173.
- Langelois, Ganaele, Greg Elmer und Fenwick McKelvey (2011): »Vernetzte Öffentlichkeiten. Die doppelte Artikulation von Code und Politik in Facebook« In: Oliver Leistert und Theo Röhle (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: transcript, 253-278.
- Lanz, Stephan (2009): »In unternehmerische Subjekte investieren. Integrationskonzepte im Workfare-Staat. Das Beispiel Berlin« In: Sabine Hess, Jana Binder und Johannes Moser (Hg.): *nointegration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld: transcript, 105-123.
- Leistert, Oliver und Theo Röhle (2011) (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: transcript.
- Leung, Linda (2008): »From »victims of the digital divide« to »techno-elites«: Gender, class, and contested »Asianness« in online and offline geographies« In: Radhika Gajjala und Venkataramana Gajjala (Hg.): *South Asian technospaces*. New York: Peter Lang, 7-24.
- Lim, Merlyna (2009): »Muslim voices in the blogosphere: Mosaics of local-global discourses« In: Gerard Goggin und Mark McLelland (Hg.): *Internationalizing Internet Studies. Beyond Anglophone Paradigms*. New York: Routledge, 178-195.
- Lingel, Jessa und Adam Golub (2015): »In face on facebook: Brooklyn's drag community and sociotechnical practices of online communication« In: *Journal of Computer-Mediated Communication*, Band 20, 536-553.
- Lopez, Lori Kido (2014): »Blogging while angry: the sustainability of emotional labor in the Asian American blogosphere« In: *Media, Culture & Society*, Band 36, Heft 4, 421-436.
- Mackay, Hugh (2005): »New connections, familiar settings: Issues in the ethnographic study of new media use at home« In: Christine Hine (Hg.): *Virtual methods. Issues in social research on the internet*. Oxford: Berg, 129-140.
- Madianou, Mirca und Daniel Miller (2012): »Polymedia: Towards a new theory of digital media in interpersonal communication« In: *International Journal of Cultural Studies*, Band 16, Heft 2, 169-187.

- Mallapragada, Madhavi (2000): »The Indian diaspora in the USA and around the web« In: David Gauntlett (Hg.): web.studies. Rewiring media studies for the digital age. London: Arnold, 179-185.
- Mandaville, Peter (2003): »Communication and diasporic Islam: a virtual ummah?« In: Karim H. Karim (Hg.): The Media of Diaspora. London: Routledge, 135-147.
- Mannur, Anita (2003): »Postscript: Cyberspaces and the interfacing of diasporas« In: Jana Evans Braziel und Anita Mannur (Hg.): Theorizing diaspora: a reader. Malden: Blackwell.
- Marcus, George (1995): »Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography« In: Annual Review of Anthropology, 24, 95-117.
- Martin, Fran (2009): »That global feeling: Sexual subjectivities and imagined geographies in Chinese-language lesbian cyberspaces« In: Gerard Goggin und Mark McLelland (Hg.): Internationalizing Internet Studies. Beyond Anglophone Paradigms. New York: Routledge, 285-301.
- Mathew, Biju und Vijay Prashad (2000): »The protean forms of Yankee Hindutva« In: Ethnic and Racial Studies, Band 23, Heft 3, 516-534.
- McGlotten, Shaka (2013): Virtual intimacies. Media, affect, and queer sociality. New York: Suny Press.
- Mecheril, Paul (1994): »Die Lebenssituation Anderer Deutscher. Eine Annäherung in dreizehn thematischen Schritten« In: Paul Mecheril und Thomas Teo (Hg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin: Dietz, 57-94.
- Mecheril, Paul (1997): »Rassismuserfahrungen von Anderen Deutschen – eine Einzelfallbetrachtung« In: Paul Mecheril und Thomas Teo (Hg.): Psychologie und Rassismus. Hamburg: robor, 175-202.
- Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit. Münster: Waxmann.
- Mecheril, Paul (2004a): Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim: Beltz.
- Mecheril, Paul (2004b): »Andere Deutsche gibt es nicht. Zusammenhänge zwischen subalternen Erfahrung und diskursiver Praxis« In: AntiDiskriminierungsbüro Köln und cyberNomads (Hg.): TheBlackBook. Deutschlands Häutungen. Frankfurt a.M.: iko, 82-90.
- Mecheril, Paul (2012): »Selbst-Beschreibungen: Repräsentation und ich« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): Inder-Kinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland. Heidelberg: Draupadi, 192-199.
- Mecheril, Paul und Britta Hoffarth (2006): »Adoleszenz und Migration. Zur Bedeutung von Zugehörigkeitsordnungen« In: Vera King und Hans-Christoph Koller (Hg.): Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund. Wiesbaden: VS, 221-240.

- Mecheril, Paul und Bernhard Rigelsky (2010): »Nationaler Notstand, Ausländerdispositiv und die Ausländerpädagogik« In: Christine Riegel und Thomas Geisen (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. 2. Auflage, Wiesbaden: VS, 61-80.
- Mecheril, Paul, Karin Scherschel und Mark Schrödter (2003): »Ich möchte halt von dir wissen, wie es ist, du zu sein.« Die Wiederholung der alienierenden Zuschreibung durch qualitative Forschung« In: Tarek Badawia, Franz Hamburger und Merle Hummrich (Hg.): Wider die Ethnisierung einer Generation. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Frankfurt a.M.: iko, 93-110.
- Mecheril, Paul und Thomas Teo (1994) (Hg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin: Dietz.
- Meine Welt (2008) (Hg.): Heimat in der Fremde. Migrationsgeschichten von Menschen aus Indien in Deutschland. Heidelberg: Draupadi.
- Menon, Nivedita (2007): »Outing heteronormativity: Nation, citizen, feminist disruptions« In: Nivedita Menon (Hg.): Sexualities. New Delhi: Women unlimited, 3-51.
- Miller, Daniel (2011): Tales from Facebook. Cambridge: polity.
- Miller, Daniel und Don Slater (2000): The internet: An ethnographic approach. Oxford: Berg.
- Mitra, Ananda (1997): »Virtual commonality: Looking for India on the internet« In: Steven G. Jones (Hg.): Virtual culture. Identity and communication in cybersociety. London: Sage 55-79.
- Mysorekar, Sheila (1993): »Weiße Taktik, weiße Herrschaft« In: Ika Hügel, Chris Lange, May Ayim, Ilona Bubeck, Gülşen Aktaş und Dagmar Schultz (Hg.): Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung. Berlin: Orlanda, 110-117.
- Nakamura, Lisa (2002): Cybertypes. Race, ethnicity, and identity on the internet. New York: Routledge.
- Neuberger, Christoph (2011): »Soziale Netzwerke im Internet. Kommunikationswissenschaftliche Einordnung und Forschungsüberblick« In: Christoph Neuberger und Volker Gehrau (Hg.): StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet. Wiesbaden: VS, 33-96.
- Neuberger, Christoph und Volker Gehrau (2011) (Hg.): StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet. Wiesbaden: VS.
- Niewöhner, Jörg (2015): »Infrastructures of Society, Anthropology of« In: James D. Wright (Hg.): International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences, Band 12, 2. Auflage, Elsevier, 119-125. Zweitveröffentlicht: <https://edoc.hu-berlin.de/handle/18452/20133> (01.10.2019).
- Nijhawan, Michael (2006): »Bin Laden in der U-Bahn und andere Verkennungen: Beobachtungen in der Sikh Diaspora« In: Christiane Brosius und Urmila Goel

- (Hg.): masala.de. Menschen aus Südasien in Deutschland. Heidelberg: Draupadi, 98-122.
- Nijhawan, Michael (2016): The precarious diasporas of Sikh and Ahmadiya generations. Violence, memory, and agency. New York: Palgrave Macmillan.
- Noorani, A.G. (2001): The RSS and the BJP. A division of labour, Reprinted with updated Epilogue. New Delhi: Left Word Books.
- Oberkircher, Volker (2006): »Die deutsche Greencard aus der Sicht indischer IT-Experten« In: Christiane Brosius und Urmila Goel (Hg.): masala.de. Menschen aus Südasien in Deutschland. Heidelberg: Draupadi, 161-188.
- Oomen, T.K. (2004): »New nationalisms and collective rights: the case of South Asia« In: Stephen May, Tariq Modood und Judith Spires (Hg.): Ethnicity, nationalism and minority rights. Cambridge: Cambridge University Press, 121-143.
- Oonk, Gijsbert (2007): »Global Indian diasporas: Exploring trajectories of migration and theory« In: Gijsbert Oonk (Hg.): Global Indian diasporas. Exploring trajectories of migration and theory. Amsterdam: Amsterdam University Press, 9-30.
- Pacagnella, Luciano (1997): »Getting the seats of your pants dirty: Strategies for ethnographic research on virtual communities« In: Journal of Computer-Mediated Communication, Band 3, Heft 1, <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1111/j.1083-6101.1997.tb00065.x/full> (16.09.16).
- Palriwala, Rajni und Patricia Uberoi (2008): »Exploring the links: Gender issues in marriage and migration« In: Rajni Palriwala und Patricia Uberoi (Hg.): Marriage, migration and gender. Los Angeles: Sage, 23-62.
- Paske, Mareile (2004): Das frühe theinder.net – Die Entwicklungen einer virtuellen Gemeinschaft? Unveröffentlichte Hausarbeit, Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder), Sommersemester 2004.
- Paske, Mareile (2005): Feldbeobachtungen. www.urmila.de/UDG/Lehre/SS05/Andere/paske.html (16.09.16).
- Paske, Mareile (2006): »Andere Deutsche«. Strategien des Umgangs mit Rassismuserfahrungen. Bachelorarbeit, Lehrstuhl für Vergleichende Kultur- und Sozialanthropologie, Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder, www.urmila.de/UDG/Forschung/publikationen/Paske2006.pdf (16.09.16).
- Patel, Geeta (2002): »On fire: Sexuality and its incitements« In: Ruth Vanita (Hg.): Queering India. Same-sex love and eroticism in Indian culture and society. New York: Routledge, 222-233.
- Pfeffer, K.H. (1965): Studenten und Praktikanten aus Asien. Der Deutschlandaufenthalt junger Pakistanis. Baden-Baden: Nomos.
- Pieterse, Jan Nederveen (2004): »Ethnicities and multiculturalisms: politics of boundaries« In: Stephen May, Tariq Modood und Judith Spires (Hg.): Ethnicity, nationalism and minority rights. Cambridge: Cambridge University Press, 27-49.

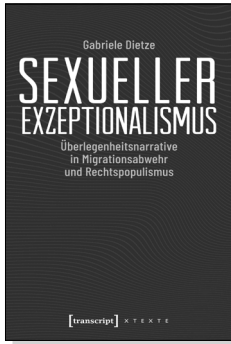
- Prasad, Nivedita und Urmila Goel (2012): »Zu Anderen machen. Über Rassismus, Integration und Schwarzen Feminismus« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): InderKinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland. Heidelberg: Draupadi, 180-191.
- Punnamparambil, Jose (1995): »Die indische Gemeinschaft in Deutschland« In: Berliner Institut für vergleichende Sozialforschung (Hg.): Handbuch ethnischer Minderheiten in Deutschland. Berlin: edition parabolis, 3.1.13.1-16.
- Puwar, Nirmal (2004): *Space invaders. Race, gender and bodies out of place*. Oxford: Berg.
- Rai, Amit S. (1995): »India on-line: Electronic bulletin boards and the construction of a diasporic Hindu identity« In: *Diaspora*, Band 4, Heft 1, 31-57.
- Rajagopal, Arvind (2000): »Hindu nationalism in the US: changing configurations of political practice« In: *Ethnic and Racial Studies*, Band 23, Heft 3, 467-496.
- Ray, Manas (2003): »Nation, nostalgia and Bollywood: in the tracks of a twice-displaced community« In: Karim H. Karim (Hg.): *The Media of Diaspora*. London: Routledge, 21-35.
- Reddy, Gayatri (2006): *With respect to sex. Negotiating Hijra identity in South India*. New Delhi: Yoda Press.
- Reggi, Nina-Maria (2008): *TheInder.net: eine biographische Orientierung. Wenn globalisierte Alltage online gehen*. Unveröffentlichte Magistra-Arbeit, Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie, Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Reggi, Nina (2010): »theinder.net: Wenn globalisierte Alltage online gehen. Eine biografisch orientierte virtuelle Ethnographie« In: Sabine Hess und Maria Schwertl (Hg.): *München migrantisch – migrantisches München. Ethnographische Erkundungen in globalisierten Lebenswelten*. München: Herbert Utz, 117-134.
- Reichert, Ramón (2008): *Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0*. Bielefeld: transcript.
- Riegel, Christine (2003): »Wie junge Migrantinnen mit ethnisiert-vergeschlechtlichten Fremdzuschreibungen umgehen« In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 26. Jahrgang, Heft 63/64, 59-76.
- Riegel, Christine und Thomas Geisen (2010) (Hg.): *Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen*. 2. Auflage, Wiesbaden: VS.
- Riegel, Christine und Asiye Kaya (2002): »The significance of ethnic and national identity of female researchers in practice with young migrant women: Experiences of allochthonous and autochthonous researchers« In: Mechthild Klegelmann (Hg.): *The role of the researcher in qualitative psychology*. Tübingen: Ingeborg Huber, 149-158.

- Rommelspacher, Birgit (1998): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht, 2. Auflage. Berlin: Orlanda.
- Rothermund, Dietmar (1995): »Parlamentarische Demokratie und Föderalismus« In: Dietmar Rothermund (Hg.): Indien. Kultur, Geschichte, Politik, Wirtschaft, Umwelt. Ein Handbuch. München: C.H. Beck, 389-408.
- Runkle, Susan (2004): »Manufacturing beauties« In: Manushi, Heft 143, 14-24.
- Rutter, Jason und Gregory W.H. Smith (2005): »Ethnographic presence in a nebulous setting« In: Christine Hine (Hg.): Virtual methods. Issues in social research on the internet. Oxford: Berg, 81-92.
- Salentin, Kurt (2002): Tamilische Flüchtlinge in der Bundesrepublik. Eine Bestandsaufnahme sozialer, ökonomischer und rechtlicher Aspekte der Integration. Frankfurt a.M.: iko.
- Santos Ribeiro de Oliveira, Miriam (2014): »(Re-)connecting with the Indian diaspora from the ›homeland‹: Diaspora conferences and the construction of online linkages with Non-Resident-Indians« In: Ajaya K. Sahoo und Johannes G. de Kruijf (Hg.): Indian Transnationalism Online: New Perspectives on Diaspora. Farnham: Ashgate, 147-162.
- Schachtner, Christina (2005): »Virtuelle Mädchen- und Frauennetze als Kommunikationsräume« In: Christina Schachtner und Gabriele Winker (Hg.): Virtuelle Räume – neue Öffentlichkeiten. Frauennetze im Internet. Frankfurt a.M.: Campus, 219-238.
- Schachtner, Christina und Gabriele Winker (2005) (Hg.): Virtuelle Räume – neue Öffentlichkeiten. Frauennetze im Internet. Frankfurt a.M.: Campus.
- Schiffauer, Werner (2002): Migration und kulturelle Differenz. Berlin: Die Ausländerbeauftragte des Senats.
- Schmidt, Gurly (2000): »Chat-Kommunikation im Internet. Eine kommunikative Gattung?« In: Caja Thimm (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationsstrukturen im Internet. Wiesbaden: Westdeutscher, 109-130.
- Schmidt, Jan (2006): Weblogs. Eine kommunikationssoziologische Studie. Konstanz: UVK.
- Schmidt, Jan (2008): »Was ist neu am Social Web? Soziologische und kommunikationswissenschaftliche Grundlagen« In: Ansgar Zerfaß, Martin Welker und Jan Schmidt (Hg.): Kommunikation, Partizipation und Wirkungen im Social Web. Band 1: Grundlagen und Methoden: Von der Gesellschaft zum Individuum. Köln: Herbert von Halem, 18-40.
- Schmidt, Jan (2011): Das neue Netz. Merkmale, Praktiken und Folgen des Web 2.0, 2., überarbeitete Auflage. Konstanz: UVK.
- Schmidt, Jan-Hinrik (2013): Social Media. Wiesbaden: Springer VS.
- Schneider, Nadja-Christina und Fritzi-Marie Titzmann (2015) (Hg.): Studying youth, media and gender in post-liberalisation India. Focus on and beyond the ›Delhi gang rape‹. Berlin: Frank & Timme.

- Schneider, Robin (1995): »Die Diaspora der Ahmadiya-Bewegung in Deutschland« In: Berliner Institut für vergleichende Sozialforschung (Hg.): Handbuch ethnischer Minderheiten in Deutschland. Berlin: edition parabolis, 3.2.7.1-12.
- Schroer, Markus (2003): »Raumgrenzen in Bewegung. Zur Interpretation realer und virtueller Räume« In: Sociologia Internationalis. Internationale Zeitschrift für Soziologie, Kommunikations- und Kulturforschung, Band 41, Heft 1, 55-76.
- Shahani, Parmesh (2008): Gay Bombay. Globalization, love and (be)longing in contemporary India. Delhi: Sage.
- Sharma, Archana (2008): »Caste on Indian marriage dot-com: Presence and absence« In: Radhika Gajjala und Venkataramana Gajjala (Hg.): South Asian technospaces. New York: Peter Lang, 135-152.
- Shaw, David F. (1997): »Gay men and computer communication: A discourse of sex and identity in cyberspace« In: Steven G. Jones (Hg.): Virtual culture. Identity and communication in cybersociety. London: Sage, 133-145.
- Skop, Emily (2014): »Third space« as transnational space« In: Ajaya K. Sahoo und Johannes G. de Kruijf (Hg.): Indian Transnationalism Online: New Perspectives on Diaspora. Farnham: Ashgate, 81-102.
- Snee, Helene (2013): »Making ethical decisions in an online context: Reflections on using blogs to explore narratives of experience« In: Methodological Innovations Online, Band 8, Heft 2, 52-67.
- Stegbauer, Christian (2000): »Begrenzungen und Strukturen internetbasierter Kommunikationsgruppen« In: Caja Thimm (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationsstrukturen im Internet. Wiesbaden: Westdeutscher, 18-38.
- Stegbauer, Christian (2001): Grenzen virtueller Gemeinschaft. Strukturen internetbasierter Kommunikationsforen. Wiesbaden: Westdeutscher.
- Stegbauer, Christian und Alexander Rausch (2001): »Die schweigende Mehrheit – »Lurker« in internetbasierten Diskussionsforen« In: Zeitschrift für Soziologie, Band 30, Heft 1, 48-64.
- Terkessidis, Mark (2004): Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive. Bielefeld: transcript.
- Thattamannil, Pia Skariah (2012): »Vom Dazwischen-Sitzen und Daneben-Benehmen. Über Erwartungen, Rassismus und weiße Empfindlichkeiten« In: Urmila Goel, Jose Punnamparambil und Nisa Punnamparambil-Wolf (Hg.): In der Kinder. Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland. Heidelberg: Draupadi, 170-179.
- Thimm, Caja (2000) (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationsstrukturen im Internet. Wiesbaden: Westdeutscher.
- Thundiyil, Kikiliamma (2008): »Mein deutsches Leben« In: Meine Welt (Hg.): Heimat in der Fremde. Migrationsgeschichten von Menschen aus Indien in Deutschland. Heidelberg: Draupadi, 241-252.

- Tiðberger, Martina, Gabriele Dietze, Daniela Hrzán und Jana Husmann-Kastein (2009) (Hg.): *Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus*, 2., durchgesehene Auflage. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Titzmann, Fritzi-Marie (2014): *Der indische Online-Heiratsmarkt. Medienpraktikern und Frauenbilder im Wandel*. Berlin: Frank & Timme.
- Uhl, Matthias und Keval J. Kumar (2004): *Indischer Film. Eine Einführung*. Bielefeld: transcript.
- van der Veer, Peter (1995): »Introduction: The diasporic imagination« In: Peter van der Veer (Hg.): *The politics of space in the South Asian diaspora*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1-16.
- Vanita, Ruth und Saleem Kidwai (2001) (Hg.): *Same-Sex Love in India*. New York: Palgrave.
- Varadarajan, Siddharth (2002) (Hg.): *Gujarat. The making of a tragedy*. New Delhi: Penguin.
- Velho, Astride (2010): »(Un-)Tiefen der Macht. Subjektivierung unter den Bedingungen von Rassismuserfahrungen in der Migrationsgesellschaft« In: Anne Broden und Paul Mecheril (Hg.): *Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zu Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft*. Bielefeld: transcript, 113-140.
- Wallerstein, Immanuel (1991): »The construction of peoplehood: Racism, nationalism, ethnicity« In: Étienne Balibar und Immanuel Wallerstein (Hg.): *Race, nation, class: Ambiguous identities*. London: Verso, 71-85.
- Watson, Nessim (1997): »Why we argue about virtual community: A case study of the Phish.Net fan community« In: Steven G. Jones (Hg.): *Virtual culture. Identity and communication in cybersociety*. London: Sage, 102-132.
- Werbner, Pnina (1997): »Introduction: The dialectics of cultural hybridity« In: Pnina Werbner und Tariq Modood (Hg.): *Debating cultural hybridity. Multi-cultural identities and the politics of anti-racism*. London: Zed Books, 1-28.
- Wimmer, Jeffrey (2007): *(Gegen-)Öffentlichkeit in der Mediengesellschaft. Analyse eines medialen Spannungsverhältnisses*. Wiesbaden: VS.
- Winker, Gabriele (2005): »E-Empowerment – Vielfalt und Integration frauenpolitischer Aktivitäten im Internet« In: Christina Schachtner und Gabriele Winker (Hg.): *Virtuelle Räume – neue Öffentlichkeiten. Frauennetze im Internet*. Frankfurt: Campus, 21-30.
- Yuval-Davis, Nira (1997): *Gender & Nation*. Los Angeles: Sage.

Kulturwissenschaft

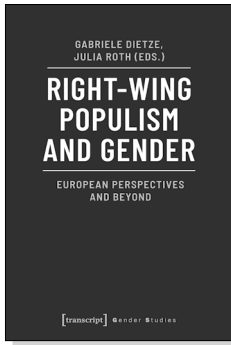


Gabriele Dietze

Sexueller Exzeptionalismus

Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus

2019, 222 S., kart., Dispersionsbindung, 32 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4708-2
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4708-6

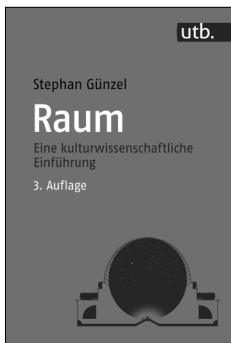


Gabriele Dietze, Julia Roth (eds.)

Right-Wing Populism and Gender

European Perspectives and Beyond

April 2020, 286 p., pb., ill.
35,00 € (DE), 978-3-8376-4980-2
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4980-6



Stephan Günzel

Raum

Eine kulturwissenschaftliche Einführung

März 2020, 192 S., kart.
20,00 € (DE), 978-3-8376-5217-8
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5217-2

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Kulturwissenschaft



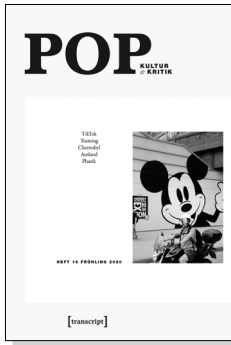
María do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan

Postkoloniale Theorie Eine kritische Einführung

Februar 2020, 384 S., kart.

25,00 € (DE), 978-3-8376-5218-5

E-Book: 22,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5218-9



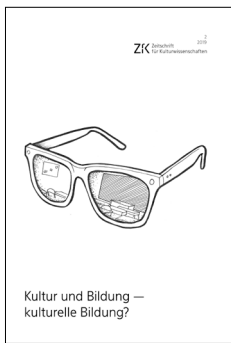
Thomas Hecken, Moritz Baßler, Elena Beregow,
Robin Curtis, Heinz Drügh, Mascha Jacobs,
Annekathrin Kohout, Nicolas Pethes, Miriam Zeh (Hg.)

POP Kultur & Kritik (Jg. 9, 1/2020)

April 2020, 180 S., kart.

16,80 € (DE), 978-3-8376-4936-9

E-Book: 16,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-4936-3



Birgit Althans, Kathrin Audehm (Hg.)

Kultur und Bildung – kulturelle Bildung? Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2/2019

2019, 144 S., kart.

14,99 € (DE), 978-3-8376-4463-0

E-Book: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4463-4

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**